
SIGILLVM·ACADEMIAE·HARVARDIANAE·IN·NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band VII

Mai—Juli 1906

1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.



Chronik.

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Feuilleton.

Rundschau.



Der Zeuge im modernen Strafprozeß.

Von Hans Groß.

In jeder Disziplin bilden auftauchende neue Ideen zwar die einzige Möglichkeit und den Ausgangspunkt für fortschreitende Erkenntnis, ihre Bedeutung erhalten sie aber erst, wenn sie richtig eingewertet, richtig verstanden und an die richtige Stelle gebracht wurden; es ist schon oft erörtert worden, wie alles Neue zuerst maßlos überschätzt, dann ganz verworfen und erst nach langem Auf- und Abschwanken entsprechend beurteilt wird. So ist es in allen Wissenschaften und in unserer auch. Greifen wir wahllos ein Beispiel heraus: vor einem Dutzend Jahren wurde zuerst darauf hingewiesen, wie sehr wir von jeher die Aussage von Zeugen im Prozeß überschätzt haben und wie sehr die Schwierigkeiten nicht darin zu suchen sind, daß der Zeuge die Wahrheit nicht sagen will, sondern darin, daß er sie nicht sagen kann. Der Zeuge weiß so oft nicht, was er weiß. Im weiteren Verlaufe der Untersuchungen wurde später an unzähligen Beispielen dargetan, wie oft wir, auch im gewöhnlichen Leben, falsch wahrnehmen und doch glauben und nötigenfalls darauf schwören, daß wir richtig wahrgenommen haben und ein ganzer Zweig der strafrechtlichen Hilfswissenschaften, die subjektive Kriminalpsychologie, befaßt sich mit der Erklärung dieser Erscheinung, mit der Erforschung, warum man im einzelnen Falle falsch wahrnimmt und mit der Untersuchung, wie solche falsche Wahrnehmungen des Zeugen (auch des Sachverständigen und des Richters selbst) entdeckt und unter Umständen richtiggestellt werden können.

Diese Untersuchungen am Tatsächlichen, sich von selbst Ereignenden, wurden dann später durch Versuche, die namentlich L. W. Stern in Breslau in verdienstlicher Weise angestellt hat, zwar auch am Tatsächlichen, aber künstlich Hervorgerufenen, weiter geführt, und so überaus Wertvolles und Interessantes durch ihn vorgebracht wurde, so schufen sie doch auch alle Schwierigkeiten, die jedem „Laboratoriumsversuche" seiner Natur nach anhaften müssen. Einen großen Teil derselben bilden bekanntlich die „Bilderversuche", bei welchen einer Anzahl von Menschen ein bestimmtes Bild durch bestimmte Zeit zum Ansehen vorgelegt wird, worauf sie alle sagen müssen, was sie gesehen und sich gemerkt haben. Es ist nun allerdings sehr lustig, aber auch instruktiv, zuzusehen, was die Leute nicht wahrgenommen, übersehen, falsch gefaßt, dazugedacht und vergessen haben — der Wirklichkeit entspricht aber ein solcher Versuch nicht und wir lernen nicht allzuviel daraus. Ich habe wiederholt ausgeführt, daß diese Versuche uns nicht über das Wahrnehmen der

Leute überhaupt, sondern nur über ein beschränktes Vermögen der Versuchspersonen unterrichten: über ihr sogenanntes „graphisches Talent", d. h. sie zeigen, inwieferne sich jemand mit einer graphischen Darstellung zurechtfindet. Solche Fragen interessieren uns aber nur selten: in der Regel wollen wir über Hergänge, das Nacheinander der Ereignisse Aufschluß bekommen und dieses plastisch Bewegte ist etwas ganz anderes, als das Flächenhafte, Unbewegte. Was also bei den genannten Versuchen gelernt wird, darf keineswegs direkt auf unsere Fragen angewendet werden und diese erhalten nur Förderung durch sorgfältiges Sammeln von Tatsachen, deren Erklärung und Anwendung. Ob diese Tatsachen gerade krimineller Natur sind oder dem gemeinen Leben entnommen wurden, ist namentlich dann vollkommen gleichgültig, wenn die letzteren so beschaffen sind, daß sie u. a. kriminelle Bedeutung haben könnten. Sagen wir z. B. Verwechslung sonst gut bekannter Personen: geschieht eine solche auch bei einem noch so gleichgültigen Anlaß, so ist sie sachlich von Bedeutung, weil sie sich ebenso bei einem strafrechtlich wichtigen Falle hätte ereignen können.

Wenn wir nun fragen, was die unzähligen gesammelten Beispiele und die daran geknüpften kriminalpsychologischen Untersuchungen an Material zu weiterer Forschung geschaffen haben, so läßt sich allerdings nur das sehr wenige bestimmt sagen: „Es ist festgestellt, daß wir den Wert der Zeugenaussagen bisher um ein Vielfaches überschätzt haben". Aber so wenig dies aussieht, so ist die Erkenntnis dadurch doch in mehreren Richtungen gefördert worden. Vor allem darf nicht behauptet werden, daß hiemit Nihilismus gepredigt und dem Strafprozeß eine seiner wichtigsten Grundlagen, der Zeugenbeweis, genommen oder verkümmert werde. Daß diese Entwertung nicht eintritt, findet seine Erklärung allerdings in einem außerhalb der Frage liegenden Grunde, und zwar darin, daß gleichzeitig mit den Bedenken gegen das richtige Wahrnehmen der Menschen die Bedeutung der Realien im Strafrecht geltend gemacht wurde, so daß die Hilfe aus der Lehre von den Realien, der Kriminalistik, uns mindestens ebensoviel an Beweismaterial bietet, als den Zeugen an Beweiskraft abgesprochen wurde. Aber auch in der modernen Einwertung der Aussage selbst liegt keineswegs bloß Herabsetzung ihrer Bedeutung, es soll nur erwiesen werden, daß mit dem vom Zeugen Gebotenen nicht so kritiklos vorgegangen werden darf, wie man dies früher getan hat; es wird aber auch weiter behauptet, daß dieses Material, wenn nach moderner Methode gewonnen und untersucht, um viele Male wertvoller, beweiskräftiger und überzeugender ist, als das im alten Sinne Zusammengetragene, so daß wir im Überblick an Qualität unvergleichlich mehr gewonnen haben, als vielleicht an Quantität verloren ging.

Wer dabei Nutzen zieht, Anklage oder Verteidigung, das wollen wir nicht fragen, uns interessierte nur der Gewinn an objektiver Wahrheit. Man ist heute oft nicht sehr weit vom gemeinen Manne entfernt, der von „meinen" Zeugen und „seinen" Zeugen auch im Strafprozeß spricht. Wir müssen zu der einfachen und nahe-

liegenden Wahrheit kommen, daß es keine Zeugen des Staatsanwalts und keine des Verteidigers, sondern bloß Zeugen des Richters gibt, und zu dieser unbestrittenen Tatsache werden wir gelangen, wenn wir eine möglichst hohe Stellung des Verteidigers und die Überzeugung anstreben, daß Richter, Staatsanwalt und Verteidiger in gleicher Weise zur Findung der Wahrheit verpflichtet sind. Gerade dieses wichtige Moment wird aber vornehmlich durch die moderne Auffassung vom Zeugenwert gefördert, da ein wichtiger Teil der Hauptverhandlung nunmehr nicht bloß in der programmäßigen Abhörung der Zeugen, sondern in der wissenschaftlichen Untersuchung des Wertes jeder einzelnen Aussage bestehen wird. Auf diesem Gebiete kann sich aber am weitesten die segensreiche Tätigkeit eines wissenschaftlich geschulten Verteidigers entfalten. Freilich wird man viel von ihm verlangen, ist er aber auf dem Felde heutiger Kriminalpsychologie zu Hause, so findet er auch hundertfachen Anlaß, um belastende oder entlastende Aussagen entweder als beim besten Willen des Zeugen falsch abgegeben oder aber als einwandsfrei festzulegen. Leicht und mühelos wird dies allerdings nur selten sein, aber um sich zu plagen, ist der Kriminalist einmal auf der Welt. Sagen wir z. B., ein halb Dutzend Zeugen hätte einen wichtigen Umstand bekräftigt. Früher sagte man: „Zwei Zeugen genügen — sechs sind also dreimal sicher und damit sind wir mit dieser Frage fertig". Heute sagen wir: „Wenn sich ein Zeuge irrt, so können innere oder äußere Gründe vorliegen; waren es innere, so können sie natürlich auch nur bei einzelnen gewirkt haben und dann sind sechs Zeugen allerdings ein gewaltiger Zwang, das Ausgesagte für richtig zu halten. Waren es aber äußere Gründe, so ist wenigstens die Annahme der Möglichkeit gerechtfertigt, daß diese äußeren Gründe auf alle sechs Zeugen gewirkt haben — dann haben sich aber alle sechs geirrt und es ist zum mindesten die Aussage von sechs Zeugen nicht mehr wert als die eines einzigen". Aber diese „äußeren Gründe" müssen freilich erst gesucht und erwiesen werden.

Noch viel wichtiger kann es werden, wenn der Verteidiger, allerdings mehr im Vorverfahren, auf Vernehmung der Zeugen in loco rei sitae, am Tatorte, dringt. Allerdings hat man von jeher gewußt, daß solche Vernehmungen besser gelingen, als die in der Amtsstube, aber erst die neuen vielfachen Erfahrungen haben gelehrt, um wie viel leichter man sich an Ort und Stelle erinnert, um wie viel sicherer man da das oft wichtige Neben- und Nacheinander ordnet und wie verläßlich man überhaupt an Einzelheiten des Ortes anknüpft. Welch reiches Gebiet für oft verblüffende Lösungen bieten uns die viel zu wenig beachteten Erscheinungen der normalen Sinnestäuschungen, wie viele Erklärungen haben wir durch die naheliegende Tatsache gewonnen, daß die Frau eben ganz anders sieht, einwertet, umformt und wiedergibt als der Mann, und daß bei weiblichen Zeugen wieder das heranwachsende Mädchen jemand psychologisch ganz anderer ist als die entwickelte Frau, die alte Jungfer, die greise Matrone! Denselben Vorgang sehen sie alle total anders und in der Wiedergabe spielen alle Farben vom reinen Weiß bis zum tiefsten Schwarz.

Aber auch allgemeine Vorgänge müßten studiert und angewendet werden; was der Zeuge „bewiesen“ nennt, wie er kausaliter verbindet, wie weit seine angeborene oder erworbene Skepsis reicht, was ihm „wahrscheinlich“ klingt, wann er von „Zufall“ redet, wie sein Wissensschatz beschaffen ist und wie er Neues darin einordnet und von dem Vorhandenen beeinflussen läßt — das alles ist so überaus verschieden und auf Wahrnehmungen so nachhaltig wirkend, daß es eben in jedem einzelnen Fall untersucht werden muß, sollen nicht die schwerstwiegenden Fehler geschehen. Wir dürfen nie vergessen, daß das wenigste, uns von Zeugen gebotene, Tatsachen sind, fast alles stellt Schlüsse vor. Selbst wenn der Zeuge sagt: „Es war 12 Uhr“ — so hätte er das nicht als Tatsache anführen, sondern sagen sollen: „Wenn ich recht gesehen habe, wenn meine Uhr richtig ging und wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht — wenn diese Prämissen zutreffen, so schließe ich, daß es 12 Uhr war“. Niemand behauptet, daß die Zeugen so reden sollen, aber man muß einsehen, daß in fast jeder Aussage Prämissen und Schlüsse stecken, daß sie alle richtig, aber auch alle falsch sein können und daher untersucht werden müssen.

Hier überall gibt es unabsehbar viel Arbeit an Beobachten, Sammeln, Verwerten, theoretisch Verarbeiten aber auch an praktischer Arbeit bei jeder, auch noch so unbedeutenden Verhandlung, ja überall im täglichen Leben. Die heutige kriminalistische Wissenschaft kann jede psychologische Beobachtung brauchen, wenn sie nur sorgsam und ehrlich gemacht wurde.

General Mollinary.

Von Dr. Heinrich Kretschmayr.

Ein Name, der große und — trübe Erinnerungen weckt. War es nicht dieser General, der vereint mit dem Grafen Thun am Tage von Königgrätz den historischen Vorstoß nach dem Swiepwald und der linken Flanke der preußischen Hauptarmee unternehmen ließ, während dessen die Preußenkorps des Kronprinzen zerschmetternd in die Flanke der österreichischen Armee eindrangen? Und hat er sich so nicht mit schwerem Vorwurf beladen? Mancher Historiker, auch von Rang, hat darauf erkannt. Wer möchte nicht den Hauptbeteiligten selbst darüber vernehmen wollen?

Die hinterlassenen Aufzeichnungen* betrügen die Erwartungen des Lesers nicht. Freimütig äußert sich ihr Verfasser wie in der eben genannten ernsten Sache so auch in anderen nicht immer bloß militärischen Fragen; die Charakterbilder nahezu aller hervorragenden Generale der kaiserlichen Armee sind mit voller Unbefangenheit gezeichnet. Und Mollinarys Memoiren rufen auch dort Teilnahme und Interesse

* „46 Jahre im österreichisch-ungarischen Heere (1833—1879)“. Von Anton Freiherrn von Mollinary, k. u. k. Feldzeugmeister. 2 Bände. Zürich 1905. Orell Füßli.

wach, wo ihm die Größe der Ereignisse, an denen er teilgehabt, nicht zu Hilfe kommt. Nicht, daß sie sich an formeller Vollendung und an Gedankenfülle etwa mit den Lebenserinnerungen Rudolf Delbrücks oder gar mit den Schriftwerken Bismarcks und Moltkes vergleichen ließen. Aber sie sind anmutig bei aller Einfachheit, loyal ohne ledern zu sein — „weder schön- noch schwarzgefärbte Zeitbilder", wie die Vorrede sagt — in bestem Sinne eine anregende und lehrreiche Lektüre.

Anton Mollinary, am 9. Oktober 1820 geboren, entstammt einer trotz des italienischen Namens längst deutsch gewordenen Soldatenfamilie der alten Militärgrenze, wuchs dort heran, kam im Herbste 1833 in die Pionierschule zu Tulln, hernach (1837) als „Kaiserkadett" nach Italien, avancierte im Folgejahre (1838) zum Leutnant, 1842 zum Oberleutnant und wurde 1843 als Fachmann im Pionierwesen in den Generalstab berufen. Seine Mitteilungen aus diesen Jahren sind glücklich belebt durch episodenhafte Einschaltungen. Immer bemüht, jede freie Stunde zu Studien und Theaterbesuch zu verwenden, wollte er sich nur schwer in den Geist jener Zeit „großen Stillstandes im Leben Österreichs" finden, „wo die meisten unserer Staatsmänner sich in behaglicher Ruhe gefielen, die Trägheit grundsätzlich förderten, nur Mittelmäßigkeiten an ihrer Seite duldeten und alle ferne hielten, die zu reger zeitgemäßer Tätigkeit geeignet und bereit gewesen wären". Im Jahre 1847 führte ihn eine halbamtliche Reise nach Frankreich und England, dann auch nach Spanien und Konstantinopel. Er beschreibt sie mit naiver Anschaulichkeit und fügt beachtenswerte Bemerkungen über die militärischen Verhältnisse, besonders in Frankreich ein; die französische Armee scheint ihm von ihrer Höhe in der napoleonischen Zeit merklich herabgesunken, die Marine hingegen wohl ausgebildet. Über nationale Besonderheiten der beiden westlichen Nationen fällt manches bezeichnende Wort.

Mit dem Revolutionskriege von 1848—1849 gewann Mollinarys Leben einen größeren Inhalt. Er wurde dem FML. Freiherrn von Heß, dem Chef des Generalstabes Radetzkys, zur Seite gestellt. Von herzlicher Anhänglichkeit und inniger Ergebenheit für seinen Chef beseelt, nimmt er in den mannigfachen Konflikten, in welche dieser geriet, sehr entschieden dessen Partei. Aus mancherlei Einzelzügen fügt sich ein ziemlich deutliches Bild dieser sympathischen, um Österreich so sehr verdienten Persönlichkeit zusammen: sonst mitteilsam und entgegenkommend, war Heß in bezug auf seine Pläne als Operationsleiter schweigsam und verschlossen gegen jedermann, wohl auch darum, weil er wohl Ideen zu fassen, sie aber nur schlecht zu verteidigen sich im stande fühlte. So hat es mißgünstiger Darstellung möglich werden können, manche Überlieferung zu seinen Ungunsten zu verkehren. Mollinary erhebt lauten Protest dagegen, daß die Operationspläne der Jahre 1848 und 1849 jemand anderem als Heß zugeschrieben würden.* Über seine eigene verdienstliche Tätigkeit äußert er sich kurz, ohne Pose, auch ohne theatralische Bescheidenheit. Er zeichnete

* I., 160—166; II., 3.

sich vielfach aus, besonders an der Etsch-Klause bei Rivoli, wo dann ein Fort nach ihm den Namen erhielt und wurde bei Novara nicht ungefährlich verwundet. Nach Schluß der Feindseligkeiten vermählte er sich mit einer geborenen Gräfin Giovio, verwitweten Torresani und stieg, 1854 geadelt, in ungewöhnlich raschem Avancement in vierthalb Jahren vom Oberleutnant zum Oberst und Kommandanten des Pionnier- und Flottillenkorps auf. Sechs Jahre (1851—1857) war er zu Klosterneuburg in dieser Stellung tätig. In der Art, wie er sie ausübte, spricht sich die Natur des Mannes aus: taktvoll und einsichtig, voll Achtung vor der Bildung. Er sieht die italienische Bewegung, den »risorgimento« mit den Augen des Historikers und nicht des Soldaten; er weiß das Österreich jener Tage nicht frei von dem Vorwurf, „die Macht der Idee nie genügend gewürdigt zu haben; und hier handelte es sich um eine solche. Was vermochte all unser guter Wille, unser redliches Streben gegen die Losung: ‚Befreiung von der Fremdherrschaft! Einheitliche politische Gestaltung!‘ die seit langem das ganze Land von Ätna bis zum Monte Viso auf seine Fahne geschrieben!“* Wißbegierig und empfindungsreich stahl er sich auf Dienstwegen und Märschen die Stunden ab, um die Denkmale von Ravenna und von Aquileja auf sich wirken zu lassen, las Xenophon und Caesar und versuchte sich noch als General an einer Bearbeitung der Peutingerschen Tafel.

Im Jahre 1858 ging Mollinary als Generalmajor nach Mailand ab. Die erste Freude über diese Zuweisung trübte sich rasch. Das war nicht mehr die musterhafte Armee der Radetzky und Heß. „Die Gedanken der Offiziere waren mit geringen Ausnahmen weniger ihrem Berufe als Allotrien aller Art, meist den verschiedensten Zerstreuungen zugewandt. Jene wenigen aber, die im Drange nach höherem militärischen Wissen Privatstudien betrieben, fanden statt Unterstützung oder auch nur Aufmunterung nichts als Spott und wurden ironisch ‚Schriftgelehrte‘ genannt.“ Die zunehmende Wichtigkeit der Handfeuerwaffen wurden unterschätzt, noch immer „die Bajonettspitze weit über die Kugel gestellt“. Der neue Befehlshaber, FZM. Graf Gyulai, war nicht der Mann, Wandel zu schaffen. Ohne höhere militärische Bildung, ein gerader und offener Charakter, auch nicht gemütlos, „beobachtete er Rücksichten und gute Lebensart nur Personen gegenüber, die ihm sympathisch waren“ und stieß die anderen durch bitteren Sarkasmus ab. Er hat sich zwar selbst die Fähigkeit für das Kommando im italienischen Kriege von 1859 abgesprochen, dann aber zum unheilbaren Schaden des ganzen sich doch nicht mit seinem Generalstabchef, dem hochbegabten Kuhn, verstehen wollen.**

Am Kriege hatte Mollinary zunächst keinen Anteil. Er war im Jänner 1859 als Kommandant nach Ancona versetzt worden, welche päpstliche Festung mit einer

* I., 247.

** II., 4—12; Mollinary ist hier ein scharfer Tadler; nicht ohne boshaften Humor werden die Korpsmanöver von 1858 erzählt, ein vergnügliches Stück militärischer Sachkritik. Von Kuhn hat er die denkbar beste Meinung; er nennt ihn 1867 den fähigsten General der Armee, dem begabten, tatkräftigen und kenntnisreichen John ohne Zweifel überlegen. II., 187.

österreichischen Brigade belegt war, im Juni aber geräumt wurde. Lang war a o hier seines Bleibens nicht. Auf dem Rückwege nach Norden in das kaiserliche Hauptquartier nach Villafranca (südwestlich von Verona) berufen, gewann er dort keine freundlichen Eindrücke. Er fand seinen alten Gönner, FZM. Baron Heß, der nach den ersten Mißerfolgen des Feldzuges als Generalstabschef des Kaisers auf den Kriegsschauplatz gekommen war, überaus verstimmt, sich fast völlig bei Seite geschoben zu sehen. Mollinary sieht darin die Wurzel alles Übels. Er sagt fast mit Feierlichkeit, das Unglück von Solferino hätte sich wohl verhindern lassen, wenn „die vox populi sich bewahrheitet und unser bewährter Stratege das Oberkommando in Italien erhalten hätte". Er blieb nach dem Kriege fünf Monate hindurch Generalstabschef des neuernannten Kommandanten der italienischen Armee Österreichs, Grafen Degenfeld, verbrachte die vier Jahre von Februar 1860 bis Februar 1864 als Brigadier in Laibach, Görz und Triest und wurde hernach dem Korpskommandanten von Verona, Ludwig von Benedek, zur Seite gestellt.

Benedek stand damals auf der Gipfelhöhe seines Ruhmes, er war dem österreichischen Soldaten die „Personifikation der Unüberwindlichkeit". Mollinary rühmt seine Vornehmheit im Denken, sein konziliantes Wesen, seine Herzensgüte, sein „leutseliges und zugleich soldatisches Wesen"; Haudegen und Ehrenmann, gelegentlich auch ein Mann der Pose. Aber „unausgesetzte geistige Anstrengungen entsprachen weder seiner Anlage noch seinen Neigungen". Mollinary beklagt es, daß sein Interesse sich in Personalien und Disziplinfragen erschöpft habe. „Weder über Truppenausbildung, noch über taktische Übungen, noch über Kriegsoperationen fiel von seinem Munde je ein Wort. So oft ich versuchte, ein derartiges Thema zu berühren, machte er kein Hehl daraus, daß dies ihn langweile." Und sein größter Fehler: den Soldaten ein wahrer Vater, den untergeordneten Offizieren ein gütiger Vorgesetzter, „hielt er die Generale geradezu mit einer gewissen Kälte ferne, nicht aus Hochmut und Mißgunst, sondern weil er sich in wichtigen Dingen nicht sicher, ihnen nicht überlegen fühlte". Was Wunder, wenn dann eine Entfremdung eintrat? Mollinary, seit Juni 1865 Feldmarschalleutnant, empfand es schwer, sich mit ihm so gar nicht verstehen zu können und hat doch nie erfahren können, was der Grund von Benedeks abweisender Haltung gewesen sei.

Mit der Schilderung der Ereignisse des Jahres 1866 erreichen diese Darstellungen ihren Höhepunkt und gelangt dieses Soldatenleben zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Mollinary ist ein unbarmherziger Ankläger der Sünden Österreichs. Er verweist auf den alles entscheidenden Mangel in der Feuerwaffe, die Rückständigkeit der Mobilisierung, die verhängnisvollen Veränderungen in der Generalität in letzter Stunde; Benedek, sonst so fröhlich und hoffnungsfroh, sei, so wollte es ihm in persönlicher Unterredung scheinen, fast wie zu einem Gerichte auf den böhmischen Kriegsschauplatz gezogen.* Bei der ungeheuren Überlegenheit des preußischen Gewehres — auf 2—3 österreichische 12—15 preußische Schüsse — war ein nach-

* S. II., 128—129.

haltiger Erfolg überhaupt nicht zu erzielen. Nicht überlegene Heereskräfte erreichten, wie man weiß, die Erfolge vor dem 3. Juli 1866, sondern die bessere Bewaffnung.* Und dazu war — hier deckt sich Mollinarys Urteil mit dem fast aller militärischen Autoritäten — als Kardinalfehler ein folgenschweres Versäumnis begangen worden: die Österreicher hatten den Vorteil der inneren Linie nicht ausgenützt, um die aus Schlesien getrennt vorrückenden Korps der zweiten preußischen Armee einzeln mit Übermacht anzufallen und zu werfen. „Die einzige Gelegenheit, die der verhängnisvolle Krieg uns bot und die man mit beiden Händen hätte ergreifen sollen, war unwiederbringlich verloren!"**

Und so kam der Tag von Königgrätz! Mollinary schildert die unsichere Haltung des Feldherrn; niemand von den Generalen hatte eine Ahnung von dem inhaltsschweren Telegramm, das Benedek am 1. Juli an den Kaiser gesandt hatte,*** ebenso wenig von den höchst bedeutsamen Veränderungen im Personalstande des Hauptquartiers. Der Kommandant des vierten Armeekorps, Graf Festetics, dem Mollinary zur Seite gegeben war, verlor, an der Führung der Armee verzweifelnd, für einen Augenblick den Halt: „Wenn es mit Ehre und Pflicht vereinbar wäre, verließe ich noch heute die Armee." Mollinary verteidigt die Aufstellung, welche die Kommandanten des rechten Flügels des 4. und 2. Korps, die Grafen Festetics und Thun, anstatt an den Lehnen zwischen Chlum—Nedělišt—Trotina, wie die ausgegebene Schlachtordnung vorzuschreiben schien, auf den nordwärts vorliegenden und beherrschenden Höhen von Maslowěd und Horenowes genommen haben. „Ein Blick auf das Terrain oder auch nur auf eine richtige Karte überzeugt wohl jeden unbefangenen Sachverständigen, daß auf dem rechten Flügel eine erfolgreiche Defensive und eventuelle spätere Offensive nur auf diesen Höhen und von denselben aus, nicht aber auch rückwärts auf den Lehnen und am Fuße derselben möglich gewesen wäre." Und man wird dem österreichischen General mit seiner ausgezeichneten Vergangenheit mehr glauben dürfen als dem preußischen Professor von Sybel, der in dieser Vorschiebung des österreichischen rechten Flügels nach Maslowěd und Horenowes den Anfang alles Unheils ersehen will.†

* Mollinary sagt II., 149—150: „Ich hatte (am 29. Juni) zum erstenmal Gelegenheit, die Wirkung der Hinterlader auf dem Gefechtsfelde kennen zu lernen. So groß die Vorstellung war, die ich mir nach den Berichten über die deutsch-dänischen Kämpfe 1864 davon gemacht, sie wurde durch den verblüffenden Anblick der Verheerungen, die das preußische Gewehr in unseren Reihen anrichtete, weit übertroffen. Im Schußbereiche war das Sausen der Geschosse, ihr Rauschen durch die Baumkronen, das Klatschen, das ihr Aufschlagen auf Mauern und Erdboden hervorbrachte, so stark und ununterbrochen, daß es wie schwerer Hagel klang und ich wirklich meinte, es werde kein Mann aus dem beschossenen Rayon ungetroffen entkommen." Vgl. übrigens Friedjung, „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland". II., 52, 69.

** II., 131. Dazu Friedjung, „Vorherrschaft", II., 36, besonders 76, 84.

*** Er bittet darin dringend, Frieden zu schließen, „da sonst eine Katastrophe unvermeidlich sei".

† Sybel, „Begründung des Deutschen Reiches" (Volksausgabe), 5, 137. Übrigens sind die Ausführungen Mollinarys gerade hier (II., 157) etwas unklar; vielleicht liegt ein Druckversehen vor?

Am frühen Vormittage des 3. Juli 1866 war Graf Festetics verwundet worden und der Befehl über das vierte Korps auf Mollinary übergegangen. Nie stand ein General an verantwortungsvollerer Stelle. Schon bei Übernahme des Kommandos war ein Kampf des vierten Korps mit dem linken Flügel der preußischen ersten Armee im Gange. Mollinary, wie er wiederholt betont, ohne Kenntnis von der energischen Vorwärtsbewegung der preußischen (zweiten) Armee des Kronprinzen, fragt: „Mußte nicht in mir, als dem Führer eines der am rechten Flügel stehenden Korps, der Gedanke entstehen, daß eine Umfassung des gegenüberstehenden, wie es schien äußersten linken Flügels des Gegners durch eine Vorrückung des unseren rechten Flügel bildenden, weder angegriffenen noch bedrohten zweiten Korps und der hinter demselben aufgestellten 2. leichten Kavalleriedivision am Platze wäre und leicht den günstigsten Erfolg haben könnte?" * Er rief den Grafen Thun zur Hilfeleistung auf und dieser folgte dem Rufe. So entbrannte der gewaltige Kampf um den Swiepwald, der nach schweren Opfern fast vollständig von den Österreichern erobert wurde. Indessen aber wiederholten sich die Aufträge Benedeks, in die Stellung von Chlum—Nedělišt zurück zu gehen; ein preußisches Armeekorps sei von Josefstadt her im Anmarsch. Noch immer wußte man nicht, daß hinterher die ganze Armee Friedrich Wilhelms folge. Mollinary eilte zu Benedek und stellte die wenigstens für den Laien einleuchtende Forderung, den vom Nordosten heranrückenden Preußen die gewaltigen Massen der österreichischen Reservekorps entgegenzustellen. Das aber lehnte Benedek ab; er dachte noch immer, diese zu einem Offensivstoß gegen die preußische (erste) Hauptarmee zu verwenden — ein nach dem Urteile Moltkes ganz unglücklicher Gedanke. So sah denn Mollinary selbst das Heil in unverweiltem Rückzug in die Stellung Chlum—Nedelišt. Aber da zeigten sich alsbald deren Nachteile und Gefahren. „Gedeckt durch Terrainwellen, Hohlwege und hohes Getreide gelangten die preußischen Garden fast unbemerkt und ohne größere Verluste in unsere Nähe, eröffneten auf unsere Batterien und unsere Infanterie ein verheerendes Schnellfeuer, das jeden längeren Widerstand unmöglich machte und gelangten, nachdem sie unsere weichenden Truppen eine kurze Strecke weit verfolgt, an den südlichen Teil der Ostseite von Chlum. In den Ort eingedrungen, befanden sie sich im Rücken des rechten Flügels des österreichischen Zentrums, wodurch die Katastrophe eingeleitet war." ** Der übereilte Abzug des zweiten Korps nach Süden und über die Elbe führte dann das preußische sechste Armeekorps in den Rücken der österreichischen Aufstellung, zwang das vierte Korps gleichfalls nach Süden zurückzugehen und steigerte die Verwirrung zur Panik.

Die Frage nach der Berechtigung des österreichischen Angriffs auf den Swiepwald ist längst zu Mollinarys Gunsten gelöst. Sybels geringschätzige Beurteilung ist durch Aussprüche von Kuhn, Heß und Moltke hinlänglich entkräftet worden.***

* II., 163.

** II., 169.

*** II., 172., Friedjung, II., 555—556.

Und die Erinnerungen des Generals geben erneut die Frage auf: Wie, wenn Benedek sich wirklich entschlossen hätte, dessen Wunsche gemäß seine Reserve in die Lücke im Osten gegen die zweite preußische Armee einzuschieben? Mollinary äußert sich darüber nicht. Aber er bekennt freimütig, „angesichts des Herankommens der Gesamtheit derselben sei so oder so nicht viel Erfolg zu erwarten gewesen. Er faßt als „unmittelbare Ursachen" der Niederlage von Königgrätz zusammen: „die Wahl des Schlachtfeldes vor der Elbe, die zum Teil unzweckmäßige, nebstdem in ihrem Wortlaute nicht ganz klare Disposition für den Aufmarsch, endlich der Umstand, daß man sich über die Aufstellung und die Bewegungen der zweiten preußischen Armee keine rechtzeitige Kenntnis zu verschaffen gewußt." * Kein leichtes Schicksal, daß dem verdienten Manne gerade dort, wo ihm die höchste Aufgabe winkte, jeden Erfolg versagte; er hat es schwer genug getragen. Aber eine ruhige Auffassung der Dinge hat ihm längst gegeben, was sein ist, und gefällt sich nicht mehr in hochmütiger Besserwisserei.

Es macht dem Darstellungsvermögen Mollinarys alle Ehre, daß seine Erinnerungen auch nach diesem Höhepunkte noch unser Interesse festzuhalten vermögen. Vom Oktober 1866 bis zum Dezember 1868 Divisionskommandant in Wien, fand er sich mit Resignation in die „verschleierte Geringschätzung", welche die Offiziere der Südarmee den minder glücklichen Kameraden von der Nordarmee merken ließen, freute sich im Dezember 1867 der Ernennung zum Oberstinhaber als eines Zeichen wiedererlangter allerhöchster Gnade, verbrachte zwei Jahre als Landeskommandant von Tirol und Vorarlberg in Innsbruck (1868—1869), debutierte dort, wie er lustig erzählt, ohne Ruhm und Beute als Gemsenjäger und fand endlich im Jahre 1870, zum Feldzeugmeister ernannt, als kommandierender General und Chef der Verwaltung im alten Grenzland, seiner Heimat, eine seinen niemals ausschließlich militärischen Neigungen so recht zusagende Stellung. Er leitete mit Einsicht und Umsicht die Auflassung des alten Militärgrenzsystems, immer durch Auseinandersetzungen mit der ungarischen Regierung behindert, aber gleichwohl unverdrossen. Eine kaiserliche Äußerung ließ ihm keinen Zweifel, daß im Falle eines Eingreifens in Bosnien der Oberbefehl ihm, als dem besten Kenner dieser Länder, würde anvertraut werden. „Wenn je für eine", ruft er enthusiastisch, „war ich für diese Aufgabe gründlich vorbereitet. Und mich überkam eine nicht zu schildernde Freude, ein Gefühl solcher Sicherheit und Kraft, daß mir bei Lösung der in Aussicht stehenden Aufgabe nichts als zu groß, nichts als zu schwer erschien . . ." ** Dann aber hat der immer unleidlichere Gegensatz zur ungarischen Regierung ihm doch den Verzicht auf die liebgewordene Stellung und damit auch auf den schönsten Jugendtraum, die Befreiung eines Christenlandes aus muselmännischer Sklaverei, abgepreßt (1877). Es fiel ihm schwer genug. Er klagt, er hätte manchmal gemeint, es nicht ertragen zu können. Noch zwei Jahre (1878—1879) gehörte er als kommandierender

* II., 173.
** II., 289.

General in Brünn und Lemberg der Armee an. Die ernsten Weiterungen zwischen Rußland und Österreich ließen die Verleihung des letzteren Befehles als ein hohes Zeichen kaiserlichen Vertrauens erscheinen. Aber die Nerven des fast Sechzigjährigen waren längst angegriffen und eine Differenz mit dem Kriegsministerium vermochte ihn, kurzerhand die Versetzung in den Ruhestand anzusprechen.

Vom August 1879 ab verlebte er, sein Heim und seine Gärten in Villa Soave bei Como pflegend, noch fast ein Menschenalter friedlicher Altersruhe. In den Jahren 1887—1895, mit der Niederschrift seiner Erinnerungen beschäftigt, glaubte er erst mit deren Beendigung sein Lebenswerk beschlossen. „In durch nichts mehr gestörter Muße konnten fortab die Gedanken schweifen. Zurück aus später Abendstunde zum Tage meines Lebens, mit der tröstlichen Überzeugung, daß es nicht nutzlos verflossen; voran zur geheimnisvollen Nacht, die unaufhaltsam kommt. Ich sehe ihr in stillem Sinnen, in christlicher Ergebung entgegen.“ Am 26. Oktober 1904 ist der Vierundachtzigjährige sanft verschieden.

Eine Nacht.

Novelle von Emil Lucka.

Das rötliche Licht der Ampel vermochte die Dunkelheit des Zimmers nicht zu durchdringen. Nur ein kleiner Raum war matt erhellt, rings um ihn standen, ein dichtes Gehege, die Schatten. Es war kaum zu sehen, wo sie die Wand trafen, wo sie in den Vorhang flossen, dessen schwere Falten über das Fenster niederliefen und auf dem Boden verrannen. Die seltsamen Tiergestalten, die dem Teppich eingewoben waren, drängten sich aus allen Ecken ins Licht, an den geschnitzten Stuhl Madonna Giovannas heran. Ihr gegenüber stützte sich Messer Paolo auf die Rücklehne des andern gleichen Stuhles, in dessen Sitz zusammengerollt wie ein Kätzchen die kleine Lo lag. Sie hob verstohlen ihre Hand und umschloß zwei Finger Paolos. „Jetzt bist du gefangen“, jubelte sie. „Du kannst nicht mehr los!“ Er lächelte zu dem Kind herab und blies in das seidige, schwarze Haar, daß es aus der Stirne flog. Da ließ Lo seine Hand fahren, hielt sich die Pfötchen vors Gesicht und lugte durch die Fingerspalten zu ihm auf.

„Du sollst jetzt ein wenig ruhig sein“, drohte Madonna Giovanna herüber. „Sonst mußt du schlafen gehen.“ Dieses Wort wirkte. Lo drückte sich in die Ecke des Stuhles, zog die Beinchen zum Kinn hinauf und machte sich klein. Im Zimmer war jetzt alles still. Von draußen her vernahm man, wie geschirrte Pferde über die Brücke stampften; gebietrische Worte klangen, rauhes Lachen der Kriegsknechte, umflattert von Mädchenkichern, hallte noch immer durch den Hof. Aber die Geräusche schienen sich mit den Reitern zu entfernen, die Rufe verflogen in die Nacht und das schwatzende Mägdevolk zerstreute sich durch die Räume des Kastells zu nächtlicher Ruhe.

Alles schwieg draußen. Nur hin und wieder rief auf dem Wall der eine Hellebardier zum andern hinüber, und der gab Antwort, anzuzeigen, daß er des Wächteramts nicht vergessen.

„Sie sind fort", sagte Paolo. „Ich dank' es Ser Massimiliano, daß er mir anvertraut hat, diese Nacht über sein Haus zu wachen."

„Aber morgen müßt Ihr ihm nach?" fragte Madonna Giovanna.

„Wenn es hell wird", gab Paolo zur Antwort.

„Ihr habt ja wohl seit einem Jahr nicht mehr im Hause der Gaddi geweilt?" fuhr Madonna Giovanna nach kurzer Pause fort. „Da Ihr das letztemal hier gewesen, versprachet Ihr, von Eurem Leben zu berichten, von Fahrten und Kämpfen, und von Frauen, die Ihr gekannt."

„Ich hab' es nicht vergessen", sagte Paolo sinnend.

„Wollt Ihr heut erzählen?" fragte Madonna Giovanna. „Ich könnte doch nicht schlafen."

Lo horchte auf: „Ja, erzähle, Paolo! Ich will auch ganz ruhig sein."

Madonna Giovanna winkte, und Lo sprang von ihrem hohen Platz herab. Sie setzte sich auf das niedrige Ebenholzstühlchen neben der Mutter, das ihr gehörte, strich die Haare aus dem braunen Gesicht und sah Messer Paolo schelmisch an.

Der ließ sich in den leeren Armstuhl nieder. Er saß jetzt Madonna Giovanna gegenüber. Zwischen beiden lag das runde Samtkissen, auf dem Madonna Giovannas Füße ruhten. Die weißen Spitzen ihrer Schuhe blickten ganz wenig unter dem dunkelblauen Kleid hervor.

„Wollt Ihr von meiner Jugend hören, und von Donna Maria, die schon seit Jahren tot ist?"

Madonna Giovanna nickte und sah voll Erwartung zu ihm hin. Lo machte den den kleinen Mund halb auf, so daß er aussah wie ein angeschnittener Granatapfel, und guckte neugierig aus den flinken Äuglein heraus.

Paolo schaute an Madonna Giovanna vorüber, ins Dunkle hinein, und begann: „Ihr wißt vielleicht, daß ich in Gaeta geboren bin. Meines Vaters Garten grenzte an das Haus Don Raimondo Correrѕ, der eine ausgedehnte Schiffahrt betrieb und meist in fremden Meeren segelte. So kam es denn, daß Donna Maria, unseres Nachbarn Gattin, oft allein zu Hause war. Die schöne Frau mochte etwa dreißig Jahre alt sein, als ich, ein Neunzehnjähriger, aus dem Kloster der ehrwürdigen Brüder von San Donato heim kam. Dort hatte ich meine Knabenzeit verbracht. Den Gebräuchen der Welt war ich beinahe fremd und kannte die Frauen nicht.

Donna Maria saß jeden Abend auf dem Balkon ihres Hauses und sah ins Meer hinaus, wo die Sonne glühend versank. Auch ich starrte in die Ferne, aber mein Auge kam immer wieder heimlich zurück und blieb an dem weißen, zarten Hals Donna Marias hängen. Er schimmerte unter dem schwarzen Haar wie mattes Silber, wenn der Mond aufgegangen war. Donna Maria bemerkte wohl, wie ich vom Garten aus zu ihr hinaufblickte, aber es schien sie nicht zu stören. Auch ihr Auge unterbrach öfters seine Reise übers Meer und begegnete dem meinen. Ein Lächeln zuckte da wohl um ihren dunklen Mund, das sie noch viel schöner machte, und ich fühlte, wie ich rot wurde. Ich mußte den Blick niederschlagen vor dem brennenden dieser jungen, von ihrem Gatten verlassenen Frau."

„Sie hatte gewiß solche Augen wie du, Mutter", sagte Lo eifrig. Aber Madonna Giovanna schlug sie leicht auf das Mäulchen und ermahnte sie, ganz stille zu sein, wenn

sie nicht ins Bett wolle. Lo schämte sich und verbarg das Gesicht in den Falten von ihrer Mutter Kleid.

Paolo lächelte träumerisch. „Donna Maria hatte dunkle Augen", fuhr er fort. „Dunkle, glühende Augen, nicht helle mit Sonnenstrahlen darin. Aber — ja, wie ich gesagt habe. Sie nickte mir freundlich zu, und es war wie ein heimliches Versprechen. Wir kamen allabendlich, den Sonnenuntergang zu betrachten, und schauten auch wohl bei hellem Tag einmal hin und her. Ich wagte es aber nicht, sie zu grüßen, ob ich schon gern gemocht hätte, denn nie hatte ich mit einer fremden, jungen Frau gesprochen, und Donna Maria schien mir sehr vornehmer Art. Eines Abends, ich weiß nicht, wars Zufall, wars Absicht, ließ sie eine reife Ananas vom Balkon fallen; dann beugte sie sich über die Brüstung und sah zu der Frucht nieder, die drunten lag."

Die Flügel von Los Näschen zitterten unter den langsam streichenden Atemzügen. Sie war auf dem Schoß Madonna Giovannas eingeschlafen.

„Da sprang ich über den Zaun unseres Gartens, lief hin und hob die Frucht vom Boden. Ich wollte sie der schönen Frau hinaufreichen, aber der Balkon war zu hoch. ‚Kommt doch herauf, Messer Paolo, sind wir denn nicht Nachbarn?' lächelte Donna Maria zu mir nieder. ‚Dort ist die Stiege.' Vor dem erstmals gehörten Ton der weichen, schmeichelnden Stimme zitternd, eilte ich über die Stufen und hielt ihr, die mir schon im Zimmer entgegenkam, die Frucht hin. ‚Wollen wir sie nicht zusammen verzehren?' fragte Donna Maria lieblich. Ich setzte mich und sah zu, wie sie die Ananas in kleine Stücke schnitt und hernach dunklen Wein in zwei hohe Gläser goß. Ich trank und bewunderte Donna Maria mit großen Augen und schlürfte ihre Stimme, die süß in mein Ohr fiel. Dann sagte sie: ‚Jetzt geht, Messer Paolo! Ihr kommt doch morgen wieder, mich zu besuchen?'

Den ganzen nächsten Tag lag ich im Gras und sah die Sonne an und konnte nicht begreifen, daß sie heute gar nicht ins Meer hinunter wollte. Aber nach dem Abendmahl kletterte ich über den Zaun und ging hinauf zu Donna Maria. Sie hatte mich schon erwartet.

Und so bin ich jeden Abend gekommen; wenn ich von ihr ging, berauscht und selig, huschte der erste rötliche Hauch des nahen Morgens übers Meer. Den ganzen Tag harrte ich zitternd des Sonnenuntergangs. Eines Nachts aber, da ich bei Maria weilte, hörten wir draußen jemand gehen. Wir lauschten; schon zerschmetterte ein Fußtritt die leichte Tür und Don Raimondo war im Zimmer. Seine Augen glotzten blutunterlaufen und er konnte in seiner besinnungslosen Wut kaum ein Wort hervorbringen. Er zog seinen Dolch aus dem Gürtel und bohrte ihn tief in Marias bloßen Busen. Sie fiel auf mich und ein Blutstrom ergoß sich aus ihrem Mund über meine Schultern. Ich hielt sie voll Angst, aber sie war in wenigen Sekunden tot. Don Raimondo packte meinen Arm und wollte mich unter Maria hervorzerren. Da wurde ich plötzlich ganz wild und hart. Ich sprang empor, warf mich auf den Menschen, der meine Maria ermordet hatte und würgte den dicken Mann so lange mit meinen Händen, bis er niederfiel. Seine rote Fratze war blau geworden, und er rührte sich nicht mehr.

Dann sah ich Maria an; aber ein Grauen überkam mich vor dem entstellten Gesicht, das ich gerade erst so glühend geküßt hatte und vor der Blutlache, worin sie lag. Ich griff schnell nach meinen Kleidern und eilte heim. Ich weckte meinen Vater und erzählte

ihm, daß ich Don Raimondo erwürgt hatte. Doch er verstand mich gar nicht recht und glaubte, ich hätte das Fieber. Drüben erhob sich ein Lärmen unter der Dienerschaft. Da gab mir mein Vater alles Geld, das er im Hause hatte, zog selbst sein Pferd aus dem Stall, schnallte mir seinen Degen um den Leib, und ich ritt eilig in die Nacht hinaus. Seither habe ich Gaeta nicht gesehen."

„Ist das die große Liebe gewesen?" fragte Madonna Giovanna.

„Nein, Madonna Giovanna, das ist nicht die große Liebe gewesen", gab Messer Paolo zur Antwort und sah ins Dunkel.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich bin Jahre lang im Kriege gelegen und habe unter dem venetischen Löwen gedient und für die Herren von Florenz gefochten. Ich durfte mein eigen Fähnlein führen. Da geschah es vor Parma — wir befehdeten damals die Pisaner — daß ich vom Pferde fiel und einen Arm brach. Ich begab mich in das Landhaus meines Oheims Matteo Bandini, das im Toskanischen steht, und gedachte hier den Schaden zu heilen. Das Haus war unbewohnt; nur der Vogt lebte da und seine Tochter Luigia, die kaum siebzehn Jahre zählte.

Mit dem Alten besprach ich mich oft über die Dinge der Welt, in denen er wohl Bescheid wußte, und das Mädchen war voll Heiterkeit. Sie jätete den Garten, wartete der Früchte und der Blumen und schaffte manches im Haus. Ihr Gesang begleitete jede Arbeit. Zusammen mit dem Alten pflegte sie meine Wunde, wie es der Arzt befohlen und brachte mir das Essen. Wenn sie die Schüssel hingestellt hatte, lief sie schnell wieder davon. In den ersten Wochen wechselten wir manches harmlose Wort. Aber je heiler mein Arm ward, desto seltener sah ich Luigia. Sie ließ dem Vater die Bedienung und schien mich zu meiden. Nie hatte ich sie doch mit einem Wort gekränkt. Auch ihr lustiges Singen vernahm ich kaum mehr. Ich saß die langen Tage im Garten und sah den Vögeln zu, wie sie ihre Nester bauten, oder ich las in den Büchern der Astrologen und betrachtete die Erdkarten, die meinem Oheim gehörten. Ich verstand nicht vieles davon, ob ich gleich des Lateinischen vom Kloster her kundig bin. Doch es waren schwierige Dinge und sonderbare Zeichen.

Meine Kräfte waren allmählich zurückgekehrt. Ich wollte noch wenige Tage in Messer Matteos Haus verweilen und sodann nach Florenz aufbrechen. Tag für Tag ritt ich weit übers Feld und kam abends müde nach Hause. Dann verzehrte ich mein Mahl, das schon bereit stand, und legte mich schlafen. Das einsame Leben war mir lästig geworden, und ich freute mich des baldigen Wiedersehens mit Freunden und Waffenbrüdern. Auch der Wein, den mein Oheim im Keller hielt, war schlecht.

In der Nacht, die der Abreise voranging, erwachte ich plötzlich. Der Mondenschein erfüllte das Zimmer, und vor meinem Bett kauerte Luigia im Nachtgewand. Ihr Haar hing gelöst über die halbnackten Schultern nieder und ihre Augen, die sonst so heiter lachten, starrten wie im Fieber auf mein Gesicht. Die Türe stand weit offen; sie mußte sich hereingeschlichen haben.

Mein Atem ging schneller. Ich hatte Luigia nie sonderlich beachtet; sie war mir wie ein Kind erschienen. Jetzt aber fühlte ich, daß sie ein Weib war. In ihrem weißen Gesicht glühte der Mund gleich einer roten Flamme. Wie sie mich wach sah, senkte sie den Kopf und fiel ganz in sich zusammen. Dann wandte sie sich ab und wollte auf den Knien fortschleichen. Aber ich streckte meine Hand aus und griff nach der ihren. Ich hatte sehr lange kein Weib berührt und zog die wenig Widerstrebende in mein Bett."

Paolo hielt einen Augenblick inne und schloß dann: „Am nächsten Morgen ritt ich gegen Florenz."

Nach einer Weile fragte Madonna Giovanna leise: „Ist das die große Liebe gewesen?"

„Nein, Madonna Giovanna", sagte Paolo. „Das ist nicht die große Liebe gewesen."

„Was geschah mit Luigia?" fragte Madonna Giovanna.

„Sie hat ein Kind geboren", antwortete Paolo nachdenklich. „Aber ich habe sie sehr lange nicht gesehen. Ihr alter Vater hat sie von sich gejagt, und sie ist jetzt Küchenschwester bei den Frauen der heiligen Ursula in Parma. Mein Oheim Matteo Bandini hat ihr das ausgewirkt."

„Wo ist das Kind?"

„Es lebt bei Luigias verheirateter Schwester in Siena, nicht gar weit von hier, die es mit den eigenen Kindern aufzieht. Es ist ein Knabe und heißt Paolo."

„Ich möchte ihn sehen", sagte Madonna Giovanna. Aber sie wurde gleich rot und beugte sich zu dem schlafenden Kinde nieder, um sein Haar zu ordnen. Ihr zartes Gesicht leuchtete durchscheinend wie rötliches Kristall im bewegungslosen Lichte der Ampel, das mitten in den Schatten schwebte.

Paolo sah auf Lo hin und auf die feinen Finger der jungen Mutter, die mit den schwarzen Locken spielten. Er gedachte des Bildes, das er kürzlich zu Florenz in der Werkstatt des jungen Meisters Andrea Verrocchio gesehen hatte, und das jetzt vor seinem Aug' in aller himmlischen Lieblichkeit lebendig geworden schien.

Er hob wieder an, zu reden. Seine Worte kamen wie fernher: „Ich ging einmal über eine sonnige Wiese, darauf viel bunte Blumen standen, und ein Mädchenkind sprang mir entgegen mit fliegenden, schwarzen Locken und warf sich in meine Arme. Sie bat mich schmeichelnd, ich solle sie hintragen und ihr helfen, die schönsten Blumen suchen. Und ich nahm sie auf den Arm und ging mit ihr lange über die Wiese, und ihr Plaudern war so hold für mein Ohr wie nicht die kosende Stimme aller der schönen Frauen, die mir gewinkt, und ihr morgenbetautes Kindergesichtchen däuchte mich süßer anzuschauen als all die leuchtende Schönheit, die ich je gesehen hatte. Und ihr Körperchen, leicht wie eine Libelle über dem Sommerteich, ruhte vertrauensvoll auf meinem Arm, und ich drückte es an die Brust freudiger als die weißen, heißen Leiber der Frauen, die mir gut gewesen waren. So trug ich das kleine Mädchen, das ich lieb hatte, lange über die Wiese hin."

„Ich habe dich auch lieb, Paolo mio", lächelte die kleine Lo ganz leise aus ihrem Schlaf heraus. Paolo schwieg und stützte sein Gesicht in die Hände.

Madonna Giovanna sah auf das Köpfchen in ihrem Schoße nieder. Liebessatt ruhte ihr Blick auf den schwarzen Ringeln, die über ihr Kleid rollten und nur das kleine, weiße Ohr frei ließen. Durch die halb geöffneten, taufeuchten Lippen zogen langsam die Atemzüge des Kindes hin. Dann hob sie das Auge: „Messer Paolo, Ihr seid ein Dichter."

„Ich weiß es nicht, Madonna Giovanna", gab er sinnend zurück.

„Ist das die große Liebe gewesen?" fragte sie mit ihrem feinen Lächeln, das nur in den Augen war.

Aber Paolo sagte leise: „Von der großen Liebe kann man nicht sprechen, Madonna Giovanna."

Die junge Frau beugte sich tief auf den Kopf des Kindes und strich mit der Hand über die weiße Stirn. Lo regte sich und wandte das Gesicht hinab, wie um sich zu verbergen. Dann hob sie den Kopf vom Schoß der Mutter und sah umher. „Paolo!" rief sie ganz munter. „Nicht wahr, Maria ist sehr schön gewesen? Hat sie dich auch lieb gehabt? So wie ich?" und warf sich in Paolos Arme und küßte ihn auf die Wange. Aber gleich wieder sprang sie empor und lief zum Fenster. Auch Madonna Giovanna erhob sich, und zugleich mit ihr Paolo. Ein Ruck und Lo hatte den schweren Vorhang zur Seite gezogen. Das volle Sonnenlicht des Morgens stürzte ins Zimmer herein und erstickte die Ampel so, daß sie völlig tot schien. „Guten Morgen!" schrie Lo.

Madonna Giovanna und Messer Paolo standen einander in dem plötzlich eingebrochenen Morgen gegenüber. Sie sahen sich an. Das Licht, das durchs Fenster floß, und das Licht, das aus ihren Augen leuchtete, blendete beide, und sie senkten das Auge.

Draußen wurde es lebendig. Die Kriegsknechte redeten und stritten und zogen den Schöpfeimer aus dem Brunnen. Pferde wurden gefüttert und Gehenke klirrten. Auf den Stiegen und im Hof gingen laute Menschen. Die Pikeniere harrten ihres Hauptmanns, daß er sie zu Ser Massimilianos Haufen führe.

Paolo hörte den Lärm und fuhr zusammen. Er war bleich geworden.

„Madonna Giovanna", sagte er. „Ich werde heute sterben."

Unter diesen Worten zuckte sie auf. Sie gab keine Antwort und sah den bunten Teppich an, wo die Tiere erwacht waren und sich auf einander stürzen wollten.

„Madonna Giovanna", sagte er.

Sie wandte ihren Kopf ab und reichte ihm die rechte Hand hin. Ihr Auge blieb an dem Bild haften, das einen Krieger in schimmerndem Harnisch darstellte. Paolo trat einen Schritt heran, beugte sich ins Knie und küßte ihre Hand.

Dann erhob er sich schnell und näherte sich, rückwärts schreitend, der Tür.

„Madonna Giovanna," sagte er, die Klinke fassend, „ich gehe."

Sie schaute noch immer auf das alte Bild hin, das an der Wand hing. Ohne den Kopf zu bewegen, flüsterte sie: „Ja." Dabei sah sie ihn nicht an.

Paolo verschwand durch die Tür.

Madonna Giovannas hohe Gestalt löste sich aus der Spannung, in der sie gestanden hatte. Sie wurde kleiner, faltete sich zusammen und versank in den Stuhl.

Lo stand noch beim Fenster. „Paolo!" rief sie mit einem Mal. Sie hatte gar nicht bemerkt, daß er das Zimmer verlassen hatte. Nun sah sie ihn draußen sein Pferd besteigen. Sie wandte sich schnell um; niemand war da als ihre Mutter. „Paolo!" schrie sie, so stark sie konnte, zum Fenster hinaus. Er winkte dem Kinde zu und ritt durchs Tor. Hinter ihm die Söldner und Knechte.

Lo rief ihm nach, aber er konnte sie nicht mehr hören. Ihre Worte erstickten in den aufquellenden Tränen.

Dann lief sie zu Madonna Giovanna hin, kniete vor ihr nieder, legte das Köpfchen in den Schoß der Mutter wie bei Nacht und weinte, weil Paolo davon geritten war, ohne ihr etwas zu sagen. „Ich weiß doch noch nicht," kam zwischen ihren Tränen hervor, „was mit der schönen Maria geschehen ist. O, warum ist er fortgegangen!"

So schluchzte sie in den Schoß der Mutter, immer ruhiger und leiser. Madonna Giovanna beugte sich über das Kind. In seine schwarzen Locken fielen einzelne, runde,

große, klare Tropfen hinab. Sie hingen an den Haaren wie reine Diamanten, die da zu wachsen schienen, und die Morgensonne goß alle hellen Farben des Lebens hinein. So blieben die beiden.

Da sprang Lo auf. „Mutter," schrie das Kind, „es ist schon Tag! Ich muß heute gar nicht ins Bett!" und klatschte in die Hände. „Ich will jetzt die grauen Perlhühner füttern! Ja?" Und schon war sie draußen.

Madonna Giovanna saß noch lange, ganz in ihren Armstuhl hineingesunken. Es schien, als ob sie den Tieren auf dem Teppich zusähe, die jeden Augenblick bereit waren, sich aufeinander zu stürzen.

Daß Kastell lag still da, hell von der Morgensonne beschienen. Kein Mann war im Haus, nur die Mägde standen in der Küche beisammen und redeten aufgeregt und erwartungsvoll. Hie und da sprühte aus einer Ecke das Lachen Los, die sich mit den Hunden jagte und Gebell kam als Antwort.'

Als die Sonne höher hinauf stieg, wurde Madonna Giovanna unruhig. Sie hob sich aus ihrem Stuhl und ging von einem Gemach ins andere, aber nirgends duldete es sie. Dann kam sie in ihr Zimmer zurück, sah sich um und verhüllte das Fenster wieder mit dem dunklen Vorhang. Die Ampel brannte noch. In der Aufregung des Tages war es vergessen worden, sie zu löschen. Madonna Giovanna setzte sich abermals in ihren Stuhl, der noch da stand wie bei Nacht und starrte vor sich hin. Der Platz ihr gegenüber war jetzt leer.

Sie wußte nicht, was sie wollte. Sie erhob sich wiederum und ging in die Kammern, wo Stoffe und Waffen und allerlei Geräte seit altersher aufbewahrt wurden. Da suchte sie lange umher und fand schließlich eine große Decke aus schwarzem Samt mit Silber bestickt. Sie war so schwer, daß Madonna Giovannas Kraft kaum hinreichte, sie zu heben. Aber Madonna Giovanna zerrte sie hervor und schleifte sie durch die Zimmer in ihr Gemach. Da breitete sie die Decke über den großen Tisch, der in der Mitte stand. Die Blumen aus mattem Silber glitzerten, und der Samt fiel schwer auf den Boden über die bunten Tiere nieder. Darüber hing die rote Ampel.

Madonna Giovanna sah lange hin. Sie schien sich selbst zu wundern, was sie da getan hatte. Dann ging sie wieder in die Kammern, die mit Kisten und Truhen voll waren und blickte in alle Winkel. Sechs hohe silberne Kirchenleuchter standen hier. Ser Alessandro Gaddi, ihres Eheherrn Vater, hatte sie vor vielen Jahren dem Kloster San Geminiano als Pfand weggenommen, weil der Prior nicht gewillt war, seinen Söldnern die verlangte Löhnung zu zahlen. Das Pfand war nie ausgelöst worden und so standen die schweren Leuchter noch hier. Niemand kümmerte sich um sie. Die dicken, geweihten Kerzen staken darin, halb niedergebrannt.

Madonna Giovanna ergriff einen Leuchter mit beiden Händen, beugte ihn und zog ihn durch die Zimmer hinter sich her, bis in ihr Gemach. Da hob sie das schwere Stück auf den Saum der Decke, welcher unten lag, und stellte es neben den Tisch. Sogleich ging sie zurück, den zweiten Leuchter herein zu schleppen und so tat sie es mit allen sechsen, ohne eine Magd zu Hilfe zu rufen. Jetzt standen sie, drei auf jeder Seite, neben dem Tisch, den der silberbestickte Samt verhüllte. Es sah aus wie ein Katafalk.

Madonna Giovanna ließ sich in den Lehnstuhl fallen; ihre Arme sanken, von der schweren Arbeit erschöpft, auf den Schoß und ihr Kopf neigte sich gegen die linke Schulter. So schlief sie ein.

Um die vierzehnte Stunde erhob sich ein großes Getöse; Trompeten gellten, Pferde stampften und trappelten, und die heimkehrenden Männer jauchzten vor Lust. Madonna Giovanna fuhr zusammen und trat auf die Treppe hinaus. Ser Massimiliano Gaddi ritt auf seinem schweren, braunen Pferd in den Hof. Seine Augen waren rot, sein dichter Schnurrbart hing müde herab und die Beine schlenkerten lässig in den niedrig geschnallten Steigbügeln. An seiner Seite ritten Michele degli Gualandi und der greise Gino d'Oria.

Niemand sonst.

„Ruggiero ist tot!" rief Ser Massimiliano stolz zu Madonna Giovanna hinauf. „Diese Schnapphähne und Heckenreiter werden sich nimmer mausig machen! Und von den Orlandi soll keiner mehr unsern Bauern das Vieh forttreiben!" Madonna Giovanna sah, daß neben ihm Michele degli Gualandi und Gino d'Oria auf müden Gäulen saßen. Michele trug den rechten Arm in einer weißen Binde.

Sie wandte sich langsam und ging schleppenden Schrittes über die breite Treppe hinauf ins Zimmer. Sie hob die Ampel aus ihrer Schale und trat an den Leuchter heran, der dem Tische zu Häupten stand. Die Kerzen hatten seit vielen Jahren nicht gebrannt. Der Docht schwelte rußig, aber er entzündete sich doch, und eine gelbe Flamme stieg in die Höhe. Hernach steckte Madonna Giovanna das zweite Licht an und so die übrigen. Als alle sechs Kerzen um den Katafalk brannten, legte sie die Ampel wieder in die Schale zurück und setzte sich müde auf ihren Stuhl. Sie ließ den Kopf tief niedersinken und sah aus wie eine, die einen Toten bewacht.

Ser Massimiliano hatte sich drunten vom Pferd geschwungen. Er warf die Zügel einem Knechte zu, daß er das Tier abhalftere, und hob die kleine Lo, die ihm entgegengesprungen kam, hoch hinauf. „Wo ist Paolo?" schrie das Kind. „Er soll jetzt mit mir spielen!" „Denk' nicht an ihn", sagte Ser Massimiliano ernst. „Er ist heute nicht da." Aber Lo zappelte mit den Beinchen in der Luft und schrie: „Er soll mir noch von Maria erzählen. Ich habe ihn lieb." „Messer Paolo wird dir nie mehr Geschichten erzählen", sagte Ser Massimiliano und setzte das Kind auf den Boden. „Er ist tot." Aber Lo glaubte es nicht und lief auf ihren Freund Gino zu, der soeben vom Pferde gestiegen war. „Hast du Paolo nicht gesehen?" fragte sie voll Angst den Graubart. Gino wischte sich den Schweiß von der kupferfarbigen Stirn, lockerte seinen Degenriemen und sagte düster: „Paolo wird nicht mehr kommen. Ein Armbrustbolzen ist durch seinen Hals geflogen." Lo wandte sich schluchzend und eilte die Treppe hinauf in das Gemach der Mutter.

Durch das verhängte Fenster hatte Madonna Giovanna das Schreien des Kindes und das Sprechen der Männer halb gehört. Sie rührte sich nicht und saß da wie eine, die bei einem Toten Wache hält.

Das ästhetische Leben.

Von Franz Blei.

Es lag an den Umständen, daß man die Anekdoten seines Lebens vor allem erzählte, als ob Anekdoten, auch die wahren, nicht immer Fälschungen wären. Das Lob der Schriften kam nach, etwas aufdringlich und billig, als ob man sie ohne enthusiastische Ausschreier nicht genießen könnte.

Wäre nicht eine Revision des Standpunktes vorzunehmen und einer zu finden, von dem aus mehr zu sehen ist, als ob Wildes Prosa gut oder schlecht war und wie viele Zigaretten er in 24 Stunden geraucht hat?

Ein Leben, in dem Vorsatz, Wille und Absicht so stark waren wie in dem Leben Wildes, ein solches Leben erfährt von den äußeren Zufälligkeiten weder Richtung noch Ziel. Jene Katastrophe möchte das zu widerlegen scheinen; jene Richter möchten wohl glauben, daß sie höhere Richter, daß sie eine Art rächenden Schicksals gewesen seien, aber das glaubt nur ihre grausame Eitelkeit. Denn niemand vermag etwas über unser Leben als wir selbst. Wenn der einzelne sein Leben zu Fall bringt, so bilden sich die Nachbarn immer ein, er wäre über das Bein gestürzt, das sie ihm gestellt haben. Und dies auch, weil dem Gemeinen das Leben auseinanderfällt, in Glück und in Unglück, in Lachen und in Tränen, in Denken und Handeln und wie es diese Reihe plump-deutlicher Scheidung weitergeht, die dem wesentlichen Menschen fremd ist, dessen linke Hand weiß, was die rechte tut. Wilde gab dieser populären Meinung vom Leben etwas nach — wenn man so müde ist, redet man den Jargon der andern — da er sagte, er sei so lange unter der Sonne gegangen, daß er nur eine weise Absicht seines Geschickes darin sehen müsse, das ihn nun auch auf die Schattenseite des Lebens geführt habe. Aber schon kehrt er zu seinem eigenen Willen und zu der Verachtung fremden Wollens zurück und trinkt mit seiner stolzen Leidenschaft für den βιος τεοφετικος den bitteren Rest, als ob der gerade die Süße hätte, die er je nur gesucht. Das gewöhnliche Mitleid möchte, daß dieses Gefängnis nicht gewesen wäre, und das Mitleid verwirrt. Das merkwürdige Pathos dieses Lebens wäre deutlicher, wäre diese äußerliche Sache nicht, die mit der Justiz, der Gesellschaft, der öffentlichen Moral, mit allem zu tun hat, nur nichts mit dem Beispiel dieses Lebens Wilde.

Was wir gestern als ein Paradox erfanden, ist heute eine Wahrheit und wird morgen ein Gemeinplatz sein, auf dem sich alle Welt tummelt. Die Gemeinschaft macht sich das Paradox damit unschädlich, daß sie es als Wahrheit akzeptiert. Das Genie hat nur den Vorteil eines zeitlich längeren Widerstandes der Menge und damit das Angenehme einer Alleinsamkeit.

Das Paradox war auf eine sonderbare Art in Wildes Leben beschlossen und zweifach: ihm selber in allem einzelnen seines Tuns, und uns Späteren dieses Leben ganz. Von diesem letzten ist die Rede. Er war mit allen, mit den großen und den kleinen Mitteln darauf aus, daß sein Leben uns nicht anders als ästhetisch beeindrücke — und: wir spüren die Künste und Künstlichkeiten Wildes nur als Teil des moralischen Problems Wilde. Was er immer voraussstellte, das rückt in einen undeutlichen Hintergrund oder wird Illustration und Beispiel, was er ausschalten, was er beseitigen wollte, das steht ganz vorne und eigentümlich da. Aber so sieht es nur aus. Denn es war diese heftige Leidenschaft zur ästhetischen Formung des Lebens im Grunde nichts als moralische Äußerung, besser: eine Äußerung gegen die Moral der anderen Leute und somit von moralischer Farbe. Was Wilde durch Leben und Schaffen aufzuheben meinte: die Bedeutung des Moralischen, das ist das Problem seines Lebens geworden, das stärker bewegt als das oft Unbedeutende, Zerstreute, nie Große seines Werkes. Wie er der Spieler seines Lebens war, wie er der neugierige Zuschauer der Agonie dieses Lebens war, das ist merkwürdiger und bedeutender als die Bücher.

Die waren nur Mittel für ein anderes, nichts für sich. Nie war die Kunst der Moral dienstbarer gemacht worden als durch Oskar Wilde, den Ästheten. Die Kritik, die sich nur an die Bücher hält, sieht das Wesen nicht. Denn über die Bücher ist es leicht zu sagen, daß der Reichtum ihrer Prosa aufdringlich, überladen ist, daß die Verse solche von Swinburne sind, daß das „Porträt des Dorian Gray" eine Kopie nach Huysmans ist wie die „Herzogin von Padua" eine nach Hugo, daß die Ideen der „Intentions" das Echo des Mallarmé und Villiers de l'Isle Adam tönen — ja, das alles und dieses auch, daß hier kein Weg ist, sondern vielerlei Wege sind, keine neue Botschaft, sondern viele alte, daß der Inferno des Dante wegen seiner Dekoration aufgesucht wird wie die Gärten des Academus wegen der Eurhythmie der Gesten — ja, auch dieses und noch viel mehr richtiges, wenn man sich mit der Idee vom einsamen Kunstwerk vor diese Bücher stellt und so die Absicht auf ein ganz anderes übersieht. Und ein solcher Beurteiler der Bücher wird sich von ihnen hierauf zum Menschen wenden, ganz bitter werden und sagen: Wilde lehrte die Unpersönlichkeit der Schönheit und keiner tat je dies so persönlich wie Wilde. Er schloß von den Künsten alle Fragen um Gute und Böse aus und sprach von nichts sonst als davon. Er konnte sich an der Schönheit von Ruskins Prosa nicht freuen, wie allein es seine Pflicht als Ästhet war und sprach von Ruskins Moralismus. Er war nie gütig, sorglos und konnte sich nie vergessen. Sein Leben war ein Arrangement vor Dummköpfen, die er die traurige Kunst, die „Kunst des Lebens" lehren wollte. Er lachte nur, um dem Lachen der andern zuvorzukommen, aber in seiner Natur war das Lachen nicht, denn er besaß weder die Demut des Einfachen, noch die vornehme Skepsis des Kultivierten. Er dachte zu viel über sich und das ist klein. Er konnte die Kunst nie vergessen und posierte den Künstler wie ihn sich das gemeine Volk denkt. . . .

Das ist alles so richtig, daß man sich nun wohl kümmern müßte, über die Anmerkung der Vorzüge oder Defekte zum Ganzen dieses Menschen zu kommen, zum Sinne dieses Lebens.

Es hat diese Zeit die Kraft zu positiven Werten verloren; sie bestimmt aus negativen, nein, bestimmt nicht, sondern: redet vom Negativen und überläßt es dem Positiven, sich von sich selber daraus zu ergeben. Alle unsere moralischen Werte sind negativer Art und alle unsere ästhetischen, seitdem sich die positiven als Willkürlichkeiten erwiesen haben seitdem die Feigheit geläufiger wurde als die Tapferkeit, die stumpfe Häßlichkeit vertrauter als die strahlende Schönheit und das kleine Laster bekannter als die große Tugend. Diese Zeit spricht vom Bösen ohne im Guten, vom Häßlichen ohne im Schönen, einen Standpunkt zu haben. Den ehemals positiven Wertbildner, das Christentum, hat man aufgegeben, sein schlechtestes Produkt, die christliche Moral, hat man beibehalten, weil sich darunter am besten die Falschheiten der Konvention betreiben lassen. Das Umstehen der positiven Werte macht mißtrauisch gegen die negativen. Vielleicht sind beide Arten überhaupt nur ein Mittel der Verständigung für jene, die in ihres engen Lebens Notdurft schnell sich entschließen müssen. Aber das eine Leben, über das sie sich so ökonomisch verständigen, vermag das nicht: dieses lebt seinen Sinn zu Ende, nach Kraft und Willen.

Wohin in der Welt sollten wir das tun, was wir an Wilde tadeln? Wohin anders legen als wieder in ihn, der doch mit all dem lebte! Ich meine, wer da nur Bücher sieht, die ihm mißfallen, weil er an andere Bücher denkt oder wer nur Lebensgewohnheiten sieht, die ihn empören, weil er die seinen anders haben möchte, der hat keine

Ehrfurcht vor dem Menschen, der das Schwierigste wagte: sein Leben auf sich selber zu stellen.

L'étrange rage, cette manier moderne de donner une façon commune à tous les esprits et de briser l'individu! Wer dies nicht sieht, daß Wilde ein Leben eingesetzt hat, um dieser Frage nach dem Leben willen, wer dieses Ganze nicht sieht, daß hier ein Leben für nichts anders sonst lebte als ein früher und von den andern theoretisch nur Gefaßtes wirklich zu leben, mit seinem Gehirne und Blute zu leben, wer diesen heroischen Egotismus nicht sieht und sagt, er halte sich an das Geschehene der Bücher, der wird darüber viel richtiges sagen, aber eine innere Armut verraten. Denn er begreift das Opfer eines Lebens für einen Gedanken nicht, sei dieser wie immer.

Daß Wilde wieder und wieder den Künstler als die stärkste Äußerung der Humanität feiert, so weit, daß er sich Christus zum Künstler umschafft, um sich ihn näher zu bringen — das sollte nicht verführen, ihn in diesem seinen kleinsten Spiegel zu sehen, ja es sollte nahelegen, daß er alles andere eher sein konnte oder sein wollte als der Künstler, von dem er spricht, wie von etwas außer ihm.

Er wollte ein früher und von andern theoretisch nur Gefaßtes wirklich leben.

Er nahm das Prinzip des art pour art so leidenschaftlich auf, daß das Gegenteil dieser Wahrheit zum Vorschein kommen mußte. Denn in jeder Wahrheit liegt ihr Gegenteil beschlossen. Wilde machte mit dem Programm des englischen Ästhetizismus ernst und brachte ihn damit zu einem vorläufigen Ende. Er ließ die delikaten Sätze des pessimistischen Freudensuchers Pater nicht in der intellektuellen Sphäre der Bücher, er wollte sie auf das Leben probieren, von dem sie ja reden, und gab sein eigenes Leben als Einsatz auf die Probe. Sei auch schon das Todesurteil über uns gesprochen und bleibe uns auch nichts sonst als die Freude am schönen Augenblick, so müssen wir nichts anderes also tun, als dem Leben den Ablauf in solchen schönen Augenblicken geben, die währende Kontinuität solcher Augenblicke. Burn with a hard, gemlicke flame, die Flamme soll kühl brennen, nicht rauchen und sich nicht verzehren, das wollte Wilde nicht bloß geschrieben sehen und nicht bloß gedacht wissen, er wollte es leben. Und alles was er tat, tat er für diesen Gedanken. Den finde man, wie man will, worauf es allein ankommt, ist dieses, daß Wilde die Antinomie von Denken und Tun aufzuheben suchte, nicht mit dem Witz der Logik, sondern mit der Wirklichkeit des Lebens. Der Erfolg ist gleichgültig. Die Richtigkeit der Lösung ist gleichgültig. Der Mut und die Anstrengung sind alles. Vielleicht ist diese Antinomie überhaupt nur, daß Starke an ihrer Überwindung die eigene Kraft messen, daß sie auf das Letzte ihres Wesens kommen, daran rühren. Die Lösung ist absolut nur für sich selber und die Frage nach ihrem objektiven Wert stellen nur die Ahnungslosen und Ungläubigen.

Aber es möchten vielleicht auch welche sein, die es bezweifeln, daß Wilde diese für ihn absolute Lösung gefunden habe, die sagen, er hätte sich am Ende in ein ihm Fremdes begeben, da er, der Grieche und Ästhet, Katholik geworden sei.

Dazu eine Bemerkung.

Die vulgäre Meinung denkt sich den antiken Menschen als einen rosenbekränzten, gesetzlos ausschweifenden und schamlos optimistischen Tänzer und stellt dazu den Gegensatz von der christlichen Askese. Das Christentum ist aber gar nicht asketisch, und der antike Mensch war seiner Würde und seiner Vernünftigkeit so sehr bewußt, daß er darüber

hysterisch exzedierte. Die Gegenüberstellung ist aber auch anders noch falsch, da sie Christentum und Antike als etwas gleichzeitig und nebeneinander Bestehendes annimmt, wo doch das eine aus dem andern wurde, so daß man sagen muß: der Katholizismus ist das einzige, was von der Antike heute noch lebendig ist. Chesterton meinte das nur als Witz zu sagen — er sagte die Wahrheit nur in der knappsten Form. Die Verzweiflung an ihrem spröden Rationalismus machte die Antike christlich, als sie sich zu ihren reinen Verstandestugenden die mystischen Paradoxe, Glaube, Liebe und Hoffnung, erfand. Die Ohnmacht der Vernunft gegenüber dem Leben — das ist die resignierte Erkenntnis der Antike, die sie ins Christentum wendet. Die größtmögliche Lust meinte der antike Mensch in der Expansion seines Ich zu finden, in das er die Welt drückte — um am Ende seiner Kultur die Entdeckung zu machen, daß das noch größere Glück in der Vernichtung des Ich zu finden ist, und so gebar die Antike die vierte christliche Tugend: die Demut. Sie gibt den wahren Genuß der Dinge: die Erschaffung der Welt aus der Zerstörung des Ich. Aber das ist nicht von irgendwo außen in die Antike hineingetragen worden, es ist vielmehr ihre Regeneration aus sich selber, ihr Weiterleben.

Und so müssen die Wiederkehren der Antike in der neueren Zeit immer im katholischen Christentum enden. Man möge sich an die ästhetische Bewegung in Deutschland erinnern, die man die Romantik nennt: eine an der Vernunft ermüdete Zeit feierte ihre Erneuerung in der Antike und mußte zum Katholizismus, der noch lebenden Antike, kommen; Friedrich Schlegel, um nur den tiefsten dieser Neogriechen zu nennen, mußte katholisch werden, die es nicht wurden, die waren wie Tieck auch nie Griechen, sondern immer nur Protestanten gewesen oder waren wie Goethe im Rationalismus des früheren Jahrhunderts schon fertig. Swinburne, der am Anfang der ästhetischen Renaissance in England steht, gibt einen noch heftig gegen das Christentum eifernden antiken Hedonismus an Pater, der ihn an Plato prüft und sublimiert. Edward C. Lefroy, der in der einen Hand den Thomas von Kempis, in der anderen den Sophokles hält, schreibt sein Programmbuch »Muscular Christianity«, dessen Synthese ein Irrtum, das aber doch ein Zeichen auf dem Wege ist, den Wilde bis ans Ende geht, um nur ihn zu nennen, da die anderen der Ästheten, die mit ihm an dieses gerade Ziel kamen, hier nur Namen wären. Die Romantik der Dänen endet der Sokratiker Kierkegaard als Katholik. Den lateinischen Rassen sind diese Revisionen ihrer Kultur fremd, da sie sich ihres ununterbrochenen Besitzes erfreuen, einer Kontinuität, so stark, daß in Italien zu keiner Zeit dieser scheinbare Gegensatz von Christentum und Antike Problem wurde, wie alle wissen, die unter Christentum Riten und Dogmen verstehen und nicht die Geschäftsfirma politischer Unternehmer und Spekulanten. Dem französischen, in seinem Rationalismus sehr römischen Geist scheint der mystisch stärkere Orient erst den Rausch geben zu können, der ihn seine Vernünftigkeit vergessen läßt, auf daß er sich erneuere — Chateaubriand schloß eine solche Renaissance, die eine antike ist, katholisch, wie sie Paul Claudel, das Genie des heutigen Frankreich, katholisch schließt. Denn: wer die Antike feiert und sich treu bleibt, muß als Katholik enden. Dies liegt in jedem so beschlossen. Was auch immer für Motive im besonderen Fall noch wirkend sein mögen oder für wirkend gehalten werden — stärker ist keines als dies: daß jeder ästhetischen Neubelebung der Antike das Christentum als die einzig noch lebende Antike immanent ist.

Französische Wahlen.

Von Max Garr.

Für den 6. Mai sind die Neuwahlen in die französische Kammer angesetzt. Von dem Ausfall dieser Wahlen hängt nicht nur das weitere Schicksal der kirchenpolitischen Trennungsgesetze ab, sondern auch der zukünftige Kurs der sozialen Gesetzgebung in der Republik. Abgesehen davon, ist aber das Bild der bevorstehenden französischen Wahlen für uns deshalb von ganz besonderem Interesse, weil sich bei der Betrachtung der einschlägigen französischen Verhältnisse gewisse Parallelen mit unseren gegenwärtigen österreichischen ergeben. Auch für Österreich stehen in naher oder nächster Zeit allgemeine Parlamentswahlen von einschneidender Bedeutung bevor, und auch bei uns ist man bemüht, gesetzliche Garantien dafür zu schaffen, um das Votum der Wählerschaft vor Beeinflussung und Korruption zu schützen. Auch in Österreich schwebt über der ganzen inneren Politik schon seit Monaten der Schatten der Neuwahlen.

* * *

Wenn man von Bulgarien absieht, wo jedes Ministerium, das mit ein paar Dutzend Anhängern zur Regierung berufen wird, die Kammer auflöst, Neuwahlen inszeniert und unfehlbar mit einer erdrückenden Majorität in die Sobranje zurückkehrt, so gibt es kaum ein Land in Europa, wo Wahlen von der Regierung so nachdrücklich und intensiv beeinflußt werden, wie in Frankreich. »Ce sont les électeurs qui font les deputés, mais ce sont le préfets qui font les elections«, schrieb kürzlich der „Temps". Wie alle Aphorismen, ist auch dieser Ausspruch cum grano salis zu verstehen. Es wird dem Regierungseinfluß auch in Frankreich nie möglich sein, das Wahlresultat zu ändern, wenn die große Majorität eines Bezirkes entschieden für ein bestimmtes Programm oder für eine bestimmte Person eintritt. Aber die Fälle, in welchen sich der Wille der Wählerschaft so deutlich und fest ausspricht, sind nicht sehr häufig, und meistens gibt der durch die politischen Behörden geübte Einfluß oder Druck den Ausschlag für den der Regierung genehmen Bewerber. Diese administrative Einwirkung wird naturgemäß doppelt entscheidend am Tage der Stichwahlen.

Fragt man, was für ein Organ das ist, durch welches die Regierung einen solchen ausschlaggebenden Einfluß ausübt, so wird man als Antwort hören: „die Präfektur". Das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres VIII hat die heutige administrative Gestaltung Frankreichs festgelegt und dem Vertreter der exekutiven Zentralgewalt eine außerordentliche Fülle von Machtvollkommenheiten eingeräumt.* Alle Ministerien und alle großen Verwaltungszweige sind am Hauptort des Departements vertreten: der Krieg durch einen General, die Finanzen durch einen Generalstaatskassier (trésorier-payeur general) sowie durch die Direktoren der Zölle, der indirekten und direkten Steuern u. s. w., die öffentlichen Arbeiten durch den Chefingenieur, der öffentliche Unterricht durch verschiedene Inspektoren. Alle diese Vorstände stehen in fortwährenden Beziehungen zum Präfekten, welcher den meisten gegenüber Vorgesetzter ist. „Der Präfekt ist gewissermaßen der Repräsentant aller Minister, aber sein bestimmender Charakter besteht darin, daß er Delegierter des Ministeriums des Innern ist." (Josat.) Der Präfekt regelt durch Erlässe

* Vergl. Lebon: „Das Staatsrecht der französischen Republik" und Block: »Dictionaire de l'administration française«.

(arrêtés) im Rahmen der Gesetze und Dekrete des Staatsoberhauptes alle Verwaltungsfragen, deren Lösung nicht ausdrücklich der Oberbehörde vorbehalten ist.

Es gibt kein einziges Gebiet des öffentlichen Lebens, in das der Präfekt direkt oder durch seine Unterorgane nicht maßgebend eingreifen würde. Er kann durch Ernennung Existenzen gründen und durch Abberufung Existenzen vernichten. Er kann in Rekrutierungs-, Manöver-, Gewerbekonzessions- und Steuersachen jede Gunst gewähren oder verweigern; von seinem Einfluß hängt die Vergebung aller Lieferungen für die staatlichen Anstalten und Institute ab; er kann Tabaktrafiken, Pensionen und Unterstützungen aus den öffentlichen Fonds verschaffen; er kann die Gemeinden mehr oder minder hoch zur Beitragsleistung für öffentliche Arbeiten heranziehen; er kann sie bei Straßenbauten fördern oder verkürzen. Die Verleihung von Ordensauszeichnungen erfolgt zumeist auf seinen Vorschlag, oder jedenfalls nicht, ohne daß seine Meinung eingeholt worden wäre. Wer da weiß, welche magische Anziehungskraft die roten, violetten und grünen Bändchen oder Rosetten auf den französischen Provinzialen ausüben, der kann sich beiläufig vorstellen, in wie hohem Grade der Präfekt Herr über alle Eitelkeiten und Ambitionen seines Departements ist. Wo der Präfekt nicht auf materiellem Gebiete Einfluß auf seine »administrés« nehmen kann, dort gelingt ihm das über kurz odes lang auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten. Mit einem Wort: Der Präfekt und seine Organe sind allmächtig im provinzialen Departement. Die vielverlästerten galizischen Bezirkshauptleute müßten eigentlich angesichts solcher Beeinflussungsmöglichkeiten vor Neid erblassen....

Die Präfekten, vom Präsidenten der Republik nach dem Vorschlag des Ministers des Innern ernannt, werden bei jedem Ministerwechsel in mehr oder weniger großer Zahl abgesetzt, obwohl man ihnen vom Gehalt Abzüge für die Pensionskasse macht. Sie gelten als politische Vertrauensmänner des Kabinetts, dessen Politik sie zu vertreten haben. Nicht selten aber ist es die spezielle Politik des Ministers des Innern, ihres Patrons, die von der offiziellen Kabinettspolitik mitunter stark abweicht. Beispielsweise wurde der Senator Touron, wie er selbst in der Sitzung des Senats vom 25. Jänner d. J. unter allgemeiner Heiterkeit erzählt hat, unter dem Ministerium Méline von dem Kabinettschef, dessen Parteigenosse und Freund er war, unterstützt, aber vom Minister des Innern Barthou, (heute Minister für öffentliche Arbeiten), durch den Präfekten bekämpft. Häufig sind auch die Präfekten nach dem Muster jenes Monsieur Worms-Clavelin, dessen charakteristisches Bild uns Anatole France in seiner »Histoire contemporaine«* entworfen hat: „Er war sorgfältig bemüht," sagt France von diesem Präfekten, „niemals einem Minister des Innern mit Feuereifer zu dienen. Er hütete sich wohl, einem Minister besonders zu gefallen und vermied alle Gelegenheiten, seine Sache zu gut zu machen. Diese Mäßigung während der Dauer eines Ministeriums sicherte ihm die Sympathie des folgenden...." So halten es viele Präfekten, namentlich solche, welche nicht dem Milieu der gerade zur Herrschaft gelangten Parteienformation entnommen wurden, sondern aus der administrativen Karrière hervorgegangen sind. Im ganzen aber ist wohl anzunehmen, daß die ausgesprochenen Befehle und die unausgesprochenen Wünsche des Ministers des Innern von den Präfekten wirksam und nachdrücklich vollstreckt werden.

* * *

* Band I. »L'Orme du Mail«.

Der Vorgang bei der Umsetzung ministerieller Wünsche in Stimmzettel ist ungefähr der folgende. Das am Ruder befindliche Ministerium hat selbstverständlich ein Interesse, jenen Deputierten, auf die es sich in der Kammer oder im Senat gestützt hat, oder sich in Hinkunft zu stützen wünscht, zum Wahlsieg zu verhelfen. Der Präfekt wird nun nach Paris, in das Ministerium des Innern auf der Place Beauvau berufen und dort darüber instruiert, welche Kandidaturen er zu unterstützen hat. (Dieser Vorgang ist auch jetzt eingehalten worden; Clemenceaus Staatssekretär Sarraut hat die Präfekten gruppenweise nach Paris beordert, ihre Berichte entgegengenommen und die Wahlinstruktionen gegeben.) Der Präfekt setzt sich nun mit den Wahlkomitees der ihm bezeichneten Kandidaten in Verbindung. Da die Regierungspartei aus verschiedenen Gruppen besteht, so haben die Präfekten Deputierte und Kandidaten verschiedener Fraktionen zu unterstützen. Die lokale Kandidatur steht in Frankreich in hoher Blüte. Es ist nicht — wie bei uns — die Partei, welche die Kandidaten für die einzelnen Bezirke nominiert, sondern die Wahlkomitees der einzelnen Wahlbezirke nominieren ihre Kandidaten, die sich erst nach ihrer Wahl entscheiden, welchem Parteiverband sie in der Kammer beitreten.

Die Frage der Zugehörigkeit zu einer der Kammergruppen ist so sekundär, daß zahlreiche Deputierte in der Kammer zwei, ja selbst drei Verbänden gleichzeitig angehören. Nach einer zuverlässigen Zusammenstellung * waren in der jüngst verflossenen Kammer vier Deputierte gleichzeitig im Verband der radikalen und der radikal-sozialistischen Gruppe; 14 Radikale figurieren gleichzeitig in den Registern der »Gauche républicaine democratique«; 7 Deputierte der radikalen Partei gehören auch der »Union democratique« an; letztere besitzt 10 Mitglieder, die sich gleichzeitig bei der viel weiter rechts stehenden »Action libérale« inskribiert haben. 26 Nationalisten gehören gleichzeitig auch der »Action libérale« an. Den Rekord halten die beiden Abgeordneten Darblay und Truchier, welche gleichzeitig Mitglieder der nationalistischen, der progressistischen und der Gruppe der »Action libérale« sind. In diesem Zustand ist es auch begründet, daß es für Deputierte, selbst für sozialistische, sehr wenig bedeutet, wenn die Partei sie ausschließt. Sobald sie mit ihrem Wahlkomitee im Einklang sind, ist ihre Wiederwahl gesichert. Briand, Millerand, Gérault-Richard und viele andere haben daher ihre Exkommunikation mit großer Ruhe getragen oder durch freiwilligen Austritt selbst herbeigeführt. Das Wahlkomitee ist eben alles, die Partei selbst ist sehr nebensächlich.

In der Regel werden in diesem Wahlkomitee dieselben lokalen Größen maßgebend sein, auf die sich der Präfekt schon früher stützte und die ihn mit Informationen versorgt haben. Diese Vertrauensmänner — im gegenwärtigen Fall sind es die Vertrauensmänner des republikanischen »Bloc« — nehmen geradezu eine halboffizielle Stellung ein und werden »Délégués« genannt. Der Titel bekam die offizielle Weihe durch Combes, der sich als Minister des Innern nicht genierte, die Aufstellung solcher Vertrauensmänner, deren Tätigkeit leider nur zu oft in ein verwerfliches Ausspähen privater Verhältnisse ausartet, den Präfekten amtlich anzubefehlen. Wie weit die Tätigkeit der »Délégués« gehen kann, erhellt aus einem Zirkularerlaß des Kriegsministers André, der am 23. Februar 1903 die Militärbehörden anwies, bei Gesuchen um Superarbitrierung, Befreiung vom Militärdienst, um Versetzungen und Dispens aller Art nur solche Bittsteller zu berücksichtigen, die sich „auf eine Befürwortung des Präfekten stützen können", dagegen jene Gesuche, welche vom Präfekten

* »Géographie parlamentaire« (»L'Action« vom 6. Februar 1905.)

abträglich einbegleitet wurden, a limine abzuweisen. Die befürwortende oder ablehnende Haltung des Präfekten richtet sich aber nach den Erhebungen der »Délégués«. Ist die politische Konduite der betreffenden Person dem von der Regierung unterstützten Kandidaten günstig, so wird das Gesuch bewilligt. Sonst nicht! Wie sehr lokale Mißhelligkeiten, private Feindschaften, kleinstädtische Eifersüchteleien, Haß und Rache in diese so folgenschweren politischen Auskünfte der »Délégués« hineinspielen, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Die Ministerien Rouvier und Sarrien haben zwar bei ihrem Amtsantritt erklärt, die Institution der »Délégués« nicht zu kennen und zu perhorreszieren, aber das ist wohl nur ein Spiel mit Begriffen. De facto sind zur Wahlzeit die Vertrauensmänner des Präfekten allmächtig und das Wohl und Wehe von Hunderten ist in ihre Hand gegeben.

* * *

Präfekten, Unterpräfekten, sowie die »Délégués«, beziehungsweise die Vertreter der der Regierungsmajorität angehörigen Wahlkomitees beginnen alsbald ihre Tätigkeit für die Kandidaten dieser Komitees. Die »Candidature officielle« ist aufgestellt. Wie diese unterstützt wird, darüber sind in den Sitzungen des Senats und der Kammer in den letzten Monaten Beweise in reicher Zahl geboten worden. Natürlich hat das Kabinett damals feierlich erklärt, daß es die offizielle Kandidatur verabscheut. Natürlich hat man auch eine Resolution votiert,* welche besagt, die Kammer brandmarke die offizielle Kandidatur, gleichviel zum Vorteil welcher Partei sie ausgeübt werde und erwarte von der Regierung, daß sie die Freiheit der Wahl durch ihre Agenten werde respektieren lassen. Aber deshalb wird die »Candidature officielle« nicht minder fortbestehen und zweifellos auch bei den bevorstehenden Wahlen in ihrer Sünden Maienblüte strahlen.

Im folgenden seien einige charakteristische Beispiele angeführt, welche Deputierte und Senatoren aus ihren Erfahrungen mit der »Candidature officielle« zum besten gegeben haben. Der Senator Audiffred berichtet** von einem Arzt, der seine Stelle als Amtsarzt verlor, weil er mit einem gemäßigten (Méliniſtiſchen) Senator befreundet war. Herr de Lamarzelle sagt, daß fast in allen Departements Bürgermeister, welche gegen den Regierungskandidaten agitierten, mit der Untersuchung wegen inkorrekter Geldgebarung bedroht werden, daß man ihnen aber Straflosigkeit zusagt für den Fall, als sie zu gunsten der Regierungskandidaten votieren. Der Deputierte Rousset erklärte am 23. Jänner in der Kammer, Personen, die sich einer Hinterziehung bei der Alkoholsteuer schuldig gemacht hätten, würden nicht verfolgt, wenn sie für den Regierungskandidaten stimmen. Die Einberufungsorders von Reservisten, die sich beim Wahlkomitee des Souspräfekten einzeichnen, würden zurückgezogen. Rousset hat noch einen Fall vor die Kammer gebracht, der charakteristischer ist als alle anderen. Rousset ist Bürgermeister von Verdun. Dreimal hat der Gemeinderat von Verdun verlangt, man möge den Gehalt der dortigen Briefträger erhöhen. Es war stets vergeblich. Nun tritt gegen Rousset, der Nationalist ist, der Ex-Kapitän Humbert, Redaktionssekretär des „Matin", als Kandidat und, wie sich zeigt, als offizieller Kandidat auf. Alsbald konnte Humbert, in den Lokalblättern eine Zuschrift des Unterstaatssekretärs der Posten und Telegraphen veröffentlichen, in welcher ihm angezeigt wird, die Briefträgergehalte seien über sein (Humberts) Verlangen nunmehr erhöht worden. Welche

* Sitzung vom 23. Jänner 1906, Resolution Lasies.

** Sitzung des Senats vom 25. Jänner d. J.

Wirkung ein solches Vorgehen üben muß, welchen Begriff die Wähler nach diesem Vorfall von der Allmacht des Regierungskandidaten bekommen müssen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. — Daß diese Fälle im Parlament jetzt meist von den Progressisten zur Sprache gebracht wurden, die unter Méline und Ribot mit der »Candidature officielle« noch weit ärgere Mißbräuche getrieben haben, liegt im Wesen der Sache. „Alle Parteien, die nicht an der Regierung sind" — sagt Anatole France — „rufen nach der Freiheit, weil diese die Opposition stärkt und die Regierungsgewalt schwächt. Aus demselben Grunde schränkt die regierende Partei die Freiheit ein, so gut sie kann."

* * *

Es hat jetzt, am Vorabend der großen Wahlen, nicht an Versuchen gefehlt, die »Candidature officielle« aus der Welt zu schaffen. Der »Bloc« hat aber natürlich nicht die mindeste Lust gehabt, sich nun, da er die Wahlen leiten darf, eines so ausgezeichneten Mittels, seine Kandidaten zu fördern, zu begeben. Da die radikalen Parteien in früheren Jahren sehr heftig gegen die offizielle Kandidatur aufgetreten sind, bestand ein gewisser moralischer Zwang für sie, nicht gegen Gesetze zu stimmen, welche die Wahlfreiheit sichern sollen. Solche Gesetze sind zwei in Angriff genommen worden; das eine wurde vom Senat abgeändert und deshalb neuerlich an die Kammer zurückgeleitet, während das andere vom Senat selbst ausgearbeitet worden ist und daher der Bestätigung durch die Kammer bedarf. Das erste* ist ein sogenanntes „Closetgesetz", ähnlich dem vom deutschen Reichstag beschlossenen. Es statuiert, daß der Stimmzettel vom Wähler in einer Isolierzelle in ein vom Staate zu lieferndes Kuvert gelegt und eigenhändig in die Urne geworfen werden soll. Der Senat hat das Kuvert votiert, die Isolierzelle aber beseitigt, mit der Motivierung, daß diese Einrichtung die Gemeinden materiell zu sehr belaste. Die Kammerkommission schlug vor, am zuerst votierten Text festzuhalten und die vom Senat gestrichenen Stellen wieder herzustellen. Das zweite Gesetz** bestraft jede Art von Wahlbeeinflussung durch Versprechung von Vorteilen oder Drohung mit Schaden. Die Strafen sind ziemlich hoch (200 bis 5000 Francs); nach dem Artikel 4 trifft den Schuldigen, falls er staatlicher Beamter ist, die doppelte Strafe. Senatoren oder Deputierte, deren Mandat Wahlmißbräuche halber annulliert wurde, verlieren für zwei Jahre die Wählbarkeit. Die Kammer hat weder die eine noch die andere Vorlage mehr in Beratung gezogen und hat ihre Legislaturperiode beschlossen, ohne der »Candidature officielle« etwas zu Leide zu tun.

* * *

Schließlich noch ein Wort über die Chancen des bevorstehenden Wahlkampfes. Sie stehen für den »Bloc« nicht allzu günstig. Die Kirchenskandale haben viel böses Blut gemacht. Schon als Rouvier gestürzt wurde, standen die Dinge schlecht. Wie viel sich da in

* Loi ayant pour objet d'assurer le secret et la liberté du vote, ainsi que la sincérité des opérations electorales. — Rapport par M. Charles Benoist, Député, au nom de la Commission du suffrage universel. — Chambre des députés; annexe au procès-verbal de la 2e séance (20. Nov. 1905). Vergleiche ferner: André Lacroix: »Le Secret du Vote devant le Parlement français«. — Revue politique et parlementaire. No. 140. T. XLVII.

** Proposition de loi adoptée par le Sénat, ayant pour objet de réprimer les actes de corruption dans les operations électorales. — Chambre des députés; Annexe au procèsverbal de la séance du 5. Fevr. 1906.

letzter Stunde noch hat bessern lassen, ist schwer zu beurteilen. Was aber den Wahlchancen des »Bloc« weit mehr geschadet hat als die Separationsskandale und der Inventurlärm, das ist das Gespenst der sozialen Gefahr, die durch die bösartigen Streikunruhen der letzten Wochen geweckte und genährte bange Furcht vor sozialistischen Attacken gegen den Besitz und schließlich die Besorgnis vor der progressiven Einkommensteuer, die drohend hinter dem sozialistisch angehauchten Kabinett Sarrien auftaucht. Das Gesetz über die Arbeiterpensionen, das die Unternehmer sehr belastet, liegt jetzt dem Senat vor, wo es auf erbitterten Widerstand stoßen dürfte. Dieses Gesetz hat das Augenmerk vieler Leute von der kirchenpolitischen Gesetzgebung abgelenkt und auf die sich vorbereitenden sozialfinanziellen Gesetze gewiesen. So beruhigend auch der Umstand, daß Poincaré die Finanzen inne hat, gewirkt hat, viele, die sonst Anhänger der Bloc-Politik sind, werden trotzdem, choliert durch die Anwesenheit eines auf die progressive Einkommensteuer eingeschworenen Sozialisten im Kabinett, im Entscheidungsfall lieber für einen Gemäßigten als für einen Sozialisten stimmen. Der Schaden, den die revolutionären Streikagitationen und proletarischen Exzesse der jüngsten Zeit den Kandidaten des »Bloc« zugefügt hat, ist nicht zu ermessen. Alles das läßt es als möglich erscheinen, daß der »Bloc« nach den Wahlen seine Zusammensetzung ändern und sein Schwergewicht mehr nach rechts verlegen wird. Anatole France, dessen »Histoire contemporaine« vielleicht das Tiefste und Wahrste ist, was über das Frankreich unserer Tage geschrieben worden ist, läßt den Professor Bergeret* sagen: „So lange der Staat sich mit den Einkünften zufrieden gibt, die ihm mit einer mechanischen Regelmäßigkeit jene liefern, die von der Arbeit ihrer Hände leben, so lange ist er glücklich, ruhig, geehrt. Die Finanzleute und Volkswirte anerkennen seine Ehrlichkeit. Aber von dem Augenblick an, da der unglückliche Staat unter dem Drucke seiner Bedürfnisse Miene macht, von jenen Geld zu verlangen, welche solches haben, und versucht, von den Reichen eine schwache Beitragsleistung zu erlangen, von diesem Augenblick an läßt man ihn fühlen, daß er ein schmachvolles Attentat begeht, daß er alle Rechte verletzt, Handel und Industrie zerstört und die Armen erdrückt, indem er an die Reichen rührt. Man verschweigt ihm nicht, daß er sich entehrt. Und er bricht zusammen unter der ehrlichen Verachtung aller guten Bürger. Der Ruin kommt langsam aber sicher. Der Staat rührt an die Rente: Er ist verloren." Mr. Bergeret ist ein Mann von Phantasie und übertreibt ein wenig. Aber man ziehe diese licentia poetica ab, ersetze das Wort „Staat" durch „Regierung" und man hat die größte Gefahr, welche den »Bloc« in dieser Wahlkampagne bedroht.

* »L'orme du mail.«

Chronik.

Das literarische Leben der Slowenen im Jahre 1905.*

Die slowenische Literatur, so wie das ganze öffentliche Leben, mit dem sie heute in einem engeren Zusammenhang steht, befinden sich gegenwärtig in einem Übergangsstadium. Der politische Charakter, der sich darin mit jedem Tage deutlicher hervordrängt, ist in den letzten Jahren recht lebhaft geworden. Vom alten braven Konservatismus im Anfang der Neunzigerjahre ist nichts mehr übrig geblieben; er entwickelte sich durch die Phase eines aggressiven christlichen Sozialismus zum vehementen christlichen Demokratismus, mit offen zur Schau getragenen Zügen der Demagogie. Hingegen stagniert sein Gegner, der Liberalismus. Höchstens, daß er die zu Kompromißzwecken angenommene gutgläubige Maske abzuwerfen beginnt; im übrigen klammert er sich noch immer an das spärliche Gerüst, welches von dem aufgeklärten Bürgertum gebildet wird, fest und läßt darüber seine Fahne der Phrase flattern. Dazu ist in den letzten Jahren eine Jugend gekommen, die, in verschiedenen Ländern gebildet, unter verschiedensten, auf die soziale Kleinarbeit gerichteten Einflüssen gestanden ist. Sie weigert sich auf dem Gerüst mit flatternden Nationalfahnen zu paradieren, weil ihr die Arbeit in dem unfertigen Bau der nationalen Kultur selbst am Herzen liegt. Sie steht nun schon ein paar Jahre mitten in diesem Bau mit vielen schönen Plänen und — leeren Händen.

Die alten Devisen haben sich gründlich überlebt; sie ziehen nicht mehr. Die neuen haben zur mannigfaltigen Spaltung der jüngeren Intelligenz geführt. Das frühere Kontingent der am öffentlichen Leben teilnehmenden Gesellschaft erweist sich für die Neubildungen zu klein, man sieht die Notwendigkeit ein, weitere Volkskreise in die Kultursphäre emporzuheben, und man „geht ins Volk". Darin erblickt mit Recht der alte klerikale Vormund des Volkes Gefahr für sich und strengt in seinen zahlreichen populären Ausgaben alle seine Kräfte an, um den letzten Bauer vor den gottlosen liberalen Wölfen zu warnen und zu schützen.

Es gedeiht die periodische Presse und nimmt fast die ganze geistige Produktion in ihren Spalten auf. Darunter ist nicht nur die politische Zeitung zu verstehen, sondern auch die belletristische Zeitschrift. Heute haben die Slowenen neben ein paar kleinen drei große, im Publikum fest eingebürgerte, teilweise illustrierte Zeitschriften. In dieser Beziehung übertreffen sie weit ihre Nachbarn, die den Slowenen numerisch überlegenen Kroaten, bei denen alle Versuche, eine größere literarische Zeitschrift zu gründen, in den letzten Jahren fehlgeschlagen haben.

„Ljubljanski Zvon" („Laibacher Glocke") ist die älteste und bedeutendste slowenische Monatsschrift. Im vorigen Jahre feierte sie das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestehens. In diesem Vierteljahrhundert war sie (den Traditionen ihrer Vorgängerin, der vom Prof. Stritar 1870, 1876—1880 in Wien herausgegebenen „Wiener Glocke" folgend) derjenige Strom, der eine dauernde Verbindung zwischen dem slowenischen Schriftsteller und dessen Leser herstellte. Zu ihren Mitarbeitern zählte sie stets die besten Kräfte der slowenischen Feder. Aus ihren Jahrgängen kann man die Entwicklung der slowenischen Literatur in den letzten Jahrzehnten verfolgen. Am längsten hauste darin der nationale Romantismus; seine Triebfeder war die völkische Begeisterung, sein Hauptmerkmal eine nachsichtige Kritik, die manchen Dilettanten im Gefolge duldete. Er kleidete sich gern in den Realismus, nicht in den strengen, ästhetischen, sondern in jenen oberflächlichen, instinktiv geübten, der sich mit der äußeren Erscheinung der Dinge begnügt. Theoretische Fragen wurden nicht aufgeworfen bis zum Einzuge der Moderne, der in der Mitte der Neunzigerjahre erfolgte. Es trat eine kurze, aber lebhafte Übergangsperiode des konsequenten Naturalismus ein, die Poesie der Materie nahm die Geister gefangen, der Name Zolas und seines slowenischen Quasinachahmers Fran Govékar wurde populär, um gleich darauf durch die Namen Baudelaire, Verlaine, Dehmel, Ibsen, Tolstoi, Dostojevski und der slowenischen Modernen Cankar, Župančič, Kette, Aleksandrov, Šorli verdrängt zu werden. Keine dieser Richtungen war im stande, sich ein eigenes Organ zu gründen, „Zvon" gewährte allen eine liebevolle Aufnahme. Dabei ist es noch heute geblieben; denn ausgenommen den Naturalisten Govékar, der seine eigene Zeitschrift hat, beteiligen sich alle besseren Schriftsteller ohne Unterschied der Richtung an dem „Zvon". — Die Leitung dieser Zeitschrift ist heute in den Händen des einzigen übrig gebliebenen Stritarianers, Dr. Fr. Zbašnik, des konziliaten Vertreters der Alten, dessen wohlwollend plaudernde Kunst im Laufe der Entwicklung sowohl eine naturalistische Note, als auch einen leichten, mehr intendierten als spontanen modernen Anflug angenommen hat.

Die Leitung des Blattes übernahm Zbašnik aus den Händen des bedeutendsten epischen Dichters der Slowenen, Anton Aškerc, dessen

* Vergl. Bd. III, Heft 36 der „Österr. Rundschau".

starke, streng realistische Persönlichkeit zu einem offenen Zusammenstoß mit den Neuromantikern geführt hätte. Aškerc ist kein Mann der Kompromisse, er ändert sich nicht, obwohl man nicht leugnen kann, daß er sich in seiner Richtung ständig entwickelt. Es verstreicht kein Jahr, ohne daß ein Band seiner Dichtungen auf dem slowenischen Büchermarkte erschiene. Seine vorjährige Gedichtsammlung trägt den Titel „Die Märtyrer". Sie bildet die Fortsetzung des im Jahre 1904 erschienenen „historischen Poems" „Primož Trubar", einer dichterischen Lebensbeschreibung der Hauptgestalt aus der slowenischen Reformationsbewegung im XVI. Jahrhundert. In den „Märtyrern" bewegt sich Aškerc in seinem wahren Element. Während er nämlich im „Trubar" gezeigt hat, daß er nicht gut im stande ist, in die geheimen Seelengänge einer bedeutenden Einzelpersönlichkeit einzudringen, da ihm sein vorwiegend realistisches Talent keine Mittel dazu an die Hand gibt, fühlt er sich in dem bewegten äußeren Leben der vielen Predikanten und in dem lebhaften Treiben der religiösen Eiferer wie zu Hause und entwirft sowohl von den idealen Gestalten als auch den Auswüchsen der Bewegung ein recht anschauliches Bild. Den ganzen Zyklus verbindet die der Reformationsbegeisterung kongeniale Grundstimmung des zeitgenössischen slowenischen Sängers des freien Gedankens zu einem harmonischen Ganzen und verleiht ihm Pathos, Kraft und Schwung der Einheitlichkeit. Die auf äußeren Konturen aufgebauten Bilder sind zwar nicht zur Vertiefung jener vielbewegten Seelen geeignet, aber sie reißen durch ihre Konkretheit und Unmittelbarkeit unwillkürlich mit. „Die Märtyrer" wurden von der katholischen Presse als eine liberale Agitationsdichtung stigmatisiert, was um so weniger zutrifft, als sich der Dichter mit der größten Liebe der damaligen Zeit widmet und Anspielungen auf die Gegenwart unterläßt. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß die Vorliebe Aškerc' für slowenische Protestanten in der freiheitlichen, antiklerikalen Strömung der heutigen slowenischen Intelligenz wurzelt, was bei Aškerc, dem Realisten, der mit seinem Milieu so sehr zusammenhängt, wie in Österreich vielleicht nur noch der tschechische Dichter J. S. Machar, selbstverständlich ist. Es ist diese Poesie der Zeitstimmung, der Aktualitäten zwar kurzlebiger als die Poesie der ewigen, aus sich selbst schöpfenden und in sich selbst gekehrten Persönlichkeit, dafür aber erfreut sie sich in der Zeit, aus welcher sie hervorgeht, eines desto bewegteren und intensiveren Lebens.

Unter den modernen Dichtern des „Zvon" nimmt Oton Župančič die erste Stelle ein. Er ist der wahre Gegensatz des produktiven, an den Gegenständen und Erscheinungen hängenden Aškerc. Während Aškerc Episoden gibt, verschmäht Župančič alles Episodenhafte und erhebt sich zu dessen feinem Abglanz, dazu was über den Gegenständen als ihre Idee schwebt, zu der poetischen Stimmung. Er verliert sich jedoch nicht in dem Metaphysischen, sein überaus plastischer Sinn versteht aus der Welt der Erscheinungen ungemein lebensfrische Symbole zu holen. Die neuesten Lieder von seinem Pariser Aufenthalt fließen zwar weniger üppig, wie seine früheren in zwei Sammlungen herausgegebenen, aber sie sind abgeklärter, innerlicher geworden und unterscheiden sich gegenüber dem stürmenden Flug seiner früheren Verse durch eine sanfte, fast nachdenkliche Melodie.

Die Stellen neben Župančič, die vor einigen Jahren von zwei sehr talentierten jungen Dichtern Kette und Aleksandrov eingenommen und durch den vorzeitigen Tod der beiden modernen Lyriker verwaist wurden, kann der junge Nachwuchs noch immer nicht ausfüllen, da sich niemand über das Mittelmaß erhebt. Ein ganz junges Pseudonym, Vladimir, erweckt Hoffnungen . . .

Aus der Reihe der älteren Erzähler hat im Juli 1905 der Tod einen der eigenartigsten Schilderer des Volkslebens, Professor Trdina, hinweggerafft. Die Zeitschrift publiziert jetzt seine Autobiographie, ein interessantes Dokument dieses gefühlsinnigen, der Volksindividualität intuitiv nachspürenden, in intellektueller Hinsicht jedoch äußerst naiven Mannes.

Im allgemeinen scheinen sich die älteren Belletristen zurückzuziehen. Eine Ausnahme macht erfreulicherweise der politische Führer der liberalen Slowenen, der Reichsratsabgeordnete Dr. Ivan Tavčar, der nach zwölfjähriger Pause wieder zur schönen Literatur zurückgekehrt ist. Sein großangelegter historischer Roman „Aus der Kongreßzeit" liegt noch nicht fertig vor und wird noch längere Zeit im „Zvon" erscheinen, verspricht aber schon jetzt ein interessantes politisches Bild des im Jahre 1821 in Laibach tagenden Kongresses und ein frisch entworfenes lokalhistorisches Genregemälde des alten Laibach zu werden. Über den Roman selbst wird erst nach seiner Vollendung ein abschließendes Urteil möglich sein. Hinsichtlich der künstlerischen Technik des Romanciers aber kann man schon jetzt sagen, daß Tavčar von der Moderne so viel wie gar nicht berührt wurde. Wahrscheinlich hat er die „Jungen" nicht einmal gelesen. Die moderne psychologische Versenkung in Personen und Dinge, die liebevolle Wiedererweckung der einzelnen historischen Gestalten in ihrer geschichtlich individuellen Treue, wie auch insbesondere die Erfassung der ganzen Zeitstimmung in den feinen Nebentönen würde

man in diesem Roman umsonst suchen. Tavčar ist eine zu temperamentvolle, fast möchte ich sagen zu vorlaute und zu ungezügelte Persönlichkeit, um historisch und rein künstlerisch zu sein. Er will beim Auftreten einer jeden Person mitsprechen. Darum werden meistenteils drastische Urteile des Verfassers sowohl über die episodenhaften historischen Persönlichkeiten eines Metternich, Genz, Kapodistria und der an dem Kongresse teilnehmenden Monarchen, als auch über die Hauptgestalten der Fabel (zumeist Persönlichkeiten aus der slowenischen Literaturgeschichte) ausgesprochen. Speziell in der Vorführung der damals in Laibach anwesenden Herrscher macht sich ein satirischer Simplicissimuston bemerkbar.

Unter den jüngeren Mitarbeitern des „Zvon" muß Ivan Cankar an erster Stelle genannt werden. Er ist der modernste slowenische Novellist und Dramatiker, der Natur seines Talentes nach ein Lyriker, in jedem Satze ein Artist. Aus seinen ersten Büchern sprach der Bohemien, der unter der Devise: Épater le bourgeois das Publikum narrte, ironisierte, auslachte, anklagte und dem Philister mit Worten heimzahlte, die wie harte Münzen fielen. In seinen Dramen verkündete er die Macht der Individualität, ging den Spuren des starken Bösen in dessen dramatischen Wirkungen nach und beschenkte so die slowenische Literatur mit ein paar interessanten szenischen Studien. Von Zeit zu Zeit trat er aus dem Kreise der Subjektivität heraus und suchte sein Verhältnis zum Volke zu definieren. Er wollte die gegenwärtige Stimmung der Volksseele, der Seele eines wallfahrenden und auswandernden Volkes fassen und die typischen Züge in konkreten Gestalten darstellen. Während er nun dabei einige ungemein plastische Frauenfiguren schuf, konnte er seinen männlichen Gestalten immer wieder lediglich nur sein eigenes Selbstporträt einprägen. Es kehrt immer derselbe Träumer wieder, der stets von den höchsten Höhen träumt, um sich schließlich in den tiefsten Tiefen zu finden. Der Nerv seiner Philosophie ist die poetische, ziellose Sehnsucht, sein Glauben die Kunst, seine Lebensfunktion der Traum, seine Umgangssprache die Ironie. Die Imagination Cankars ist nicht üppig und zu großen Kompositionen unzureichend. Indes ist seine ästhetische Kultur außerordentlich groß, die ihn in den Stand setzt, sein dichterisches Gut mit Virtuosität und Raffinement zu gebrauchen. Er ist immer anders und doch immer derselbe. Voriges Jahr hüllte er sein Thema von dem ewigen Vagabunden in das einfache volkstümliche Kleid eines Märchens, entwickelte darin eine Diskretion und Kargheit des Ausdruckes, die an die Kunst Tolstois in dessen Volkserzählungen gemahnen. Auch die Kunst des alten Trdina mag ihm vorgeschwebt haben. Und über dem ganzen kleinen Meisterwerk ließ er in seinen Andeutungen die weichen Strahlen des slowenischen Volksmärchens erzittern, wodurch er einen bezaubernden Effekt erzielte. Wie die meisten Arbeiten von Cankar ist auch dieses Märchen voll von lyrisch-symbolischen Stimmungen. In der Erzählung „Polikarp", die „Zvon" in der ersten Jahreshälfte publizierte, betrat der Dichter zum ersten Male den psychopathologischen Boden, verzichtete ganz auf seine beliebten lyrischen Digressionen und gelangte auf diese Weise zu einer an psychologische Klassizität grenzenden Einfachheit.

Dem lyrischen Psychologen Cankar steht der objektive Psycholog Dr. Ivo Šorli gegenüber. Er mutet jedoch weniger modern an, weil ihm das Raffinement, die Sensitivität und Kompliziertheit der modernen Gefühle abgeht. Darum findet er auch unter den Slowenen mehr Leser als Cankar. Er hat ein klares sicheres Auge, beobachtet eindringlich und genau die dem besseren Intelligenten zugänglichen Gefühlsphänomene, entwickelt sie mit Konsequenz zu wirksamen Peripetien, operiert mit keinen Sprüngen, sondern geht mehr deskriptiv vor. Auf Nebenschwingungen verzichtend, gebraucht er stets die vollen, allgemein verständlichen Töne.

Eine eigenartige Stellung nimmt unter ihren männlichen Kollegen die Belletristin Frau Zofka Kveder-Jelovšek ein, da sie alle übertrifft an Unerschrockenheit des Gedankens, wie auch an der Unmittelbarkeit und dem Reichtum der Empfindungen. Ihre Worte sind zwar nicht abgewogen, ihre Sätze nicht abgerundet; sie versteht nichts von dem abgetönten Klang des modernen Ausdrucks und dem Rhythmus des neuen Stiles, aber sie hat mehr, denn sie besitzt den Rhythmus einer starken Persönlichkeit, wie man sie selten unter Männern findet. Die Schriftstellerin, die in Prag lebt, schreibt slowenisch, kroatisch, tschechisch und deutsch. — Unter den Erzählern des „Zvon" möge nur noch Jos. Regali genannt werden, der im Herbst 1905 seine Skizzen unter dem Titel „Reliefe" gesammelt hat. Der junge Mann, der auch ein begeisterter Kunstkritiker ist, zeigt sich darin als ein eigenartiger physiopsychologischer Kleinmaler der Dinge.

Was dem „Zvon" am meisten abgeht, das ist eine kritische Kraft, die der Zeitschrift ihren eklektischen Anstrich benehmen und eine einheitliche, zielbewußte Richtung, eine ästhetischkulturelle Weltanschauung geben würde und den Lesern mit Umsicht nicht nur die heimischen Erzeugnisse zu verstehen, sondern auch vorzugsweise jene Produkte der Weltliteratur kennen zu lernen helfen würde, die das Volk entwickeln und seiner Literatur neue Ziele weisen

könnte. Ein solcher philosophischer Kritiker fehlt aber den Slowenen überhaupt. Die Kritik wie das Bekanntmachen mit dem fremden Schrifttum ist ganz dem Zufall und Dilettanten überlassen, die lediglich vom Standpunkte ihres „gesunden Geschmackes" Urteile fällen. Das man dadurch zu keiner endgültigen Wertung kommen kann, liegt auf der Hand. Aus diesem Umstande erklärt sich auch die weitere Tatsache, daß die Slowenen bis heute keine kritische Geschichte ihrer Literatur besitzen.

Die zweite Monatschrift, die im Jahre 1888 vom katholischen Philosophen Dr. Fr. Lampè gegründet wurde, heißt „Dom in Svet" (Heimat und Welt) und ist ein katholisches Familienblatt von dem Typus der „Alten und neuen Welt" oder des „Hausschatzes", die ihm im illustrativen Teil auch als Beispiele vorzuschweben scheinen. Sie käme als eine Publikation, die ganz bestimmten praktischen Zwecken dient, in künstlerischer Hinsicht weiter nicht in Betracht, wenn ihr nicht der Umstand eine höhere Bedeutung verleihen würde, daß sie angesichts der im Lande scharf ausgeprägten Parteigegensätze das einzige künstlerische Organ des überaus starken überzeugt katholischen Elementes ist. Sie publiziert auch vor allem Arbeiten der künstlerisch sich betätigenden Priester. Überdies bildet sie eine Übungsstätte für Anfänger, was ihr ebenfalls von der slowenischen Literaturgeschichte einst zum Verdienst angerechnet werden wird.

Zu den bekanntesten Poeten des „Dom in Svet" zählen drei Geistliche: Hribar, Opeka und Medved. Die gemeinsame Marke ihrer Poesie ist ihr reflexiver Charakter. Die Persönlichkeit erscheint zugeknöpft, außerhalb des Lebens stehend und darüber räsonnierend. Der Lebhafteste, aber auch Unkultivierteste war der versereiche Hribar, ein wahlloser Nachbeter des Volksliedes, der aber nicht mehr dichtet. Verstummt ist auch Opeka, der elegante Deklamator, der zusammen mit dem unversiegbaren Medved zu Cimperman, einem Epigonen des bedeutendsten slowenischen Verstandeslyrikers Levstik, in die Schule gegangen ist. Der begabteste unter den Dreien ist zweifelsohne der letztere, der zu Weihnachten 1905 eine Ausgabe seiner ausgewählten „Poesien" veranstaltet hat. An den faltenreichen, verbissenen und zerwühlten Zügen seiner Muse sieht man deutliche Spuren einer impulsiven starken Persönlichkeit, die sich wohl nicht ohne innere Kämpfe zu den sentenziösen, wohlgesinnten und korrekten Versen bekehrte. Dasselbe Gefühl ruft auch Medveds staunenerregende Fertigkeit in der Sprach- und Verstechnik hervor. Es ist dies eine eigenartige Kunstschnitzerei eines intellektuellen Gefangenen.

Von den älteren Erzählern des „Dom in Svet" hatte Peter Bobinjec am meisten Talent; aber die Beschäftigung mit der Politik und der klerikalen Volksorganisation trockneten die Frische und Phantasie dieses Landpfarrers aus. Dasselbe geschah mit dem Volksschullehrer Jaklič, dem slowenischen Schüler Roseggers, hinter welchem er freilich bezüglich des Reichtums der Beobachtung, Kühnheit des Gedankens und Üppigkeit der volkstümlichen Darstellung zurückbleibt. Auch an der tieferen künstlerischen Komposition gebricht es ihm. Nichtsdestoweniger hat er einige hübsche Sittenbilder aus dem Bauernleben geschrieben. — Eine sanftere Natur, welche die Politik flieht und nur der Erzählung, einer etwas blassen Tochter des slowenischen Scott, Jurčič, lebt, ist Ivo Trošt, ebenfalls Volksschullehrer. — Eine weiche, romantische, in die graue Vorzeit der Slawen versunkene Persönlichkeit, der Geistliche Bogdan Vened, wurde im Jänner 1905 durch den Tod hingerafft.

Ende der Neunzigerjahre schien es, als ob die slowenische Literatur eine katholische Moderne bekommen würde. Es machten sich Einflüsse der ähnlichen tschechischen Richtung geltend. Ein slowenischer Theologe, Fr. X. Grivec, schrieb in der gut redigierten „Katholischen Revue" („Katoliški Obzornik") über den tschechischen modernen Mystiker Otokar Březina, bevor dieser noch in seiner Heimat gewürdigt wurde, eine gründliche Studie. Während nun die tschechische katholische Moderne sich in der Folge kräftig entfaltete, eine eigene Zeitschrift „Nový Život" („Neues Leben") gründete und heute schon eine ganze Reihe namhafter Dichter zählt, kam die slowenische nicht aus den Anfängen heraus. Wie es scheint, scheuten die jungen, modern fühlenden Priester vor dem Gedanken zurück, von Zeit zu Zeit mit ihrer reaktionären geistlichen Obrigkeit in Opposition zu geraten. Und so kam es, daß sich, als voriges Jahr der Laibacher Bischof die Muse des Prešeren-Denkmals wegen ihrer Nacktheit verdammte, unter der slowenischen Geistlichkeit keiner fand, der auch vom katholischen Standpunkte den Kunstgedanken in Schutz genommen hätte. Wohl aber tat dies der unerschrockene Redakteur des tschechischen „Nový Život", der Priester K. Dostál-Lutinov...

Gleichwohl zählt „Dom in Svet" unter seinen Mitarbeitern zwei Männer, die mit modernen Ambitionen auftreten. Es sind dies der Dichter Silvin Sardenko und der Novellist Fr. Finžgar. Den Dichter zeichnet Anmut und eine große Leichtigkeit der Versifikation aus, die aber in der letzten Zeit seinem Talent verderblich zu werden scheint. Er ist ein religiöser Poet und konnte schon in seinen ersten Liedern innige Verse mit warmempfundenen und wunderbar keuschen Figuren aufweisen. Je mehr jedoch die Zahl seiner Gedichte steigt, desto häufiger werden

seine Verse zum leeren Geklingel, was in der religiösen Lyrik, auf diesem intimsten Boden der Poesie, besonders unerträglich ist. Er war schon früher mehr rhetorisch als tief, weil den Boden, aus welchem er schöpft, keine Stürme und Zweifel aufwühlen.

Der Novellist Finžgar besitzt Talent und Fleiß. Er kokettiert mit der Moderne und schließt auch, soweit es geht, Kompromisse mit ihr. Er besitzt nicht den Mut, sich zur freien und vollen Individualitätsäußerung, der Hauptforderung der Moderne, zu bekennen, weil er weiß, daß die Kirche verbietet, den Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Da ihn nun das konkrete „volle Menschenleben" weniger begeistern durfte, begnügte er sich mit der von der Kirche approbierten künstlerischen Behandlung der „modernen Welt", wie sie der spanische Romancier Jesuit Louis Coloma gegeben hat. Hinter dem Spanier steht sein slowenischer priesterlicher Nachahmer gewiß zurück, jedoch in der Geschicklichkeit, die „sündhaften Realisten" für die katholischen Familien entbehrlich zu machen, hat er bedeutende Fähigkeit gezeigt. Er geht mit Vorsicht an den Abgründen des Lebens vorbei, versteht ganz hübsch die ersten idealen Regungen der Liebe zu schildern und ist auf dem besten Wege, den Slowenen den katholischen Gesellschaftsroman zu schenken.

Es muß dem „Dom in Svet" als sein größtes Verdienst angerechnet werden, daß er dem Muckertum der slowenischen Geistlichkeit kräftig entgegengearbeitet hat. In den ersten Jahren mußte sein Begründer noch harte Strauße wegen der Frage bestehen, ob eine katholische belletristische Zeitschrift über solche Dinge, wie es z. B. die Liebe zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes ist, schreiben dürfe. — „Dom in Svet" stehen überdies gute Berichterstatter über die Erscheinungen der slawischen Literaturen zur Verfügung. Wenn es ihm noch möglich wäre, seinen jetzigen literarischen Kritiker, der zugleich Redakteur des politischen klerikalen Hauptorgans ist, los zu werden, würde er sich noch sauberer und seinem Berufe gemäßer präsentieren. Der selbstherrliche Politiker bringt nämlich in die der schönen Literatur gewidmete Zeitschrift den Ton der slowenischen politischen Presse hinein, die sich einer derart niedrigen polemischen Sprache bedient, wie ich sie in keinem Winkelblatt Europas gelesen habe.

Die dritte Monatsschrift mit dem Namen „Slovan" („Slawe") wurde vor vier Jahren von dem unternehmungslustigen Buchdrucker Hribar mit der Tendenz ins Leben gerufen, den freiheitlich gesinnten Familien eine Salonzeitschrift zu bieten. Wie „Dom in Svet" erscheint auch „Slovan" mit Illustrationen. Während sich nun der erstere auf den einfachen Textschmuck, auf anständige, ja nicht „anstößige" Bildchen, beschränkt, erhebt der letztere den Anspruch, als ein Kunstblatt betrachtet zu werden. Er bringt wirklich fast in jeder Nummer Reproduktionen guter Bilder nach Klischees, die er aus zweiter Hand bezieht; jedoch die guten Sachen erscheinen systemlos, ohne künstlerischen Kommentar und verschwinden in der Masse ganz gewöhnlicher „Kitsche"; überdies werden sie noch durch geschmacklose Arrangements und Färbungen von Seiten des Redakteurs für den illustrativen Teil, eines süßlichen Dilettanten, der sich aber für eine dekorative Kapazität hält, gänzlich verunstaltet. Der Zeitschrift geht ein Kunstkritiker, der in kritischpädagogischen Aufsätzen dem slowenischen Publikum die Kunst nahezubringen im stande wäre, umsomehr ab, als sich in den letzten Jahren eine durchwegs moderne, slowenisch bodenständige Kunst entwickelt hat, die den Wienern seit den Ausstellungen bei Miethke und in der Sezession besser bekannt sein dürfte, als der slowenischen Intelligenz. Die Slowenen haben zwei illustrierte Zeitschriften und slowenische Künstler zu Hause kein Organ ... Die Zeichner haben wohl in der letzten Zeit ein Betätigungsfeld gefunden in dem neugegründeten liberalen satirischen Blatt „Osa" („Wespe"), das aber textlich unter jeder literarischen Kritik steht.

Als Erzähler wirken beim „Slovan" die Mitarbeiter des „Zvon": Cankar, Šorli, Zofka Kveder-Jelovšek, die angesichts ihrer Produktivität neben „Zvon" noch eine zweite freiheitliche periodische Publikation brauchen. Die eigentliche Signatur aber gibt der Zeitschrift ihr Redakteur Fr. Govékar. Man würde irren, wenn man in dem Leiter des „Slawen" einen Schüler oder auch nur Kenner der slawischen Literaturen vermuten würde. Govékar ist ein Schüler und Verehrer des leichtesten französischen Naturalismus. Er wird von seinen Landsleuten mit Unrecht zuweilen mit dem großen Kompositionsgenie, dem tiefernsten „Evangelisten der Erde", Zola, in einem Atem genannt. Er hat bis jetzt flotte, sinnenkitzelnde Novellchen geschrieben. Als künstlerischer Leiter der Laibacher slowenischen Bühne lernte er die dramatische Technik und den Theatergeschmack der Masse kennen und verfaßte einige kassafüllende Dramatisierungen und zwei selbständige „Volksstücke". Einige Zeit war er auch in der Redaktion des führenden liberalen Tagblattes „Slovenski Narod" tätig. Auf Grund der Erfahrungen, die er sich hinter den politischen und Theaterkulissen erworben, schreibt er nun einen umfangreichen Roman unter dem Titel „Über dem Abgrunde", dessen ersten Teil der vorjährige „Slovan" publizierte. Es scheint, als wollte sich darin der Verfasser zu einer ernsten

Tat aufraffen. Govékar ist längere Zeit dem Treiben der Provinzialintelligenz nahe gestanden, er kennt dieses Völkchen von Haus aus, beschreibt dessen falschen Schimmer stellenweise sehr naturwahr und verweilt in naturalistischer Manier mit sichtlichem Behagen bei der Haupttriebfeder dieser Gesellschaft, der Erotik. Aber Govékar räsonniert sehr viel. Er entrüstet sich über den moralischen Verfall, über die Entweihung der Ideale, über alles Negative und dabei weiß man nicht, im Namen welcher positiven Anschauung er dies tut. Damit will ich sagen, daß Govékar die Rolle des Sittenpredigers gar nicht kleidet, daß sie wie Pose wirkt, das heißt gar nicht wirkt. Denn man kann den Eindruck nicht los werden, daß hinter diesen satirischen Schablonen und pathetischen Deklamationen wie hinter kraß bemalten Kulissen eine gähnende Leere steckt, die er umsonst mit einem idealen Liebespaar zu maskieren sucht, mit zwei unwahrscheinlichen Figuren, bei deren Zeichnung ihn seine photographische Kunst gänzlich in Stich gelassen hat. Govékar täte am besten, wenn er wieder zu seinem leichten Genre zurückkehrte. Denn nur dort ist er ungezwungen und wirklich — er selbst.

Dr. Ivan Prijatelj.

Besprechungen.

„Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen." (Wien, C. W. Stern.)

Ulm und Austerlitz! — wie ein Alp lag es auf den Gemütern derer, die es miterlebten: alle Kraft schien erschöpft, jede Hoffnung geschwunden. Am schwersten trug es die Armee, die Übermenschliches geleistet hatte und doch besiegt wurde. Als dann der Schreckenstag von Jena folgte, wußte man, daß es einen Kampf auf Leben und Tod geben würde. Das Jahr 1809 erbrachte den Beweis, daß Österreich wohl gebeugt, aber keineswegs gebrochen war. Hoch flammte die Begeisterung im ganzen Reiche auf, an allen Ecken und Enden rührten und reckten sich wehrhafte Hände, galt es doch, um den eigenen heiligen Herd zu streiten. Diesen ersten österreichischen Befreiungskrieg zu schildern, hat der Direktor unseres Kriegsarchivs, Feldmarschalleutnant v. Woinovich, unternommen und die Öffentlichkeit dadurch mit einer ungemein wertvollen Publikation beschenkt. Vier Bände liegen uns heute vor: „Österreichische Thermopylen" (Hauptmann Veltzé), „Der Volkskrieg in Tirol" (Oberleutnant Bartsch), „Napoleon und seine Marschälle" (Hauptmann Criste) und „Aspern" (Major des Generalstabskorps v. Hoen); die beiden ersten Bände sind schon vor einiger Zeit erschienen und haben fast einstimmige Anerkennung gefunden, die beiden anderen sind kürzlich herausgegeben worden. Napoleons Siegeszug, das ganze Wunder seines erstaunlichen Lebenslaufes, das Gigantische seines Wesens wurden von Hauptmann Criste in lapidarer Kürze meisterhaft dargestellt; ebenso vortrefflich sind die knappen Schilderungen der Persönlichkeit seiner Marschälle, — wer kennt sie nicht, die aus einem Nichts zu Fürsten wurden! Viel Licht, aber auch viel Schatten ist in dieser vortrefflichen Zeichnung von Charakteren enthalten.

„Aspern" darzustellen, muß jeden österreichischen Offizier mit Freude und mit Schmerz erfüllen. Mit Freude, weil wir die Ersten waren, die dem großen Korsen auf seinem Siegeszug ein gebietendes „Halt" zurufen konnten, mit Schmerz, weil kurz nachher die Palme dieses so heiß erkämpften Sieges unseren Händen wieder entrissen wurde. Diese Darstellung ist wohl das Schönste, was je über Aspern geschrieben wurde. Französischer Mut, französische Führung werden oft, sehr oft gelobt, aber diese aus innerster Überzeugung gezollte Anerkennung der Vorzüge eines bis dahin unbesiegten Gegners zeigt erst — gewiß nicht beabsichtigt — wie tüchtig unsere Truppen, trotz alles Mißgeschickes vergangener Jahre, geblieben sind, daß sie im stande waren, zu siegen. Wie eine Apotheose österreichischer Tapferkeit klingen uns die Worte Napoleons an Murat: „Du hast die Österreicher bei Aspern nicht kämpfen gesehen!" —

Die hochinteressante Publikation ist Seiner k. u. k. Hoheit, dem Herrn Erzherzog Franz Ferdinand gewidmet, der, voll regen Interesses für die Geschichte seines Vaterlandes, an dem Gelingen dieses schönen patriotischen Werkes lebhaften, intellektuellen Anteil genommen hat.

Karl Hofer.

„Das Leben, sein Ursprung und seine Entwicklung auf der Erde" von Dr. Emil König, Berlin, F. Wunder, 1905. 2. Auflage.

In erschreckender Weise mehren sich in letzter Zeit Bücher, die unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit die absonderlichsten Theorien und entstellte oder erfundene Tatsachen mit verblüffender Sicherheit vorbringen. Den „Werken" von Th. Newest, G. Portig und anderen reiht sich E. König würdig an. Die wissenschaftliche Kritik befindet sich in der glücklichen Lage, derlei Schriften mit völliger Ignorierung ihr Recht geschehen zu lassen. Bei dem Mangel an guten volkstümlichen Büchern liegt jedoch die Gefahr nahe, es möchte das Schweigen der Wissenschaft als ihre Zustimmung angesehen werden. Das Erleben einer zweiten Auflage des zu besprechenden Buches beweist nur allzu deutlich, wie das Unheil sich bereits ausgebreitet.

hat. Es ist keine Zeit mehr, nachsichtige Schonung walten zu lassen. Dies der einzige Grund, warum ich mich überhaupt in eine Kritik einlassen will. Es dürfte schwer fallen, eine einzige richtig vorgebrachte Tatsache oder einen theoretisch brauchbaren Gedanken in dem ganzen Buche aufzufinden. Die ersten zwei Kapitel erledigen nebenbei alle Probleme, die in der anorganischen Welt eine Rolle spielen: „es gibt nur eine Kraft, die Spannung." Aus der Ausdehnung und Zusammenziehung der Materie erklären sich dann alle Naturkräfte sozusagen von selbst. Ein Beispiel: „In dem Magneten wirken Zusammenziehung und Ausdehnung nicht einheitlich, sondern getrennt. Die Ausdehnung strebt dem einen, die Zusammenziehung dem anderen Ende zu." „An beiden Polen, den ruhenden Punkten der Erde, nimmt die Magnetnadel ihre richtige Stellung ein, indem sie mit dem Zusammenziehungspol direkt zum Mittelpunkt der Erde und mit dem Ausdehnungspol direkt zur Unendlichkeit strebt, die Magnetnadel stellt sich hier senkrecht auf die Erdoberfläche." Nur schade, daß König die Magnetnadel nicht von ihren Pflichten benachrichtigt hat! Bisher stellt sie sich nämlich durchaus nicht mit ein und demselben Pole an den beiden magnetischen Erdpolen (die übrigens mit den „ruhenden" Erdpolen nicht identisch sind!) senkrecht zum Erdmittelpunkte, wie ja auch König wohlweislich nicht angibt, welche Spitze der Magnetnadel den „Zusammenziehungspol" darstellen soll. Mit solchen gründlichen physikalischen Vorkenntnissen kann es König nicht schwer fallen, das Wesen des Lebens mit kräftigen Strichen auszumalen: „Das Leben entstand also auf der Erdoberfläche als das Produkt eines Konfliktes zwischen der Ausdehnung der Erde und der der Sonne." „Daß die Lebensmasse damit als eine Masse mit Eigenwärme auftrat und daß eine Masse mit Eigenwärme auf der Oberfläche der Erde, d. i. einer Kugel, nur als eine Summe von Kugeln auftreten kann, wollen wir hier der Vollständigkeit halber nur noch einmal erwähnen." Man darf nicht etwa glauben, daß die Zellen, aus welchen ja, wie wir wissen, alle Organismen sich entwickeln und aufbauen, als diese Lebekugeln angesehen werden: hierüber klärt uns am gründlichsten die Tafel VII auf, die eine Gegenüberstellung der Entwicklung der Art „Mensch" und der Entwicklung der Einzelmenschen vorführt: „Bei der Phylogenesis * sehen wir lediglich eine Umwandlung einer im Prinzip sich gleich groß bleibenden Masse, bei der Ontogenesis ** ein Wachstum einer relativ kleinen Masse in eine bestimmte Form (Organisierung) hinein." Die Organismen sind also nach König nicht aus kleinen Anfängen entstanden und die für seine Theorie unbequemen einzelligen Infusorien müssen zu Degenerationsprodukten gestempelt werden, obzwar für diesen bei Parasiten wohlbekannten Degenerationsvorgang im Falle der freilebenden Infusorien nichts vorgebracht werden kann. Diese und einige andere „phylogenetische" Ableitungen könnten geradezu als eine unübertreffliche Parodie der leider allzusehr geübten spekulativen Methode in der Deszendenztheorie gelten (so die auf Tafel III dargestellte gemeinsame Abstammung des Menschen und eines Laubbaumes aus einer entzweigeschnürten Lebekugel), wenn es dem Autor nicht bitter Ernst damit schiene. Ich kann es mir nicht versagen, noch einige derartige Beispiele anzuführen: die Flügel der Insekten sind aus Umwandlungen eines Beinpaares entstanden, was in einer schönen Zeichnungsfolge auf Tafel IV vorgeführt wird. Die unverständigen Entomologen haben bisher allerdings weder eine Übereinstimmung im Baue (Analogie), noch einen Ursprung aus demselben Gewebe an entsprechendem Orte (Homologie) finden können. Hoffentlich wird König die Gelehrtenwelt auf eine genaue vergleichend-anatomische Studie dieser Verhältnisse nicht mehr lange warten lassen! Wenn auch die zukünftige Gestalt der Seehunde im Bilde vorgeführt wird (Tafel V), so kann das im Interesse einer anschaulichen Darstellung gewiß nur gelobt werden; daß König diese aber zu einem Knochenfische werden läßt (noch dazu in der nächsten Zukunft), erklärt sich wohl nur durch die unklaren Familienverhältnisse, deren die Walfische und Haifische geziehen werden: „Wenn wir nun unter den heutigen Fischen auch solche finden, die früher bei ihrem Übergang zum Wasserleben bereits Säuger — also ein ziemlich später Typ unter den Landtieren — waren, wie die Walfische und auch Haie, so ist doch anzunehmen, daß die Vorfahren unserer meisten Fische als Landtiere ovipar * waren." Schade, daß König das herzige Familienbild einer Haifrau, die ihre Jungen säugt, sich hat entgehen lassen! Auch ein Walfisch mit senkrecht ** gestellter Schwanzflosse wäre ein interessantes Novum. Doch genug! Dem Naturforscher wird das Buch manche heitere Stunde zu bieten vermögen. Laien möchte ich vorschlagen, lieber „Werden und Vergehen" von Carus Sterne, sowie K. Sempers „Natürliche Existenzbedingungen der Tiere" zu lesen.

Hans Przibram.

* Stammesgeschichte, Entstehung der Arten.

** Individualgeschichte, Entstehung des einzelnen Tieres.

* Eierlegend.

** König behauptet, daß bei den Walen ebenso wie bei den Fischen die Schwanzflosse in einen oberen und unteren Teil zerfalle, während sich in Wirklichkeit die Wale gerade durch eine horizontale Schwanzflosse auszeichnen.

Eduard Mörikes sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit vier Bildnissen, zwei Schattenrissen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig. Max Hesse.
Gesammelte Schriften von Eduard Mörike. In vier Bänden. Leipzig. 1906. G. J. Göschen.

Reichhaltiger und mehr wissenschaftlich behandelt ist die Hessesche Ausgabe. Die biographisch-literarhistorische Einleitung, welche einen ganzen Band, über 250 Seiten, füllt, ist vortrefflich. Sie enthält auch eine stattliche Reihe interessanter Briefe von und an Mörike. Im dritten Bande lernen wir zwei dramatische Kleinigkeiten kennen, die in den bisherigen Ausgaben fehlten, eine zweiaktige Oper „Die Regenbrüder" und ein ulkiges Dramolet „Spillner". Das Verzeichnis der Gedichte bringt bei jedem Titel die Angabe des ersten Druckes; ein alphabetisches Verzeichnis vermerkt die Gedichtanfänge.

Die Göschensche Ausgabe ist anspruchsloser gehalten, ohne Aufbietung eines wissenschaftlichen Apparates. Eine ganz kurze, aber gute Einleitung macht mit dem Lebensumriß des Dichters bekannt. Die beiden dramatischen Stückchen fehlen hier, ebenso die Briefe. Wer keine „germanistischen" Anforderungen stellt, dem genügt die Göschen-Ausgabe vollauf. Die Ausstattung ist bei beiden trotz des niedrigen Preises eine mustergültige.

Mörikes zartsinnige, traulich-anmutige Poesie, deren Kenntnis sich bisher nur auf einen engen Kreis von Schätzern beschränkte, ist nun der Allgemeinheit erreichbar. Die sonnigstille, zufriedene Heiterkeit des Empfindens und Schaffens, die heimliche, eingesponnene Glückseligkeit, die wir bei keinem anderen finden, wird manchen erfreuen, der nach ihr in einsamen Stunden längst gesucht hat. Dreißig Jahre ist er tot, und nun ist er auf einmal berühmt geworden. Karl Huffnagl.

„Musikbuch aus Österreich." Ein Jahrbuch der Musikpflege in Österreich und den bedeutendsten Musikstädten des Auslandes. Redigiert von R. Heuberger. III. Jahrgang. Wien und Leipzig. 1906. Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung Karl Fromme.

Der vorliegende dritte Jahrgang gleicht in der Einteilung und Ausstattung den beiden früheren; an Umfang und zum Teil auch an Genauigkeit und Verläßlichkeit des Inhaltes übertrifft er seine Vorgänger. Daß die Genauigkeit und Verläßlichkeit keine absolute ist, entschuldigen Heuberger und Fromme im Vorworte hauptsächlich damit, daß noch immer eine merkwürdige und unerklärliche Indolenz gerade in jenen Kreisen herrscht, die aus dem Buche Vorteil ziehen, seine Brauchbarkeit aber in keiner Weise durch die nötigen Mitteilungen und Richtigstellungen fördern. Diese Entschuldigung bezieht sich jedoch folgerichtig nur auf die Unzulänglichkeit des im Buche verarbeiteten Materiales. Die Verarbeitung hingegen ist Sache der Redaktion. Und wenn beispielsweise in den sorgfältig registrierten Wiener Konzertprogrammen des vergangenen Jahres Erstaufführungen genannt sind, die in der denselben Zeitraum betreffenden Konzertnovitätenschau fehlen, oder wenn diese Novitätenschau die Namen heimischer Tondichter aufweist, die aber in dem vorangestellten „Lexikon österreichisch-ungarischer Tonkünstler" gar nicht vorkommen, so sind dies eben redaktionelle Flüchtigkeiten, die der davon Betroffene unter Umständen schwer empfindet. Was sind übrigens „österreichisch-ungarische Tonkünstler"? Ein Tonkünstler ist doch keine staatliche Einrichtung und keine gemeinsame Angelegenheit der Monarchie. Es kann wohl nur österreichische und ungarische Tonkünstler geben.

So wären denn die Einzelheiten des Buches, auch wo es sich nur um redaktionelle Arbeit handelt, noch mancher Verbesserung fähig. Das Ganze aber ist reichhaltig und gut brauchbar. Dem chronologischen und statistischen Teile sind unter dem Sitel „Musikwissenschaftliches" drei lesenswerte Aufsätze vorangestellt: über einen „verwöhnten Liebling" des Kaisers Maximilian I., den Organisten Paul Hofhainer, von Oswald Koller; über Choralreform und den internationalen Kongreß für den gregorianischen Gesang zu Straßburg, vom Leiter der Wiener Hofmusikkapelle, Julius Böhm; und über Franz Stelzhamer als Musikschriftsteller, von Dr. Max Vancsa. Der letzte Aufsatz dürfte die Freunde der Stelzhamerschen Dichtungen ganz besonders interessieren. Max Morold.

Edward Dowden, Professor der englischen Literatur an der Universität zu Dublin: Shakespeare. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt und für den deutschen Leser bearbeitet von Paul Tausig. Leipzig, Max Hesses Verlag (1906).

Das kolossale Anwachsen der Shakespeare-Literatur veranlaßte schon im Jahre 1877 den Edinburger Professor Edward Dowden, in einem handlichen Büchlein, einer Art von Shakespeare-Katechismus, alles Wissenswerte über das Leben und Schaffen des großen Dichters zusammenzustellen. Seine Idee war nicht neu — wir erinnern nur an Fleays ein Jahr früher erschienenen „Shakespeare-Manual" — aber sie hatte Erfolg und seine Arbeit, die in Macmillans „Literature Primers" erschien, erfreute sich in England bald großer Beliebtheit. Dennoch mußten wir Deutsche 26 Jahre auf eine Übersetzung warten, was sich wohl daraus erklärt, daß diejenigen, welche sich für Shakespeare intensiver interessierten, des Englischen mächtig

waren. Heute jedoch, wo das literarische Bildungsbedürfnis so weite Kreise ergriffen hat, ist gewiß auch eine Übersetzung am Platze. Ihr Verfasser, Paul Tausig (ein junger Wiener), hat das englische Buch nicht nur mit Sorgfalt in unser geliebtes Deutsch übertragen, sondern es auch durch einige Beigaben, wie Fußnoten, eine Stammtafel zu den Königsdramen, ein Verzeichnis einer kleinen Shakespeare-Bibliothek u. a. m., in praktischer Weise vervollständigt. Die Materie ist sehr übersichtlich in kurze Paragraphen eingeteilt und enthält meist Tatsachen. Zu prinzipiellen Bedenken fordert nur der Abschnitt V, enthaltend die Chronologie der Shakespeareschen Dramen, heraus, und es ist uns ganz unverständlich, wie man in einen für breite Schichten berechneten Katechismus ein solches Hypothesengebäude aufnehmen kann. Welchen Sinn soll es haben, auf Grund unsicherer Kriterien die Stücke in eine, doch unhaltbare Reihenfolge zu zwängen? Und gibt es etwas Alberneres als z. B. die „späteren" Lustspiele in a) „derbe und lärmende", b) „freudvolle, geläuterte und romantische" und c) „ernste. düstere und ironische" einzuteilen? Da der moderne Shakespeare-Forscher jedoch an viel Schlimmeres gewöhnt sein muß, geht er über solche kleine Mängel gerne hinweg. Sie verschwinden gegenüber den großen Vorzügen und speziell der praktischen Benützbarkeit des Büchleins, zu dessen weiter Verbreitung die geschmackvolle Ausstattung und der volkstümliche Preis das Ihrige beitragen werden. W. v. W.

„Der kleine Ritter" (Herr Wolodyjowski), historischer Roman von Henryk Sienkiewicz, deutsch von S. Horowitz. Berlin, Otto Janke.

„Der kleine Ritter", Herr Michael Wolodyjowski, hat unter Jan Kasimir und, nachdem dieser die Krone der polnischen res publica abgelegt, unter dem Groß-Hetman Jan Sobieski so große Taten der Tapferkeit verrichtet, in der Ukraine, wo es lichterloh brannte, in der Krim, überall, wohin man ihn gesandt, die Grenzen mit wenigen Scharmutzierern von der Feindes- und Aufruhrsplage gesäubert, so daß er im Felde und zu Werbungen unentbehrlich wurde und jahrelang nicht dazukam, seine geliebte Braut heimzuführen. Als nun endlich ein günstiger Augenblick eintritt und er das Fräulein zur Vermählung in Krakau abholt, stirbt es auf der Reise. Herr Michael verläßt in tiefster Verzweiflung den Kriegsdienst und zieht sich in ein Kalmaldulenserkloster zurück.

Wie dieser unvergleichliche Held durch eine List aus diesem Grabe gelockt, dem Felddienst, wo Sobieski ihn gegen die Tataren sehr braucht, wiedergegeben wird, wie er hierhin und dorthin fliegt, mit wenigen Tapferen Schrecken verbreitet, viel größere Feindesscharen vernichtet und versprengt, wie er später ein tapferes, kleines Mädchen findet, das ihm heulend und mit den Füßen trampelnd seine Liebe bekennt, da eine andere, die ihn hatte trösten wollen, sich während seiner Abwesenheit einem schöneren, hochgewachsenen Helden zuwendet, wie dieses prächtige Wesen an seiner Seite und um ihn Abenteuer und Gefahren besteht, mit ihm in die Grenzfestung Kamieniez zieht, die er gegen das ganze Türkenheer zu halten hat, bis Entsatz kommt, wie er vor dem Altar auf den Fliesen hingestreckt, einen heiligen Schwur tut, die Ungläubigen würden nur über seine Leiche ins Land der Väter eindringen und die Altäre zerstören, seine kleine Frau an den Gedanken gewöhnt, daß Fallen nur eine Soldatensache sei und sie ihm ja gewiß nachkäme, wo ewige Friedenssüßigkeit throne, und wie er endlich die Minen ausnützt, die der Feind gebohrt und, da an kein Halten mehr zu denken ist, sich unter den Trümmern der in die Luft gesprengten Felsenburg begräbt — das alles erzählt uns Sienkiewicz in jener fesselnden Weise, die wir aus seinen ersten Vaterlandsromanen an ihm kennen. Es ist noch immer die Lebendigkeit der Erzählung, die vornehmlich unser Interesse anspannt, uns nicht eher zu Atem kommen läßt, bis wir die letzte Seite gelesen, dieselbe Fülle, welche uns an die Romane von Dumas père erinnert. Es ist, als wüßte Sienkiewicz gar nicht, was für Wege der Roman gegangen, seit er den seinen angetreten.

Das Problem hat hier keinen Eingang gefunden; kein mehr oder weniger sichtbares Hindrängen zur Idee im Inhalt, kein subtiles Andeuten, durch Gedankenstriche, Erratenlassen in der Form. Es bleibt ein leichtflüssiges Geschehen, ein lebendiges Zeitbild, aus dem heraus große Taten hervortreten, die einfach, ohne Umstände, zu ihrer Zeit da sind. Der Dichter hat es künstlerisch nur mit dem Phänomen zu tun. Ist dieses gut gesehen und gut hingestellt, daß wir es auch so schauen, so ergibt sich für uns ärmere, grübelnde Nachträumer das Problem von selbst, auch da, wo der Schöpfer etwa nichts davon wüßte. In diese höhere, unendliche Möglichkeiten bergende Unbewußtheit des Künstlers paßt alle Philosophie, die wir jeweilig in die Geschehnisse der Wirklichkeit hineintragen; alle Verknüpfungen, die wir daraus holen, sind nachweisbar, wie die der Wirklichkeit.

So fügt sich auch ein Problem, das wir in Sienkiewicz' vaterländische Romane zu tragen immer wieder aufgefordert sind, reinlich hinein: das Problem des einzig berechtigten Krieges zum Schutze des Glaubens der Väter. Sienkiewicz weiß es wohl, wie unmodern heute solch ein Anlaß zur Historie ist. Die Großen kämpfen

heute wie ehemals aus Machtbegier, die Vielen um wirtschaftlicher und sozialer Güter, niemand um einer Idee willen (wenn nicht etwa die Japaner?). Er aber, der Pole, der eine glanzvolle Vergangenheit, eine alte Kultur innerhalb des Glaubens hinter sich hat, der diesen noch lebendig und hoffensfreudig in sich fühlt, kehrt mit wehmütigem Stolz zu den Bildern jener Zeit zurück und stellt sie schlicht hin, jetzt, da er vielleicht mit wehem Herzen zusieht, wie sein jüngerer „dunkler" Bruder, der noch kein Mittelalter gehabt, in seinen Schmerzen zuckt und ausschlägt, ohne sagen zu können, wo es ihm weh tut.

Das ist es, was ich in die so einfach erzählte Historie des großen Künstlers „hineingeheimnissen" möchte.

Auch in der Form, welche den sachlichen Chronikstil einhält, sieht man „des Löwen Klaue" — er strichelt nicht, er taucht gleich die ganze Tatze in den Farbtopf und wirkt Wunder damit. Schade, daß die große Unzulänglichkeit der Übersetzung so vieles verstümmelt. Man muß Stellen, die dadurch unverständlich werden, geradezu in das Polnische rückübersetzen, um des Dichters Bild oder Meinung gewahr zu werden.

Freuen wir uns, durch diese Mängel hindurch eine vortreffliche Erzählung kennen gelernt zu haben. Nina Hoffmann.

Johann Friedrich: „Sonnenschule." „Ein Wiener Probejahr." Leipzig und Berlin. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, 1905.

Man möchte die Feder in Sonne tauchen, um über dieses Buch voll Sonnenfreude und flutenden Lichtes auch so goldhelle Worte niederzuschreiben, wie sie darin überall aufleuchten. Und die Kritik sollte wenigstens auch so ein kristallenes Tintenzeug haben, wie der fröhliche Verfasser dieser Sonnenschule, das er im Mittelpunkte seines Zimmers stehen hatte und das mit seiner kleinen Silberkuppel bei Sonnen- und bei Mondenschein wie das Zentrum des Weltalls flimmerte. Es ist eines der schönsten Werke, die in den letzten Jahren erschienen sind und in seiner poetischen Erfassung der Kleinwelt, in seiner Lichtfreude, in seiner Hellmachung der unscheinbarsten Dinge und in seinem fast unerschöpflichen Reichtume an poetischer Anschauung geradezu einzig. Es ist österreichische, oder, enger ausgedrückt, Wiener Seele in dem Buche. Es ist die Stifterische Freude am Kleinen darin, aber es ist Stifter ins Dithyrambische hinaufgehoben. Ein Sonnenhymnus von wunderbarer Schönheit! Eine tiefe, alles ergreifende Begeisterung durchströmt das Werk und erwärmt mit lachenden Frühlingsstrahlen auch unser Herz.

Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die Gymnasialschüler unter Anregung ihres Lehrers geschrieben haben. Wenigstens behauptet das der Verfasser in seiner Vorrede. Aber was für Aufsätze und was für Anregung! Von Gold und Sonne, von den Sternen, von der Freude an kleinen Dingen, von Winterstiefe und Nordlandspracht, vom schönen Tanze, von der Kraft, die in den Steinen schläft, vom Frühlingswetter und Seelenleben, von Blumen und Schmetterlingen, von der namenlosen Welterfassung! Und wie wienerisch-musikalisch ist das Buch! Der Professor gibt in wunderbaren Tönen das Motiv an und nun klingt es von den verschiedenen Seeleninstrumenten der Schüler in prachtvollen, entzückenden Variationen weiter.

Aber nicht nur die künstlerische Seite des Buches verdient höchste Beachtung, vor allem auch sein erziehlicher Gehalt. Der Zweck aller Erziehung kann kein anderer sein, sagt am Schlusse der Verfasser, als die Kunst des schönen Lebensgenusses zu lehren. In welcher Weise der Lehrer, insbesondere der Lehrer der deutschen Sprache, da auf die Entwicklung der ästhetischen Anschauung in den jungen Gemütern wirken kann, ist hier an einem außerordentlich schönen Beispiele gezeigt. Man ist sich ja längst schon klar geworden, daß der Unterricht in der Muttersprache, gerade weil er den größten Erziehungsgehalt in sich begreift, einer Umwandlung dringend bedarf. Hier ist in einem praktischen, kunstvollendeten Beispiele dem Lehrer ein Weg gewiesen, der allein zum Ziele führen kann, indem er sowohl der ganzen inneren Persönlichkeit des Lehrers als auch des Schülers die freie Entfaltung gestattet. Und gerade darauf kommt es ja an, die Persönlichkeit des Schülers zum schönen, vollen, allseitigen Ausleben zu entwickeln. Sollte einem das Programm der Erziehung, wie es hier niedergelegt ist, zu eng, zu einseitig ästhetisch erscheinen, indem ja das Leben nicht aus Träumen allein, sondern vor allem aus Handeln besteht, so wird es sich leicht nach dem Werktätigen, nach dem Heroischen, nach dem Wahren und Gerechten hin erweitern lassen.

So möge denn das schöne Buch auch reformatorisch wirken, damit am Ende doch des Verfassers Traum in Erfüllung gehe, daß alle Schulen seines lieben Vaterlandes Österreich Glaspaläste seien, voll Sonnenschein, voll Musik, voll Schönheitstrunkenheit — und fügen wir noch hinzu — voll Freude und Kraft im rechten Tun. Kamillo V. Susan.

Kleine Mitteilungen.

Rudolf Auspitz. Am 8. März starb zu Wien der ehemalige Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Rudolf Auspitz. 1837 geboren, studierte er an der Technischen Hochschule in

Wien, später auch an den Universitäten zu Berlin und Paris, wo er sich eine umfassende naturwissenschaftliche Bildung erwarb. Dann wandte er sich der Praxis zu und gründete 1863 in Rohatetz in Mähren eine Zuckerfabrik. Seit 1871 gehörte er dem öffentlichen Leben an, zuerst als Landtagsabgeordneter für Mähren und seit 1892 bis 1903 als Abgeordneter der Brünner Handelskammer im Reichsrate, wo er zu den hervorragenden Mitgliedern der liberalen Partei zählte. Trotz seiner Parteitreue wahrte er sich stets ein selbständiges Urteil und scheute auch nicht, gegen seine Gesinnungsgenossen zu polemisieren. Sein Angriff auf Herbst in der Debatte über die Bewilligung des zur Okkupation Bosniens geforderten Kredites erregte damals großes Aufsehen. Bedeutende Erfolge erzielte er auf wirtschaftlichem Gebiete, besonders auf jenem der Besteuerung. Sein Anteil an der Reform der Zuckersteuer und an der Steuerreform von 1896 muß vor allem hervorgehoben werden; er verfocht als erster in Österreich den Gedanken der Fabrikatsteuer und seinen Bemühungen ist das darauf bezügliche Gesetz zu danken. Früher als irgend jemand sah er die Unhaltbarkeit des Prämiensystems und dessen Zusammenbruch voraus. Diese Erkenntnis entsprach seinen freihändlerischen Anschauungen, denen er wie immer seine persönlichen Interessen unterordnete. Und doch widerfuhr ihm die Kränkung, daß ihn seine eigenen Parteigenossen bei der Wahl des Ausschusses zur Beratung der Brüsseler Konvention fallen ließen. Es war dies der Hauptgrund für seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben. Seine zweite Leistung, gleichfalls in weiteren Kreisen zu wenig gewürdigt, ist die Mitarbeit an der großen Steuerreform. Seit seinem Eintritt in den Reichsrat hatte er auf die zu geringe Belastung der großen Vermögen hingewiesen und daher die progressive Einkommensteuer empfohlen. Er beteiligte sich an der Beratung der Projekte der Siebzigerjahre in hervorragender Weise, aber weit wichtiger ist, was er für das geltende Gesetz tat. Sein Gedanke, das Erträgnis oder einen Teil davon zu einer Reduktion der Salz- und Fleischsteuer sowie zur Aufhebung des Lottos zu verwenden, verdient wegen des sozialen Gehaltes besondere Beachtung. Noch größer ist Auspitz' Verdienst um die Erwerbsteuerreform. Alle wesentlichen Punkte seines Referates an die Handelskammer gingen in die Regierungsvorlage über und wurden schließlich Gesetz. Endlich hat er auch bei der Feststellung des Finanzplanes mitgewirkt. Es verdient, betont zu werden, daß er es war, der die Überweisung der Realsteuern an die Länder vorschlug. So wurde es möglich, die Personaleinkommensteuer von Landeszuschlägen frei zu machen und zu einer reinen Reichssteuer zu gestalten, ein höchst wichtiger Gedanke, der leider nur provisorisch zur Geltung kam. Seit Mitte der Siebzigerjahre bis zur Gebäudesteuerenquete, für die Auspitz höchst wertvolle Ausführungen lieferte, hat er hierüber wiederholt geschrieben und gesprochen. Nicht erfolglos, wie das Gesetz von 1880, R.-G.-Bl. 39, über die Steuerfreiheit von Neu-, Um- und Zubauten zeigt. In den Siebzigerjahren beschäftigte er sich auch mit Eisenbahnpolitik und bekämpfte in mehreren Reden das System der Subventionierung wie das der Zinsengarantie, ohne ein Freund der Verstaatlichung zu sein. Endlich seien hier noch die Reden über die Regulierung der March, Thaya und Becva erwähnt; auch den heute so aktuellen Gedanken eines Donau-Oderkanales hatte Auspitz schon vor dreißig Jahren erörtert. Trotz seiner aufreibenden Berufstätigkeit hatte er noch Zeit und Kraft zur wissenschaftlichen Tätigkeit gefunden. Von seinen Studien ist das gemeinsam mit R. v. Lieben verfaßte Werk: „Untersuchungen über die Theorie des Preises", 1889, höchst beachtenswert, weil darin der Versuch unternommen wurde, die höhere Analysis auf Probleme der theoretischen Ökonomie anzuwenden. Wie in seinem öffentlichen Wirken zeichnete sich Auspitz auch im Privatleben durch äußerst sympathische Eigenschaften aus: er zählte zu den vornehmsten Wohltätern, die Gutes im Stillen wirkten, ohne den Lohn hiefür in der öffentlichen Anerkennung zu beanspruchen. Alles in allem: sein Wirken war ein gesegnetes.

Dr. Sch . . . r.

Zeitschriftenschau. In den „Annalen des Deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" bespricht Dr. Emil Schade (Breslau) in sehr ausführlicher Weise „Böhm-Bawerks Zinstheorie und seine Stellung zur Produktivitätstheorie". — Die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" beschließen im 6. Heft des laufenden Bandes die Artikelserie eines Pragers über den Schulkampf in Österreich. Der Verfasser will nachweisen, daß die Schulverhältnisse in Cisleithanien eine Entwicklung genommen haben, die für Staat und Kirche verderblich sei. Eine Besserung erwartet er nur von einer praktischen Schulpolitik, wie sie der Katholische Schulverein schon seit Jahren treibt. — Die „Grenzboten" tadeln die Unzuverlässigkeit Italiens als Verbündeten. Seine heimliche Abmachung mit Frankreich, die es den beiden andern Mitgliedern des Dreibundes verhehlte, habe „sein politisches Ansehen und seine internationale Bedeutung sehr vermindert, die Sympathien, deren es sich in Deutschland erfreute, stark beeinträchtigt". Der Dreibund bot Italien eine

gewisse Sicherheit gegen die Folgen der irredentistischen Agitation, „bei der leicht einmal Österreich der schon sehr lange Geduldsfaden reißen kann. Wenn das zu einer Zeit geschehen sollte, wo in Paris papstfreundliche Tendenzen ausschlaggebend sind, so könnte daraus für Italien eine außerordentlich ungünstige Situation entstehen. Ob dann gerade in Deutschland die Neigung noch sehr groß sein wird, einen so unzuverlässigen Bundesgenossen zu decken, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat Italien bei der ersten Gelegenheit, bei der es sich darum handelte, ernstlich Farbe zu bekennen, versagt." — Unter den Festgrüßen, die anläßlich des Beginnes des 100. Bandes die jüngste Nummer von Westermanns Monatsheften enthält, finden sich solche von J. J. David, Marie Ebner-Eschenbach, M. E. delle Grazie, Otto Hauser, Otto v. Leitgeb, Robert v. Lendenfeld und Peter Rosegger. — „Die Umschau" (Nr. 11) bringt einen Artikel über die Automobilindustrie von C. A. Kuhn, in welchem u. a. darauf hingewiesen wird, daß Siegfried Markus bereits 1875 in Wien Fahrversuche mit seinem Benzinautomobil machte. Markus, welcher damals auch die elektromagnetische Zündung erfand, starb bekanntlich in Armut und verlassen nach einem qualvollen langjährigen Nervenleiden. Der von ihm konstruierte Wagen ist jetzt Eigentum des österreichischen Automobilklubs. Die „Umschau" enthält auch eine Abbildung dieses Wagens sowie ein Porträt des Erfinders.

Feuilleton.

Das elektrische Fernsehen.

In meinem Artikel über diesen Gegenstand (siehe 58. Heft dieser Rundschau vom 7. Dezember 1905) habe ich die Lösung des großen Problems des Fernsehens auf elektrischem Weg des näheren besprochen und diese als durchaus von der Möglichkeit nicht ausgeschlossen bezeichnet. Es sei mir gestattet, die Gründe für diese Annahme in wenigen Zügen darzulegen:

1. Wenn diese Lösung gelingen soll, müßten die kurzwelligen Lichtwellen in langwellige elektrische verwandelt werden, und zwar auf der Abgangsstelle, um an der Empfangsstelle dem umgekehrten Prozeß unterzogen zu werden, wo dann Elektrizität in Licht transformiert erschiene.

2. Daß solche Leistungen unmöglich wären, wird heute niemand behaupten wollen. Ist es z. B. Tesla gelungen, elektrische Ströme von geringer Polwechselzahl in solche von ungeahnt hoher und in sogenanntes kaltes Glimmlicht zu transformieren; ist es unseren Landsleuten Zsigmondi und Siedentopf gelungen, die Vergrößerung durch das Mikroskop bis an jene Grenze heranzuführen, innerhalb deren sich die Materie — das transzedente Physische — zu unendlich kleinen Klümpchen — zu Molekülen — ballt, ist so manches andere, was vor kurzem selbst dem begeistertsten Forscher unglaublich schien, wirklich geworden, dann haben wir kein Recht mehr, an der Lösung der oberwähnten herrlichen Aufgabe zu verzweifeln.

3. Es sind so viele Intelligenzen hinter der Lösung dieses Problems her und es stehen den Forschern so außerordentlich verfeinerte Mittel und Methoden zu Gebote, daß auch aus diesem Grunde die Sache nicht hoffnungslos aussieht. Wir schlossen unsere damaligen Betrachtungen mit der Sentenz: „Auch im Lexikon der Naturwissenschaft wird das dräuende Wort ‚unmöglich' gestrichen werden müssen!"

Die „Österreichische Rundschau" hat nun glücklicherweise eine weite Verbreitung;* denn einige Zeit nach deren Eintreffen in Coronado (California) erhielt ich folgenden Brief von dem berühmtem Begründer und Förderer der „Bodenreform", Herrn Michael Flürscheim, der mir zugleich einen weiter unten zu besprechenden Prospekt einer mit dem Kapital von 1,000.000 Dollars zu S. Diego, Kalifornien, jüngst gegründeten „American Televue Company" einsendete.

Der Brief lautet:

... „Ich las seinerzeit Ihren Artikel über ‚Das elektrische Fernsehen und die Fernphotographie' und beehre mich, Ihnen die Einlage zu senden, die Sie gewiß interessieren dürfte. Der Erfinder hat vor Erlaß der Annonce in einer kleineren geschlossenen Versammlung, von der ich zu spät Nachricht hatte, um beiwohnen zu können, Demonstrationen gegeben. Es wäre merkwürdig, wenn so wenige Wochen nach dem Erscheinen Ihres Artikels Ihre Absage an das Wort ‚unmöglich' sich als prophetisch erweisen sollte. Nur eines wundert mich dabei, daß Sie die schon bei Abfassung Ihrer Arbeit von Tausenden gesehenen und in der Presse berichteten Ausstellungsresultate von Portland (Oregon) nicht gekannt haben sollten. Haben Sie es aber, dann haben Sie gewiß die Sache nicht als wertvoll genug erkannt, und in diesem Falle wäre ich Ihnen

* Es sind mir neuerdings Zuschriften zugesandt worden, welche die Behauptung ihrer Autoren enthalten: es sei ihnen die Lösung des in Rede stehenden Problems gelungen. Mit der einfachen Wiederholung dieser Behauptung dürfte jedoch unsern Lesern wenig gedient sein.

im Interesse unserer San Diegoer sehr verpflichtet, wenn Sie mir Ihre Ansicht mitteilen würden, die ich dann in der Presse zur Warnung meiner Mitbürger veröffentlichen würde."

Der von Herrn Flürscheim eingesendete Prospekt nun ist mit jener den Yankees eigenen Findigkeit, wodurch sie mit den schärfsten Würzen dem Hautgoût des von ihnen Servierten abhelfen wollen, verfaßt, daß auch dem unbedenklichsten Leser Bedenken über die Reellität der angepriesenen Unternehmung aufsteigen müssen. Man höre:

„1. Das ‚Televue Instrument' vermittelt das Sehen in die Ferne, wie dies das Telephon für das Gehör leistet.

2. Die Anwendungen dieses Instrumentes sind nahezu unzählbar; man kann dasselbe mit dem Telephon auf ein und demselben Drahte verwenden und — will man seinen Partner nicht sehen, was ja auch vorkommen mag, so braucht bloß die Sehscheibe verdeckt zu werden.

3. Der Eisenbahntelegraphist (train dispatcher) sieht alle Züge von seinem Bureau aus und vermag jedem Unfall vorzubeugen."

4. Ein ‚Unterseeinstrument' dieser Art läßt alle gesunkenen Schiffe und alle auf dem Meeresgrund lagernden Schätze erblicken.

5. Pferderennen, Fußballspiele, Teegesellschaften rc. sieht man von jetzt ab von seinem Zimmer aus mit an, wie es schon seinerzeit Bellamy prophezeite.

6. Der Polizeichef eines Ortes, wo das System installiert ist, kann alle Verbrecher bei ihrem Werk sehen und seine Organe überwachen.

7. Irgend ein Vorkommnis auf viele Meilen Entfernung kann auf Leinwand gezogen und in allen Formen, Farben und Schattierungen abgebildet werden.

8. Der Kaufmann sitzt bei seinen Gästen, kann jedoch seine Kommis und Käufer vom Teetisch aus kontrollieren.

9. Da die Elektrizität ‚unbegrenzt' ist, so sind es auch deren Anwendungen und besonders dieses Instrument leistet Dinge, von denen man sich bisher nichts träumen ließ."

Nun folgen Zeugnisse von Mayors, Präsidenten, Superintendenten und mannigfaltigen Respektspersonen über die Wunder, die sie mitangesehen haben wollen.

Neben diesen alles Dagewesene überragenden phantasievollen Zeilen prangt ein Subskriptionskärtchen, das wohl gleich auszuschneiden und an die Sammelkasse der Televue-Gesellschaft einzusenden ist.

„Aber" — sagt der Prospekt weiter — „man beeile sich und zeichne recht viel Shares, da ja bei der Bedeutung des Unternehmens nur ein kleiner Teil der Aktien in S. Diego abgesetzt werden kann. Man unterdrücke jedes Mißtrauen und erinnere sich, wie wenig Vertrauen man im Publikum bei Gründung der Bell-Telephongesellschaften bewies und heute sind die, welche damals die Courage besaßen, zu zeichnen, steinreiche Leute!

Auch ein laut redendes Telephon ist mit dem ‚Televue' vereint!"

Wahrlich, die Vorsicht des Herrn Flürscheim ist hier wohl am Platze! Wir haben seine Bedenken reichlich geteilt und teilen sie noch — trotzdem vor einigen Tagen folgende Karte von Coronado (Kalifornia) eintraf:

„Komme soeben vom Experiment und sah wirklich an einem Ende der Leitung Gesicht und Bewegung meiner Frau am andern. Das Unglaubliche scheint erreicht. So lange ich aber das ‚Wie' nicht kenne, verhalte ich mich noch passiv. Erst wenn ich mehr weiß, werde ich dem Erfinder vielleicht meine Hilfe leihen, um eine so großartige Erfindung bald in der Praxis zu sehen. Michael Flürscheim."

Wenn man sich erinnert, was geschickt angeordnete Spiegel in der Fernseherei bewirken können, möchte man fast annehmen, daß der amerikanische Erfinder Herrn Flürscheim und den wundergläubigen Landsleuten etwas vorgespiegelt habe. Anderseits haben ja die Bells, die Edisons rc. bewiesen, daß sie die Bemühungen der Vorgänger auf den von ihnen betretenen Pfaden wohl nützend und Eigenes hinzutuend Großartiges geleistet haben. Der „Zweifel" — wie sagt doch der Kanzler im Faust:

„Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;'
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind"

ist doch ein hochinteressanter Seelenzustand und mit der Hoffnung nah verwandt! Zweifeln wir also vorderhand! Die Sache scheint uns aber der Teilnahme der Leser der „Österreichischen Rundschau" nicht unwert. Hofrat Kareis.

Von der Woche.

21. April. Der Vorstand der österreichisch-israelitischen Union erachtet es mit Rücksicht auf das Vorgehen gegen die Juden in Rußland „für ein zwingendes Gebot der Ehre, daß die Judenschaft jede Solidarität zwischen sich und jenen jüdischen Finanzmännern, die unter Rückstellung ethischer Pflichten hinter das Geschäft die Beteiligung Österreichs an der russischen Anleihe vermittelt haben, vor der Öffentlichkeit ablehne. Die Vereinsleitung erwartet vom Vorstande der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, als der berufenen Repräsentanz der Juden Wiens, daß auch er

seinerseits durch eine klare Manifestation die Solidarität mit dem gekennzeichneten, die Ehre der österreichischen Judenschaft schädigenden Vorgehen öffentlich ablehne."

22. Geza v. Josipovich wird zum kroatisch-slawonischen Minister im Ministerium Wekerle ernannt.

23. Zweiter deutscher Hochschultag in Berlin. — Eröffnung des XXIII. Kongresses für innere Medizin in München. — 500jähriges Jubiläum des deutschen und österreichischen Hospizes dell'Anima in Rom.

24. Der christlichsoziale Klub im Abgeordnetenhause erklärt, „daß eine Magyarisierung der kaiserlichen Armee den Klub zur absoluten Verweigerung der Militärleistungen bestimmen würde". — 402. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Der Präsident spricht die Teilnahme des Hauses an den Katastrophen am Vesuv und in San Francisco aus. Abgeordneter Dr. Sylvester und Genossen stellen einen Antrag auf Entsendung von Regnikolardeputationen zum Zwecke der Verhandlung zwischen den Reichsratsländern und Ungarn. Dem Antrage des Abgeordneten Dr. Jäger und Genossen, die Regierung solle im Verordnungswege die fakultative Leichenverbrennung gestatten, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Abgeordneter Zuleger und Genossen stellen einen Dringlichkeitsantrag, welcher die Regierung nochmals auffordert, unter keiner Bedingung ein festes Übereinkommen mit Serbien betreffs des Viehverkehres zu treffen, sich betreffs der zum Schutze unserer heimischen Viehzucht erforderlichen Maßnahmen freie Hand zu sichern und an dem mit Italien vereinbarten Vertragszoll für Vieh auch Serbien gegenüber unter allen Umständen festzuhalten. Dieser Antrag wird angenommen. — In der italienischen Kammer erklärt der Minister des Äußern, Guicciardini, daß Italien der auf dem Dreibund basierenden Politik treu bleibe und zu Österreich-Ungarn, mit welchem es hinsichtlich Albaniens ein Spezialabkommen geschlossen habe, die herzlichsten Beziehungen unterhalte.

25. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht ein zwischen Österreich-Ungarn, Deutschland, Belgien, Spanien, Frankreich, Griechenland, Liechtenstein, Luxemburg, Monaco, Portugal, Schweden und der Schweiz abgeschlossenes internationales Übereinkommen vom 19. März 1906, das den Schutz der für die Landwirtschaft nützlichen Vögel bezweckt. — Dr. Matthäus Campitelli (geb. 1828), Herrenhausmitglied, ehemaliger Landeshauptmann von Istrien in Rovigno †. — Leopold Freiherr v. Ludwigstorff (geb. 1843), Landtagsabgeordneter, Fideikommißbesitzer in Guntersdorf bei Oberhollabrunn, †.

26. G. d. K. Julius Forinyak (geb. 1837) in Budapest †. — Ed. R. v. Kindinger (geb. 1835), Oberlandesgerichtspräsident a. D. in Triest †. — Subskription auf die russische Anleihe, deren auf Österreich-Ungarn entfallender Teil ungefähr 2¼ mal gezeichnet wird. — Die Innsbrucker Handels- und Gewerbekammer spricht sich für das allgemeine gleiche Wahlrecht und die Sonderstellung Galiziens aus. — Eröffnung des VI. internationalen Chemikerkongresses in Rom.

27. Paul Pacher (geb. 1833), Industrieller und Schriftsteller, in Salzburg †. — 403. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident beantwortet mehrere an ihn gerichtete die politischen Verhältnisse in Ungarn betreffende Interpellationen und betont, daß die eingetretene Wendung weder die österreichische Regierung noch den österreichischen Reichsrat in eine Zwangslage gebracht habe. Dem Antrage der Abgeordneten Dr. Jäger und Genossen betreffend eine tschechische Gerichtsverhandlung in Asch wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt.

Bürgertheater. Vom Landesgerichtsrat Baron Drechsler und vom Schauspieler C. Norini wird hier unter dem Titel „Wurmstichig" ein Wiener Volksstück gegeben, dem bei der Erstaufführung von einem wohlwollend gesinnten Publikum eine überaus freundliche Aufnahme bereitet wurde. Will man ein Verhältnis zu dem Stücke finden, dann empfiehlt es sich, die gute Absicht über ihre Ausführung zu stellen und die Bühnenwirkungen als ein Gegebenes hinzunehmen, ohne nach ihrer Ursache zu fragen. Auf einen Gerichtssaalakt sind von einigen Eingeweihten besonders große Hoffnungen gesetzt worden. Trotz seiner kinematographischen Treue erfüllte indes gerade er die Erwartungen nicht, weil man in ihm keine dramatische Notwendigkeit erkennen konnte; weil für ihn psychologisch nichts zu tun übrig blieb, als zu bestätigen, was in den vorangegangenen Akten ohnehin deutlich genug offenbar geworden war. Daß der Mann, der den Liebhaber seiner Frau erstochen hat, freigesprochen wird, ist für sein tragisches Schicksal belanglos. Es hat sich in dem Augenblicke dramatisch erfüllt, wo der Nebenbuhler ein Opfer seiner Rache ward, und ob der Mörder im Kerker oder als freigesprochener Mann über seine Schuld nachdenkt, das ändert weder etwas an ihr selbst noch an dem Faktum, daß sein Lebensglück durch die fortnagenden Gewissensqualen, einen Menschen getötet zu haben, nun doch verwirkt ist. Da überdies die Darstellung des Gerichtsfalles nicht von der Art ist, daß sie außer einigen spannend geführten Szenen irgendwelche neue theatralische Reize böte, so bleibt als positiver Gewinn von dem ganzen Werke nur die Lehre, daß ein angejahrter Mann es sich überlegen sollte, ein um zwanzig Jahre jüngeres Mädchen ehelich an seinen Johannistrieb zu binden, doppelt überlegen, wenn dieses Mädchen übler Herkunft ist und schon etliche Fehltritte hinter sich hat. Und das ist wohl selbst für ein Volksstück eine zu dürftige und wohlfeile Lehre. Die Wiedergabe des Kriminaldramas durch die Spielleute von der Landstraße ist recht annehmbar und namentlich das Zusammenspiel zeugt von erfreulicher Sorgfalt. Die Russen scheinen nicht umsonst im Bürgertheater zu Gaste gewesen zu sein. —tr—

Österreichische Rundschau, Heft 79. Redaktionsschluß 28. April 1906. Ausgegeben 3. Mai 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Die billigen Photoapparate verschwinden! Bis vor wenigen Jahren war es nicht handelsüblich, den Käufern photographischer Apparate Zahlungserleichterungen zu bewilligen, und die Folge hievon war, daß viele billige, minderwertige Apparate gekauft wurden, sehr zum Schaden der Photokunst. Seit jedoch einige Großfirmen den Verkauf selbst der besten Apparate gegen monatliche Zahlungen in die Hand genommen haben, ist ein erfreulicher Umschwung eingetreten. Die billige Camera verschwindet mehr und mehr. Wie sehr die neue Verkaufsmethode, die natürlich eine besondere Organisation und große Kapitalskraft verlangt, einem Bedürfnis entgegengekommen ist, beweist die enorme Entwicklung der in Frage kommenden Firmen. Tonangebend für den Verkauf gegen erleichterte Zahlung ist der Camera-Großvertrieb Union, Hugo Stöckig & Co., dessen Vertriebsgebiet 3 Länder umfaßt: Deutschland mit Sitz Dresden, Österreich-Ungarn mit Sitz Bodenbach und die Schweiz mit Sitz Zürich. Diese Firma liefert seit zwei Jahren ihre bekannten Union-Cameras ausschließlich mit Anastigmaten der Weltfirmen Goerz-Berlin sowie Meyer-Görlitz, und zwar zu Bedingungen, wie sie entgegenkommender nicht denkbar sind.

Artarias Plan von Wien. Im Verlage von Artaria ist ein neuer Plan von Wien (Maßstab 1 : 26.000) im Taschenformat erschienen. Dem Plane sind ein Straßenverzeichnis und ein kleiner Führer durch Wien nebst statistischen Angaben beigefügt. Außerdem ist bei Artaria das Kleine Ortslexikon von Österreich-Ungarn von Dr. K. Peucker in dritter Ausgabe erschienen.

In Reclams Universalbibliothek erscheint eine Auswahl aus J. G. Seidls Dichtungen, herausgegeben von Seidls Biographen Dr. Karl Fuchs.

Die Serie „Erzieher zur deutschen Bildung" des Verlages Eugen Diederichs in Jena wird jetzt in den Bänden 6 und 7 fortgesetzt. — Band 6 — „Harmonie" — bringt Schleiermacher, in einer lobenswerten Auswahl Hermann Mulerts, Band 7 — Klassische Schönheit — druckt Winkelmanns „Schönheitslehre" und Lessings „Philosophie der Schönheit" ab. Diesen Band leitete Alexander v. Gleichen-Rußwurm ein. Die Ausstattung der Serie ist überaus vornehm.

Deutsche Volkslieder. In seiner Flugschriftensammlung zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes hat der Deutsche Volksgesangverein in Wien als zehntes Heft ein Liederbüchlein mit 21 deutschen Volksliedern erscheinen lassen. Sie sind in dem von Ferdinand Silcher komponierten Satz für vier Männerstimmen von Dr. Josef Pommer ausgewählt. Es sind bekannte und minder bekannte Handwerks-, Jäger-, Liebes- und Tanzlieder, darunter auch manche mit mundartlichem Text.

Von der k. u. k. Kriegsmarine. Laut telegraphischer Mitteilung ist S. M. Schiff „Kaiser Franz Joseph I." am 2 d. M. in Chinkiang eingelaufen. Abfahrt am 28. d. M. nach Nanking (Yangtsekiang). An Bord alles wohl.

Büchereinlauf.

Die Rose von Jericho. Eine Idylle. Von Konrad Berthold. Buchschmuck von Julius Nitsche. Jena, 1906. Hermann Costenoble.

Filia hospitalis. Ein Studentenstück in vier Aufzügen von Ferdinand Wittenbauer. Wien, 1906. Carl Konegen.

Niederländisches Künstler-Lexikon. Auf Grund archivalischer Forschungen bis auf die neueste Zeit bearbeitet von Dr. Alfred von Wurzbach. Mit nahezu 3000 Monogrammen. Leipzig. Kunsthistorischer Verlag, Robert Hoffmann.

Die kulturelle Bedeutung der Musik. Von Dr. Karl Storck. I. Die Musik als Kulturmacht des seelischen und geistigen Lebens. Stuttgart, 1906. Greiner & Pfeiffer.

Jugend und Salzburgerzeit. Wien, 1906. Carl Fromme.

Singen und Ringen. Von Adolf Hochenegg. Leipzig, 1906. Max Altmann.

Stephan George; Hymnen-Pilgerfahrten. Algabal. Dritte Auflage. Berlin, 1906. Georg Bondi.

Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Von Dr. Heinrich Simon. Heidelberg, 1906. Karl Winter.

Die Hochzeit des Figaro. (Der tolle Tag.) Komische Oper in zwei Akten nach Beaumarchais von Lorenzo Da Ponte. Ins Deutsche übertragen von Max Kalbeck. Vollständiges Buch. Wien. Wallishausser'sche k. k. Hofbuchhandlung.

Nationale Forderungen. National-kulturelle Autonomie. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Jüdischen von David Balakan. Wien, 1906. Brüder Suschitzky.

Autogramme zur neueren Geschichte der habsburgischen Länder. Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. I. Band.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 80: 5. Mai 1906.

Staatliche Theorie des Geldes.

Ein wissenschaftliches Urteil über die Währungsreform.

Von Dr. Ludwig Calligaris.

Daß prinzipielle Fragen des Geldwesens einem meist laienhaften Urteil begegnen, daß solchen Fragen gegenüber selbst unter dazu berufenen Personen Zwiespalt der Meinungen und Unsicherheit herrschen, liegt wohl hauptsächlich daran, daß eine allgemeine Theorie des Geldes bisher nicht existiert hat. Man beurteilte das Geld empirisch nach den Erfahrungen und Erfolgen einzelner Länder; sich aus der großen Verschiedenheit der Zustände des Geldwesens zu einem gemeinsamen Prinzip zu erheben, wurde nicht einmal versucht. Die einzige feste Basis war der Metallismus auf der einen, der Zwangskurs des als Kreditgeld betrachteten Papiergeldes auf der entgegengesetzten Seite, mit manchen dazwischen liegenden Berührungspunkten und großer Verschiedenheit der sich nach der einen oder andern Richtung mehr zuneigenden Ansichten. Inzwischen wurden die Erfahrungen seit 1871 vielfach erweitert. Auf Grund dieser Erfahrungen hat es Professor Georg Friedrich Knapp in Straßburg unternommen, nun die noch fehlende allgemeine, d. i. alle Geldarten umfassende Theorie in seinem vor kurzem erschienen Werke „Staatliche Theorie des Geldes" (Duncker & Humblot) zu liefern.

Die grundlegende Bedeutung dieses ungewöhnlich gedankenreichen und mühevollen Werkes des auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte hervorragenden Gelehrten liegt vor allem darin, daß es den Versuch darstellt, aus der vielfachen Verschiedenheit des Geldwesens mit völliger Vorurteilslosigkeit eines wissenschaftlichen Forschers das Wesen, die Seele des Geldes zu entdecken. Sein Resultat lautet: die Seele des Geldes liegt nicht im Stoff der Platten, sondern in der Rechtsordnung, welche den Gebrauch regelt. Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung. Sie verleiht dem Gelde Chartalität und hiedurch Geltung. Seine Theorie, welche er danach im Gegensatz zu der herrschenden Metalltheorie Chartaltheorie benennt, besteht im Kerne darin, daß die Geldeigenschaft immer auf staatlicher Anerkennung bestimmt bezeichneter Marken als chartales Zahlungsmittel beruht. Chartalität ist das gemeinsame Begriffsmerkmal aller Geldarten. Geld ist chartales Zahlungsmittel. Diese Definition umfaßt sowohl das Metallgeld, als das uneinlösbare Papiergeld. Beide Geldarten können an sich selbständiges Geld sein, der Unterschied besteht darin, daß das Metallgeld neben seiner chartalen Geltung auch noch die Möglichkeit einer realen Befriedigung darbietet, während das Papiergeld lediglich Zahlungsmittel ist. Alle Geldarten sind Träger, d. i. staatlicherseits proklamierte

Repräsentanten der bestehenden Werteinheit (des eigentlichen Wertmessers). Diese ist ein abstrakter Begriff der Rechtsordnung.

Von der Einseitigkeit des bisher herrschenden Metallismus sich abwendend, betrachtet die neue Theorie den Komplex des Geldwesens im ganzen und setzt sich die Aufgabe, alle Erscheinungen desselben einheitlich zu erklären.

Der Metallismus definiert als Werteinheit ein bestimmtes Metallquantum, zum Beispiel 1 Gulden = $^1/_{45}$ Pfund Feinsilber, 1 Krone = $^1/_{3280}$ Kilogramm Feingold. Das war wohl einst, als noch pensatorisch nach dem Gewichte gezahlt wurde. „Uralte Münze, die gewogen ward" wie Lessings Nathan sagt. Allein die „neue Münze, die nur der Stempel macht" ist anders beschaffen. Es ist nicht richtig, als Werteinheit eine bestimmte Metallmenge zu betrachten. Tatsächlich ist das in den bestehenden Geldverfassungen nicht mehr zutreffend.

Nach der Chartaltheorie ist die Werteinheit ein historisch definierter Begriff der Rechtsordnung innerhalb einer Zahlungsgemeinschaft. In überaus scharfsinniger Weise entwickelt Knapp, daß der Staat, wenn er von einem bestehenden zu einem neuen Zahlungsmittel übergeht, um der Aufrechthaltung der vorhandenen Schuldverpflichtungen willen genötigt ist, diese bestehenden Schuldverpflichtungen, welche ursprünglich Realschulden auf eine bestimmte Menge des bisher als Zahlungsmittel gewählten Stoffes (Hyle) waren, als in dem jeweils geltenden Zahlungsmittel tilgbare Nominalschulden aufzufassen, indem er im rekurrenten Anschluß an das bisherige Zahlungsmittel die Werteinheit des neuen Zahlungsmittels bestimmt (zum Beispiel 1 Taler = 3 Mark, 1 Gulden ö. W. = $^{20}/_{21}$ Konventions-Münz-Gulden, 1 Gulden ö. W. = 2 Kronen. Das Pfund Sterling ist juristisch äquivalent dem vorher als Werteinheit verwendeten Gewichtspfund Silber.) Mark, Franc, Krone, Pfund Sterling sind solche im rekurrenten Anschluß an eine frühere Werteinheit definierte Werteinheiten.

Nominalität der Schulden und Nominalität der Werteinheit sind notwendige Voraussetzung für die Entstehung des Geldes. Von Juristen wurde schon früher das Geld als ein Begriff, nämlich als das in Gedanken vorhandene Wertmaß betrachtet, welches als Zahlungsmittel reale Existenz hat. Es gibt stoffliches (hylogenisches) und Papier- (orthogenisches) Geld.

Das eigentliche Geld, auf das es bei der Beurteilung einer Landeswährung ankommt, ist nicht immer das Kurantgeld oder das Metallgeld, sondern das eigentliche Geld, an welchem das Schicksal der Währung des Landes hängt, ist das valutarische, unter welchem jenes definitive (nicht weiter einlösbare) Geld verstanden ist, welches für Zahlungen vom Staate stets bereitgehalten und als aufdrängbar behandelt wird. Im Gegensatze zum akzessorischen Gelde, welches diese funktionelle Eigenschaft nicht hat. Welches Geld in dem Sinne dauernd valutarisch ist, darüber entscheidet nicht die Gesetzgebung, überhaupt nicht das Wollen, sondern das Können, das tatsächliche Verhalten der regiminalen Geldverwaltung; es ist dies keine Rechts- sondern eine wirtschaftliche Machtfrage.

So können auch uneinlösbare Banknoten valutarisch sein. Gewöhnlich werden sie es aus Not des Staates, wenn das Metall aufhört valutarisch zu sein. Der Staat, als Gerichtsherr, kann die Zahlungen der Staatsbürger auch untereinander nicht anders verlangen als er sie selbst als Schuldner bei seinen eigenen Zahlungen zu leisten immer bereit ist. Hierauf beruht die Geltung der uneinlösbar gewordenen Banknoten als chartales Zahlungsmittel nicht darauf, wie man irrtümlich annahm, daß sie Kreditgeld seien. Der Inhaber einer solchen Banknote hat keinen an sich bestehenden Anspruch an die Emissionsstelle; höchstens hat er juristisch ein Kompensationsmittel für eventuell auftauchende Forderungen an diese und hiefür also ein endgültiges Zahlungsmittel. In Österreich-Ungarn sind jetzt die Banknoten valutarisch; daneben wenigstens prinzipiell auch die Silbergulden.

Sowohl das valutarische wie das akzessorische Geld kann Barverfassung oder Notalverfassung haben. Der Begriff der Barverfassung setzt den Begriff des Bargeldes voraus, welchen Knapp so formuliert: Bargeld ist dasjenige Geld, welches aus dem bestimmten hylischen Metalle (also bei Goldwährung Gold) so hergestellt ist, daß sein hylischer Gehalt gleich oder größer ist als es der bestehenden hylogenischen Norm entspricht, welche die unbeschränkte Ausbringung aus dem hylischen Metall festsetzt, z. B. aus einem Kilogramm feinen Goldes werden 3280 K, aus einem Münzpfund 1395 M. ausgebracht.

Bei uns sind Silbergulden seit der Einstellung der Prägungen und infolge der Goldwährung notal, d. i. nicht bares Geld.

„Das Gold ist hylisch nicht wegen seiner edlen Beschaffenheit im Sinne der Technik, sondern wegen der Adel verleihenden Bestimmung unseres Rechtes, welches sagt: aus Gold darf unbegrenzt Geld gemacht werden.“ Durch diese Befugnis wird das Metall hylisch.

Die Bedeutung der Barverfassung einer Geldart liegt in der Möglichkeit einer realen Befriedigung aus dem Geldstoffe. Diese tritt zu der Chartaleigenschaft hinzu, gleichsam als ein Pfand für den Fall, daß diese jemals versagen sollte. Sie wird aber immer besonders wirksam gegenüber dem Auslande, da die regiminalen Verfügungen über die Grenzen des Staates nicht wirken, wo also der Metallgehalt die jeweils mögliche reale Befriedigung und hiedurch die Wertkonstanz bietet. Für das Inland bietet die Barverfassung nur eine Art Sicherstellung gegen die eigene Staatsgewalt. Daher erklärt sich die Beibehaltung des Silbergeldes für den Inlandsverkehr, obwohl dieses währungspolitisch von gar keiner Bedeutung wäre, als eine Rücksichtnahme auf durch alte traurige Erfahrungen eingewurzeltes Mißtrauen der Staatsbürger.

Hinsichtlich des Geldwertes ist zwischen Inland und Ausland zu unterscheiden. Das valutarische Geld ist im Inland niemals Ware, es ist der eigentliche Wertmesser und kann begrifflich kein Agio haben. Der Greshamsche Satz: „Schlechtes Geld verdrängt gutes Geld“ ist nur auf das akzessorische Geld anwendbar. So lange der Staat das valutarische Geld in der valutarischen Stellung erhält, so lange verdrängt das „schlechte“ Geld niemals das „gute“ aus dieser Stellung.

Wohl aber können akzessorische Geldarten auch im Inlande ein Agio gegen ihren Metallwert haben (inneres Agio), welches den Abfluß des überwertigen oder die Stauung des unterwertigen Geldes in den öffentlichen Kassen herbeiführt, wenn der Wert solcher Geldarten nicht durch eine besondere Verwaltungstätigkeit, welche bewußte Befestigung des Preises eines Metalles Knapp Hylodromie benennt, befestigt wird. Diese besteht in der freien Prägung einerseits, welche die untere Preisgrenze und in der jeweiligen Erlangbarkeit vollwichtiger Münzen, welche die obere Wertgrenze im Inlande sichern. Dieser Zweck wird also erreicht, indem der Staat gleichsam als übermächtiger Händler in jenem Metall auftritt; er nimmt es zu festem Preise (Hylolepsie) und er gibt es zu festem Preise (Hylophantismus), beides unbegrenzt in der Menge. So lange der Staat die Macht hat, dies zu tun, muß der Preis des Metalles im Inlande fest bleiben.

Seit 1848 waren in Österreich mit Ausnahme eines kurzen Intervalles im letzten Quartal 1858, in welchem die Barzahlung in Silber aufgenommen war, die Noten der Nationalbank uneinlösbares Kurantgeld. Diese Noten, zu denen 1866 die Staatsnoten hinzutraten, waren das definitive und valutarische Geld; die auf diesen Noten genannte Werteinheit war tatsächlich in Metall nicht realisierbar. Die Silberguldenstücke und österreichische Vereinstaler waren akzessorisch, folglich konnten sie Agio haben, wenn ihr Metallwert eine vorteilhaftere Verwertung als Ware ermöglichte, was bis 1878 der Fall war. Daher zuerst das Agio, dann infolge des Sinkens des Silberpreises 1878 das Verschwinden des Agios der Silbergulden, welche infolgedessen wieder in Verkehr traten, sodann folgte 1879 die Einstellung der Silberprägungen, wodurch das Silbergeld die Barverfassung verloren hat. Die valutarischen Noten behielten als völlig selbständige Zahlungsmittel ihre Geltung ebenso wie die Silbergulden; denn der Silbergulden gilt nicht deshalb einen Gulden, weil das Silber auf dem Markte diesen oder jenen Preis in valutarischem Gelde erzielt, sondern weil er auf die Werteinheit Gulden proklamiert ist, gerade aus demselben Grunde, aus welchem der Papiergulden einen Gulden galt.

Diese Erklärung ist dem natürlichen Verstande gewiß einleuchtender und überzeugender als jene frühere, welche die uneinlösbaren Noten gleichwohl als Anweisung auf Silbergulden, als Kreditgeld betrachten und die Geltung der Silbergulden über ihren Metallwert durch einen Seltenheitswert zu erklären versuchte; was natürlich einer prinzipiellen Untersuchung nicht genügen konnte.

Der Wert des inländischen valutarischen Geldes im Verhältnis zu dem valutarischen Gelde des Auslandes wird, da die Macht regiminaler Verfügungen nicht über die Grenzen des eigenen Staates reicht, lediglich durch die internationalen Handels- und Zahlungsbeziehungen, bestimmt. Es gibt an sich kein internationales Kurspari.

Bis zu einem Grade bewirkt zwar die Hylodromie durch Barzahlung eine automatische Ausgleichung von Land zu Land, welche sich aber nur gegen kurze Störungen des Gleichgewichtes ausreichend erweist. Gegen chronische Störungen kann

eine bestimmte, gewählte Parität nur durch eine weitere besondere Verwaltungstätigkeit befestigt werden, welche Professor Knapp Exodromie nennt. Ihr Ziel ist die dauernde Aufrechthaltung der intervalutarischen Parität, welche ebensosehr in den Handelsinteressen als im Kreditinteresse eines schwächeren Staates gelegen ist. Exodromisch wirkt auch die Zinsfußpolitik; unter Exodromie wird aber besonders jene exodromische Tätigkeit verstanden, wie sie auf dem Gebiete des Devisen- und Valutengeschäftes mit Erfolg zuerst von der Österreichisch-ungarischen Bank und dann von dem russischen Staate durch ein Berliner Bankhaus angewendet wird.

Diese Bemühungen zur Erhaltung des festen Kurses, die jetzt das letzte Ziel aller Währungspolitik bildet, erfordern Opfer, welche im ersten Fall bei Zinsfußerhöhungen von den Eskompte- und Lombardkunden der Bank, im zweiten Falle von der Bank selbst, in Rußland vom Staate, also von den Steuerzahlern getragen werden. Damit hängt auch die Zinsfußbewegung in Deutschland und in Österreich-Ungarn zusammen.

Inwieweit diese Mittel zur Erhaltung der intervalutarischen Parität ausreichen, hängt von der handelspolitischen Machtstellung des Staates ab; es ist dies eine Frage der wirtschaftlichen Kraft.

Dies sind im Wesen die Ergebnisse der neuen Lehre, deren eingehende Begründung zu ermitteln, dem Studium des in vieler Hinsicht das größte Interesse bietenden Werkes selbst überlassen werden muß. Ihre Bedeutung liegt hauptsächlich in der Erkenntnis der Wichtigkeit und entscheidenden Stellung des vom Staate tatsächlich als Geld verwendeten valutarischen Geldes, welches nicht notwendig das Bargeld oder Metallgeld ist. Zugleich darin, daß die neue Theorie die desto größere Bedeutung des Bargeldes für den ausländischen Verkehr zu klarem Bewußtsein bringt.

Nicht darum ist das Jahr 1871 so bedeutsam in der Währungsgeschichte, weil damals der Anstoß zu der unerhörtesten Ausbreitung der Goldwährung gegeben worden ist, Silberwährung und Bimetallismus dem Untergang geweiht wurden, sondern darum, weil der Beweggrund zu dem Übergange Deutschlands zur Goldwährung und sodann auch für die übrigen nacheinander zur Goldwährung übergehenden Länder, das Vorbild Englands und dessen bewährte Geldverfassung war; im Hinblick auf diese gingen die anderen Länder im Interesse des Anschlusses an den Weltverkehr, also aus exodromischen Gründen zur Goldwährung über, um zu den übrigen Mächten in feste intervalutarische Beziehung zu treten. Das Gold ist für den internationalen Verkehr das eigentliche Zahlungsmittel geworden. Aus diesem Grunde unterließ es auch Österreich-Ungarn die Silberwährung herzustellen, wozu nach Professors Knapp Meinung nicht einmal notwendig gewesen wäre, dem Silber die fehlende valutarische Stellung wiederzugeben, sondern schon ein exodromischer spekulativer Eingriff zur Herstellung entsprechender Wechselkurse gegen Deutschland ausgereicht hätte. Man hatte indes im Interesse des auswärtigen Verkehres den Übergang zur Goldwährung beschlossen. Offenbar hat dem Gesetzgeber zuerst vor-

geschwebt, dem neuen Goldgelde die valutarische Stellung zu geben, indem man im Falle der Aufnahme der Goldzahlung der Noten eine automatische Regelung durch Hin- und Hersenden des valutarisch gewordenen Goldgeldes zur Ausgleichung der kleinen Schwankungen des intervalutarischen Kurses für ausreichend erachtet hat. Zu diesem Zwecke erfolgte die nach Professor Knapps Meinung unerhört große Anschaffung von Gold im Wege der Anleihe behufs Bedeckung und seinerzeitigen Einlösung der Staatsnoten. Hiedurch sollte die Bank in die Lage versetzt werden, ihre Noten wieder einzulösen. Also: Barverfassung mit valutarischem Golde, die Banknoten als akzessorisches Geld mit Einlösbarkeit. Dies war, wie wir wissen, der Plan. Was mit den Silbergulden geschehen werde, die zum Teil in Scheidemünze verwandelt wurden, blieb zum Teil noch unentschieden.

Weil es aber an exodromischen Vorkehrungen gefehlt hat, hatte die Bedeckung der Staatsnoten nicht den Erfolg, den intervalutarischen Kurs dauernd auf dem Pari zu erhalten. Es bestand die Gefahr, daß das zur Ausgabe gelangende Goldgeld ins Ausland abgeflossen wäre. Darum hat man sich anders entschlossen.

Infolge der Verordnung vom Jahre 1899 wurden die restlichen Staatsnoten teils durch neue Scheidemünzen (Fünfkronenstücke), teils durch Silbergulden, endlich durch Banknoten, durchwegs also nicht durch bares Geld, sondern durch andere notale Geldarten ersetzt. Seither wurde aber das internationale Pari durch exodromische Operationen wirksam verteidigt. Das Goldgeld wurde seither gelegentlich fakultativ teilweise in den Verkehr gebracht. Die Silbergulden wurden als Kurantgeld beibehalten, obwohl sie mit Vorteil in Scheidemünze umzuwandeln oder durch Banknoten zu ersetzen wären, wodurch die Reinheit der in diesem Punkte noch unvollkommenen Goldwährung nur gewinnen könnte.

Somit blieb hauptsächlich die Banknote das valutarische Geld, das Goldgeld hat akzessorische Stellung. Solange der intervalutarische Kurs durch die besondere exodromische Tätigkeit der Österreichisch-ungarischen Bank auf der Höhe des festgesetzten Münzpari erhalten wird, insolange ist kein Agio des österreichischen Geldes aus Gründen des Goldhandels zu erwarten.

Hiedurch wurde das verbreitete Vorurteil, als ob eine Regelung des intervalutarischen Kurses nur auf jene automatische Weise zu stande kommen müsse, widerlegt.

Hand in Hand mit der Ausbreitung der Goldwährung tritt im inneren Verkehr das Bargeld in den Hintergrund und wird im Inlande durch notale Geldarten ersetzt. Sowohl in England, wo die Girozahlung immer mehr an Ausbreitung gewinnt, als in Frankreich, wo von fünf Francs aufwärts die notalen silbernen Francsstücke verwendet werden. Das valutarische Geld kommt in Betracht bis etwa 100 Francs, das ist bis zur kleinsten Banknote, während größere Beträge in der Regel in Banknoten gezahlt werden. Auch in Deutschland ist bis 20 M. die Scheidemünze verwendbar. Von da bis 100 M. herrscht im inneren Verkehr wohl das Goldgeld vor, wird aber schon häufig durch den Scheck und

demnächst durch kleinere Notenappoints, Banknoten à 20 und 50 M. und Reichskassenscheine zu 5 und 10 M., ersetzt.

„Freilich halten jene Staaten daran fest und mit Recht, daß ein valutarisches Geld mit Barverfassung bleibe. Sie tun es aber nicht wegen des inneren Verkehres, sondern wegen der dadurch erleichterten exedromischen Verwaltung. Die Bargeldverfassung hat also längst nur noch einen exedromischen Sinn; sie ist ein Hilfsmittel — nicht etwa das einzige — um intervalutarische Kurse zu befestigen. Aber die so gepriesene Barverfassung wird von Jahr zu Jahr unwichtiger für den innern Verkehr."

Dies zeigt sich auch in Österreich. Wenn ich um meine Meinung gefragt würde, sagt Professor Knapp bezüglich Österreichs, würde ich antworten: „Haltet für den inneren Verkehr an notalem Gelde fest, da auch im Westen dieser Zustand eigentlich überall herrscht, oder jedenfalls überall herrschen könnte. Wozu soll es denn dienen, daß jene Zahlungen mittlerer Höhe in valutarischem Bargeld geleistet werden, während für kleinere Zahlungen das notale Geld und für ganz große Zahlungen ebenfalls notales Geld nach wie vor in Übung bleiben wird!"

Für die Beibehaltung der kleinen Noten à 20 K und 10 K, welche nach dem ursprünglichen Plane bis 50 K durch Bargeld hätten ersetzt werden sollen, haben sich die Regierungen durch die Vorlagen an die Parlamente bereits entschieden. Man ist sich klar geworden, daß eine Sättigung des inländischen Verkehres mit Gold keine wesentliche Voraussetzung der Aufrechthaltung der Goldwährung ist, vielmehr die Konzentrierung der Goldvorräte der Zersplitterung im Verkehre vorzuziehen ist. In einer solchen Konzentrierung wird eine neue Garantie des soliden Aufbaues unserer Goldwährung erblickt.

Nun fragt es sich noch: Hat es ein währungspolitisches Interesse, daß das österreichische Goldgeld in valutarische Stellung gebracht wird? Professor Knapp antwortet: Ein solches Interesse besteht nicht; man könne es aus anderen Gründen ja tun, etwa um der öffentlichen Meinung willen, weil dadurch das Beispiel anderer als Muster vorschwebender Länder nachgeahmt wird, aber aus währungspolitischen Gründen braucht man es nicht zu tun. Die Hauptsache ist, daß eine exedromische Verwaltung bestehe, und das ist der Fall, da die Bank sich diese Aufgabe gestellt hat und sie mit Erfolg auch löst. Dadurch ist es nicht weiter nötig, dem baren Gelde die noch mangelnde valutarische Stellung zu geben, das heißt unter anderem auch, die Banknoten bar (also in Goldstücken) einzulösen. Man kann hinzufügen, wozu auch, da das an Noten gewöhnte Publikum ohnehin das bequemere Papiergeld vorzieht und die Eignung zu einem zentralisierten Barschatz mehr als irgendwo vorhanden ist.

Es ist sogar wahrscheinlich, daß auch die Aufnahme der obligatorischen Barzahlung der Noten in normalen Zeiten eine reichlichere Aufnahme von Goldgeld in den inneren Verkehr nicht zur Folge hätte. Immerhin kann aber in einer solchen Zersplitterung des Goldschatzes eine Schwächung der Bank bei der ihr obliegenden Aufrechthaltung der Währung erblickt werden („Neue Freie Presse", Ökonomist, Nr. 13.313 vom 17. September 1901 und Nr. 14.898 vom 13. Februar 1906);

weshalb der jetzige Zustand, welcher feste intervalutarische Kurse darbietet, mit bloß fakultativer Einlösung der Noten, vorzuziehen ist. Dabei steht es der Bank immer zu, sich überreichlichen Goldes durch weitere Abgaben an den Verkehr zu entledigen, auf diese Art allmählich organisch einen Goldverkehr herbeizuführen oder je nach Umständen den Goldschatz zum exodromischen Zwecke beisammenzuhalten. Die dem valutarischen Gelde nur von außen drohende Gefahr desto wirksamer zu bekämpfen, dazu dient die Konzentration des Bargeldes für alle Fälle weit besser als dessen eigentlich nicht nötige ausgedehnte Verwendung im inneren Verkehr.

So ist für die, durch Erfahrungen unserer Währungsreform geschaffene Tatsache auch wissenschaftlich der Beweis erbracht, daß für das Inland die Chartalität des Geldes genügt, dessen Wertkonstanz zu sichern; nur dem Auslande gegenüber bedarf die geltende Werteinheit einer reale Befriedigung als Ware gewährenden Verkörperung und besonderer Vorkehrungen, um die intervalutarische Parität dauernd aufrechtzuerhalten. Durch die Einreihung des Begriffes des akzessorischen Geldes neben dem valutarischen erlangt dieser Vorgang systematische Stellung im Geldwesen.

Hat man Professor Knapps Werk zu Ende studiert mit heißem Bemühen, das dazu gehört, insbesondere um die vielleicht überreichliche, aber doch in der Folge die Übersicht erleichternde neue Terminologie zu beherrschen, so überblickt man das Geldwesen von einem neuen, höheren Standpunkte. Frei von jeder theoretischen Voreingenommenheit bilden historische Feststellung und tatsächliche Erscheinungen die Grundlage der Lehre, welche auf die letzten Gründe zurückgeführt und durchwegs exakt an den Tatsachen erprobt wird, mit welchen sie ihre Übereinstimmung bewährt. Das Hervortreten der neuen Begriffe des valutarischen und des akzessorischen Geldes und der Barverfassung der einen oder anderen Geldart bewirken eine Verschiebung des Gesamtbildes zu einer viel natürlicheren und der Wirklichkeit entsprechenderen Anschauung, als dies bei der bisherigen metallistischen Lehre jemals möglich war. Die neue Lehre zeigt ein Jenseits von Gut und Böse im Geldwesen, welches, auf tatsächlichen Grundlagen fußend, Bestehendem und zu Recht Bestehendem Geltung zuerkennt und vielfach weitere Ausblicke über den bisherigen Gesichtskreis eröffnet. Für prinzipielle Fragen bietet das Werk Knapps höchst wichtige und entscheidende Kriterien und grundlegende Normen.

In dem Komplexe des Geldwesens, dessen Grundlage für das Inland die Chartalität, für das Ausland die Beherrschung des Handelsgetriebes durch Aufgebot realer Befriedigungsmittel bildet, tritt an Stelle der immer irreführenden Quantitätstheorie eine Geschäftstheorie, bei welcher nicht die Geldmenge, sondern die Geschäfte, welchen die Geldausgabe dient, über die Angemessenheit eines Geldumlaufes entscheidendsten Einfluß ausüben. Neben der Metalldeckung ist es die bankmäßige Bedeckung, sowie die gesamte Geldverwaltung und deren notwendig einheitliche Leitung, auf welche es bei Beurteilung eines Geldwesens ankommt, dessen Schicksal in letzter Linie eine Frage der wirtschaftlichen Macht eines Landes bildet.

Zwei Bekenntnisbücher österreichischer Dichter.

Ein Stück Literaturpsychologie.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

I.

Es handelt sich um einen „alten" und um einen „jungen" Dichter. Um einen Verstorbenen und um einen Lebenden. Um einen allgemein Anerkannten, den man aber bereits wieder vergessen hat und um einen Umstrittenen, den man noch nicht allgemein kennt. Die Antithesen ließen sich noch eine Weile fortsetzen. Hieronymus Lorm heißt der alte und Richard Schaukal der junge Dichter. Nun sind ungefähr gleichzeitig zwei Bücher der beiden erschienen, Bekenntnisbücher, aus deren Betrachtung einiges über die Seele des alten und des neuen Österreichs hervorgeht. „Bekenntnisblätter" * nennt Philipp Stein das aus den Schriften Lorms herausgegebene Buch, und „Großmutter" ** heißt das Buch Schaukals, auf dessen Titelblatt er sich fiktiv nur als Herausgeber nennt.

Hieronymus Lorm (Landesmann) war, als er am 3. Dezember 1902 starb, einundachtzig Jahre alt. Das Alter bringt ihn fast an Goethe heran. Aber sein Leben war durchaus kein sieghaftes Schreiten, wie das Goethes, sondern ein mühseliges Schleppen von Station zu Station eines endlosen Kreuzweges. Das Schicksal schien ihm immer nur ein schimmerndes Ziel vorzuzeigen, einen lichten Schein, um ihn darauf mit Nebeln zu überwälzen. Seine ungemeine Begabung für Musik, sein großes Können und seine warme Zuneigung ließen in seiner Jugend kaum einen Zweifel daran, daß er sich der Laufbahn eines Musikers werde zuwenden können. Aber in seinem sechzehnten Jahr verlor er als Folge einer vorübergehenden Lähmung das Gehör. Nun warf er sich mit Leidenschaft auf metaphysische Fragen und bewies so, wie er sagt, die innige Verwandtschaft von Musik und Metaphysik. Dann suchte die in ihm latente Kraft neben dem gedanklichen noch einen anschaulichen Ausdruck. Aus dem musikalischen Grundelement des Rhythmus kam die Sehnsucht nach der dichterischen Form. Lorm wurde Dichter. Er schrieb Novellen und Gedichte, in denen das formale und sprachbildnerische Element das größte Gewicht hat. Aber mit zunehmendem Alter verlor auch das Auge seine Kraft, und im Jahre 1881 war er völlig erblindet. Der wichtigste Sinn des Dichters war ihm geraubt. Aber, wie aus dem gehemmten musikalischen Trieb der formal-dichterische wurde, so wurde aus dem Sehen ein nach innen gerichtetes Schauen. Mit dem vorhandenen Vorrat an Bildern und Farben reichte Lorm weiter aus und es ist kein Nachlassen in dem plastischen oder farbigen Ausdruck seiner Dichtung zu erkennen. Es wäre erklärlich, wenn nun an Stelle der Anschauung der Begriff träte. Aber trotz aller Schwierigkeiten hält Lorm den Verkehr mit der Außenwelt aufrecht. Schon nach dem Verlust des Gehörs hat er eine stenographische Fingersprache erfunden, eine verhältnismäßig einfache Art der Mitteilung. Nun, mit seiner Erblindung verfeinert sich sein Tastgefühl dermaßen, daß er schon nach der bloßen Berührung mit den Fingerspitzen erkennt, welchen seiner Angehörigen (er hatte im Jahre 1856 geheiratet und lebte in glücklicher Ehe) er vor sich hat. Mit Hilfe dieser Fingersprache vermittelte man ihm Bücher, Zeitungen und alle Angelegenheiten des täglichen Lebens.

* Hieronymus Lorm: „Bekenntnisblätter." (Verlag Schuster & Löffler, Berlin.)
** Richard Schaukal: „Großmutter." (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Richard Schaukal ist im Jahre 1874 geboren. In Brünn, in jener Stadt, in der Hieronymus Lorm starb. Er entstammt einer angesehenen Familie und fand frühzeitig Beziehungen zu adeligen Kreisen, denen seine Neigungen und Anschauungen zustrebten. Groß, von vornehmer Schlankheit, hat er die Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit ererbter Kultur. Er hat bei der Kavallerie gedient und trat dann bei den politischen Behörden ein. In seiner Lebensführung und in seiner Kunst hält er auf die Form. Sein Wesen und seine Gedichte haben für Fremde die gleiche charmante Unnahbarkeit. Schicksale hat Schaukal nicht anzuführen. Keine äußeren Schicksale wenigstens. Seine Bahn ging glatt und in rascher Förderung über die unteren Grade des Dienstes bis zu einer wichtigen Stellung bei leitenden Behörden. Er liebt schöne Bilder und gut gebundene Bücher, hat ein behagliches, geschmackvolles Heim, eine junge Frau und einen Sohn. Man wird nichts von dem vermissen, was auch gesteigerten Ansprüchen notwendig erscheint.

II.

Vom alten und vom neuen Österreich. Man sollte eigentlich nur vom alten Österreich sprechen. Denn das neue liegt noch in der Zukunft und nur sehr waghalsige Propheten können behaupten, etwas von ihm zu wissen. Man hat mit dem Bedürfnis des Menschen, die Erscheinungen zu schematisieren, lange an einer Einteilung festgehalten. Das alte Österreich ging bis zum Jahre 1848 oder bis zur Ära der Verfassungsgebung und von da an begann das neue. Aber Schemen und Einteilungen werden alt und hinfällig und vom Beginn des neuen Jahrhunderts aus gesehen, scheint uns wenig dazu zu berechtigen, das alte durch einen solchen Schnitt in zwei Teile zu zerlegen. Und wenn man von politischen Vorgängen absieht, so finden sich auf dem Gebiet der geistigen Kultur gar keine Anhaltspunkte für eine solche Zweiteilung. Erst an der Wende des Jahrhunderts stellen sich auf diesem Gebiet Strömungen ein, die etwas Neues zu bringen scheinen. Die österreichischen Dichter der älteren Generation haben bis gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts etwas Gemeinsames, so sehr sie sonst unterschieden sein mögen. Es ist das Interesse an politischen Dingen, das in ihren Werken zur Tendenz geworden ist. Und in diesem Belange ist es einerlei, ob sie der vormärzlichen oder nachmärzlichen Periode angehören. Anastasius Grün, Hamerling, Nestroy werden nur ganz verstanden, wenn man zugleich auch ihre Zeit betrachtet. Selbst Anzengruber kann sich dieses gemeinsamen Zugs nicht entschlagen. („Pfarrer von Kirchfeld".) Hieronymus Lorm schrieb (1847) ein Buch „Wiens poetische Schwingen und Federn", in dem er scharf gegen die Zensur zu Felde zieht, und er muß Österreich verlassen, um den durch dieses Buch hervorgerufenen Verfolgungen zu entgehen. Erst nach der Revolution kehrt er zurück, nachdem er inzwischen Dresden und Berlin kennen gelernt hat. Man begeisterte sich damals für allerlei „Ideen" und hielt es für seine Pflicht, sich für sie einzusetzen. Das Gemeinsame der neuen Generation von Dichtern ist eine lächelnde Skepsis in politicis. Der Kampf der Nationalitäten, das Ringen um neue Formen des politischen Lebens existiert für die Mehrzahl der deutschen Dichter Österreichs nicht. Man wird bei Schnitzler, Hofmannsthal, Bahr vergebens nach „Ideen" im Sinne der älteren Generation suchen. Das hängt nur zum kleinen Teil mit der allgemeinen Schwenkung der Kunst zum Dogma der „Tendenzlosigkeit" zusammen. Es entspringt mehr einem vollkommenen Mangel des Interesses an

politischen Dingen, der unzweifelhaft mit der furchtbaren Verwirrung und Verwicklung unserer öffentlichen Angelegenheiten zusammenhängt. Der versifizierte Leitartikel ist aus der Literatur verschwunden — und das ist kein Schaden — aber auch das stolze und begeisterte Bekenntnis seiner Überzeugung. Der Dichter steht über dem düsteren Tal, in dem die Nebelschwaden der politischen Meinungen ziehen. Der Dichter der neuen Generation ist so unpolitisch, daß er es wagen darf, zu den — politischen Behörden zu gehen und trotzdem Dichter zu bleiben.

III.

Lorms „Bekenntnisblätter" sind ein Sammelbuch aus dem Werk eines halben Jahrhunderts. Philipp Stein hat aus den Büchern Lorms die für dessen Weltanschauung bezeichnenden Stellen herausgehoben und in eine Ordnung gebracht, die es ermöglicht, Zusammengehöriges zu vergleichen. Vom Glück und Glücksbewußtsein, von Dichtern und Büchern, von Frauen, Liebe und Ehe, von Geist und Genie spricht der Dichter aus der Finsternis seiner Sinne und allerlei Lebensweisheit prägt er in ruhige und besonnene Sätze. Die ältesten Stücke der Sammlung stammen aus den Vierzigerjahren. Und wenn man die drängende Ungeduld, den energisch ausgesprochenen Willen zur Macht in diesen Stücken einmal erfaßt hat, so verändert sich das Bild, das man sich von Lorms Persönlichkeit zu machen gewohnt war. Der alte Lorm! Er hieß in Brünn so und eine Art Mythos umgab ihn und seine Lebensführung. Man wußte, daß das Leben dieses Greises den Mittelpunkt einer Familie bildete, und daß man aufopfernd um ihn bemüht war; daß seine Tochter zu einem Organ des eigenen Leibes geworden war, brauchbarer, williger, verständiger als ein Glied des eigenen Körpers. Die Impression stand fest: „Milton, seinen Töchtern das ‚Verlorene Paradies' diktierend." Aber Milton war bloß blind. Dem alten Lorm fehlte jedoch noch ein zweiter Sinn. Man nahm das Wunder dieses Dichterlebens als ein höchst seltsames Geheimnis hin und stellte sich ihn als einen Patriarchen vor, an dessen Jugend ebensowenig gedacht wurde, als etwa an die Jugend des „alten Fritz". Es gibt Menschen, an deren Wesen sich schwer die Vorstellung knüpfen läßt, daß sie jemals jung gewesen seien. Aber nun verschieben die „Bekenntnisblätter" diese Tradition, die sich so festsetzen konnte, weil man Hieronymus Lorm zwar sehr verehrte, aber sehr wenig las. Zwar sagt Lorm von der Freiheit, sie sei die „Religion des XIX. Jahrhunderts und eine Fabel wie alle" und zersetzt so die eine der großen „Ideen" seiner Zeit; zwar geht er auch einer anderen Lieblingsidee dieses Jahrhunderts scharf zu Leibe, der Idee von der Souveränität des Volkes, indem er erklärt, daß selbst das Mittelalter mit keiner Vorstellung einen ärgeren Mißbrauch getrieben habe, als die Politik Europas seit fast siebzig Jahren (1854) mit der Formel: Volk. „Ausgerüstet mit einer Abstraktion von der Erhabenheit des Volksgeistes und seiner allgemeinen Berechtigung, waren gerade die Redlichen am wenigsten geneigt, sich durch ein praktisches Inbetrachtziehen des Objektes ... die Begeisterung dafür verkümmern zu lassen. Sie betrachteten das Volk nun einmal als Träger der Gottesidee ... das Volk in seiner Gesamtheit war ihnen der Kollektivausdruck des Edelsten in der Menschennatur und zu gunsten dieser einen unmittelbaren Abstraktion machten sie sogleich eine ebenso allgemeine und durch nichts zu modifizierende Abstraktion der besten Regierungsform geltend." Aber diese kritischen Bedenken sind der Nörgelsucht des Österreichers nahe verwandt, denn Lorm

selbst kämpft in Wort und Tat für diese „Abstraktion", für diese „Regierungsform". Man hält ihn für bedeutend genug, um ihn zu verfolgen. Und in den „Bekenntnisblättern" findet sich noch eine Anmerkung aus dem Jahre 1862, in der sich ein unverkümmerter Glaube an die „Ideale" der Freiheit und des Volkes ausspricht, ein echt demokratischer Glaube, der im Jahre 1848 wurzelt: „Der Staat als Endzweck ist veraltet, er hat nur mehr als Mittel Geltung. Amerikas Aufgabe liegt auf sozialem Gebiet. Es erhalte und schaffe sich die einfachste Staatsform und widme sich dann ausschließlich der Lösung der sozialen Verwicklungen. Der Urwald liefert die beste Fruchterde für die Gebilde der Zukunft." Dieses starke politische Interesse, das sich mit sozialen Problemen verbindet, zeigt deutlich Lorms Zugehörigkeit zur alten Generation. Seine „Bekenntnisblätter" sind im „alten" Österreich gewachsen. Er hat Vertrauen zu der Zukunft, er hält noch etwas von der Entwicklung der Völker und er zeigt ihnen das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" als Vorbild. Dieses Vertrauen macht ihn jung, gibt ihm Freudigkeit und die Energie des Hoffenden. Er blickt vorwärts, wie seine ganze Generation trotz aller Enttäuschungen, Mißerfolge, Zweifel, kritischen Bedenken und Nörgeleien immer nach vorne geblickt hat.

IV.

Schaukals Buch aber ist durchaus ein Buch des „jungen" Österreich. Ein retrospektives Buch mit sehr viel Liebe für die Vergangenheit und sehr wenig Interesse für die Irrungen-Wirrungen der Gegenwart. Es knüpft die verschiedenen Betrachtungen, die Schaukal unter der Fiktion, die Papiere eines verstorbenen Freundes herauszugeben, vereinigt hat, an den Mythos einer Großmutter. Damit ist gesagt, daß es in eine Zeit zurückstrebt, die den „modernen" Menschen überwunden, überholt, altväterisch gilt. Der Ton dieses Buches ist so echt in seiner umständlichen Behaglichkeit, in dem Stil, der der noch immer (zu Unrecht) als Schaukals eigentlichster Ausdruck geltenden impressionistischen Manier völlig fremd ist, daß er einen der Kritiker dieser Sammlung verführt hat, Schaukal wirklich bloß für ihren Herausgeber zu halten. Ein vollkommener Triumph seiner Kunst. Das Buch hat wirklich den Stil der Zeit, der es nach der Gesinnung seines Schreibers anzugehören vorgibt. Es will ein durchaus unmodernes Buch sein; es wendet sich von der Gegenwart und ihrem „Fortschritt" ab, es strebt nach der besonnenen und ruhigen Lebensführung der Großmutterzeit, als man noch allerlei liebe Andenken im Glaskasten aufbewahrte. Das ist mehr als ein bloß artistisches Moment, es ist der Ausdruck einer Weltanschauung. Schaukals Buch ist ein Bekenntnisbuch und es wendet sich gegen den „Geist der neuen Zeit". „‚Geist der neuen Zeit', unlauterer, häßlicher Geist, wie Vandalen hausen. Deine klimpernden Hilfstruppen im Weichbilde unserer alten Städte. Zinskasernen überall — und so seien es denn nur Zinskasernen! Aber da hat man allerlei ‚Kunst'gesinnungen und derlei unehrliches Gepäcke im Ranzen, und drauflos wird gebaut in ‚Stilen' und mit einem ‚Dekor', daß das von groben ‚Unternehmer'knochen arg bedrängte empfindliche Künstlerseelchen sich in Krämpfen windet und meint, elendiglich vergehen zu müssen, angesichts dieser als ‚Errungenschaften' der modernen Architektur etikettierten Greuel und Gräßlichkeiten der ‚erweiterten Straßenzüge.'" — Schaukal haßt die Schlagwörter der Gegenwart und er fängt sie zwischen Anführungszeichen ein, hält sie wie mit Klammern empor, um mit höhnischem Lachen ihre Nichtigkeit von allen

Seiten zu betrachten. Die Grundstimmung dieses Buches ist durchaus romantisch. Während Napoleon nach der Vernichtung der preußischen Armee zu Pferde vor den Toren Jenas hielt, schrieb Hegel drinnen die letzten Worte an seiner „Phänomenologie des Geistes". Das ist durchaus deutsch, ein nicht mißzuverstehendes und durchaus nicht zufälliges Zusammentreffen. Und in derselben Weise ist Schaukals Buch deutsch und romantisch. In Symbolen hat es die wichtigsten Angelegenheiten unseres Daseins zu behandeln unternommen: Leben und Tod. „Ein Buch von Tod und Leben" heißt es mit dem Untertitel. Daneben erscheinen alle Ereignisse des Lebens, seine Bedingtheit durch die Zeit wesenlos und nichtig. Was ist die Politik? Was ist die soziale Frage? Was sind alle diese Äußerungen des „Fortschritts"? Mit einem Aufschrei flüchtet es aus der Gegenwart und liebkost die Erinnerungen der Vergangenheit. Hier klammert sich die Sehnsucht nach einem größeren und würdigeren Leben, in dem sich die Seele befreien könnte, an hundert harmlose Dinge, über die der „moderne" Mensch lächelt. Dieser moderne Mensch, dessen Lebensführung Schaukals Verachtung hat. „Alles gibt es. Für so und so viele Gulden kannst du Mitglied unzähliger Vereine werden: der Kinderbewahranstalt, des Blindeninstitutes, des Vereines zur Bekleidung entlassener Sträflinge. Alles ist ‚eingerichtet'. Jeder Mensch, dem du begegnest, ist ein ‚Vorstand'. Auf jedem Aussichtswartetischchen steht eine Sammelbüchse. Deine Zündhölzchen sollst du nach einem politischen Prinzip wählen. Und du kannst im Abonnement sowohl Kleider als Sinfoniekonzerte haben . . . ‚Andächtig' hören die Vertretungskörper die Messen an den festgesetzten Tagen. Die ‚Gremien' versammeln sich mit und ohne Frack, wenn die Zeit gekommen ist. Der Orchesterverein hält jeden Samstag Probe. Und die Abendkurse für Schnittzeichnen sind ebenso gut besucht wie die siebzehn Wintervorträge im Gewerbemuseum. ‚Unter den Anwesenden bemerkten wir', verzeichnen die Journale. Wenn du stirbst, sei versichert, daß sich die dir angemessenen ‚Vertreter' einfinden werden."

V.

Die Weltanschauung Lorms findet ihren philosophischen Ausdruck in dem eigentümlichen Gedankengebilde des „grundlosen Optimismus". Auch hier ist dieselbe Erscheinung zu beachten wie bei Lorms politischen Ansichten. Aus dem Zweifel kommt die Bejahung. Zunächst erscheint er auf den ersten Blick als überzeugter Pessimist. Er erschauert vor der Erkenntnis der Zwecklosigkeit der Schöpfung. „Eines der eleusinischen Geheimnisse, welches den wahren Stimmschlüssel zum Pessimismus, zur Verzweiflung an der Welt liefert, ist: ihre Zwecklosigkeit." Ein Dichter und ein Philosoph haben diesen Gedanken mit allen seinen entsetzlichen Folgerungen erfaßt: Heinrich Heine und Immanuel Kant, letzterer hat ihn mit „grauenhafter Deutlichkeit" dargestellt, wenn er auch aus Erbarmen mit der armen Menschheit . . . den Schleier der „praktischen Vernunft" über die schrecklichen Züge breitete, so daß ihnen nur ein mäßiges Durchschimmern gestattet ist. Manchmal beneidet er die Menschen, die sich vor diesen Reflexionen in die sicheren Kasematten der Gedankenlosigkeit zurückziehen. Dann aber findet er einen Trostgedanken: „Aber hätte es nicht schon einigen Zweck, zuweilen diese Zwecklosigkeit in Erwägung zu ziehen?" Und dann kommt ein wahrhaft philosophisches Glücksgefühl über ihn: „In der deutschen Sprache gibt es einen Ausdruck von so unendlicher Tiefe, daß er der Lösung des Weltgeheimnisses vielleicht am nächsten kommt; zugleich von so praktischer Weisheit, daß er zur Regel in

den Lebensschicksalen dienen kann: „Alles eins!" So wird der Pessimismus zur „praktischen Weisheit": „Der wahre Pessimismus zürnt nicht mehr, weil er nichts mehr will. Er ist nicht ein eifervolles Bessermachenwollen, sondern ein leidenschaftsloses Betrachten." Und das starre Antlitz beginnt sogar zu lächeln: „Die Wahrheit ist, daß der echte Pessimismus wie jede wirkliche Erkenntnis zuletzt Befreiung und folglich Heiterkeit mit sich führt. Er lehrt nicht bloß, daß man das Glück entbehren müsse, sondern auch, daß man es entbehren könne." Und einmal sagt Lorm: „Der pessimistisch schimpfende Optimist kann unter Umständen eine herzerfreuende Erscheinung sein, wie es z. B. Ludwig Börne war." Lorm selbst ist solch ein Optimist, der zwar nicht pessimistisch schimpft, aber doch pessimistisch redet. Und zu seinem Staunen hat er das selbst einsehen müssen: „‚Materie' und ‚Gott' sind bloße Namen für Erkenntnisse, die dem Verstand und der Vernunft unzugänglich sind. ‚Materie' ist der Gott der Gottesleugner, wie ‚Gott' die Materie derjenigen ist, die den Materialismus leugnen. Nur im Gemüte vereinigen sich beide zu einem beseligenden, aber unbegreiflichen (weil dem Verstand und der Vernunft unzugänglichen) Gefühl oder zum grundlosen Optimismus." Der grundlose Optimismus ist also ein Gefühl. Man hat erkannt, daß diese Welt die schlimmste aller Möglichkeiten ist. Man hat den „Weltschmerz" philosophisch begründet. Aber dennoch läßt sich ein schwebendes Gefühl der Andacht vor der wunderbaren Synthese von Welt und Geist (von „Materie" und „Gott") nicht verbannen. Aller Erkenntnis zum Trotz setzt sich dieses Gefühl durch. Es ist das unverwirkbare, geheimnisvolle Lebensgefühl, das an die Vergangenheit glaubt, die Gegenwart liebt und auf die Zukunft hofft.

Schaukals primäres Gefühl ist der grundlose Pessimismus. Ebensowenig eine Erkenntnis, als Lorms grundloser Optimismus. Es ist ja wahr, die Gegenwart ist drängend und laut, sie fordert unsere Aufmerksamkeit mit einem keifenden, eifersüchtigen Lärm für sich. Aus den Kesseln und Retorten, in denen die chemischen Reagentien der Zivilisation gebraut werden, steigen allerlei üble Gerüche; und die Köche gehen herum, mit so lautem Betragen, als gäbe es nichts Wichtigeres als ihre Küchenangelegenheiten. Inzwischen bereiten sich die eigentlich kulturbildenden Faktoren irgendwo in der Stille vor, unter Entbehrungen vielleicht und bedrückt dadurch, daß die Wirkungen noch vorläufig ausbleiben. Aber ist es nicht das Kennzeichen jeder Gegenwart, daß die lautere Zivilisation, der materielle, der technische Fortschritt dem befangenen Zeitgenossen wichtiger erscheint als die in Tiefen langsam vorrückende Kultur? Jede Vergangenheit war so als sie noch Gegenwart war. Immer war die Zivilisation die Operationsbasis für die Eroberungszüge der Kultur. Mit dem Kulturbewußtsein ist es nicht anders wie mit unserem eigenen Erinnerungsvermögen. Die unangenehmen Eindrücke verlöschen früher als die freundlichen Erinnerungen. Und jede Zeit erlaubt sich bei der Überprüfung der Bilanzen der Vergangenheiten eine kleine Fälschung, indem sie die Passivposten zu vernachlässigen geneigt ist, um behaupten zu können, die großen Überschüsse seien mit weit weniger Kosten erzielt worden. Schaukal hat gar keine Organe für Philosophie; er findet deshalb für seine Kulturempfindungen keine gedanklichen Formeln, sondern drückt sie in dem einzigen, ihm zugänglichen Medium aus, durch die Kunst. Bei Lorm wird der grundlose Optimismus zum Begriff, bei Schaukal der grundlose Pessimismus zur Anschauung. Jener faßt die Summe seiner Erkenntnisse in Gedanken zusammen, dieser in der Form. Bei jenem werden sie Schema, bei diesem Symbol. Und umgekehrt: um bei Lorm zum

Wesentlichen der Persönlichkeit vordringen zu können, wird man von seinen philosophischen Überzeugungen ausgehen; um bei Schaukal mit dem eigenen Kern zugleich auch den Grundzug der neuen Generation zu finden, wird man bei der Kunst beginnen müssen.

VI.

In stetiger Entwicklung wächst bei Lorm die Erkenntnis des grundlosen Optimismus aus seiner fortschreitenden Klärung hervor. Sie ist ein Ergebnis des reifen Mannes. Bei Schaukal kann nicht von Entwicklung in diesem Sinne die Rede sein. Seine Kunst ändert sich überraschend, denn sie ändert bloß die Formen des Ausdrucks. Nicht Entwicklung also, sondern Verwandlung. In stärkerem und unmittelbarerem Zusammenhang mit dem Leben — trotz der Flucht aus der Gegenwart — wird sie von mächtigeren Impulsen bestimmt. Aber in einem Punkte sind die beiden nahe verwandt: sie sind scheu. Von einer ganz merkwürdigen Zartheit bestimmt, ziehen sie sich auf sich selbst zurück und beide fürchten vor allem eines: die Suggestion durch die Menge. Auch Lorm, so sehr man geneigt wäre, sein Wesen im Grunde für demokratisch zu halten, ist in diesem Sinne aristokratisch.

Welcher von den beiden die stärkere Persönlichkeit ist, soll hier nicht untersucht werden. Auch nicht, ob in Lorms „Bekenntnisblättern" oder in Schaukals „Großmutter" mehr Kulturwerte zu finden sind. Es muß genügen, einiges von dem ausgesprochen zu haben was als das Wichtige und Typische in ihnen erscheint. Es mag vielleicht in dem oder jenem Belange dazu beitragen, verwirrende Erscheinungen klarer zu sehen. Und schon das ist förderno.

Hugo Wolf und Richard Wagner.

Von Dr. Heinrich Werner.

„Wagner und Bruckner, das genügt vollauf, um ein ganzes Menschenleben mit den edelsten Genüssen und allen nur erdenklichen Wonnen auszufüllen."

„Wagner ist und bleibt doch der Obergott, wenn er seinen Anbetern vielleicht auch mehr Furcht oder, wenn Sie wollen, Ehrfurcht als Liebe einflößt."

Diese beiden brieflichen Äußerungen Hugo Wolfs kennzeichnen in knappen Worten die Stellung, welche einer der wenigen Komponisten nachwagnerischer Zeit von voller künstlerischer Selbständigkeit zu dem großen Meister von Bayreuth eingenommen hat. Sie stammen aus einer Zeit, wo Wolf auf der Höhe seiner eigenen Kunst gestanden ist, sind also nicht als Ausbrüche einer begeisterten Jünglingsseele, sondern als Glaubensbekenntnisse eines reifen Künstlers anzusehen, welcher bereits selbst in seinen Liedern der Menschheit ein großes Stück echtester Kunst geschenkt hatte. Daß Wolf aber einer von jenen Anbetern Wagners war, welche ihm nicht nur Ehrfurcht, sondern auch Liebe entgegengebracht haben, wird jedermann bezeugen, der ihm nahe stand. Schon die erste und einzige Begegnung im Leben, die der fünfzehnjährige Schüler mit dem bald auf der Höhe seiner Triumphe angelangten Meister im Jahre 1875 in Wien gehabt hat, zeigt von der ab-

göttischen Verehrung, die Wolf auch im reifen Mannesalter — nur abgeklärter — zeitlebens dem leuchtenden Vorbilde bewahrt hat. Und als Wagner von dieser Erde geschieden, da war es ihm, als ob ihn der treueste Freund verlassen hätte.

Ich erinnere mich an jenen 14. Februar 1883, an welchem Tage die Zeitungen die Todesnachricht des Meisters brachten. Ich war vormittags allein zu Hause, als Wolf hereintrat. Wortlos, ohne mich zu beachten, setzte er sich ans Klavier und spielte den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung". Dann klappte er den Flügel wieder zu und verschwand, stumm, wie er gekommen war. Am Abend erschien er nochmals in weicher, tieftrauriger Stimmung. „Ich hab' geweint wie ein Kind!" ... Und wie warm klingt ein Brief, welchen er am 16. Februar in seinem frischen Schmerze an seine mütterliche Freundin Bertha v. Lachner schrieb: „Er starb, ein Mensch, wie alle." (3. Akt, „Parsifal".) „Ihre herzliche, warme Teilnahme an meinem Schmerze über den Tod unseres Meisters, sowie auch Ihr Bedauern über das Hinscheiden des Verewigten hat mich sehr wohltuend berührt. Welcher Mensch stand ihm nicht nahe? Der eine ‚für', der andere ‚gegen'. Keiner edoch konnte sich dem unwiderstehlichen Zauber seiner künstlerischen Erscheinung entziehen und so fühlen in diesen traurigen Tagen wohl alle den herben Schmerz über den Heimgang dieses großartigen, erhabenen Monarchen im Reiche der Künste, der uns, sein künstlerisches Vermächtnis als heilige Labung zurücklassend, nun über seinen Tod hinaus für ewig ein Tröster in unserer Herzensnot und ein Befreier aus der gemeinen Nüchternheit unserer Zeit bleiben wird. Sein hohes Andenken treu bewahrend, seine Lehren und Taten pflegend, mögen wir uns als würdig und wert seines einstigen Erdenwallens erweisen." Solch innige Worte fließen nur aus einem heiß liebenden Herzen!

Und doch, es kam auch eine Zeit, in welcher ein anderer starker Geist den Geliebten aus Wolfs Herzen oder, richtiger, aus seinem Haupte reißen konnte. Das war jene traurige Zeit seiner ersten Umnachtung. Kurz vor der Erkrankung hatten in Freundeskreisen noch heftige Kontroversen über das Thema „Nietzsche kontra Wagner" stattgefunden. Wie hoch Wolf Nietzsche geschätzt hat, er brach in diesem Streite stets mit Feuereifer seine Lanzen für Wagner. Und wie nach Eintritt der Katastrophe mit einem Schlage sein ganzes Denken und Fühlen sich umgewandelt hatte, so war er nun plötzlich auf Seite der Gegner zu finden, Wagner und seine Kunst verleugnend und verdammend. Noch im Jänner 1898, wenige Tage nach seiner Entlassung aus der Heilanstalt, sagte er zu mir, allerdings schelmisch lächelnd, als glaubte er es selbst nicht recht: „Nein, mein Lieber, mit ‚Parsifal' ist es doch nichts!" Kaum ein Jahr vorher hatte er, als er die letzten Takte dieses Wunderwerkes am Klavier verklingen ließ, ausgerufen: „Wenn unsereiner mit so was sein Leben und Schaffen abschließen könnte!" Aber je klarer sein Geist in der folgenden Zeit der Intermission wieder wurde, desto deutlicher ward er sich seiner Untreue wie eines bitteren Unrechtes bewußt, und inniger, wie stillschweigend um Vergebung bittend, sprach er von seiner Liebe zu dem Herrlichen.

Das Verhältnis Wolfs und seiner künstlerischen Tat zu Richard Wagner und dessen Werk in einer eigenen, kurzen Schrift näher zu ergründen und zu beleuchten, hat vor kurzem der als Schriftsteller bekannte Verleger seiner Werke, Karl Heckel in Mannheim, mit Verständnis und Sachkenntnis unternommen. *

* „Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner." Von Karl Heckel (Mannheim); München und Leipzig bei Georg Müller, 1905.

Man weiß, mit welcher Selbstzucht Wolf gearbeitet hat. Zahlreiche Lieder und Kompositionen wurden verbrannt, Werke, wie die „Penthesilea“ und die geistlichen Chöre Eichendorffs lagen in seinem Koffer verschlossen; nichts wurde der Öffentlichkeit preisgegeben, bevor er nicht die felsenfeste Überzeugung gewonnen hatte, ein Tonwerk ureigenster Marke bieten zu können. Wenn man ihn zu jener Zeit fragte, warum er nichts von seinen Kompositionen, die er übrigens auch vor nahen Freunden geheimhielt, veröffentliche, lautete die bestimmte Antwort: „Wagner hat bisher das Höchste in der Musik geleistet, wozu also Minderwertiges produzieren?“ Als er später auf dem Gebiete des Liedes seinen eigenen Wert gefunden hatte, hielt er noch immer an jener Auffassung rücksichtlich eines musikdramatischen Werkes fest. Weitere sieben Jahre mußten vergehen, bis er 1895 auch auf der Bühne die Riesengestalt des Meisters, in dessen Banne er früher gestanden war, nicht mehr fürchtete.

Man begreift, daß Wolf, der so lange mit Wagners übermächtigem Einflusse rang, bis er ihn abschüttelte, nunmehr auch als ein „eigener Herr“ angesehen und respektiert werden wollte. Hiemit einerseits erklärt Heckel — vielfach mit Recht — seine zeitweilige Antipathie gegen jene Wagner-Vereine, welche seine Kunst förderten. „Aber er hätte nicht Wolf sein müssen,“ sagt er, „um schweigend das Gefühl zu überwinden, daß man ihn in den Vereinen vielfach nur als Komponist der Wagnernachfolge — als einen unter vielen — schätzte, ohne ihn in seiner, so heftig nach Unabhängigkeit ringenden Eigenart zu erkennen.“

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier beigefügt, daß gerade im Wiener akademischen Wagner-Verein sich von allem Anfange an solche Männer fanden, die sogleich den wahren Wert des jungen unbekannten Meisters erkannten und würdigten. Ich brauche nur den Namen Josef Schalks, des verstorbenen artistischen Leiters des genannten Vereines, zu nennen. Aber Heckel erblickt in dem Bestreben Wolfs, sich nicht in die Bahnen Wagners hinüberziehen zu lassen, nicht nur eine Selbstbeschränkung um der eigenen Originalität willen, sondern auch eine „ursprüngliche Gegensätzlichkeit Wolfs zur Natur Wagners“. „Nicht nur generell zwischen der Empfindungsweise des protestantischen Sachsen und des katholischen Steiermärkers, sondern auch individuell bis in die letzten Sympathien und Antipathien ihrer Naturen.“

Meiner Ansicht nach geht hier Heckel zu weit. Wenn er zur Begründung seiner Anschauung anführt, daß man „bei Wolf vergeblich nach Urteilen suche, die die philosophisch-ethische Bedeutsamkeit der Werke Wagners verherrlichen“, und hieraus einen Schluß auf Wolfs Vorliebe für die „Meistersinger“ und das „Siegfried-Idyll“ zieht, um damit zu beweisen, daß „bei aller Verehrung doch das mächtige Pathos, das die historische Größe Wagners ausmacht, dem Herzen des jungen Musikers ferner stand“, so widerspricht dem die Tatsache, daß Wolf der „Tristan“ und „Parsifal“ entschieden ebenso nahe standen wie die „Meistersinger“. Finden sich auch in den bisher veröffentlichten Briefen keine schriftlichen Anhaltspunkte hiefür, so möchte ich als Beweis anführen, daß er Freunden, die er mit Wagner vertraut machen wollte, gerade die genannten Werke mit Vorliebe vorspielte und vorsang, um sie als die höchsten Taten künstlerischen Geistes leuchten zu lassen. Und gerade die Briefstelle, die Heckel später zitiert, um daraus am deutlichsten Wolfs Gegensatz zu Wagner zu konstruieren, scheint mir nichts anderes darzutun, als daß Wolf eben noch immer den früher erwähnten Standpunkt einnahm, diese

Art Musik habe schon Wagner in so vollendeter Weise gegeben, daß einem anderen nichts mehr zu tun übrig bleibe. Ich zitiere hier die ganze Stelle des an Grohe gerichteten Briefes: „Also einen Buddha soll ich komponieren, so eine zweite Auflage Parsifal, vielleicht auch mit variierten Wagnerschen Motiven? Wahrhaftig, ich begreife Sie nicht. Wie wenig sind Sie mit meinem künstlerischen Wesen vertraut, daß Sie mir zumuten, so hohe Aufgaben zu lösen. Noch hat die Welt kaum eine Ahnung von dem philosophischen Tiefsinn, der sich in der ungewöhnlichsten Weise in den letzten Worten des Meisters ausspricht, und schon soll wieder etwas entstehen, daß den Leuten neues Kopfweh verursachen soll — notabene durch bereits erprobte Kunststücke — wo sich doch allenthalben das Bedürfnis kundgibt nach behaglichem Genießen, nach freundlichen Bildern, wo alles sich sehnt, in dem grämlichen und grübelnden Ausdruck unserer Zeit ein verborgenes Lächeln, einen schalkhaften Zug zu erspähen. Sollen wir denn in unserer Zeit nicht mehr von Herzen lachen können und übermütig sein, müssen wir Asche aufs Haupt streuen, Bußgewänder anziehen, die Stirn in tiefsinnige Falten kleiden und Selbstzerfleischung predigen? Möge die Welt erlösen, wer den Erlöserberuf in sich fühlt, mich schert das wenig. Ich für mich will heiter sein, und wenn hundert Leute mit mir lachen können, bin ich's zufrieden. Ich strebe auch keine ‚welterlösende' Heiterkeit an. Nichts weniger als das. Das überlassen wir billig den großen Genies. Wagner hat in seiner und durch seine Kunst bereits ein so gewaltiges Erlösungswerk vollbracht, daß wir uns dessen nun endlich auch erfreuen können, daß wir ganz unnützerweise den Himmel stürmen, weil er uns bereits erobert ist, und daß es das Gescheiteste ist, in diesem schönen Himmel ein recht freundliches Plätzchen uns zu suchen. Und dieses angenehme Plätzchen möchte ich gerne finden, aber bei Leibe nicht in der Wüste bei Wasser und Heuschrecken und wildem Honig, sondern in einer fröhlichen und originellen Gesellschaft, bei Gitarregeklimper, Liebesseufzen, Mondscheinnächten, Champagnergelagen u. s. w., kurz, in einer — komischen Oper, und zwar ganz gewöhnlichen komischen Oper, ohne das düstere, welterlösende Gespenst eines Schopenhauerschen Philosophen im Hintergrunde. Dazu und nur dazu benötigte ich einen Dichter und wahrhaftig! dazu muß man auch ein Dichter sein und ein ganz verfluchter obenein . . ."

Und trotzdem war die zweite Oper, deren Komposition er sich widmete, keine komische, sondern eine hochtragische. Der zwingende Grund hiefür lag allerdings darin, daß der Dichter dazu nicht gefunden wurde. Aber wäre Wolfs Begabung nicht ebenso auf das Tragische, wie auf das Heitere gerichtet gewesen, hätte er sich gewiß nicht mit dem ihm eigenen Feuereifer auf den „Manuel Venegas" gestürzt.

Und sehen wir uns das übrige Schaffen Wolfs an, seine Hauptdomäne, das Lied, so können wir ein Vorwiegen des heiteren Elementes nicht finden; in keinem seiner sechs Bände, Eichendorff etwa ausgenommen, von welchem er aber selbst sagte, daß er sich „übereinstimmend mit der mehr realistischen Kunstrichtung der keck-humoristischen, derb-sinnlichen Seite des Dichters zugewendet", wohl auch deshalb, weil der andere Teil, die romantische Wald- und Mondscheinlyrik schon von Schumann erschöpfend komponiert war. Überall zeigt Wolf seine meisterhafte Stärke in gleichem Maße sowohl nach der ernsten wie nach der heiteren Seite hin. Ein Gegensatz zwischen Wagner und Wolf in der Hinsicht, daß letzterer seinem innersten Wesen nach mehr der Heiterkeit, als dem tragischen Pathos zugeneigt war, ist also nicht vorhanden und wenn man selbst zugeben

wollte, daß dieser Wolf „bedrückte", so erschiene mir das nur durch den doch vorwiegenden lyrischen Charakter Wolfs bedingt. Lyrik und Drama will aber wohl auch Heckel nicht als Gegensätze ausspielen.

Auch in den individuellen Sympathien und Antipathien beider Meister kann ich keinen Gegensatz entdecken. Wagners Lieblinge in der Kunst waren ebensogut jene Wolfs, und wen Wagner nicht litt, dem war auch Wolf Feind, nicht aus kindischer, unselbständiger Nachbeterei, sondern aus ureigenstem, tiefem Empfinden heraus.

Viel eher möchte es gelingen, einen allerdings nur scheinbaren Gegensatz zu Wagner an anderem Orte herauszufinden. Heckel führt weiter in trefflicher Weise aus, wie Wolf Wagners Prinzipien seinem Schaffen zugrundelegte, und kommt im Verfolge auch auf Bühne und Szene zu sprechen, für welche Wolf absolut nicht jene Konsequenzen zog, die Wagners Normen strenge forderten. „Während wir bei Wagner immer wieder die Übereinstimmung des szenischen Vorganges mit dem Orchester als ungemein wichtig betont finden — man kennt seine strengen Forderungen dieses Sinnes an die Kapellmeister — zeigt Wolf für die Szene eine Gleichgültigkeit, die durch folgenden Vorfall bei den Proben zur ersten Aufführung des „Corregidor" in Mannheim hell beleuchtet wird. „Als der die Regie selbst führende Intendant des Hoftheaters sich Wolfs Urteil erbat über eine vorgenommene wesentliche Abänderung des szenischen Bildes, zeigte es sich, daß Wolf diese Veränderung nicht nur nicht aufgefallen war, sondern daß er dem Bühnenbilde überhaupt noch keinen Blick zugewendet hatte. Er wehrte es ab, auf die gestellte Frage überhaupt einzugehen; denn die Szene, das sei Sache der Textdichterin, nicht die seine!" Ich erinnere mich genau an diesen Vorfall, erinnere mich auch der Worte, die er noch hinzufügte: „Mich geht nur die Musik an." Man muß sich über diese fast bis an Abneigung grenzende Gleichgültigkeit umsomehr wundern, wenn man einerseits sieht, wie sehr sich seine Musik der Dichtung anschließt, und wenn man anderseits weiß, wie streng Wolf selbst als Kritiker namentlich bei Wagners Dramen die genaueste Befolgung der szenischen Vorschriften und die Übereinstimmung von Bühne und Orchester forderte. Warum also hatte er für die Szene seiner eigenen Oper keine Augen? Heckel gibt hiefür keine befriedigende Erklärung. Und in der Tat, es ist nicht leicht, eine solche zu finden. Doch wenn wir bedenken, daß Wolf bei jener Szene in Mannheim weder als Kritiker noch als Publikum, sondern als mitschaffender, mitfühlender Künstler beteiligt war, dürften wir zu einer Lösung des Rätsels kommen. Ich glaube, nicht irrezugehen, wenn ich diese Lösung in der absolut nur musikalischen Natur Wolfs suche.

Es ist richtig, was schon mancher ausgeführt hat, daß, wie für Wagner, so für Wolf, zunächst und im allgemeinen die Dichtung alles, und die Musik nur insoferne von Interesse war, als sie jene zu erhöhter Ausdrucksfähigkeit zu bringen vermochte. Während aber für Wagner dieses vorzugsweise Interesse fortdauerte, war es bei Wolf nur ein primäres, das ihn zur Komposition begeisterte. „Hat er den Dichter einmal in sich aufgenommen," sagt Ernst Decsey in seiner Wolf-Biographie, „dann ist er frei, dann bildet er nach eigenen Gesetzen und kann — nur Musiker sein." Ich möchte einen Schritt weiter gehen und sagen: und ist nur Musiker. Es soll damit gewiß nicht gesagt werden, daß nach der Komposition einer Dichtung, eine Vernachlässigung derselben bei ihm Platz griff. Im Gegenteil, man weiß, daß er eine solche, sei es durch eine willkürliche Änderung der Worte, sei es durch eine unverständliche Wiedergabe des Gedichtes, nirgends und niemals

duldete. Man weiß auch, daß er immer seinen Dichter in die erste Reihe schob, daß er zunächst Verständnis für die Dichtung verlangte; aber Wolf wußte auch, daß man nur durch das volle Aufgehen in dieser seiner Musik der Dichtung voll gerecht werden konnte. Und verstanden zu werden ist schließlich Endziel jedes schaffenden Künstlers.

Darum möchte ich nicht behaupten, daß bei Wolf, dem Nurmusiker, wie bei Wagner, dem Dichterkomponisten, die Musik stets und allein nur Mittel war, die Wirkung der Dichtung zu erhöhen, wenn er auch als getreuer Jünger des Meisters in Theorie und Praxis dessen Lehre vollständig anerkannte. Aber ein wenig Selbstzweck war ihm die Musik gewiß immer. Ganz unumwunden spricht er dies selbst in einem Briefe an Grohe aus, wenn er über ein Tonwerk ohne Worte, das Vorspiel zum „Corregidor", folgendes sagt: „Mit einer Erläuterung des Vorspieles bitte mich zu verschonen. Wenn die Leute von der Musik als solcher an sich nicht gepackt werden, hilft ihnen auch ein Programm nicht. Ich hasse alle Programme und verlasse mich ganz auf die Wirkung der Musik. Mag sich dann jeder dazu denken, was er will." Wolf war eben — vielleicht sich selber unbewußt — zu sehr Musiker, Musiker durch und durch, die melodischen Schätze lagen in seinem Inneren zu reich gehäuft, als daß er jener Lehre völlig selbstlos mit dem Herzen durchwegs folgen konnte. Allerdings „absoluter" Musiker im alten Sinne war er trotz der erwähnten Äußerung nicht; es bedurfte bei ihm, dem ausgesprochenen Vokalmusiker, fast immer der Auslösung jener Schätze durch das poetische Wort, das nur der hohen Bedeutung seiner musikalischen Erfindung adäquat sein durfte.

Nach dem Gesagten ist es also begreiflich, daß dort, wo des Dichters Wort nicht mehr zur Sprache kommt, wo aber im Drama der bildende Künstler und Schauspieler in das Gesamtkunstwerk einzutreten berufen wird, das Interesse des Nurmusikers Wolf fast gänzlich erloschen ist. Er fühlt sich im komplizierten Räderwerk des Gesamtkunstwerkes nur berufen, als Bildner und Wärter des zweitwichtigsten Rades, der Musik, über diese zu wachen, nicht aber in die Sphäre der anderen Künste einzugreifen. Er überläßt es in einer an unbewußte Bescheidenheit grenzenden Selbstverständlichkeit jedem anderen, dafür zu sorgen, daß alle die Räder ineinander greifen. Daß er, als er sein Rad schuf, auf das Haupt- und Nachbarrad, die Dichtung, Rücksicht nahm, braucht keiner Versicherung. Aber nun, da beide zueinander trefflich passen, hat er nur zu schauen, daß sein Werk in der Funktion so behandelt wird, wie er es zum Besten des Ganzen für notwendig hält. Und so kann man füglich sagen: Wagner war universeller Gesamtkünstler, Wolf Teilkünstler im Gesamtkunstwerke. Das sind aber ebenfalls keine Gegensätze.

Ganz richtig erkennt Heckel an, daß nicht diese Gleichgültigkeit Wolfs der Bühne gegenüber an dem bisherigen geringen Erfolg des „Corregidors" schuld trägt. Er führt auch, wie mich dünkt, richtig an, daß der Glaube irrig sei: „Wagners Pathos habe Wolfs Grazie im Theater nicht zur Geltung kommen lassen." Vielmehr gibt er dabei dramatischen Fehlern die Schuld, welche der unmittelbaren Theaterwirkung Abbruch tun. „Und es wird," fährt er fort, „wie bei Cornelius, erst der allgemeinen Schätzung der in Überfülle vorhandenen musikalischen Schönheiten bedürfen, um die Einwirkung dieser Mängel auszugleichen." Oder, um es unumwunden auszusprechen: das große Publikum ist heute für die Schönheiten der Wolfschen Musik im Konzertsaal nur halb, im Theater aber ganz und gar noch nicht reif.

Trotz der, wie ausgeführt, für mich nicht stichhältigen Hypothese von der „ursprünglichen Gegensätzlichkeit" Wagners und Wolfs, welche Heckel, wie mir aus manchen Be-

merkungen durchzublicken scheint, nur deshalb aufgestellt hat, um seiner Lieblingsidee, Wolf als den Musiker im Sinne Nietzsches hinzustellen, eine starke Basis zu geben, bietet die kleine Schrift eine Fülle verständnisreicher Gedanken, interessanter Briefstellen und biographischer Einzelheiten, die jedem Verehrer Wolfs willkommen sein müssen. Heckel hat damit bewiesen, daß er als warmer Freund der Wolfschen Kunst jederzeit aufzutreten bereit ist. Freilich, um das Verhältnis der Musik Wolfs zu Wagner vollständig zu erschöpfen, wird es noch einmal einer eingehenderen, fachmännischen Schrift bedürfen.

Im Eiskar.

Eine Hochgebirgsnovelle.

Von Heinrich v. Schullern.

Es war gerade, als ob sich die Wolken an den Felsnadeln ringsum gespießt hätten. Selbst der heftigste Wind vermochte sie nicht loszureißen. Wir wollten auf die Eiskarspitze steigen.

Schon lange. Aber seit zwei Wochen gab's nicht einen Tag, der sich für eine Hochtour geeignet hätte.

Was da von der Gesellschaft über die nötigen Kräfte und ein wenig Courage verfügte, sehnte sich nach der Bezwingung dieses weithin leuchtenden Gletscherturms. Viele von uns beherrschte eine Art krankhafter Kaprize. Auch mir schien ein Verlassen des Sommeraufenthaltes, ohne die Eiskarspitze bewältigt zu haben, eine Unmöglichkeit. Eltern und anderen ewig bremsenden Familienmitgliedern gegenüber wurde der alte Peter ins Treffen geführt, der wohl schon Hunderte von mindergewandten Bergsteigern glücklich auf dies weiße Wolkenriff hinauf- und wieder heruntergebracht hatte.

„A beilei,"* sagte er auf besorgte Erkundigungen hin, „g'fahrlach ischt der Spitz nit, aber grad beschwerlach, dös woll. In erscht'n Tag giahn m'r halt auf die Hütt'n und in zwoatn erscht aufi."

Und Peter war bekannt als ein vorsichtiger Führer, der sich durch keine Bestürmungen zu Waghalsigkeiten hinreißen ließ. Es fehlte also nichts anderes als das Hochgebirgswetter.

Ein wenig grelle Sonne lag wohl einmal für wenige Stunden auf den Wiesen. Gleich lief man zu Peter. Aber Peter schüttelte den grauen Kopf:

„Dös ischt nicht,** geht's af'n Grünangerkogl oder af's Stumpfe Eck, aber für'n Karspitz ischt dös Wetter nicht."

Nein, es mußte die weiße, zierliche Spitze sein, die wie eine Fürstin im Hermelin über dem Gefolge der grünen und grauen Bergkolosse thronte.

Ein Tag nach dem andern wurde mit Lawn-Tennisspiel oder geselligen Scherzen buntester Art totgeschlagen. Aber man dachte immer nur an die Bergfahrt. Einer von uns hatte beständig Wachdienst beim Aneroid.

* beileibe = gewiß nicht.

** nichts.



Da auf einmal — wir saßen gerade bei der Table d'hote — stürzte Nelly, das umworbenste Mädchen unserer Reunion mit dem Rufe in den Speisesaal: „Die Eiskarspitze, die Eiskarspitze!"

Wir alle hinaus, voran die jungen Damen. Und es gab doch gerade Schokoladetorte mit Obersschaum. Bis zu solchem Grade war sogar bei der Mädchenwelt der Bergfanatismus angewachsen.

Ja, da stieg sie empor, wie eine Schaumgeborene, die herrliche weiße Spitze in den Himmel, unverhüllt. Nur zu ihren Füßen wallten Nebelwogen. Der langentbehrte Anblick ihrer Feengestalt wirkte nun vollends berückend.

Wir alle liefen vielgeschäftig durcheinander, und doch wußte niemand, was er zuerst tun sollte, um rechtzeitig zum Aufbruch bereit zu sein. Denn es stand fest, man wollte am selben Abend noch die Schutzhütte erreichen. Nelly hatte in Eile die Erlaubnis ihrer Mutter mit Tränen erkauft. Sie tanzte nun vor Freude im Kreise herum. Mit ihr hinauf in die himmlische Eisregion! Ich hatte das Gefühl, als sollte es direkt in den Himmel geh'n!

Da kam der alte Peter, den man herbeigerufen. Er schüttelte den Kopf.

„Was Enk einfallt, ka Denk'n, ka Denk'n!"

„Aber es sind ja alle Berge so wunderschön rein, so klar wie nie, Peter, auch die Eiskarspitze selbst."

Peter aber schüttelte wieder den Kopf. So lang „der Rach"* unt'n am Berge liege, sei es nichts. Alles nur der warme Wind. Es werde bald wieder zusammenziehen. Und bei einem unbeständigen Wetter gehe er nur mit „damische Steiger"** auf den „Karspitz" und — „dös nit amal."

Ich glaubte an seine Befürchtungen wegen des Wetters nicht. Dieser prachtvolle Himmel! Nelly schwur, wenn sie nicht auf Mama zu achten hätte, sie ginge allein hinauf.

Ein verwegener Gedanke durchzuckte mich. Keiner der Herren wagte es, ohne Peter den Aufstieg zu ertrotzen. Wie wär's? Vor dieses Mädchens Augen als der Kühnste von allen zu erscheinen! Ein kurzes Überlegen. Ich — wollte es unternehmen. Ganz heimlich stahl ich mich weg. Konnte ja im schlimmsten Fall, wenn schon Peter recht haben sollte, auf der Schutzhütte haltmachen oder am Beginne der gefürchteten Eiskarwand.

Nun hatte sich die Wolke am Fuße des Berges vergrößert. Noch ein kurzes Schwanken. Nein, es war zu verlockend, ich wagte es.

O, wenn so der alte Peter sich täuschen würde! Wenn der Schirokko zwei Tage lang den ganzen Himmel rein hielte.

Ich konnte vor Anbruch der Nacht die Schutzhütte nicht mehr erreichen, also morgen in aller Frühe.

Noch ehe es dämmerte, erhob ich mich von meinem Lager, schaute zum Himmel hinauf und schritt wenige Minuten später, mit Steigeisen und Pickel bewaffnet, auf der stillen Dorfstraße taleinwärts. Nein, nein, ich hatte mich nicht getäuscht. Durch den nebligen Morgenhimmel schimmerte unverkennbares Blau herab. Die heimliche Freude über den Streich durchrieselte meinen Körper, und als ich an Nellys Haus vorüberkam, tat es mir schwer, einen hellen Jauchzer soweit abzudämpfen, daß er den Frieden ihres

* Rauch = Nebel.

** Sehr gute Steiger.



ahnungslosen Schlafes schonte. Erst als ich das Dorf hinter mir hatte, ließ ich meiner Berglaune freien Lauf und stieß einen „Juchzer" aus, daß es nur so von den Felsen widerhallte.

Und wieder einen und wieder einen.

Dann war alles mäuschenstill. Ein paar Amseln besangen in den Angern der Einödhöfe den aufdämmernden Tag, und die Nägel meiner Schuhe, die Spitze des Pickels schlugen hallend an das Gestein des Bergweges. Dann folgte ich der Markierung durch hohe Wiesen, voll von bunten Blumen, um die eben vom Schlummer erwachte Bienen und Schmetterlinge surrten und baumelten. Herden zogen läutend über die samtenen Wege und die Bauern begannen gähnend und sich streckend ihre Tagesarbeit.

Dann nahm mich der stille, hochstämmige Wald auf. Alsbald aber hub darin ein Piepsen und Schmettern an, und die junge Sonne lockte schmeichelnd unbeschreiblichen Duft aus dem Nadelgebüsch, und wenn ich gerade zu frisch gefälltem Holze kam, über welches schönfarbige Bockkäfer in eiligen Geschäften irrten, so mußte ich meine Schritte anhalten, um die Tierchen zu betrachten, und einige tiefe Atemzüge zu tun, des Holzduftes wegen. So würzig schwoll er an mich heran. Ich hätte mich hinstrecken und in den Armen dieses wonnigen Waldes ruhen mögen. Doch ein unerklärliches Sehnen zog mich hinauf zu jenem weißglänzenden Paradiese vollkommenster Einsamkeit.

Höher, höher! Bald lichtete sich der Wald. Zwischen mächtigen, von Baumbart überwucherten Tannenriesen lachte die Alpwiese durch. Kohlröschen mit ihrem Schokoladeduft, die rotgelbe Arnika in unzähligen Exemplaren, noch höher purpurne Beete von Alpenrosen. Glockenklang der Herden übertönte das Summen grüner, blauer, goldener Bergfliegen. Immer höher, immer höher!

Über die Stirnmoräne des Langengletschers führte mich der Steig mühsam zur Schutzhütte empor. Die Sonne brannte herab und nur hoch oben an glitzernden Wänden klebten Wölkchen gleich zartem Federflaum.

Eine leichte Ermüdung gelangte mir kaum zum Bewußtsein, so entzückte mich der Anblick der mächtigen Eismassen, die sich zerklüftet vor meinem Auge zu Tal schoben, so sehr erhob mich der Anblick der Berge ringsum, die allmählich während meines Anstieges sich emporgestreckt hatten, zu Riesen angewachsen waren und absonderliche, oftmals groteske Formen angenommen hatten.

In der Hütte saßen mehrere Touristen, die sich mit leichten Übergängen begnügten. Auf die Eiskarspitze gelüstete es niemanden. Die anwesenden Führer hatten abgeraten, denn sie befürchteten Schneestürme. Das Aneroid war zurückgegangen. Ob sich die Eisspitze selbst von Gewölk frei gehalten, sah man nicht. Sie wurde von einem plumpen Vorberge verdeckt.

Vier Stunden Anstieg noch. Sollte ich umkehren? Nein — nimmermehr! Ich wollte über die apere Wand unter dem Kar fußbreite Stufen schlagen, die kein Schneesturm auf der steilen Fläche verwischen könnte. Die Leidenschaft in mir überschrie alle Gegenstimmen meines Innern, sie machte mich taub gegen die Warnungen der Wetterkundigen.

Hol mich der Teufel, ich m u ß hinauf, schrie ich in mich hinein, riß den Eispickel von der Wand und schritt der Tür der Hütte zu.

„Sie, lass'n S' heunt in Eiskarspitz, der steckt g'wiß in die Wolk'n. 's ischt ka Tag nit dazua. Dö Herrschaften giahn da durchein zu der Grieswand, Raut'n * brock'n **. Da

* Edelrauten.

** pflücken.



giah'n S' mit, junger Herr. G'fahrlach isch 's da gar nit, wann S' nit z' weit auffi steig'n."

Ich war taub, taub. Ich wollte nun einmal hinauf in jene Höhen, wo nicht einmal die Edelraute mehr blühte, wo kein Gräslein mehr den frostigen Winden trotzen konnte. Hinauf, hinauf!

An der Moräne des Langengletschers lief ich empor wie ein Narr, der sein eigenes Verhängnis sucht. Der Anblick der blaugrünen Eisbrüche und -blöcke, die aussahen wie ungeheure Edelsteine, der Anblick der getürmten Felsmassen berauschte mich. Mein Herz lachte, als neue Gletscherkronen rings auftauchten, sich übereinanderschoben und immer wieder von anderen, noch höheren, übertürmt wurden. Nach rascher Bezwingung schwachgeneigter Felspartien stand ich an der aperen Eiswand, die zum Kar emporführte. Ich jauchzte, daß es überall widerhallte. Und die Gefahr grinste doch aus allen Klüften und grüßte hohnlachend von allen Abhängen. Es gab nur einen Weg. Hinauf über diese furchtbar steile Wand. Und ich jauchzte wieder. Ich schlug mit dem Pickel in das Eis, daß die Splitter nach allen Seiten stoben und dann wie ein feiner Sand in die schaurige Tiefe rieselten. Unter mir ging es Hunderte von Metern hinab zum Langengletscher, der wie eine ebene, von tausend Bächlein durchzogene Schneefläche heraufblendete.

Noch ein paar Pickelhiebe und ich stand auf einem breiten, schneebedeckten Firnfeld am Rande des Kares. Müde, todmüde warf ich meinen Rucksack auf den Schnee und ließ mich auf jenen nieder. Mehr ahnte ich sie über mir, die heißbegehrte Spitze, als ich sie sah. Hie und da blitzte einer ihrer Eisstürze, eine nasse, glänzende Felswand oder eine Gratzacke zwischen den fahrigen Nebeln hindurch. Die schwerste Arbeit lag hinter mir. Ich wollte nun mitten in den Nebeln hinaufklimmen, die wenigen hundert Meter noch. In zwei Stunden sollte ich die stolze Spitze unter meinen Füßen fühlen.

Doch es wollte anders kommen.

Überall brauten die Nebel, schwere Wolken zogen über mich hin. Von allen Seiten kamen sie und drohten das bißchen Sonne zu verschlingen, das noch um mich herum auf dem Kargletscher lag.

Ein wenig mußte ich rasten, dann, dann wollte ich hinaufklimmen, allen Hindernissen trotzend. Aber nur ein klein wenig rasten!

Der Schnee des Kars glitzerte noch, von wässeriger Sonne bestrahlt, während über allen Riffen ringsum, wie durch Zauber, Wölklein erschienen, die sich niederließen auf ihre scharfen Zinken und dann in Fetzen daran hängen blieben. Und es kamen immer neue Wolken. Sie schwebten schon in dicker Masse über dem Kar, breiteten sich aus, stahlen auch mir die Sonne.

Ich wendete mich nach der Eiskarspitze um. Sie war verschwunden. Ich stand auf, schaute und schaute, glaubte das Grau des Nebels mit meinen Blicken durchbohren zu können. Vergeblich! Ich wußte nun nicht einmal mehr, in welcher Richtung die Spitze zu suchen war.

Und die Wolken wurden immer dichter. Es ward kalt, ein scharfer Wind strich wütend, als wollte er alles Lebende vernichten, über die frostige Fläche hin und schuf eine dünne Eiskruste über dem Schnee, die unter den Füßen knisterte. Und wenn der Wind ruhte, lag alles still und kalt um mich, der ewige Winter.

Mit Grauen kam mir zum Bewußtsein, daß ich allein, ganz allein hier heroben war.

Ich horchte auf Geräusche und hoffte jedesmal, wenn sich irgendwo etwas rührte, auf die Nähe eines lebenden Wesens. Die Wahrnehmung jedes Lautes durchströmte mich mit Wonne. Aber die Enttäuschung folgte dem Hoffen auf der Ferse. Alles Trug. Abrutschende Schneeflächen, der Sturm, der sich im morschen Gestein verfing und es zum Abbröckeln zwang, das Krachen des Eises.

Kein lebendes Geschöpf.

Es kam mich etwas wie Reue an. Ich hätte es nicht wagen sollen ... Aber gerade die Gefahr war doch das Glück! Grauen und Glück zugleich!

Ich weidete mein Auge an den schaurigen Bildern, die der versinkende Glashang unter mir bot. Die Täuschungskunst des Nebels, der riesige Felstürme aus nahen Steinblöcken schuf und wieder zerstörte, so daß ich jede Orientierung verlor, all dies erfüllte mich mit wonnigem Entsetzen. Da rissen die Wolken unter mir auseinander. Ich sah ein kleines Fleckchen des grünen, lebenswarmen Tales, der sanften Matten in weiter Ferne, in gähnender Tiefe.

So fern, so fern! Würde ich je wieder ...?

Mit Entrüstung verscheuchte ich solch kleinmütige Gedanken. Suchte meine Unruhe zu verscheuchen und schlug die Karte auf, um mich über die Namen der Zacken, die ich für Augenblicke gesehen, über die Firnfelder, die mir immer mehr im Nebel verschwanden, zu orientieren. Dann ein wenig Speise und Trank und nach alter Gewohnheit das Bergpfeifchen, das ich mühsam mit Sturmhölzern in Brand setzte. Der eisige Wind bohrte sich überall unter meine Kleider, so fest ich mich auch in den Mantel gehüllt hatte. Ein Zittern der Kälte ging durch meinen Körper und die Hand, welche die Karte, und selbst die, welche das Pfeifchen hielt, wurden steif und begannen zu schmerzen. Ich schlug die Karte zusammen, steckte die halbgefrorenen Speisen und das Pfeifchen wieder in den Rucksack. Dafür setzte ich die Kognakflasche ausgiebig an die Lippen. Ich schlürfte den Trank in langen Zügen. Er mußte das Blut erwärmen und die — keimende Furcht bannen.

Die Sonne, die sich früher noch durch die Nebel ahnen ließ, verschwand gänzlich. Da und dort stöberte es lustig, wie im Tal um die Weihnachtszeit. Unten aber, tief unten, lag noch ein wenig Sonne. Dort, tief, tief unten! Und ich war zweitausend Meter und darüber von jener sonnigen Welt getrennt — ganz allein!

Die Einsamkeit der Eiswelt, wie sie mir heute in trostloser Beharrlichkeit entgegenstarrte, drohte mir alle Freude an ihrer Pracht zu rauben. Aus den Klüften und aus den Abgründen, auf den Wächten und Zinken grinste der Tod. Ich sehnte mich nach dem Leben.

Da unten war das Leben. Da hinab flog wie hilfesuchend mein Blick, wo ich ein Gewimmel ausnahm wie von Herden und Menschen. Wer da heroben bleiben müßte, allein, frierend, Tage und Nächte, ohne Speise und Trank!

Halt, was lag da auf dem Schnee? — Ein Opfer der Berge!

Mühsam machte es einen verzweifelten Versuch, weiter zu kommen. — Vergebens! Die gefrorene Schneedecke sollte sein Lager bleiben, sein Leichentuch.

Hat dich auch die gleißende Sonne da herauf gelockt, du armer Kerl?

Ohne Sträuben ließ sich mein neuer Kamerad ergreifen. Ein kleiner, weißer Schmetterling von der gewöhnlichsten Gattung war's. Und doch durchzitterte mich sein Anblick freudig.

Ein halbes Dutzend verschmachtender Bergsteiger hätte ich mit meinen Vorräten speisen und tränken können; für den armen Falter hatte ich nichts, gar nichts, um seine Kräfte zum Fluge ins Tal zu beleben.

„Dort unten bei den Herden und den Menschen, dort unten bei d e i n e n Blumen, da wäre es schön?!"

Keck schlug er da mit den Flügeln und entschwebte meiner Hand. Ein kurzes Taumeln und Purzeln und der rauhe Bergwind warf ihn wieder barsch auf den harten Schnee zurück.

O, dieser Bergwind, der sonst nur erfrischend kühl über die Höhen strich, daß der nun so entsetzlich sein konnte! Trotzdem ich mich fest in meinen Mantel gehüllt, es war mir, als stünde ich ohne jede Bekleidung da. Und du armer, kleiner Schmetterling? Dein Kleidchen ist wohl nur für Sommer und Sonnenschein gemacht?

Wir beide möchten nun da hinab, nicht wahr? Wir beide?

Hilflos schlug er mit den Flügeln auf den Schnee.

Ich nahm ihn in die hohle Hand und glaubte ihn durch meinen Hauch erwärmen zu müssen.

Deutlich fühlte ich in dieser grausam frostigen, leblosen Natur: Wir gehören zusammen, Menschen, Tiere und Pflanzen; alles, was atmet, alles, was die Sonne liebt!

Es war ein Gefühl der Zärtlichkeit, das ich dem winzigen Genossen entgegenbrachte. Ich wollte durchsetzen, daß er wieder über die Kohlköpfe und die Blumen der Wiesen gaukeln könnte und sich freuen an der glänzend grünen Welt.

Aber jetzt im Augenblick wohin, wohin mit ihm?

Halt! Nichts leichter als dies. War doch das Etui meines Feldstechers ein warmes und zugleich vornehmes Coupé für seine Reise ins Tal. Mit Samt ausgeschlagen, vollständig sturmsicher, zweiräumig, wenn auch ein wenig dunkel. — Ich hatte das Verschwinden des Nebels abwarten wollen. Aber die zunehmende Kälte zwang mich zum Aufbruch. Ich sah keine fünf Schritte weit. Wenn nun auch noch das Flockentreiben gekommen wäre, es hätte mir die Fußspuren im Schnee weggestohlen, die mich zum einzigen Abstiege führen mußten. Also rasch, rasch den Fußtapfen nach, zum aperen Eishang!

Das Eis war durch den scharfen Wind glashart geworden. Ich sah die letzten Tritte, die ich selbst gehauen hatte, beinahe verdeckt von feinem Schneestaub. Tiefer unten verschwand alles im Nebel.

Also da mußte ich hinunter! Es gab keinen andern Abstieg. Nie hätte ich gedacht, daß ich einer solchen Vorsicht fähig sein könnte, wie ich sie nun anwendete, um mit heilen Knochen über den scheußlich glatten Hang hinabzukommen. Lange untersuchte ich jede Stelle, ehe ich sie betrat. Bei jedem Schritte nach abwärts rang ich verzweifelt um das Gleichgewicht meines Körpers und holte nie zu einem neuen Schritte aus, ehe ich den Pickel nicht tadellos in die furchtbar harte Masse gehackt hatte.

Die Sehnsucht nach den Menschen, nach den Herden, nach den Blumen!

Endlich stand ich tief aufatmend am unteren Ende der Wand. Nun fing auch schon das Gestöber an. Ich konnte aber die Richtung nicht mehr verlieren, es ging steil, doch ohne Gefahr durch ein Felsental hinab, dann über Schutthalden, endlich auf der Seitenmoräne des Langengletschers.

Die Schutzhütte erwies sich als gänzlich leer. Alles hatte sich hinabgeflüchtet. Der Schnee war immer wässeriger geworden. Hier herunten goß es in Strömen, aber ich

gönnte mir keine Rast. So sehr verlangte es mich nach dem Wald und seinem Vogelsang, nach dem grünen Wiesentale und seinen Herden, nach munteren Gesprächen der Menschen, nach dem — Leben.

Als ich in der Talsohle ankam, war ich naß wie ein vollgesogener Schwamm. Die Nacht hatte sich auf das Dorf gesenkt. Ich hoffte, unbemerkt mein Zimmer zu erreichen und mich umkleiden zu können. Aber man bemerkte mich und schleppte den kühnen, führerlosen Gipfelstürmer im Triumph in den Speisesaal.

Nein, welche Tollkühnheit bei zweifelhaftem Wetter!

Auch Nelly schüttelte mißbilligend den Kopf, aber ihr Auge verriet dennoch die reinste Bewunderung. Und ich sonnte mich glückstrahlend in ihren Blicken.

Tags darauf regnete es wieder. Man konnte nicht eine Viertelstunde lang Lawn-Tennis spielen; also hatte ich die ganze Tagesunterhaltung der Gesellschaft zu bestreiten. Ich mußte erzählen, erzählen. Trotz der schaurigen Situation, die ich am Eiskar durchgemacht, oder vielleicht gerade deshalb, war meine Schilderung so enthusiastisch, daß nun auch solche Mitglieder der Gesellschaft, bei schönem Wetter, natürlich, diese Bergfahrt unternehmen wollten, die früher nicht daran gedacht hatten. Und in mir war die Sehnsucht nach der Firnwelt mit neuer Elementargewalt erwacht. Ich wollte, ich mußte diese Spitze erklimmen, die ich geradezu mit Leidenschaft begehrte.

Alles wartete mit Ungeduld auf schönes Wetter. Ein paarmal riß der Wind inmitten des grauen Gewölbes über uns ein wenig auf. Aber der alte Führer-Peter übte sich wieder im Schütteln seines erfahrenen Graukopfes.

„Hab'n Sö no nit gnua?" fragte er mich. „'s ischt nicht, 's ischt g'wiß no nicht!"

Man vertrieb sich also die Zeit damit, Karten und Reisehandbücher zu studieren und alle Details der Bergfahrt auszuarbeiten. Es wurde sogar darüber verhandelt, ob man besser Schokolade- oder Kaffeebonbons mitnehmen sollte. Man wußte einfach nicht mehr, wie man über die aufgezwungene Zeit des Wartens hinauskommen sollte. Mit Hartnäckigkeit zielte jedes Gespräch auf die Gletscherwelt.

Aber der Regen wollte nicht enden. Wenn es einmal in den Alpen anfängt, ist es dort schon so der Brauch.

Ein paar Stunden hielt uns eine stechende Sonne zum besten, dann stürzte schon wieder der Regen herab.

Einer von uns stand wieder abwechselnd vor dem Aneroid.

Bedenklich neigte sich der Urlaub der meisten dem Ende zu.

Daher schreckliche Aufregung, qualvolle Unruhe.

Endlich ein imposanter, hellblauer Fleck. Und er wurde immer größer und größer. Breitete sich allmählich über den ganzen Himmel aus. Das Gewölk stieg unterdessen an den Bergen hinan und wurde vom Ostwinde zerblasen wie Zigarettenrauch. Das Aneroid war in die Höhe geschossen, der alte Peter ließ seinen Sohn holen, der auch Führer war, und beide rüsteten sich. Auf jede besorgte Frage kam die Antwort: „Woll, woll, bal amal der Sunn in Rach ganz verbrinnt, aft können m'r scho giahn."

Ach, ein solcher Tag mußte freilich ausgenützt werden. Alles lief. Schnell, schnell! Ich wollte natürlich nicht der Letzte sein. Steigeisen, Rucksack, Feldstecher!

Eiskalt fuhr es mir über den Rücken.

Ich stand wie gelähmt.



„Was ist Ihnen nur? — Vorwärts, vorwärts!“ rief Fräulein Nelly, die schon im vollen Gebirgskostüm eingetroffen war.

Ich hörte nicht auf sie.

Vergessen, vergessen!

Kopfschüttelnd wies Nelly den alten Peter auf mich.

„Giahn m'r, giahn m'r, Herr!“ mahnte dieser.

Aber ich vermochte keinen Entschluß zu fassen. Alles kam auf mich zu. Man wollte mich unbedingt dabei wissen, erfahren, wo ich auf- und abgestiegen, wo ich nicht mehr weiter gekonnt.

Aber ich blieb wie angewurzelt. Endlich brachte man in Erfahrung, um was es sich handelte. Einige lachten, andere schüttelten die Köpfe. Der Peter brummte, indem er den Zeigefinger an seine Stirne legte: „I moan, bei den Herrn fahlt's da. Mir giah'n, sünst kämmen m'r vor 'n Abend nit af die Hütt'n.“

Nelly war die letzte, die von mir abließ; ein wenig eigensinnig von Natur, glaubte sie, es durchsetzen zu müssen, daß ich mich noch im letzten Momente anschlösse. Als aber die Schritte der rasch Dahineilenden verhallt waren, wurde ihr bange, den Weg am Ende nicht finden zu können und sie ging. Und ehe sie ging, rief sie ärgerlich: „Wegen dieses dummen Schmetterlings . . .!“

Mir war's ein Stich ins Herz. „Wegen dieses dummen Schmetterlings . . . . .“

Ich erwiderte nichts, gab ihr die Hand zum Abschied. So blieb ich denn allein zurück mit der Empfindung allerdings, als wäre dies ein Abschied für immer gewesen . . . „Wegen dieses dummen Schmetterlings . . . . .“

Vergessen! Den armen, kleinen, lebenslustigen Kameraden! Wie war das nur möglich gewesen? Ich schlug mich auf die Stirne. Vergessen! —

Nein, an jenem Tage dachte ich an keine Bergfahrt mehr.

Wie hätte ich den Stimmungswechsel verschleiern können, und ausgelacht werden, während mir das Herz blutete . . .?

Ich ging in den Garten des Gasthauses, der voll von Blumen und farbigen Kugeln war. Die Perlen des letzten Regenschauers hingen noch an den Blättern und glänzten in allen Farben. Dort bettete ich den armen Kameraden in ein Rosenbeet. Alles war still um uns her. In der Ferne stieg die Eiskarspitze in den azurnen Himmel und schimmerte zwischen den Dorfdächern zu uns herab.

Regungslos lag der Falter da. Ich wartete lange, sehnsüchtig, daß er erwache, jetzt, da die Eiswüsten in weiter Ferne waren, jetzt, da sich die Sonne so zärtlich wärmelnd um ihn bemühte.

Aber keiner seiner Flügel bewegte sich.

— —

Sanft ruhte der tote Schmetterling auf warmer Erde bei seinen Blumen.

Österreich und Italien.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

Die Geschichte wird einst dem Kaiser Franz Josef das Zeugnis nicht versagen, in welch hohem Maße dieser Monarch sich, unter Zurückdrängen seiner persönlichen Gefühlsregungen, mit fast drakonischer Strenge gegen eigene Sympathien oder Antipathien, bei seinen Entschließungen und Handlungen bloß von dem einen Motiv leiten ließ: nämlich der Rücksicht darauf, was der Kaiser oder seine Ratgeber als zum Staatswohle erforderlich erkannten. Es gilt dies in der inneren Politik nicht minder als in der auswärtigen. Man denke nur an Königgrätz und die darauf folgenden Allianzen, an die letzte unblutige Revolution Ungarns und — an die gegenwärtige Zusammensetzung des ungarischen Kabinetts, um zu erfassen, wie viel Selbstverleugnung und Selbstüberwindung der schwergeprüfte Herrscher oft an den Tag gelegt. Diese Auffassung der Herrscherpflichten erklärt es auch, wenn der Monarch öfters in einer über das Maß höfischer Courtoisie hinausgehenden Weise seine Anteilnahme an den schweren Katastrophen bewies, die in letzter Zeit Italien heimsuchten. So hat Kaiser Franz Josef, der Stimmungen und Verstimmungen nicht achtend, gewisse Vorgänge und Vorkommnisse vergebend und vergessend, erst kürzlich seine warme Anteilnahme an dem schweren Schicksalsschlag Italiens kundgegeben.

Daß diese ebenso staatsmännisch klugen als hochherzigen Akte nicht wirkungslos in der italienischen Öffentlichkeit vorübergegangen sind, dafür mehren sich in den jüngsten Tagen erfreulicherweise die Zeichen. So knüpft an die kaiserliche Spende für die Opfer der Vesuvkatastrophe ein in der »Nuova Antologia« publizierter, »Italia ed Austria« betitelter Artikel an, der, augenscheinlich von maßgebender politischer Seite inspiriert, in so warmer Weise einem aufrichtig-freundnachbarlichen Verhältnis zwischen Italien und Österreich das Wort redet, wie es schon lange nicht in der italienischen Öffentlichkeit geschah. Solche Akzente, wie wir sie hier vernehmen, hat die italienische Publizistik schon geraume Zeit nicht mehr angeschlagen, wenn es sich um die Beziehungen zu unserer Monarchie handelte. Sie werden um so kräftigeren Widerhall in Österreich finden, je eher wir uns davon überzeugen, daß sie auch drüben nicht vereinzelt bleiben, auch dort Verständnis und Beifall finden.

Der Verfasser des genannten Artikels hält den Augenblick für gekommen, durch eine von der Presse und den politischen Kreisen beider Staaten geführte Aktion all das Trennende zu beseitigen, das in den letzten Jahren das Verhältnis der beiden Verbündeten wenn auch nicht ernstlich trübte, so doch sehr ungünstig beeinflußte. Wohl jeder Österreicher wird sich diesem Wunsche anschließen und es freudigst begrüßen, wenn der ernstliche und ehrliche Versuch gemacht würde, all die Ursachen des Mißtrauens und der Verstimmungen zu bannen, Verstimmungen, welche weit weniger in der Consulta und auf dem Ballplatz als — und das gilt ganz besonders für Italien — in den breiten Volksschichten ihren Sitz haben. Eine gewissenlose Preßkampagne schürt in Italien seit Jahr und Tag das Feuer gegen Österreich, die öffentliche Meinung irreführend, den Verbündeten als den gefährlichsten Feind Italiens bezeichnend. Man hatte nicht genug an der *einen*, ebenso alten als heiklen Ursache des Zwistes, der unseligen „Irredenta“, man zerrte künstlich noch neue Differenzen herbei, um das Zusammenleben der beiden Alliierten zu stören und zu vergiften. Seitdem in Italien das Schlagwort einer expansiven Balkan-

politik ersonnen und mit allen Mitteln den breiten Massen mundgerecht gemacht worden war, fand es ein großer Teil der italienischen Presse für gut, Österreich als den einzigen Rivalen zu bezeichnen, welcher den Interessen Italiens am Balkan geflissentlich entgegenwirke und das junge Königreich an der Verfolgung dieser neuentdeckten wirtschaftlichen und politischen Mission hindere. Um so wohltuender wirkt nach all dem publizistischen Säbelgerassel, nach all den Drohungen, Verdächtigungen und Zweideutigkeiten die klare und nüchterne Art, mit welcher der Verfasser des genannten Artikels diesen Teil der Balkanfrage behandelt. Keine weitausgreifenden Pläne, keine Phrasen und kein Programm zur Kaptivierung der nationalen Eitelkeit; klipp und klar sagt der Autor, wozu seit langem kein italienischer Schriftsteller den Mut besaß: die Italiener müßten die ersten sein, die anerkennen sollten, daß die österreichisch-ungarische Monarchie eine Besitzergreifung an der Ostküste der Adria durch Italien niemals zugeben könne; sie sollten auch einsehen, daß sich am ganzen Balkan kein Gebiet fände, dessen Okkupation eine Entschädigung für die dadurch unvermeidlich gewordene Feindschaft Österreichs bieten würde. Während sonst immer das Lied von der ausschließlich italienischen Adria ertönte, während in der Tagespresse, mit wenigen Ausnahmen, offen oder versteckt eine territoriale Expansionspolitik nach dem nahen Osten propagiert wurde, erhebt sich nun in der vornehmsten italienischen Revue eine Stimme, die in ruhiger, wohlbedachter Weise diese Pläne ins Reich der Utopien verweist, ja die sogar offen einräumt, daß Österreich den ihm vom Berliner Kongreß auf den Balkan gezogenen Wechsel noch nicht völlig zur Zahlung präsentiert habe. Eine Stimme, die schließlich für Italien bloß die Anerkennung moralischer und wirtschaftlicher Interessen am Balkan fordert, und auch diese in einer, die österreichische Tätigkeit ergänzenden, nicht in einer den beiderseitigen Konkurrenzkampf bedingenden Form!

Auf solcher, nicht bloß von Amt zu Amt formulierten, sondern auch von der Publizistik und der öffentlichen Meinung Italiens ehrlich und rückhaltlos angenommenen Basis, würde sich wohl zweifellos ein dauerndes Auskommen erzielen lassen, welches die auf den Balkan bezüglichen Differenzpunkte für absehbare Zeit eliminiert, und so einem herzlicheren Handinhandgehen der beiden Staaten die Wege ebnet.

Nicht in gleicher Weise kann vom österreichischen Standpunkte den Ausführungen desselben Artikels in der »Nuova Antologia« beigepflichtet werden, insofern sie den Irredentismus betreffen; sie fordern vielmehr, und zwar nicht in geringem Maße, zum Widerspruch heraus.

Durch Beschönigung und Entstellung werden tatsächlich bestehende Verhältnisse weder aus der Welt geschafft, noch in ihrer Wirkung abgeschwächt. Und die Tendenz jenes Aufsatzes geht dahin, alle irredentistischen Vorkommnisse als Demonstrationen unbedeutendster Art und die italienische Irredenta überhaupt als Phantom hinzustellen. Phantome — die Vorkommnisse anläßlich des Königsbesuches in Udine und die unerhörte Demonstration, welche 1903 in Cividale stattfand; Phantome — die flammenden Aufrufe Ricciotti Garibaldis, die mehr als taktlose Provokation des Kammerpräsidenten Marcora, die großen Demonstrationen in Rom, die Wühlarbeiten gewisser Vereine; ein bloßes Gespenst — die manchmal zweideutige, oft ganz ungeschminkte Art und Weise, in welcher ein Teil der italienischen Presse vom äußersten Norden bis zum tiefsten Süden immer wieder die Regione Giulia und das Trento für Italien reklamiert?

Sehr zutreffend verweist der Artikel darauf, daß das irredentistische Treiben für eine Zeitlang in Italien verstummte, als der Ministerpräsident Crispi mit markigen Worten dagegen Stellung nahm. Aber nicht immer war Crispi am Ruder, nicht immer war man in Italien so korrekt und bundesfreundlich taktvoll. Und wenn die Lehrbücher, welche fast in allen Elementarschulen Italiens Verwendung finden, unbehindert Istrien und Tirol, als schöne Länder, welche „noch" zu Österreich gehören, bezeichnen durften, wenn ohne Veto Rovettas „Romanticismo" über Italiens Bühnen ging — mit jedem Worte blinden Haß gegen Österreich entflammend, tosenden, frenetischen Jubel bei den immer wiederkehrenden Angriffen gegen unseren Staat und sein Kaiserhaus entfesselnd, da darf man es nicht verargen, wenn in unserem Lande die Überzeugung Platz griff, daß einzelne italienische Regierungen den Irredentismus duldeten, vielleicht sogar mit ihm kokettierten.

Der Verfasser bezeichnet den reichs-italienischen Irredentismus als Sache des „Gemüts". Warum, so fragen wir, findet diese eigentümliche Gemütsstimmung nur den österreichischen Italienern gegenüber Platz, warum nicht auch oder in ganz anderer Form gegenüber den Konnationalen in der Schweiz, in Frankreich, in England?

In keinem der genannten Staaten hat das Nationalgefühl der Italiener so sorgsame Pflege und so weitgehende Berücksichtigung gefunden wie bei uns. Nicht Mitleid mit dem Lose der unter Österreichs Flagge lebenden Konnationalen kann also diese sonderbare „Gemütsverfassung" in Italien hervorrufen — die Gründe müssen eben anderwärts gesucht und die Irredenta darf also nicht so einfach als Erscheinung imponderabler Gemütsstimmungen erklärt werden.

Uns scheint vielmehr, daß ihr eine sehr reale, wenn auch irrige Abwägung der Machtverhältnisse zu grunde liegt. Wenn England und Frankreich, trotz der beispiellosen Behandlung des italienischen Elementes in Malta und Tunis von der Irredenta verschont blieben, so dürfte vor allem die Aussichtslosigkeit irredentistischer Anwandlungen das ausschlaggebende Motiv sein.

Wir sind uns darüber klar, daß die Irredenta in Triest und in Südtirol sich schon lange eines Besseren besonnen und zumindest mit den realen Verhältnissen sich eher abgefunden hätte, wenn nicht fallweise immer wieder von außen frisches Öl ins Feuer gegossen würde.

Darum scheint es nicht klug, die reichsitalienische Irredenta als Bagatelle hinzustellen und den Nachweis führen zu wollen, daß sie für Österreichs Völker kein Hindernis eines aufrichtigen, herzlichen Einverständnisses mit der italienischen Nation bilden könne. Bei aller Langmut, bei voller Bereitwilligkeit, manchmal wahrhaft verletzende Vorgänge bei der ersten offiziellen Entschuldigung oder Abschwächung, als nicht geschehen zu betrachten, kann uns doch nicht zugemutet werden, an der Herstellung des auch uns dringend erwünschten innigeren Verhältnisses zu unseren südlichen Nachbarn mitzuwirken, wenn man uns anderseits zumutet, in solchen Vorkommnissen nur „kleine" Demonstrationen und „Gefühlsäußerungen" zu erblicken.

Es ist gewiß sehr erfreulich, daß die gegenwärtige italienische Regierung in sehr korrekter Weise den irredentistischen Demonstrationen im Reiche wenigstens die Spitze abzubrechen suchte; aber Regierungen kommen und gehen, und ein wahrhaft herzliches Verhältnis zwischen beiden Staaten darf nicht davon abhängig sein, ob die leitenden

Personen in der Consulta mehr oder weniger korrekt, mehr oder weniger irredenta-freundlich sind. In der Frage der Irredenta muß die öffentliche Meinung Italiens, muß auch die Publizistik loyal und ehrlich abrüsten; wir dürfen nicht weiter in der Zwangslage leben, ängstlich nach der Consulta oder nach dem Monte-Citorio lauschen zu müssen, ob den unliebsamen Vorgängen mit dem nötigen Nachdruck begegnet wird.

Daß aber keine realen, unüberbrückbaren Interessendifferenzen zwischen den beiden Nachbarstaaten bestehen, darüber ist man sich in der Monarchie schon längst klar, es sei denn, daß Italien auf eine neue, ihm bisher fremde Bahn, jene der territorialen Balkanpolitik geleitet werde. In der freimütigen Erkenntnis, daß ein Befahren dieses Geleises zu einen Zusammenstoß mit Österreich führen müßte, und eine solche Politik darum zu perhorreszieren sei, liegt der große Wert der jüngsten Publikation in der »Nuova Antologia«. Käme noch die volle Erkenntnis hinzu, wie sehr der Reichs-Irredentismus in nutzloser Weise das Verhältnis zu Österreich ernstlich trübt, so wäre das friedliche und freundliche Einvernehmen der beiden Staaten gesichert!

Es ist zwar nur die Stimme eines Einzelnen, die von jenseits der Alpen herüberklingt mit einem Herzenston, den wir schon lange vermißten. Vielleicht ist die Hoffnung nicht allzu gewagt, daß sich dieser Akkord in weiteren Schwingungen über ganz Italien fortpflanzen wird. Dann wird er sicherlich auch in Österreich einen mächtigen Widerhall finden.

Elegie des Weibes.

Von J. C. Windholz.

Die Sorge sitzt an unsrem Bette,
  Mein Freund; hör' an:
  Verträumt, vertan
Hab' ich um nichts mein junges Leben.
Um Gräber spielt ein dämmernd Weben;
  Es läuft die Zeit
  Nach Ewigkeit,
So lief mein Leben um die Wette.

Die Sorge sitzt an unsrem Bette,
  Sie sitzt und spinnt.
  Wie Silber rinnt
Der Faden durch die dürren Hände.
Oh, daß sich unser Schicksal wende!
  Dein ist die Macht.
  Drum sei bedacht,
Und dir dein eigen Schicksal rette.

Die Sorge sitzt an unsrem Bette;
  Ihr Blick ist starr
  Und grau das Haar.
Weißt du, wie Mutters Haare waren?
So laß mich jetzt hinüberfahren.
  Der Tag vergeht,
  Der Sturm verweht
Des jungen Gottes Rosenkette.

Chronik.

Philosophische Forschung.

Wenn man in Laienkreisen noch immer von einer Stagnation oder gar von dem Niedergang der Philosophie reden hört, so entspricht das keineswegs dem historischen Sachverhalt. Es ist wahr, die Gegenwart ist der Entfaltung philosophischer Genialität wenig günstig, aber die Philosophie behauptet sich gleichwohl, denn sie schreitet fort, sie entwickelt und sie erneuert sich.

So können wir innerhalb der letzten Dezennien nicht weniger als drei Stadien unterscheiden, in deren drittes wir eben erst zu treten beginnen. Das erste bewegte sich um das Transzendenzproblem. Es wurde das Problem aufgerollt, ob es ein übersinnliches, metaphysisches Sein gäbe, ob man vernünftigerweise überhaupt danach fragen dürfe. Die Positivisten bestritten es: eine Realität außerhalb des Bewußtseins sei dem bloßen Begriffe nach undenkbar, und was keine begriffliche Denkbarkeit abgäbe, könne weder Gegenstand einer vernünftigen Antwort noch Gegenstand einer vernünftigen Frage werden. So lehrten Denker wie Schuppe, Avenarius, in Österreich Mach und seine Schule.

Das Problem ist so unerhört bedeutsam, daß es in seiner transzendenten Schwere wohl auch den Dilettanten erfüllen und fesseln muß. Gleichwohl trat es andern Fragen gegenüber zunächst in den Hintergrund. Diese Fragen waren nicht mehr eigentlich metaphysischer, sondern erkenntnistheoretischer Natur. Man ging, wie sich dies in der Geschichte der Philosophie so häufig zeigt, vom Sein auf das Erkennen zurück. Man bemühte sich nicht mehr um eine metaphysische Realität jenseits des Bewußtseins überhaupt sondern um Erkenntniswerte, die lediglich von dem individuellen Bewußtsein unabhängig sind. Das alte Verlangen, über das empirisch Gegebene hinauszukommen, hatte im Grunde bloß eine neue Form angenommen. Auch hier sollte der Bann des Subjektivismus aufgehoben werden. Aber man begnügte sich zunächst mit Gesetzen und Normen, die vom Belieben des einzelnen Subjektes unabhängig waren, wie der Satz der Identität oder der Satz, daß alles Geschehen eine Ursache habe, ohne damit ein vom Subjekt unabhängiges Reich der Dinge erkämpfen zu wollen. An Stelle des Strebens nach metaphysischen rückte das Streben nach objektiven Werten.

Deswegen mußte der alte Ausgangspunkt, der psychologistische, der sich am Einzelsubjekte orientiert hatte, preisgegeben und eine höhere Instanz im reinen, transzendentalen Denken der Dinge gesucht werden. So ist die Wahrheit jener beiden soeben erwähnten Sätze davon unabhängig, ob ein bestimmtes Individuum sie zu bestimmter Stunde denkt. Alle derartigen Wahrheiten, in ein System gebracht, würden das Inventar der reinen Logik bilden. Mehrere der gründlichsten Denker von heute haben diese Richtung angebahnt und dem Psychologismus gegenüber, der bloß von subjektiven Einzelerfahrungen ausgeht, der die Kausalität beispielshalber aus einer Widerstandsempfindung ableitet, als einziges Mittel verfochten, zu allgemeinen, absoluten Wahrheiten zu dringen. Insbesondere haben sich Windelband, Cohen, Husserl, Rickert und Schmidt um die Begründung der reinen Logik, deren eigentlicher Urheber freilich bereits Kant war, bemüht. Diese Forscher sind einerseits Antipsychologisten, Antisubjektivisten, anderseits wieder trotzdem immanent. Denn sie nehmen mit Kant an, derlei objektive Begriffe und Sätze seien zwar aus keiner Erfahrung gezogen, aber dennoch lediglich für die Erfahrung, für nichts weiter als die Erfahrung konstitutiv.

Aber im Anschluß an diese Richtung tauchen bereits, wenn auch spärlich und verhüllt, Ansätze zu einer neuen Metaphysik auf. Diese unterscheidet sich von der alten Metaphysik besonders dadurch, daß sie nicht mehr dualistisch zwischen den zwei völlig unvereinbaren Welten einer Dingansichsphäre und einer Erscheinungssphäre unterscheidet, sondern die letztgenannte als einen Ausschnitt, eine Daseinsform der ersteren betrachtet. Wir haben in den Phänomenen nicht die Wirklichkeit, aber wir haben in ihnen einen Teil der Wirklichkeit. Um das Verhältnis dieses Teils zum hypothetischen Ganzen in klare Beleuchtung zu rücken, dazu werden eben die rein logischen, objektiven Erkenntniswerte aufgeboten. Denn auch der Geist des Menschen ist ein Element jener absoluten Wirklichkeit, und die ihm entstammenden Werte müssen daher irgend ein Verhältnis zu ihr besitzen, auf sie irgendwie Anwendung finden. Man begreift, es bereitet sich, im Gegensatz zur alten, dualistischen und tragischen, hier eine neue, monistische, man wäre beinahe versucht zu sagen, idyllische Metaphysik vor.

Wenn wir einen Überblick über die philosophische Produktion neuesten Datums werfen, finden wir alle genannten Motive, teils isoliert, teils in wechselnden Kombinationen. Noch tobt der alte Kampf zwischen Immanenz und Metaphysik.

Indessen die positivistische Bewegung, die Avenarius und Mach hervorriefen, beginnt allmählich zu verebben. Wenigstens in ihrer exklusiv phänomenalistischen Aufgipflung.

So zeigt das neueste Werk Richard Wahles, des bekannten Gelehrten an der Universität Czernowitz, „Über den Mechanismus des geistigen Lebens" (Wien, Braumüller, 1906) vielfach deutliche Anklänge an Mach und Avenarius, ist aber gleichwohl durch und durch metaphysisch.

Aus dem gleichen Grunde subsumieren wir es auch der ersten der von uns charakterisierten Kategorien, da überdies der Methodenstreit darin gegenüber dem Transzendenzproblem völlig in den Hintergrund tritt. Wie in seinen früheren Schriften „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende" und „Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza" verfolgt Wahle hier ein äußerst revolutionäres Programm. Er will die alte und neue Metaphysik, den Kantianismus inbegriffen, dadurch entwurzeln, daß er ihre Grundkategorien, insbesondere den Bewußtseinsbegriff, als bare Fiktion und Selbsttäuschung enthüllt. Die Auffassung der Welt als eines Inventars von Objekten, die insgesamt einem Subjekt, einem Bewußtsein gegeben seien, die seinen Inhalt, sein Besitztum bildeten, entbehre jeglicher Berechtigung. Es gebe bloß Phänomene oder, wie Wahle sagt, Vorkommnisse und unser Ich sei selber lediglich ein Vorkommnis neben andern. Man kann hier innehalten und die Frage aufwerfen, wie Wahle vom Standpunkte dieses reinen, an Mach, Schuppe, auch an Fechner gemahnenden Phänomenalismus zu einer neuen Metaphysik, zu einer Art Neospinozismus komme. Auf diese Frage antwortet er zweierlei.

Erstens sind unsere Phänomene so geartet, daß sie nicht gleichsam unmittelbar sich selber geben, sondern in ihrer Erscheinungsform an eine konstante Bedingung, das Nervensystem, gebunden sind. Anderseits ist auch dieses als Phänomen gegeben, also seinerseits unter die gleiche Bedingung gestellt. Im letzten Grunde können also alle Phänomene überhaupt, handle es sich um Nerven oder die von ihnen abhängig gedachten Erscheinungen, nicht die Qualitäten besitzen, die unsere Sinnesempfindungen aussagen.

Es müssen sonach andersgeartete Dinge an sich, oder wie Wahle sie benennt, „Urfaktoren" sein. Zweitens führt der Begriff kausaler Bewirkung zur Metaphysik. Denn die phänomenalen Vorkommnisse sind als ruhende, durchaus passive Sachlagen gegeben, ohne greifbare Beziehung aufeinander, und wenn man nicht mit Hume die Welt der Erscheinungen als ein loses Nacheinander zusammenhangsloser Ereignisse begreifen will, sondern als kraftvoll durchwirktes System wohlbegründeter Vorgänge, die untereinander in Funktionalbeziehung stehen, dann muß neben diesem passiven Erscheinungsgebiet ein transzendentes, aktives Reich der Mächte, der Urfaktoren angenommen werden.

Auf das erste Argument ist zu erwidern, daß es zwar relativ, nicht aber prinzipiell über die phänomenale Realität hinausführt. Relativ: denn es darf nicht geleugnet werden, daß die Farben, Töne, Tastempfindungen und Gerüche, die wir perzipieren, von einem Nervensystem abhängig sind und ebenso der sinnliche Aspekt des Nervensystems selber, Fasern, Bündel, weiße und graue Substanz. Indessen es ist bloß die qualitative Bestimmtheit der Phänomene, die unter dem Zwange besagter Abhängigkeit steht, nicht der phänomenale Charakter überhaupt. Es können jenseits des von unserer nervösen Konstitution abhängigen Farbenspektrums andere Farben existieren, es kann außerhalb unserer Tonskala andere, uns unbekannte Töne geben. Und wenn es auch nicht Farben und Töne wären, Phänomene blieben es trotzdem, obwohl es just für uns keine Phänomene wären, denn sie stünden dann noch immer auf dem gleichen begrifflichen Niveau wie die Phänomene. Denn von einer Transzendenz, einer Metaphysik, von Urfaktoren, die prinzipiell nicht mehr ins Reich der Erscheinungen gehören, kann bloß dort die Rede sein, wo man zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Sein und Bewußtsein unterscheidet und die Bewußtseinsseite überschreiten will. Nicht aber, wo man, wie Wahle, bloß zwischen Objekten, objektiven Vorkommnissen steht.

Hier verliert der Begriff der Metaphysik alle Anwendungsmöglichkeit.

Gewichtiger scheint das zweite Argument für die Annahme der Urfaktoren. Die einzelnen Vorkommnisse sind isoliert, passiv, daher ohne kausierende Wirkungskraft. Das war im wesentlichen Humes Meinung gewesen, der aber beim Skeptizismus und Phänomenalismus haltmachte. Wahle dagegen folgert daraus die Notwendigkeit der Übertragung jeglicher Aktivität auf Dinge an sich, auf Urfaktoren. Es gibt freilich noch eine Entscheidung, die Kants. Die Kraft wird weder metaphysisch hypostasiert, noch skeptisch verflüchtigt, sondern zur Kategorie gestempelt, im Geist lokalisiert. Diese Erklärung perhorresziert Wahle, da er Bewußtsein und Subjektivität als ein Zweites neben den Vorkommnissen nicht anerkennen und die „perversen Positionen" Kants von Grund auf zerstören will. Wenn wir aber genau analysieren, finden wir, daß auch Wahle sich jener „perversen Position" des Idealismus wohl nicht so völlig entrungen hat, denn bloß unter dieser Voraussetzung scheint mir das zweite Argument für die Urfaktoren begründet. Gibt es allein objektive Vorkommnisse, dann ist nicht einzusehen, warum sie nicht mit eigener, selbständiger Kraft bedacht sein sollten.

Bloß als Phänomene, die in beständiger Beziehung auf ein Subjekt, ein Bewußtsein gefaßt werden, sind sie der Aktivität und Initiative bar, ebenso wie Erinnerungen und Phantasiebilder nicht als wirksam zu denken sind. Aber für den reinen Objektivismus, den Wahle vertritt, wäre diese Wirkungskraft nichts Rätselhaftes mehr.

Meint man aber, es sei überhaupt unmöglich, daß ein gegenwärtiger Zustand einen folgenden bestimme, dann hilft einem auch die Flucht ins Reich der Urfaktoren über diese Schwierigkeit nicht hinweg. Ihrer Formulierung durch Wahle scheinen also deutliche Reste der idealistischen Philosophie zu grunde gelegen zu haben.

Überhaupt aber wird Wahle dem Idealismus nicht durchaus gerecht. Seine heftige Polemik erinnert an Richard Avenarius und dessen Buch „Der menschliche Weltbegriff". Denn auch Avenarius* bekämpft den Glauben an eine Innenwelt, in der die Außenwelt gleichsam eingebettet erscheint, an eine Sphäre des Subjektes, darin die objektiven Phänomene eingekapselt sind und gelangt durch die Widerlegung dieser metaphysischen und psychologischen Introjektion zu einer rein logischen, formalen Beziehung zwischen den Objekten, den Gegengliedern und dem Subjekt, dem Zentralglied. Auch dies ist aber Avenarius' Tendenzen zum Trotze, noch Idealismus, sogar der eigentliche, reine, erkenntnistheoretische Idealismus. Es ist der Idealismus, den längst vor Avenarius alle größeren Denker trotz zeitweiliger Trübungen festhielten. Ihn berücksichtigt Wahle niemals. Er setzt sich bloß mit der metaphysischen Bewußtseinslehre auseinander, der das Subjekt gleichsam ein hohler Innenraum zur Aufbewahrung der Objekte, nicht ein lediglich formales Zentrum der Beziehung ist.

Dieser Mangel einer Auseinanderhaltung zwischen logischer und psychologistischer Auffassung beherrscht auch die andern Untersuchungen. Wahle betreibt zunächst „destruktive Psychologie". Da will er die alten Begriffe des metaphysischen Subjektivismus, den er vielfach mit Kant identifiziert, sprengen, um sie im folgenden Kapitel, der „konstruktiven Psychologie", durch eine streng empirische Betrachtungsart zu ersetzen. Zunächst den Einheitsbegriff. Einheit in der Auffassung der Dinge sei keine Bürgschaft für die Einheit des Bewußtseins, vielmehr etwas völlig Natürliches und Objektives, in den Dingen selber Gegebenes. Denn zu behaupten, zwei Phänomene, die verglichen oder aufeinander bezogen würden, bildeten eben im Vorgang des Vergleichens und Beziehens eine Einheit, sei offener Widersinn. Das ist richtig, so lange man bei den psychologischen Daten bleibt, die, um zu irgend einer Vergleichung zu kommen, naturgemäß immer eine Zweiheit bilden müssen und nicht in eine mystische Einheit aufzugehen vermögen. Vergleicht man Rot und Grün, vergleicht man eine kürzere und längere Strecke, so sind das mehrere, wenigstens zwei Gegenstände. Anderseits ist aber jene Einheit auch kein transzendentes Fabelwesen, sondern eine immanente Notwendigkeit, sofern man sie allerdings begrifflich logisch versteht. Desgleichen die Zahl: sprechen wir von „vier Schwalben", so ist die Vierheit kein phänomenales Merkmal der Schwalben, aber auch keine im Geiste vorgebildete Schablone, die durch einen geheimnisvollen Vorgang just in dem Augenblick hervorgeholt würde. Sondern sie setzt jene Erscheinungen voraus, ist aber nichtsdestoweniger eine einheitliche Synthese des Zählens, dadurch freilich nicht aus vier eins, wohl aber aus eins vier gemacht wird. Selbstverständlich hat Wahle darin recht, daß die Bedingungen zur Anwendung dieser Denkkategorien in den Erscheinungen selber gelegen sind und nicht in der Willkür des Subjektes, das sie denkt. Noch mehr: unsere sinnliche Auffassung der Phänomene ist bereits durchtränkt von jenen Einheitsbegriffen und p s y c h o l o g i s c h fließen sie mit den Empfindungen selber untrennbar zusammen. Das darf uns aber nicht hindern, der l o g i s c h e n Bedeutung nach den Unterschied zwischen Empfindungen und Kategorien festzuhalten. Bloß dürfen wir nicht übersehen, daß dieser Unterschied keine reale Trennung bedeutet, als ob auf einen unförmigen Klumpen zusammengeballt die Empfindungen sich häuften, um erst durch die von außen eintretenden Beziehungsbegriffe in geordnete Gruppen geschichtet zu werden, sondern eine ideale, rein logische Gegenüberstellung.

Das gleiche ist zu betonen, wenn Wahle von einer Auflösung der Subjekteinheit redet. Er findet es haarsträubend, daß man das Ichgefühl als ein völlig Eigentümliches vor allen andern Gefühlen auszeichnen will. Den Gefühlsphilosophen gegenüber, die sich derlei erlauben, ist er auch im Rechte. Denn das Gefühl ist ein passives Phänomen neben sämtlichen andern Phänomenen. Für den erkenntnistheoretischen Idealismus indessen ist das Subjekt weder Empfindung, noch Gefühl, noch Wille, noch auch ein Kompositum aus ihnen. Vielmehr sind alle diese Phänomene Objekte, denen als bloß logisches, ideales und formales G e g e n ü b e r der Begriff des Subjektes entspricht. In diesem sind keine Inhalte verborgen, es drückt lediglich die Form einer reinen Rückbeziehung aus.

Den logischen Idealismus berücksichtigt Wahle zu wenig in der Kritik der Bewußtseins-

* Vgl. mein Buch „Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus".

lehre. Dem psychologistischen Idealismus gegenüber, der das Unmögliche zum Ereignis werden läßt, der aus „zwei“ „eins“ und aus Unerkennbarem Bewußtes werden läßt, diesem psychologisierenden Bewußtseinsidealismus mit seinem Begriffsungetüm der „Apperzeption“ gegenüber ist Wahle im Rechte, und man kann bloß bedauern, daß er da manche verfängliche Seiten desselben noch unberührt gelassen. Indem er Kant aber mit dieser Richtung identifiziert, wird er dem Entdecker der reinen Logik keineswegs gerecht. Wahles Buch wird bei seinem Radikalismus sowohl im kritisch destruktiven als auch in dem positiven Teil, der konstruktiven Psychologie, wo die Grundlegung einer streng empiristischen physiologischen Psychologie unternommen wird, Aufsehen erregen.

An Wahles Urfaktoren fühlt man sich durch den Titel eines andern Buches von Ludwig Dilles erinnert: „Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft“, zweiter Teil: „Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik.“ (Fromann, 1906). Indessen scheint es, als hätte der Verfasser in diesem stolzen Titel den exakten Charakter seiner Methode überschätzt. Wenn auch der übrigens von Hegel antizipierte Grundgedanke, auf die Schmerzempfindung das Bewußtsein der Realität zu bauen, anerkennenswert ist, die konstruktive Metaphysik, die hier in einem Komplex neospinozistischer Motive den alten ontologischen Daseinsbeweis zu Ehren bringt, erweckt wenig Vertrauen. Der Verfasser bietet im allgemeinen bloß Definitionen metaphysischer Begriffe, deren Berechtigung er aber voraussetzt, wo er sie erst unzweideutig begründen sollte. Nicht ohne symptomatisches Interesse ist hier immerhin die metaphysische Position in ihrer schroffen Akzentuierung.

Der zweiten Gruppe, in der der Konflikt zwischen Logismus und Psychologismus sich abspielt, ist wohl das Buch des bekannten Wiener Universitätsprofessors Adolf Stöhr „Leitfaden der Logik in psychologisierender Darstellung“ (Leipzig und Wien, Deuticke, 1905), zu subsumieren. Aber mit Vorbehalt; denn die Schrift entscheidet weder dogmatisch zu gunsten der einen Methode, noch zu gunsten der andern. Stöhr schreibt in der Vorrede: „Man kann die Logik als imperative oder normative Lehre von dem Denken auffassen, so wie es sein soll, im Gegensatz zur psychologischen Lehre vom Denken, wie es ist. Diese Auffassung ist aber nicht unerläßlich. Man kann die Logik nicht als beschreibend psychologische Lehre vom Denken auffassen, so wie es dem Denkenden nützt.“ Damit will er ohne Zweifel sagen, daß man die Logik sowohl vom psychologischen als auch vom streng normativen, rationalen Standpunkte betreiben kann. Das ist auch sicherlich richtig. Es kommt bloß darauf an, einen Standpunkt nicht mit dem andern zu verwechseln, einen nicht durch den andern zu verdrängen. Von diesem Vorwurf ist Stöhr indessen völlig frei. Sein Buch ist der Hauptsache nach eine Psychologie des Denkens und bleibt sich dessen überall bewußt.

Das Buch gliedert sich in zwei Hauptteile, in eine „Theorie der logischen Operationen“ und in eine Reihe von Kapiteln: „Zur Anwendung der Theorie“. Der erste Teil behandelt die „Begriffslogik“, die „Sprachlogik“, die „Erwartungslogik“, die „Erfindungslogik“, die „Rechnungslogik“; der zweite Teil die „Entdeckungslogik“, die „Methoden, Hypothesen, Einteilungen und Urteilstafeln“ und die „logischen Fehler“. Anregung und reichliche Belehrung findet man in jedem Kapitel. So enthält gleich das erste, „die Begriffslogik“, eine Psychologie des Begriffes von außerordentlicher Anschaulichkeit. Stöhr erklärt psychologisch den Begriff nicht durch Abstraktion, sondern durch Kontraktion von Vorstellungen. „Ein Begriff einfachsten Baues läßt sich symbolisch als Kreislinie mit einem Mittelpunkte darstellen. Die zentrale Vorstellung wird durch den Mittelpunkt versinnlicht und jedes Exemplar durch je einen Punkt in der Peripherie. Die Reproduktionsbahnen werden durch die Radien und die Richtung der Reproduktion durch Pfeile angedeutet werden können.“

Stöhrs Bemühungen um eine Philosophie der Sprache sind aus seiner „Algebra der Grammatik“ bekannt. Seine Absicht ist es, den Geist der Sprache als einen geschlossenen, sich keimhaft aus der Urzelle entwickelnden Organismus zu begreifen. Dies strebt er durch eine symbolische, der Algebra nachgebildete Fixierung der einzelnen sprachlichen Gebilde und ihrer gegenseitigen Beziehungen an, wodurch von den etymologischen Differenzen der Idiome abgesehen werden kann und ein vollkommen allgemeines Schema des sprachlichen Ausdruckes überhaupt sich entwerfen läßt. So will Stöhr den Satz „einfachsten Baues“, man darf wohl sagen, den einzelligen Organismus der Sprache, aus den späteren Komplexen und Kombinationsformen rekonstruieren. Und aus diesem einfachen Satzgebilde muß wiederum der Weg zu sämtlichen grammatikalischen und syntaktischen Evolutionen gesucht werden.

Im Abschnitt über „Erwartungslogik“ finden wir eine instruktive Erörterung über Irrtum und Wahrheit und eine Unterscheidung der physischen von den historischen Wahrheiten.

Im ersten Teil der Erfindungslogik ist die psychologische Auseinanderhaltung von Entdeckung und Erfindung zu begrüßen, umsomehr, als dies wichtige Problem selten Beachtung

findet. Ebenso ist die Psychologie der Zahlbildung wertvoll und wir dürfen in ihr eine von psychologischer Seite gewonnene Bestätigung der Kantschen Theorie festhalten. Den empiristischen Versuchen gegenüber, Arithmetik als analytische Disziplin hinzustellen, hält Stöhr an ihrem synthetischen Charakter fest, da er in jeder einzelnen Zahl bereits das Ergebnis einer Summierung und Reihenbildung sieht, wobei, wie zum Beispiel bei der Zahl 5, die vier vorausgehenden Einheiten weggedacht werden.

Wohl das meiste gibt der Erfindungslogik zweiter Teil, der sich über transzendentale Logik und Außenweltproblem verbreitet. Hier erhebt sich der Verfasser hoch über den Psychologismus und rollt streng logische, sowie ontologische Probleme auf. Völlig originell sind seine Ausführungen über das Zeitproblem, das in seiner unergründlichen Schwere so recht den Prüfstein für wirkliche philosophische Begabung abgibt. Mit Recht weist er den populären Irrtum zurück, es sei die Auffassung der Zeit an ein Empfindungsorgan, den Zeitsinn, gebunden. In metaphysischer Beziehung huldigt Stöhr einer Vielweltenlehre, die wohl der Monadologie nahe kommt, indem er so viel Wirklichkeiten annimmt, als es Bewußtseinssphären gibt. Er erklärt sich somit gegen den Empiriokritizismus, dem das Subjekt bloß als ein äußerliches Moment erscheint, das an den Empfindungen haftet und das begründet auch eine erkenntniskritische Differenz zwischen ihm und Wahle. Dem hie und da etwas schwierig und abstrakt geschriebenen Buch ist im Interesse der Probleme weite Verbreitung zu wünschen.

Wenden wir uns der dritten, vorderhand noch spärlich vertretenen Gruppe zu, den Ansätzen einer neuen Metaphysik. Am stärksten ist diese vielleicht durch Simmel vorbereitet. Dieser Denker hat sie auch in seinem „Kant", einer der interessantesten Erscheinungen des vergangenen Jahres, angebahnt. Er neigt zu der Ansicht, daß unsere Wirklichkeit der Ausschnitt einer allgemeineren höheren Realität seien, die sich uns vielgestaltig, als logische, moralische, künstlerische, religiöse Realität darstelle. Was wir sehen und glauben, ist nicht Schein und Trug, es ist eine Wirklichkeit neben andern möglichen Realitäten. Ein weit ausholender Versuch, in diesem Sinne eine Metaphysik auszubauen, liegt in des Grafen Hermann Keyserling originellem Buch, „Das Gefüge der Welt" (München, Bruckmann, 1906), vor. Es ist H. St. Chamberlain zugeeignet, aus dessen geistvollem, wenn auch zuweilen etwas subjektivem Kant-Buche der Verfasser reiche Anregung geschöpft hat. Die Schrift verdient eingehende Berücksichtigung. Hier können bloß einige der wichtigsten Motive berührt werden. Keyserling sucht, wie Schmidt, den Subjektivismus zu überwinden, indem er vom universalen Sein, das Objekt und Subjekt umfaßt, ausgeht. Er sucht ähnlich und dennoch völlig anders als die Nachkantischen Philosophen den Indifferenzpunkt von Natur und Geist, jenen Punkt, in dem es durchsichtig wird, daß der Geist, der einerseits der Natur ihre Gesetze diktiert, anderseits selber diesen Gesetzen unterworfen ist. Es ist, wie Kant es bereits bezeichnete, das Gebiet des Überganges von der Metaphysik zur Physik. Keyserling sucht demgemäß nach jenen Erkenntnisgesetzen, die zugleich universale Seinsgesetze sind, und glaubt, sie nicht in der formalen Logik, sondern in der Mathematik zu finden. Und zwar im Gesamtgebiet der Mathematik: sowohl in der Arithmetik, die ihm das Diskrete, als auch in der Geometrie, die ihm das Kontinuum vertritt. Diese letztere, wesentlich über Kant hinausgreifende Distinktion findet sich hier mit Schärfe und Präzision ausgearbeitet. Aus ihr wird das Scheitern aller einseitigen Naturauffassungen abgeleitet, der ausschließlich das Diskrete betonenden Atomistik und der bloß das Kontinuum wahrenden Energetik. Jener Gegensatz beider Prinzipien, eigentlich der uralte Gegensatz von Sein und Werden, sei für unser Denken unlösbar. Aber er werde immerwährend erlebt. Und in dieser Fassung des Erlebnisses, als einer Überwindung und Einheit der Widersprüche, erblicke ich einen überaus fruchtbaren Gedanken. Der Hauptteil der Arbeit ist dem Problem der Rhythmik gewidmet, dem der Verfasser die tiefsten Einblicke ins Weltgefüge entnehmen zu können glaubt. Diese neopythagoräische Richtung kommt auch in der eigenartigen Methode zum Ausdruck, durch die Metaphysik zur Erkenntnis werden soll, der projektivischen Methode. Sowie in der Geometrie aus der Projektion eines Gebildes auf ein bestimmtes Raumelement seine ursprüngliche Formierung rekonstruiert werden kann, soll die Philosophie aus der Projektion des Weltalls im menschlichen Geiste seine ursprünglichen Gesetze hypothetisch darzustellen suchen. Dieser kühne Gedanke wird von Keyserling im einzelnen wohl mit Kritik, aber auch mit optimistischem Überschwang behandelt. Seine Schrift empfiehlt sich im übrigen durch den Reichtum der Probleme und Motive, sowie durch die Gediegenheit des Stils.

Außerhalb unseres Gebietes „der Erkenntnislehre" liegen zwei Schriften, die aber Erwähnung finden sollen, weil sie ein auch theoretisch bedeutsames Problem, das Problem der innern Freiheit, zum Thema haben. Die eine, von Professor Jäkel verfaßte, „Die Freiheit des menschlichen Willens", wurde nach dem Tode des Autors vom Deutschen Schulverein heraus-

gegeben. Die Absicht ist ehrenwert, die Ausführung hält sich freilich im Bannkreis der alten Auffassung. Willensfreiheit wird in dem Vermögen gesucht, nach bewußten Zwecken, nicht bloß unter dem Druck der Naturgesetze zu handeln. Ungleich feiner hat Heinrich Gomperz, auf dessen interessante „Methodologie" wir wohl noch zurückkommen werden, das Problem in den bei Diederichs 1904 erschienenen Vorträgen „Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen" behandelt. Die innere Freiheit wird hier in einem Kraftüberschuß der Individualität gesucht. Gomperz sucht die Entwicklung dieses Ideals in den verschiedenen Stadien der griechischen Philosophie zu verfolgen. Am besten scheinen mir die Ausführungen über den Epikureismus. Auch die Schlußbemerkungen über den Wahrheitswert der Mystik verdienen Berücksichtigung.

Man hat zuweilen der Ansicht Raum gegeben, es bereite sich eine Renaissance des Denkens vor. Mit Rücksicht auf die Fülle neuer Probleme und das erwachende Verständnis für deren Würdigung dürfen wir wohl sagen, daß jene Renaissance bereits im Gang ist.

Dr. Oskar Ewald.

Besprechungen.

Lea H. Ch.: „Geschichte der Inquisition im Mittelalter". Autorisierte Übersetzung, bearbeitet von H. Wieck und M. Rachel, revidiert und herausgegeben von J. Hansen. 1. Band. Ursprung und Organisation der Inquisition. Bonn, C. Georgi, 1905. Oktav. XXX und 647 S.*

Die „History of the inquisition of the middle-ages", des amerikanischen Gelehrten Lea ist bereits vor 18 Jahren (1888) erschienen, ohne seither an ihrer Bedeutung als einzige wissenschaftliche Gesamtgeschichte dieser Institution eingebüßt zu haben. Vorurteilsvolle Kritiken haben dies wohl in Abrede stellen, Werke von bestimmter Tendenz selbst den Namen des Buches nicht nennen wollen. Der unbefangene Betrachter wird gleichwohl nicht im Zweifel sein, daß hier ein grundlegendes Werk geschaffen wurde und wer dies bestreiten will, mag ebensogut glauben, für die Geschichte der Reformationsjahrhunderte der Werke Leopold v. Rankes entraten zu können. Nachdem in den Jahren 1900—1902 eine französische Ausgabe des monumentalen Werkes erschienen ist, wird nunmehr der 1. Band auch in vorzüglicher deutscher Übersetzung vorgelegt, welche ihm wohl einen größeren deutschen Leserkreis erschließen wird als es ihn bisher — sehr mit Unrecht — gefunden hat. Hansens Name, des besten deutschen Kenners dieser Fragen, bürgt dafür, daß die Herausgabe jeder Anforderung entspricht. Mancherlei ist aus nachträglichen Notizen Leas selbst und durch Beiträge Hansens ergänzt worden und das auf Seite XVII bis XXX mitgeteilte ausgezeichnete Vorwort Frederigs zur französischen Ausgabe, informiert nicht nur über die Hauptfragen des Inhalts, sondern besonders auch über die Literatur zur Inquisitionsgeschichte in klarer und übersichtlicher Weise. Eine eingehende Bewertung des vornehmen und edlen Werkes mag auf die Zeit nach Erscheinen der zwei Folgebände verspart bleiben. Hier sei nur über den Inhalt des ersten Bandes in Kürze vermerkt: die Methode und Darstellung Leas führt ins Tiefe und Breite; gleichwohl fesselt das auch in der Übersetzung formvollendete Buch jedes nur halbwegs rege Interesse bis zum Schlusse. Niemals steigt der Verfasser zur Tendenzmacherei herab. Das erste der 14 Kapitel dieses Bandes gibt ein Bild der kirchlichen Zustände des XII. Jahrhunderts, die fünf folgenden schildern die Anfänge der Ketzerei im Abendlande und das zunächst systemlose Verhalten der kirchlichen Gewalten ihr gegenüber. Mit dem XIII. Jahrhundert hat sich ein System der kirchlichen Ketzerverfolgung herausgebildet, als dessen erster weltlicher Bannerträger — seltsam genug — Friedrich II., der Hohenstaufe erscheint. Um 1230 ist das Verfolgungsgericht, die Inquisition, schon organisiert; von dessen Ursprung und Einrichtung handeln die restlichen Kapitel 7—14. Nicht als der Inbegriff menschlicher Nichtswürdigkeit, wie ihre Schmäher wollen, aber noch weniger als eine billige oder gar gerechte Institution tritt uns die Inquisition entgegen. Sie ist Geist vom Geiste des XIII. Jahrhunderts, mit seiner Wildheit, mit seinen scheußlichen Strafbestimmungen, seiner für fremdes Leid verständnislosen Askese — ein Hauptsymptom einer schweren Menschheitskrankheit. Ihre Feinde verwechseln persönliche Schlechtigkeit und Verwerflichkeit des Systems, ihre Verteidiger suchen ein System zu retten, weil einzelne seiner Träger über absprechendes Urteil erhaben sind; der Unbefangene wird gleich Lea der Überzeugung sein, daß jene der Wahrheit noch immer näher sind als diese.

h. r.

* Im ganzen drei Bände, der 2. und 3. Band sollen noch im Verlaufe dieses und des Folgejahres erscheinen.

Henry Eduard Jost: „Über die beste Art, geistig zu arbeiten". 5. Auflage.
Derselbe: „Über Gedächtnisbildung". 11. Aufl.

Dem Drange, der jeden Arbeitsbetrieb ohne viel Rücksicht auf den Arbeitenden nur zu dem ausgiebigsten Erfolge führen möchte, treten Bestrebungen entgegen, dem einzelnen und der Gesellschaft einen Zustand teils wiederzugeben, teils neuzugewinnen, worin bei möglichster Arbeitsleistung doch — mit Kant zu reden — der Mensch nie aufhören würde, „Zweck" zu

sein. Zu den zahlreichen Schriften, die gegenwärtig dieser Tendenz nach rationeller Entfaltung des menschlichen Wesens dienen, gehören, neben anderen Arbeiten desselben Verfassers, auch die zwei vorliegenden. Die erste will in dem Leser die psychischen Fähigkeiten entwickeln, die zum Betriebe einer Wissenschaft erforderlich sind. Sie leitet zur Übung der Aufmerksamkeit an, zum Beobachten der Natur, der Kunst, des Lebens; sie sucht theoretische Interessen zu wecken. Zugleich will sie den ästhetischen Geschmack des Lernenden bilden und nicht zuletzt ihn ethisch fördern, dieses aber nicht durch Ermahnungen, sondern durch die Beschäftigungen selbst, zu denen sie ihn anweist, und durch die Selbstzucht, die sie ihm auferlegt. Die zweite Schrift verfolgt ähnliche Ziele auf engerem Gebiete. Beide sind durchaus populär gehalten. Ohne auf die Theorie einzugehen, verwertet der Verfasser fremde und eigene Erfahrungen. In Erfahrungen und Beobachtungen aus der Praxis geistiger Arbeit liegt seine Stärke. Überall ist er bemüht, den Leser zu selbständiger Tätigkeit zu führen. Der eingefügte Übungsstoff scheint mir in der zweiten Schrift sehr gut gewählt zu sein, in der ersten nicht (Schopenhauer, „Über die vierfache Wurzel" 2c.). Die Form entspricht im allgemeinen dem praktischen Zweck, ist aber nicht frei von Nachlässigkeiten, die ebenso störend sind, als sie leicht zu vermeiden wären (vgl. z. B. „Über die beste Art 2c.", S. 65, XVI.). Sicher sind die beiden Arbeiten geeignet, Lernenden zu nützen. Indes müßte man, um ihrem praktischen Wert völlig gerecht zu werden, sie auch erst praktisch erprobt haben. Ernst Mally.

Hans Strigl: „Sprachliche Plaudereien". Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Geschichte einzelner Wörter. Erste Folge. Wien und Leipzig, 1906, Leopold Weiß, VI, 127 S., 8°.

Strigl ist mit „Sprachlichen Plaudereien" zum ersten Male 1903 hervorgetreten und dieses erste Büchlein hat in Ministerien, Schulen und bei Privatparteien lebhaften Anklang gefunden. Selbst Volksbüchereien Amerikas haben es eingestellt. Die Erklärung hiefür gibt die ansprechende, „volkstümliche", d. i. leichtfaßliche und zugleich anregende Art der Darstellung. Auch in dem nun vorliegenden andern Bändchen waltet die gleiche Klarheit und Zugänglichkeit der Darstellung auch scheinbar schwieriger Probleme und eine richtige Auswahl dessen, was minder bekannt und doch von Interesse ist. Im ganzen sind es freilich bereits vorliegende Errungenschaften, die hier ausgeboten werden; und wenn etwa „Fregatte" mit „Ferge" und „fahren" verglichen wird, so ist das nur eine neue Vermutung, die sich schwer wird sicherstellen lassen. Die Probestücke aus Abraham a Sancta Clara sind eine ganz heterogene Lektüre, die freilich als „Plauderei" auch mit hingehen mag: Strigl hat recht witzige Stellen ausgelesen, über deren Abdruck ihm der „volkstümliche" Leser nicht den verdienten Vorwurf machen wird. Von steigender Bedeutung, auch für die ernste Fachwissenschaft, sind schon Strigls Bemerkungen über das Verhältnis von Stenographie und Sprachentwicklung. Es werden, besonders aus dem Englischen und Französischen, Beispiele der Wortkürzung gegeben, an welchen wir ein schließliches lautliches Zusammenfallen ursprünglich ganz verschiedener Stämme ersehen. Und wie sich die Sprachentwicklung nicht zähe an den Buchstaben hält, sondern die Klangbilder sich von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr fortpflanzen, so nimmt auch der Stenograph nur diese Klangbilder, nicht den historischen Buchstabengehalt zum Gegenstande seiner Darstellung. Im XV. und letzten Artikel „Klabastern" kulminiert der Wert dieses Büchleins. Es werden die verschiedensten Bedeutungen dieses Zeitwortes, von denen wohl „öfteres Stoßen" „öfteres Schlagen" oder „Klopfen", die Grundbedeutung ist, ferner dessen verschiedene Formen in reicherer Fülle, als dies bisher irgendwo geschehen ist, vorgelegt. In Wien und wohl überhaupt in Oberdeutschland kann man sich dieses Wort wohl nur als importiertes erklären, und zwar, wie schon Weigand, Kluge und P. J. Fuchs (S. 105) erkannt haben, aus Norddeutschland. Wir müßten daher auch einen niederdeutschen Dialektforscher für die Aussprache der variierenden Formen und für die Ableitung derselben beiziehen. Das Wort soll nach Strigl auch in Kärnten und Steiermark (oder wenigstens im Munde eines Steirers) zu hören sein: man müßte wissen, ob die beiden a hohe oder dumpfe sind; im ersteren Falle wäre es mit ä, äu oder au zu vergleichen. Auch fürs Niederdeutsche ist die Frage wichtig, ob Verschlußlaut b gesprochen wird oder ob b wie w klingt. Der Akzent liegt auf der zweiten Silbe; das spräche für ein Fremdwort, keinesfalls — was Strigl sich gegenwärtig halten möge — für eine Zusammensetzung zweier deutscher Wörter. Es liegt also tatsächlich Strigls calpestare (S. 106), aus lateinischem calce pistare ins Italienische übernommen, nicht ferne. Aber wir haben auch deutsche Wörter mit fremder, betonter Ableitsilbe gebildet: wir fahren „Schlittage", gehen am Ende gar noch „hausieren" u. dgl. Die Endung -aster kommt nicht nur in dem minder volkstümlichen „Kritik-aster" sondern auch in dem niederösterreichischen Dialektworte grånästern, umgranastern = nervös herumklauben und herumscharren mit den Fingern (Schmeller kennt nur kranästig in abgeleiteter Bedeutung) gegen-

über einfachem gronen = knirschen. Da das Niederdeutsche gerne o zu a öffnet (Vagel, apen, hapen für Vogel, offen, hoffen), so läge klab-astern für klop-astern von „klopfen" nahe; Kluges Umweg über ahd. klapfôn ist überflüssig. Vielleicht hat italienisches calpestare zur Bildung dieses deutschen Stammwortes beigetragen, wie anderseits ähnlich klingende Stämme hineingedeutet worden sind: Karbatsch (S. 103), kalfatern (ebenda), klaiben (S. 117). Wie dem immer sei, Strigl hat sich durch die umfassende Zusammenstellung des Materials um die Klärung eines interessanten Wortes ein anerkennenswertes Verdienst erworben. J. W. Nagl.

„Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen." Herausgegeben von Franz Deibel („Die Fruchtschale", Bd. III). München und Leipzig, R. Piper u. Co.

Als Minor vor bald einem Vierteljahrhundert die Jugendschriften Friedrich Schlegels sammelte und in zwei Bänden herausgab, stellte er eine Fortsetzung seiner Publikation in Aussicht, machte sie aber von dem Erfolge der beiden ersten Bände abhängig. Ein dritter Band ist ja leider bisher nicht erschienen, und daraus darf man wohl auf die geringe Teilnahme schließen, die die vorzügliche Ausgabe bei ihrem Erscheinen in weiteren Kreisen gefunden. Wohl meinte einmal Friedrich Schlegel von seinen Werken: „Im XIX. Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit viel Behagen und Vergnügen in der Verdauungsstunde genießen können und auch zu den härtesten, unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen." Allein er hat sich ein wenig verrechnet. Denn erst beim Ausgang des Jahrhunderts ist dem literarischen Publikum das Verständnis für die Menschen und die Ideen der Romantik aufgegangen. Zur Anbahnung dieses Verständnisses hat aber gewiß Minors Schlegel im Stillen in hervorragendem Maße mitgeholfen — ja, er wirkt noch immer befruchtend, indem die Ausgaben, die jetzt, von der Gunst der Zeit getragen, auf den Markt kommen, auf seinen Schultern ruhen. Über einen solchen Erfolg darf sich ein Herausgeber immer freuen...

Damit soll indessen das Verdienst Franz Deibels, des gegenwärtigen Herausgebers, nicht geschmälert werden. Diejenigen, die Friedrich Schlegel lieben, werden Deibel nur Dank wissen dafür, daß er das wunderbare Feuerwerk der Schlegelschen Paradoxa aufs neue sprühen und knistern läßt. Und daß er dabei tüchtig ausgerüstet und mit bescheidenem Takt zu Werke geht, ist doppelt erfreulich. Die tüchtige Ausrüstung kommt in der knappen und doch das ganze Milieu, aus dem die Fragmente geboren wurden, vorzüglich charakterisierenden Einführung zur Geltung; den bescheidenen Takt aber hat der Herausgeber bewiesen, indem er auf das so naheliegende Experiment einer „Auslese für das Publikum" verzichtet und die ganze Masse der Fragmente, wie sie Minor gesammelt, unverändert zum Abdruck gebracht hat. Zu der Hauptmasse der Lyzeum- und Athenäum-Fragmente hat Deibel aus der Gruppe der „Eisenfeile" (bei Minor, II, 417 ff.) noch vier Aphorismen nachgetragen und der ganzen Sammlung den Aufsatz „Über die Unverständlichkeit" angehängt, mit dem ja schon Schlegel selbst das „Athenäum" so geist- als wirkungsvoll abgeschlossen hat.

Alles in allem: auf einer geschmackvollen Schale werden hier Früchte aufgetragen, die, vor hundert Jahren gepflückt, heute noch gerade so munden, wie an ihrem ersten Tage.

Jonas Fränkel.

Franz Blei: „Von amoureusen Frauen". „Die Kultur." Herausgegeben von Kornelius Gurlitt. VI. Band. Mit 15 Vollbildern in Tonätzung. Bard, Marquardt & Co., Berlin.

Dem Seltenen, dem psychologisch Reizenden hat sei je Franz Bleis Neigung gehört. Immer war er, und vielleicht weniger geflissentlich als aus „Natur", apart. Nunmehr ist die erotische Literatur sein erwähltes Sondergebiet. (Allzuviele siedeln sich heute schon dort an.) Als Übersetzer, Herausgeber und Cicerone hat er sich dem Galanten gewidmet. Vielleicht zeitigt diese Liebesverbindung noch eine wertvolle Arbeit. Bisnun freilich ist Sammlung nicht eben das Ziel dieses Beweglichen. Sein Hang zu perverser Grazilität, der Spürsinn des literarischen Gourmets, feminine, zuweilen schon etwas fade Koketterie, leichter tänzelnder Tändelsinn, der einer gewissen, nur allzu rasch wohl alternden Anmut nicht entbehrt, ergeben das perlmutterschillernde Mosaikporträt eines Intellektuellen, der sich als Dandy (Spielart Bohême) gefällt. Der Schnitt seiner kecken Autorphysiognomie ist auf den ersten Blick französisch. Näher zusehend erkennt man das zum Internationalen Talentierte des entwurzelten Österreichers. Keine markante Profillinie. Weichliche Nachlässigkeit mit einem Stich vom Saltimbanque. Sehr viel Geist, aber mehr unbedenklicher Wortwitz, Formelequilibristik als Sachgeistigkeit, mehr Schaum als Essenz. Bibelot-Wissen, kapriziöse, oft divinatorische Ahnung ohne allzu viel Gegenwartfolie. Ein Diseur, wie Bahr, aber weitaus kühler, besonnener, „reichsdeutscher". Bahr hat Temperament, Enthusiasmus, also Herz, Blei läßt nur Stimulantien gelten. Künstlich durchaus, begreift er alles Künstliche, zumal Morbide genialintuitiv. Weich, gelenkig, lüstern, ausgesprochenermaßen sensuell, spielt er amüsant und verblüffend improvisierte Liebhaberkomödie. Ohne jegliche Vorurteile, aber auch ohne alle Ehrfürchtigkeit, ist er niemals be-

schränkt, aber auch kaum verläßlich. Man wird ihm oft applaudieren, manchmal ihn geärgert auszischen, niemals liebhaben: eine Attraktion bleibt er. Sein Hauptverdienst ist, daß er den deutschen Essai aus der langweiligen Verdauungsruhe aufgescheucht hat. Sein Vergehen, daß er es dabei bewenden ließ. Sein Reiz ist das zerfließende Aperçu, sein Makel die Vergewaltigung der Sprache Lessings, Grimms und Nietzsches. Das vorliegende Bändchen präsentiert sich einigermaßen als Sammelsurium. Der Feuilletonismus dominiert, zum Essaistischen sind nur feine Ansätze da. Vier geschlossene Stücke: Die Chronisten der Liebe (mit der diskreten Skizze Brantômes und den flüchtigsten Glossen zu Casanova), Ninon de Lenclos (eine sehr graziöse Studie), Lady Hamilton (stellenweise nur untermalt), George Sand (eine sichere Umrißzeichnung), werden von etwas fragwürdigen Plaudereien eingerahmt, die, besonders das anempfundene, vage „Symbol vom Orpheus", mit unlegitimierter Prätension auftreten und nur dem Eindruck der Kulturminiaturen zu schaden geeignet sind. Der Aufzählung der obligaten sprachlichen Verstöße, die unterweilen ganz unbegreiflich sind bei einem sonst so geschulten Gehör, begebe ich mich lieber. Sie gehören immerhin zum bleichen Zimmerteint des trotz ihnen sicherlich als „Stilisten" zu charakterisierenden schätzbaren Autors. Allerlei Schatten huschen durch das schwankende Zeltwerk: Beardsley, Pater, Wilde, Gide, Hofmannsthal, Kassner. Alles in allem: wenige können das bei uns heute so wie Blei, aber leider versucht es schon jeder Zwanzigjährige: das, was sich als der neudeutsche Essai gibt, ist ein bedenkliches wurzelloses Luftgewächs. Rechtzeitig sind, zur Warnung, die herrlichen Kunstwerke Wilhelm Diltheys erschienen.

Richard Schaukal.

Kleine Mitteilungen.

Die Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes. Der Güte Seiner Exzellenz, des Herrn Präsidenten des Reichsgerichtes Dr. Josef Unger verdanke ich in Ergänzung meines im Heft 78 der „Österr. Rundschau" veröffentlichten Aufsatzes den Hinweis, daß in der vereinigten Kommission des Herren- und Abgeordnetenhauses zur Beratung der neuen Exekutionsordnung die Regierung aufgefordert wurde, einen Gesetzentwurf zur Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes auf 4 Prozent einzubringen und daß nur in der Erwartung eines solchen Gesetzes im § 153 der Exekutionsordnung der Zinssatz auf 4 Prozent festgesetzt wurde, derart, daß der Ersteher eines feilgebotenen Hauses berechtigt ist, höher verzinsliche Hypotheken zu kündigen. Übrigens hat Unger selbst (Grünhutsche Zeitschrift, Band 31, Seite 117), den 5prozentigen Zinsfuß als den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr angemessen bezeichnet und ausdrücklich betont, daß es an der Zeit wäre, zu der Bestimmung des § 995 des bürgerlichen Gesetzbuches zurückzukehren und die gesetzlichen Zinsen (mindestens) wieder auf 4 Prozent herabzusetzen. In diesem Zusammenhang mag auch noch darauf hingewiesen werden, daß im Sinne der Realschätzungsordnung alljährlich der Zinsfuß festgesetzt wird, welcher der Berechnung des Häuserwertes zu grunde zu legen ist und daß dies derzeit mit 4 Prozent geschieht. Die vorstehenden Ausführungen mögen als weitere Argumente für die Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes dienen.

Dr. Max Hitschmann.

Friedrich List. Im September wird dem großen Volkswirt Friedrich List in Kufstein, wo er vor sechzig Jahren in so unerwarteter Weise den Tod fand, ein Denkmal errichtet werden. Alexander von Peez, der schon an der Schwelle seiner Laufbahn sich eingehend mit den Lehren Lists beschäftigte und ihnen seither vielfach gefolgt ist, hat kürzlich wieder in einem anregenden Vortrag auf die Bedeutung Friedrich Lists für die Gegenwart aufmerksam gemacht. Dieser Vortrag ist soeben mit einem Porträt Lists nach der bekannten Lithographie von Kriehuber und einer Skizze des geplanten Denkmals geschmückt (bei Carl Konegen in Wien) erschienen. Peez würdigt besonders die Bedeutung Lists für Österreich und wird dem ganzen großen Wirken dieses seltenen Mannes voll gerecht; er weist nach, wie nachhaltig die handelspolitischen Lehren und die Handelspolitik selbst in der Zeit nach der Revolution und bis in die Gegenwart herein durch List beeinflußt wurden. Lebhaftes Interesse verdienen gerade jetzt jene Stellen des Peezschen Vortrages, worin der Ansichten Lists über Ungarn und dessen Stellung zu Österreich gedacht wird. Als List 1845 nach Pest kam, bestand schon bei Kossuth die bekannte, auf Sonderung bedachte Absicht. Er hoffte in List einen Bundesgenossen zu finden für die Bestrebungen, mit Zurückdrängung der österreichischen Industrie eine eigene ungarische Industrie ins Leben zu rufen. Das „nationale System", das List für die alte große Kulturnation der Deutschen verkündet, nahm Kossuth — wie Peez ausführt — für den kleinen magyarischen Stamm in Anspruch, der doch auf das Zusammenleben mit vielen andern Stämmen angewiesen ist. Diesem Streben wich List klug aus und suchte in geistvollen Denkschriften zu zeigen, daß die Verbesserung der Verkehrswege, die Schaffung eines Eisenbahnnetzes, die Kolonisation und Erschließung der Hilfsquellen des

Landes in erster Linie zu einer Reform führen könnte, durch die List sowohl Österreich als Ungarn verjüngen und für den Überschuß der Kräfte des Westens eine neue Welt zu eröffnen gedachte. List erkannte genau die Licht- und Schattenseiten des magyarischen Charakters und er ahnte auch, daß einmal der Kampf gegen Österreich unter gleichzeitiger Aufstachelung des magyarischen Fanatismus der dankbarste Weg, zu einer politischen Stellung zu gelangen, sein werde. Die Schwierigkeit des österreichisch-ungarischen Problems lag deutlich vor ihm. —r.

Vom deutschen Buchhandel. Aus der soeben veröffentlichten, von der Hinrichschen Buchhandlung zusammengestellten systematischen Übersicht der literarischen Erscheinungen des deutschen Buchhandels im Jahre 1905 geht hervor, daß die literarische Produktion im Jahre 1905 abermals, und zwar um ein halbes Tausend, gestiegen ist. Die Bibliographie zählt 1905 28.886 Titel gegen 28.378 im Vorjahre auf. Eine steigende Tendenz zeigen insbesondere die Abteilungen Jurisprudenz 2554 (2403), Handels-, Gewerbe- und Verkehrswesen 1945 (1809), in erster Linie aber die schöne Literatur, welche um nahezu 10 Prozent zunahm und von 3954 auf 4331 anwuchs. Im Rückgang befindet sich merkwürdigerweise die Produktion auf den Gebieten der Medizin 1813 (1989) und der Naturwissenschaft 1429 (1531). Auch die philosophische Literatur zeigt ein übrigens in den letzten Jahren ziemlich konstantes Sinken. 1905 erschienen nur mehr 581 philosophische Werke gegenüber 642 im Vorjahre. —v—

Sterblichkeit in Großstädten. Nach den „Statistische Mededeelingen uitgegeven door het Bureau van Statistiek der Gemeente Amsterdam" war die Sterblichkeit 1904 in den nachfolgenden Städten auf 1000 Einwohner: Kairo 37·8; Alexandrien 35·0; Athen 29·1; St. Petersburg 28·3; Madrid 28·0; Neapel 25·5; New York 20·3; Wien 18·3; Paris 17·8; Berlin 17·0; London 16·6; Buenos Aires 16·0; Hamburg 15·6; Amsterdam 15·1; Zürich 15·0; Stockholm 14·1. Sehr interessant ist hiebei der Umstand, daß diese Städte fast dieselbe Reihenfolge einnehmen würden, hätte man sie nach ihrer mittleren Jahrestemperatur aufgezählt. —v—

Feuilleton.

Burgtheater.

(Donnerstag den 3. Mai, neu in Szene gesetzt: „Minna von Barnhelm", Lustspiel in fünf Aufzügen von Lessing.)

Auf die „Emilia Galotti" läßt das Burgtheater mit gleichem Fleiß, aber mit besserem Glück die „Minna von Barnhelm" folgen. Sie war, trotz dem Friedericianischen Geist des Stückes, seit jeher eine Mustervorstellung des Burgtheaters, deren Farben nur mit den Jahren an Frische verloren hatten. Jetzt sind die alten Kräfte, mit einer Ausnahme, durch junge ersetzt worden; das neue Burgtheater hat sich dem alten noch selten so ebenbürtig bewiesen. Unter den guten Vorstellungen aus dem klassischen Repertoire war es eine der besten, wo nicht die beste. Die Rollen waren fast durchaus Treffer, nicht immer Haupttreffer, aber keine Niete darunter.

Die Ausnahme aus der alten Besetzung war freilich das Allerbeste. Die Minna von Barnhelm wird man sich in Wien nicht so bald von einer andern vorspielen lassen, als von Frau Hohenfels. Mehr Französin und Wienerin als Sächsin, noch um einen Grad lustiger minaudierend als der ernste Lessing sich seine Heldin vielleicht gedacht hat, hat sie die Rolle mit dem ganzen Reichtum ihres Talentes und dem Zauber ihrer Persönlichkeit ausgestaltet und die keineswegs stark hervortretende Titelrolle so auch zur Hauptrolle zu machen verstanden. Im Frohsinn und in Tränen, besonders aber in dem übermütigen Spiel mit Tellheim, das sie geflissentlich unterstreicht, um es für den Zuschauer recht durchsichtig zu machen, ist ihre Minna ein entzückendes Wesen und ein Triumph ihrer reifsten Kunst, die sich die Rolle nur allmählich, jetzt aber ganz erobert hat.

Ihren Partnern freilich hat sie die Aufgabe nicht leicht gemacht. Neben dieser reifen Minna wurde die beneidenswerte Jugend für Herrn Muratori fast zum Nachteil; und daß er die persönliche Überlegenheit, die uns die Anhänglichkeit von Leuten wie Werner und Just erklärt, so wenig als den Zauber besitzt, den sein ernstes und männliches Wesen auf die muntere Minna ausübt, war wohl vorauszusehen. Unter diesem Vorbehalt darf man um so bereitwilliger anerkennen, daß er sich mit der schwierigen, von den Schauspielern gefürchteten und lieber gemiedenen Rolle gut abgefunden hat.

Auch eine Franziska hat neben Frau Hohenfels einen schweren Stand. Denn, je weiter die Minna selber nach der humoristischen Seite ausbiegt, um so weniger Platz bleibt auf diesem Boden für die Franziska. Der Humor und die geistige Beweglichkeit der Schratt waren seiner-

zeit nicht stark genug, sich hier zu behaupten; Minna deckte und duckte die Franziska völlig, und nur das gute Herz wagte sich lauter hervor. Ganz anders weiß sich Fräulein Witt zu helfen, deren Witz und Laune nicht so leicht unterzukriegen sind. Sie kennt das Milieu und legt ihre Franziska gleich von vornherein auf die tapfere Soldatenfrau an, die sie endlich ja doch wird und werden muß. Ob sie freilich die richtige Frau Wachtmeisterin werden wird, kann man bezweifeln; sie ist eine feinere, mehr spitze als drollige Verkörperung des Lisettentypus, dem die Lessingsche Franziska angehört und der ja auch verschiedene Spielarten zuläßt.

Als Wachtmeister ist Herr Reimers in Baumeisters Fußtapfen getreten, in denen er sich immer am wohlsten fühlt. Er legt die Rolle ernster, schwerer und brummiger an, als sein Vorgänger, spielt sie aber kaum mit geringerer Wirkung. Umgekehrt muß sich Herrn Thimigs freundliches und manierliches Wesen die Schattenseiten des rohen Just erst abzwingen; der gute Kern in der rauhen Hülle kommt um so trefflicher zum Vorschein. Herr Treßler, eines der stärksten und zweifellos das entwicklungsfähigste Talent des neuen Burgtheaters, hat den Wirt in Maske und Spiel bis an die äußerste Grenze des Grotesken getrieben und Engels an Schärfe und Kühnheit hinter sich zurückgelassen; er wird sich wohl selber gesagt haben, daß bei so virtuosem Spiel Ausgleiten nicht ausgeschlossen ist und einen Schritt weiter das Halsbrechen liegt. Auch Herr Korff hat den Riccaut de la Marlinière scharf angefaßt und mit glänzender Bravour durchgeführt. Die Dame in Trauer, die so stark aufgetragene Farben natürlich nicht verträgt, hat Frau Bleibtreu in der stillen und schlichten Art gespielt, die bei Römplers zu Hause ist.

Auf dem Zettel steht mit Recht: „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück". Dieses älteste Lustspiel unseres Repertoires ist heute das einzige Stück, das sich noch den Luxus eines altväterischen Doppeltitels erlauben darf. Das Publikum hat die von Thimig trefflich geleitete Vorstellung mit einer heute recht seltenen Wärme aufgenommen. Man fühlt sich unter Lessings Menschen wohl, die so wahr und klug beobachtet und doch so gut und so tüchtig sind.

J. Minor.

Von der Woche.

28. April. Sitzung des Polenklubs, in welcher zu dem von der Regierung gemachten Kompromißvorschlag, betreffend die Wahlreform und die Parlamentarisierung des Kabinetts, endgültig und ablehnend Stellung genommen wird. — Eröffnung der internationalen Ausstellung in Mailand.

29. Beginn der Reichstagswahlen in Ungarn.

30. Dr. Nikolaus von Tomasic erklärt der Nationalpartei in Agram, daß er sich vom politischen Leben endgültig zurückziehe.

1. Mai. 404. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Der Leiter des Eisenbahnministeriums übermittelt den Gesetzentwurf, betreffend die Verstaatlichung der Nordbahn. Sofort nach Verlesung des Einlaufes schließt der Präsident „auf mehrseitig geäußerten Wunsch" die Sitzung.

2. Der Reichsrat wird vertagt „weil der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch seine Demission der Krone angeboten hat und dessen designierter Nachfolger, Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst, eine kurze Spanne Zeit für erforderlich hält, um die bei einem Ministerwechsel notwendigen Einleitungen und Vorkehrungen treffen zu können". — Der ständige Ausschuß der drei zentralen industriellen Verbände nimmt Stellung gegen das handelspolitische Programm der neuen ungarischen Regierung und gegen die Boykottierung österreichischer Industrieerzeugnisse in Ungarn.

3. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die kaiserlichen Handschreiben, durch welche Freiherr von Gautsch und Graf Bylandt-Rheidt von ihren Posten enthoben und Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst zum Ministerpräsidenten ernannt und mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut wird. In dem Handschreiben an Freiherrn von Gautsch betont der Kaiser, daß es für den abtretenden Minister ein erhebendes Bewußtsein sein mag, daß sein „Name stets mit der großen Reform der Grundlagen des Reichsrates verknüpft sein wird." — Erzherzog Rainer wird auf seine Bitte aus Gesundheitsrücksichten vom Oberkommando der österreichischen Landwehr enthoben. — Beginn der Neuwahlen zum kroatischen Landtag. — Der internationale Studentenkongreß in Mailand wendet sich „im Namen der Zivilisation" an die österreichische Regierung, damit recht bald eine italienische Universität in Triest und eine slowenische in Laibach errichtet werde.

5. In Anwesenheit des Kaisers erfolgt die Grundsteinlegung der neuen Kirche zu St. Josef ob der Laimgrube im sechsten Bezirke Wiens. — Beim Ministerpräsidenten beginnen die Konferenzen mit einzelnen Parlamentariern. Prinz Hohenlohe erklärt sich prinzipiell geneigt, das Ministerium zu parlamentarisieren, das größte Gewicht sei jedoch auf die Durchführung der Wahlreform zu legen, an deren Grundzügen nichts geändert werden soll. — Die Direktion der Witkowitzer Werke stellt infolge eines wegen der Feier des 1. Mai ausgebrochenen partiellen Streiks den gesamten Betrieb ein. — Der Gouverneur von Fiume Graf Georg Karolyi wird seines Amtes enthoben. — Eröffnung der österreichischen Ausstellung in London.

*

Die politische Lage. Wieder liegt eine ereignisreiche Woche hinter uns, die von einschneidender Bedeutung nicht nur für Österreich, Ungarn und Kroatien gewesen, sondern auch für die inneren Verhältnisse unserer Monarchie überhaupt.

Freiherr von Gautsch ist seinem pathetischen Ausruf „Erfolg oder Sturz" treu geblieben. Er wähnte, daß ihm der Erfolg nicht beschieden sei und so ging er; ob dies notwendig gewesen, bleibe dahingestellt. Es hätte noch ein anderes Mittel gegeben, über die auf-

getauchten Schwierigkeiten hinwegzukommen, und Baron Gautsch hätte vielleicht Österreich einen großen Dienst erwiesen, wenn er in der Wahlrechtsfrage direkt an die Wähler appelliert hätte. Die Entwirrung in Ungarn hat zweifellos eine momentane Waffenruhe gebracht und eine „Verschleppung" von wenigen Wochen wäre ganz ohne Bedeutung gewesen, ja selbst die Sozialdemokraten hätten sich sicherlich mit ihr abgefunden, da die Neuwahlen ja unter der Parole der Wahlreform gestanden wären. Es fehlte auch nicht an Stimmen, die Baron Gautsch ein derartiges Vorgehen nahelegten und wahrscheinlich hätte er die Krone hiefür gewonnen, da diese auch, wie aus dem denkwürdigen Handschreiben an den abgetretenen Premier hervorgeht, die „große Reform der Grundlagen des Reichsrates" als eine feststehende Tatsache betrachtet. Psychologisch ist dagegen die Demission des Freiherrn von Gautsch sehr erklärlich. Er hat in den letzten Monaten genug Unangenehmes erleben müssen, seine Gesundheit ist schwer erschüttert worden und es ist begreiflich, daß er sich nach Ruhe sehnte und die Gelegenheit, sie zu finden, um so freudiger begrüßte, als sein Abgang an Glanz nichts zu wünschen übrig ließ.

Ein ideal angelegter, an hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Charakters reicher, in voller Lebenskraft stehender Mann folgt als Erbe. Von allen Seiten wird Prinz Hohenlohe mit warmer Sympathie begrüßt und alle, mit denen er in diesen Tagen verhandeln wird, werden, von seiner gewinnenden Persönlichkeit, von seinem klaren und scharfen Verstand bestrickt, von ihm den denkbar besten Eindruck empfangen. Prinz Hohenlohe hat keine lange, aber eine selten erfolgreiche politische Tätigkeit hinter sich. Gewiß haben die Schwierigkeiten, die ihm jetzt bevorstehen, ihn nur noch mehr angereizt, dem Ruf des Kaisers Folge zu leisten. Aber Prinz Hohenlohe hat bisher bewiesen, daß ihm jede Kleinlichkeit, jede Intrige, jedes falsche Spiel fremd ist. Seine radikale Gesinnung zeugt von jugendlicher Kraft, er ist, erfüllt von Idealen, vielleicht zu sehr geneigt, die Verhältnisse und die Menschen nach sich selbst zu beurteilen. Wird er aber in seiner neuen, so ungemein exponierten und vielfach gefährdeten Stellung Verhältnisse und Menschen, die ihm zum Teil fremd sind, nicht überschätzen, wird er den realen Anforderungen, den spezifisch österreichischen Verhältnissen genügend Rechnung tragen, welche bewirken, daß eine auf theoretisch noch so unanfechtbarer Basis ruhende Wahlreform dennoch unter Umständen schweres Unglück über Österreich bringen könnte? Seine Freunde hoffen es, sie wünschen es umsomehr, als sie, je näher sie ihm stehen, von der Befürchtung geängstigt werden, daß er sich zum Schaden Österreichs zu rasch verbrauchen könnte.

Die Neuwahlen in Ungarn sind noch nicht ganz abgeschlossen, das eine steht aber heute schon fest: die Unabhängigkeitspartei hat einen ungeheuren Sieg errungen. Daß sie aus den Wahlen Gewinn ziehen würde, daran zweifelte wohl niemand, aber das erzielte Resultat hat alle jene überrascht, die nicht wissen, daß gerade in Ungarn eine große Zahl Wähler aus Prinzip immer — für die Majorität stimmt. Es ist nicht zu erwarten, daß der Ausfall dieser Wahlen vorläufig bedeutende Änderungen in dem tatsächlichen Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn herbeiführen wird, so hochtrabende Reden man auch hält und noch halten wird.

Die neue Regierung ist ja an ihre Vereinbarungen mit der Krone gebunden und die Wähler und die Gewählten haben in Kenntnis der Sachlage diese moralische Verpflichtung gewissermaßen für sich übernommen. Der neue Reichstag hat auch nur eine große Aufgabe, die Wahlreform, und da gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder wird die Unabhängigkeitspartei ihre gegenwärtige Macht zu erhalten suchen, dann wird sie sich zwar in ihren Äußerungen immer mehr den 48er Prinzipien, in ihren Taten aber der 1867er Basis nähern, und wir werden es schließlich mit anderen Führern aber im Grund mit der alten liberalen Partei, nur in einer neuen, mehr chauvinistischen Färbung zu tun haben — oder sie wird eine ehrliche Wahlreform durchführen. Reinen Wahlen in Ungarn auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechtes aber kann Österreich ruhig entgegensehen.

Es war nicht schwer, zu prophezeien, daß der Zusammenbruch der liberalen Partei in Ungarn auch den Niedergang der nahegestandenen Nationalpartei in Kroatien zur Folge haben werde. Der Sieg der Opposition bedeutet einen neuen Kurs und, wie gleich hinzugefügt werden muß, sicherlich in einem klareren und reineren Fahrwasser als bisher. Die Bäume werden zwar nicht gleich in den Himmel wachsen, und die Träume des Dr. Frank dürften sich nicht so bald verwirklichen. Zweifellos wird aber das Wahl- und Preßrecht einer gründlichen Reform unterzogen und andere kulturelle und wirtschaftliche Fragen der schon längst notwendigen Lösung zugeführt werden. Dann wird auch der Ausgleich mit Ungarn und in Zusammenhang damit die staatsrechtliche Stellung Kroatiens und Slawoniens in der Monarchie auf die Tagesordnung kommen.

So sind in Ungarn und in Kroatien neue Männer erkoren, die Grundfesten der Zukunft zu zimmern. Bei uns in Österreich wurde bloß ein neuer Architekt berufen. Wird dieser die notwendigen, tüchtigen Mitarbeiter in unserem

undisziplinierten, am Ende einer untätig verbrachten Funktionsdauer stehenden Abgeordnetenhause finden?

* * *

Österreich im Ausland. In besonders feierlicher Weise ist am 5. d. M. die vom niederösterreichischen Gewerbeverein angeregte, von der Regierung und zahlreichen Mäcenen nachhaltig unterstützte österreichische Ausstellung in Earls Court in London eröffnet worden. Nach den eingelaufenen Berichten zu urteilen, scheint die Ausstellung reich beschickt und sehr gut organisiert zu sein. Es wird besonders hervorgehoben, daß sie bereits am Tage der Eröffnung ein fast vollständig fertiges Bild bot. Auch auf der internationalen Ausstellung in Mailand ist Österreich in anerkennenswerter Weise vertreten. In kurzem eröffnet die Ausstellung in Bukarest ihre Pforten; wenn auch erst spät, hat man sich bei uns doch noch rechtzeitig entschlossen, auch diese Ausstellung, die für unsere Industrie von besonderer Wichtigkeit werden dürfte, zu beschicken. Wir werden nicht ermangeln, über diese drei Ausstellungen ausführlich zu berichten. —v—

*

Raimund-Theater. Hier hat man nach langer Zeit wieder einmal in wohlvorbereiteter Aufführung ein ernstes Bühnenwerk gesehen, für das man sich interessieren konnte: „Mammon", Schauspiel in drei Akten, von Clarice Tartufari. Es macht den Versuch, im Rahmen einer verschuldeten Beamtenfamilie die entsittlichende Macht der Armut und den verderblichen Einfluß des Geldes darzutun, ein Versuch, der schon oft auf der Bühne unternommen worden ist, ohne daß dabei eine andere Wahrheit herausgekommen wäre, als die des alten Sprichwortes: „Das Geld regiert die Welt." Auch hier kommt, genau betrachtet, nicht viel mehr heraus. Aber im Mittelpunkt der Vorgänge steht eine ungewöhnliche Charaktergestalt, die individuelles Leben in die zähflüssige Handlung bringt. Es ist ein entlassener Bankkassier, in dessen hysterischen Wahnvorstellungen sich das Geld zu einem feindlichen Dämon verkörpert, mit dem er unablässig kämpfen muß, und er führt den Kampf, den ihm die Einbildung aufdrängt, in Worten von unheimlich düsterer Pracht, in Gleichnissen, halb Wahrheit, halb Wahnsinn, bis er als völlig Irrsinniger zusammenbricht. In der Rolle dieser fesselnden Gestalt stellte sich Herr Konrad L'Allemand als neuer Charakterdarsteller des Raimund-Theaters vor. Man brauchte einen Akt lang, bis man sich an sein heiser schnarrendes Organ gewöhnt hatte, und noch länger, bis man sich mit seiner scharfen Spielweise befreunden konnte, was aber nicht hinderte, daß man sich bei der wirksamen Wiedergabe seiner großen Schlußszene tragisch erschüttert fühlte. Neben Herrn L'Allemand machte noch eine Novize, Fräulein Olga Fuchs, ihre Aufwartung. Ihr angenehmer Ton und ihre natürliche Anmut erweckten allenthalben Sympathie. „Mammon" war die letzte Neuheit dieses unglückseligen Spieljahres und der künstlerische Ernst, der auf ihre würdige Darstellung verwendet worden war, läßt hoffen, daß im nächsten Jahr vielleicht doch wieder in das Haus Raimunds, das heuer von allen Musen verlassen war, ein besserer Geist einziehen werde. —tr—

Bürgertheater. Die Schule ist ein stets aktuelles Thema, das in den letzten Jahren vielfache Erörterungen im Buch und auf der Bühne erfahren hat. Max Dreyers „Probekandidat", Otto Ernst „Flachsmann als Erzieher" und Arno Holzens „Traumulus" verdankten ihm ungewöhnliche Theatererfolge. Adolf Schwayer dehnt es in seinem neuen Stücke „Die Sittennote" (soeben im Verlage von Carl Konegen erschienen) auch auf das Elternhaus aus und er tut damit einen erfreulichen Schritt aus der tendenziösen Einseitigkeit der Auffassung heraus in den Komplex von Wechselwirkungen, die zwischen verkehrter Schul- und Hauserziehung bestehen. Wo kein mitfühlendes Verständnis für die Bedürfnisse des Kindergemütes vorhanden ist, da wird in der Seele des Kindes immer der Keim zu einer früher oder später zum Ausbruch gelangenden Tragödie gelegt, und Adolf Schwayer macht den anerkennenswerten Versuch, eine dieser Tragödien zu veranschaulichen und zugleich aufzuzeigen, wie sie aus dem Verhältnis zwischen Schule und Haus naturnotwendig erstehen müssen, wenn beide Hand in Hand gehen in der Außerachtlassung der Forderungen der Jugend. Er bezeichnet darum sein Stück schlechtweg als „Tragödie eines Schülers", und die vier Akte, darin er sie darstellt, unterscheiden sich dadurch von tendenziösen Schul- und Lehrerstücken, daß er seine Aufgabe nicht in der Anklage erfüllt sieht, sondern als Psychologe den Gründen nachforscht, die die Jugend oft zu Verzweiflungstaten treiben. Für einen Tendenzschriftsteller wäre es ein leichtes gewesen, die Sittennote als alleinige Ursache eines Schülerselbstmordes hinzustellen und sie damit als antediluvianische Einrichtung der Erziehungskunst in unseren Schulen anzuprangern. Bei Schwayer ist sie nur der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt, ist sie nur der äußere Anstoß zum Vollzuge einer Tragödie, die im Elternheim vorbereitet worden war. Diese wohlerwogene Verteilung von Schuld und Ursache auf Schule und Haus ist es, die das Stück so sympathisch macht, die es in eine höhere Sphäre der poetischen Gerechtigkeit rückt, so sehr es sich auch noch in großen Worten gegen den

bösen Drachen „Erziehungs-Dilettantismus“ gefällt und so sehr sein tragischer Schritt durch lyrische Einschiebsel und belanglose Nebenhandlungen vom geraden Weg abgedrängt wird. Auch das unglückliche Verhältnis zwischen den Eltern des Jünglings, der sich zum Fenster hinausstürzt, weil ihm vom Vater vorgeworfen wird, er trage an der schweren Krankheit seiner Mutter die Schuld, möchte man klarer und plastischer herausgearbeitet sehen. Immerhin bedeutet die „Sittennote“ im dramatischen Schaffen Schwayers einen verheißungsvollen Aufstieg und das Theater darf in ihren Urheber begründete Hoffnungen setzen. An dem großen und verdienten Erfolg seiner Schülertragödie hatte die Darstellung des Bürgertheaters berechtigten Anteil, namentlich Herr Waldschütz, der für den tragischen Helden von der Schulbank eine mimosenhafte Empfindsamkeit mitbringt, wie sie derzeit in Wien bei einem anderen Schauspieler kaum wiederzufinden sein dürfte. —pp.

Gastspiele. Es ist im Theater an der Wien zur Gepflogenheit geworden, daß es im Mai Gastspieltruppen beherbergt, während sein Ensemble nach Währing übersiedelt, um dort die abflauenden Operettenerfolge der Saison neu auszumünzen. Und immer sind es ernste Berliner Schauspieltheater, die Besitz ergreifen vom Tempel der leichtgeschürzten Muse. Im vorigen Jahr war es Reinhardt mit seinem Kleinen und Neuen Theater, heuer ist es Doktor Otto Brahm mit dem Lessingtheater. Vor ihm hielt an vier Abenden Le Bargy mit einer französischen Truppe das Haus besetzt. Der schönste Mann von Paris mit den schönsten Westen und Krawatten der Welt war schon einmal bei uns zu Gast. Er hatte uns darum nichts mehr Neues zu sagen und vermochte nur zu bestätigen, was wir schon vor zwei Jahren von seinem ersten Wiener Gastspiel her gewußt haben. Er ist der typische Vertreter der französischen Bühnenkultur, vornehm, glatt und liebenswürdig in den Umgangsformen der Darstellungskunst, und die neuen Stücke, die er sich aus Paris mitgebracht hat, sind von ähnlicher Art. Sie rechtfertigen das harte Wort, womit M. G. Conrad vor mehr als einem Jahrzehnt die dramatische Produktion Frankreichs gekennzeichnet hat: „Genau betrachtet, spielt man seit einem Jahrhundert in Paris das nämliche Stück und singt das nämliche Lied — nur unter verschiedenen Titeln, und es sind fast immer die nämlichen Autoren und die nämlichen Akteure — oder zum Verwechseln ähnliche . . . Das eine Stück, das eine Lied: Das Ewigweibliche als das Ewigehebrecherische, die schönere Hälfte der Menschheit unter dem ausschließlichen Gesichtspunkte der Geschlechtlichkeit. . .“ In der Tat, es war das eine Stück, das eine Lied, das uns Le Bargy vorspielte, ob er in „Le Duel“ als unglücklich verliebter Abbé, der sich mit seinem Bruder um eine Herzogin rauft, den Kindern der Welt und zugleich den Frommen zu gefallen suchte, ob er in »Le Dédale« von seiner zweiten Frau reuig zur mittlerweile wieder verheirateten ersten Frau zurückkehrt, um im Kampfe mit ihrem zweiten Mann in einen Abgrund gestürzt zu werden, oder ob er in »Le Réveil« als junger Balkanfürst über der Liebschaft mit der Mutter einer heiratsfähigen Tochter sein Volk vergißt und erst durch Gewaltmaßregeln zur Erfüllung seiner Regentenpflichten aufgerüttelt werden muß. Es war immer dieselbe Geschichte, es war immer der gleich elegante Charmeur, der sie vortrug.

Wie anders wirkten dagegen die Berliner Gäste gleich mit ihren ersten zwei Vorstellungen! Hier sah man wenigstens Mannigfaltigkeit und künstlerisches Streben nach Außergewöhnlichem am Werke. Aus Gerhart Hauptmanns „Elga“ war freilich kaum mehr herauszuholen, als stimmungsvolle Szenenbilder. Wie aber hatten hier Maler, Regisseur, Darsteller und Sänger zusammengewirkt, um der dramatisierten Novelle Grillparzers wenigstens bildnerisch zu geben, was ihr der Dramatiker schuldig geblieben war. Und dann Ibsens „Rosmersholm“. Emanuel Reicher und Irene Triesch waren kaum die von Natur aus berufenen Darsteller des Pastors Rosmer und der Rebekka West. Allein die Sorgfalt, die auf die geistige Durchdringung der Dichtung und auf ihre klare Bühnenprojektion verwendet worden war, hob alle Widerstände der Rasse auf und machte transparent, was an dem Wunderwerke bisher dunkel geblieben war. So kam es, daß man zum Schlusse, als Rosmer und Rebekka Hand in Hand den Mühlweg beschritten, wie bei den Klängen von Isoldens Liebestod das beseligende Empfinden hatte, als öffnete sich Nirwana, das Reich holden Vergessens aller überwundenen Schmerzen. . . Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 80. □ Redaktionsschluß 5. Mai 1906. □ Ausgegeben 10. Mai 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Miniaturen-Ausstellung Berlin, 1906. Ein Komitee, das aus den Herren Albert Brinckmann, Georg Caspari, Julius Meier-Graefe, Professor Emil Orlik, Karl Walser und Dr. Fritz Wolff besteht, versendet soeben die Einladungen zur Beschickung der im Herbst dieses Jahres in Berlin stattfindenden Miniaturen-Ausstellung. Besitzer und Sammler von Miniaturen werden gebeten, sich mit dem Komitee in Verbindung setzen zu wollen. Die Leitung der Geschäfte hat Dr. Fritz Wolff vom Märkischen Museum übernommen. Zuschriften sind zu richten an die Adresse: Berlin W. 9., Königgrätzerstraße 9.

Die „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten“, die Frhr. v. Zobeltitz herausgibt, bringen als neuntes Bändchen Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte“, vermehrt durch ungedruckte Gedichte aus dem handschriftlichen Nachlaß. Ausgabe und Einleitung stammen von Dr. R. Pissin (XVI und 180 S. Berlin, Ernst Frensdorff).

Ausstellung Edgar Chahine. Im Ausstellungsraume der Wiener Buch- und Kunsthandlung Hugo Heller & Co., I. Bauernmarkt 3, die ihre besondere Aufmerksamkeit dem Betriebe moderner Graphik zuwendet, ist zurzeit eine Kollektion von Handzeichnungen und graphischen Arbeiten des in Paris lebenden armenischen Künstlers Edgar Chahine zu sehen. Die Ausstellung ist an Wochentagen von 9 Uhr früh bis 6 Uhr abends zugänglich. .

„Randglossen der Zeitgeschichte“ betitelt sich ein soeben erschienenes Büchlein der Baronin Berta von Suttner, das bestimmt ist, dem großen Publikum ein zusammenfassendes Bild der Zeitereignisse, gesehen im Lichte des Pazifismus, vor Augen zu bringen.

Unter dem Titel „Marionetten“ sind bei S. Fischer in Berlin drei Einakter von Artur Schnitzler erschienen.

Die Buchhandlung Josef Baer & Co. versendet soeben den 531. Lagerkatalog über Österreich mit Ausschluß der Länder der ungarischen Krone. Die Bücher stammen zum Teil aus der Bibliothek des verstorbenen Hofrates Prof. Dr. Eduard Richter in Graz.

Büchereinlauf.

Tosia baut. Thüringer Geschichten von Marthe Renate Fischer. Stuttgart, 1906. Adolf Bonz & Comp.

Erzherzog Karl und die Armee. Von Hauptmann Oskar Criste. Wien, 1906. C. W. Stern (L. Rosner).

Gymnasium oder Zuchthaus? Ein Vorschlag zur Lösung der Gymnasialfrage. Wien, 1906. C. W. Stern (L. Rosner).

Authoine de la Sale. Die fünfzehn Freuden der Ehe. (Vollständig in das Deutsche übertragen.) Leipzig, 1906. J. Zeitler.

Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance von Isolde Kurz. Dritte Auflage mit 15 Abbildungen. Stuttgart, 1906. J. G. Cotta.

Media in vita. Gedichte von Rudolf Presber. Dritte Auflage mit Buchschmuck von Franz Christophe. Stuttgart, 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken von Ernst Horneffer. Berlin, 1906. Julius Bard.

Karl Albrecht Bernoulli. Zum Gesundgarten. Roman. Jena, 1906. Eugen Diederichs.

Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Von Berta von Suttner. Kattowitz, 1906. Karl Siwinna.

Die Bedeutung von Friedrich List für die Gegenwart. Vortrag gehalten im „Verband der Industriellen“ in den politischen Bezirken Baden, Mödling, Neunkirchen, Wr.-Neustadt und Umgebung von Dr. Alexander v. Peez. Wien, 1906. Carl Konegen.

Die mährische Moderne. Von Eugen Schick. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Brünn, 1906. Verlag des Vereines.

Adolf Schwayer. Die Sittennote. Die Tragödie eines Schülers in vier Aufzügen. Wien, 1906. Carl Konegen.

Mit Kosaken durch die Mandschurei. Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege von Alexander Spaits, Rittmeister im königl. ungar. 7. Honvedhusarenregiment. Mit 132 Illustrationen nach eigenen photographischen Aufnahmen sowie vier Kartenskizzen. Wien, 1906. Carl Konegen.

Eine Abrechnung in der Frauenfrage. Von Felicie Ewart. Hamburg, 1906. Leopold Voß.

Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder von Leopold von Schroeder. München, 1906. J. F. Lehmann.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 81: 12. Mai 1906.

K. K. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewer

Kundmachung.

In der am 5. April d. J. stattgehabten ordentlichen Generalversammlung der Aktionäre der K. K. priv. Oesterreichischen C Anstalt für Handel und Gewerbe wurde der Beschluß gefaßt, das Aktienkapital von 100 Millionen Kronen durch Ausgabe von 6 auf den Inhaber und auf den Nominalbetrag von 320 Kronen lautenden Aktien auf 120 Millionen Kronen zu erhöhen und den Aktio die Übernahme der neuauszugebenden 62.500 Aktien unter den vom Verwaltungsrate zu bestimmenden Modalitäten anzubieten.

In Ausführung dieses Beschlusses werden hiemit die Modalitäten zur Geltendmachung des Bezugsrechtes bekanntgegeben:

A. Den Besitzern von Aktien der Credit-Anstalt, beziehungsweise von deren Stelle vertretenden „Depotscheinen" der C Anstalt, werden nach Maßgabe ihrer Bezugsberechtigung die neuen Aktien, **welche an den Geschäftsergebnissen der Anstalt 1. Jänner 1906 ab teilnehmen,**

zum Kurse von K 630·— pro Stück

angeboten.

B. Den Inhabern der derzeit im Umlaufe befindlichen Aktien, beziehungsweise „Depotscheine", wird das Recht einger

auf je fünf alte Aktien eine neue Aktie

zu beziehen. Aktienbruchteile werden nicht berücksichtigt.

Das Bezugsrecht ist bei sonstigem Erlöschen desselben in der Zeit

vom Montag, den 7. Mai, bis inklusive Mittwoch, den 16. Mai d.

anzumelden:

in Wien bei der Liquidatur der K. K. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, I. Am Hof 6, tä (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) von 9—12 Uhr;
außerhalb Wiens bei folgenden Stellen während der bei denselben üblichen Geschäftsstunden, u. zw.: in **Bozen, Brünn, kirch, Gablonz, Görz, Innsbruck, Karlsbad, Lemberg, Mährisch-Ostrau, Olmütz, Pola, Prag, Reichenberg, Teplitz, T Troppau,** bei den **Filialen,** beziehungsweise **Exposituren, der Anstalt;**
in **Budapest** bei der **Ungarischen Allgemeinen Creditbank;**
in **Berlin** bei der **Direktion der Disconto-Gesellschaft, S. Bleichröder, Mendelssohn & Co.** und der **Bank für Handel und Indu**
in **Breslau** bei dem **Schlesischen Bankverein** und **E. Heimann;**
in **Dresden** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,** Abteilung Dresden;
in **Frankfurt a. M.** bei der **Direktion der Disconto-Gesellschaft** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie;**
in **Hamburg** bei der **Norddeutschen Bank in Hamburg, L. Behrens & Söhne** und **M. M. Warburg & Co.;**
in **Köln** bei **Sal. Oppenheim jr. & Cie.;**
in **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt;**
in **München** bei der **Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank** und **Merck, Finck & Co.**

Die Anmeldung hat unter Erlag der Mäntel der alten Aktien, beziehungsweise der „Depotscheine", in Wien mittels ein bei allen anderen Stellen mittels doppelter Konsignationen, in welchen die Nummer der Aktien, beziehungsweise „Depotscheine arithmetischer Reihenfolge verzeichnet sein müssen, zu geschehen. Formulare werden bei den Anmeldestellen erfolgt.

Über den Erlag der Aktien, beziehungsweise „Depotscheine", erhält der Deponent eine briefliche Bestätigung, gegen deren weisung spätestens binnen acht Tagen die hinterlegten Aktien, beziehungsweise „Depotscheine", mit einem die Anmeldung des B rechtes ersichtlich machenden Stempelaufdruck versehen, zurückgestellt werden. In diesem Briefe wird die geleistete Anzahlung (Pun bestätigt und es wird auf demselben die Ausfolgung der eingereichten Titres durch Aufdruck einer Stampiglie vermerkt werden.

C. Die Aktionäre haben bei der Anmeldung des Bezugsrechtes bei sonstigem Verluste desselben für jede zu beziehende Aktie eine Anzahlung von K 200·— zuzüglich 5% Zinsen vom 1. Jänner 1906 bis zum Zahlungstage in barem zu erlegen. Der betrag von K 430·— zuzüglich 5% Zinsen von diesem Betrage vom 1. Jänner 1906 an bis zum Zahlungstage ist bei sonstigem Ve des Bezugsrechtes sowie des bereits entrichteten Betrages von K 200·— **bis spätestens 31. August 1906** auf einmal zu bezahlen Vollzahlung kann nur bei derselben Stelle geleistet werden, bei welcher die Anzahlung erfolgte.

Die voll eingezahlten Aktien können nur gegen Rückstellung der Bestätigung über die geleistete Einzahlung, von an den Kassen der Bezugsstelle bekanntzugebenden Erscheinungstage der neuen Aktien an, bei der betreffenden Anmeld behoben werden.

Bei den Anmeldestellen in Deutschland werden an die Bezugsberechtigten mit dem deutschen Reichsstempel versehene A ausgegeben; die Stempelauslagen sind von den Bezugsberechtigten zu tragen. Die Kosten der zu wechselnden Schlußnoten werden gegen nicht berechnet.

Nach Erscheinen der neuen Aktien wird deren Notierung an allen Börsen des In- und Auslandes, an welchen die bishe gegebenen Aktien notiert sind, in Antrag gebracht werden.

Wien, 6. Mai 1906.

K. K. PRIV. OESTERREICHISCHE
CREDIT-ANSTALT FÜR HANDEL UND GEWERBE

Über den Bildungswert des griechischen Unterrichts.*

Von Hans von Arnim.

Da der neue Verein die Erhaltung des griechischen Unterrichts am Gymnasium zu seinen wichtigsten Zielen rechnet, so will ich gleich heute für ihn eine Lanze brechen. Leider ist es nötig geworden, den griechischen Unterricht zu verteidigen, da eine starke Partei unter den modernen Schulreformern in seiner Ausrottung das geeignete Mittel erblickt, den bestehenden Gegensatz humanistischer und realistischer Mittelschulen aufzuheben und zu einer einheitlichen Mittelschule zu gelangen. In ihrer dem Ministerpräsidenten und dem Leiter des Unterrichtsministeriums überreichten Eingabe vom 30. Jänner 1906 erklärt die ständige Delegation des vierten Österreichischen Ingenieur- und Architektentages, „daß die Frage der Vorbildung für das Studium an Hochschulen nur durch Einführung einer einheitlichen Mittelschule an Stelle der Gymnasien und Realschulen in befriedigender Weise gelöst werden kann". Man weiß, was diese Formel bedeutet. Die Einheitsschule, die an Stelle der Gymnasien und Realschulen eingeführt werden oll, würde etwa dem preußischen Realgymnasium entsprechen. Die klassische Bildung wäre dahin. Die realistische, moderne Bildungselemente ausschließlich verwertende Schulerziehung würde ihr Erbe antreten. Denn unter der Gleichwertigkeit der Realschulbildung mit der Gymnasialbildung verstehen die Herren dieser Richtung, daß die eine nichts, die andere alles wert sei. Zu dieser Auffassung stimmen die historischen Vorstellungen, die der Verfasser der Eingabe von der Geschichte des Gymnasiums hegt. Die lateinische und griechische Sprache wurden zu Anfang des XIX. Jahrhunderts aus den alten Klosterschulen in das Gymnasium übernommen, weil damals das Latein die Sprache der Wissenschaft war und die griechische Literatur eine Hauptfundgrube für realistische Kenntnisse. „Man mußte damals (d. h. also am Anfang des XIX. Jahrhunderts) diese Sprachen beherrschen, da fast keine andere Literatur zugänglich war, als die der Griechen und Römer und die Schriften der alten Kirchenväter. Heute ist die Bedeutung der alten Sprachen verschwunden, ein anderer Geist umgibt uns, an die Stelle der toten sind die lebenden getreten." Also am Anfang des XIX. Jahrhunderts waren die lebenden Sprachen noch nicht an die Stelle der toten getreten und noch kein anderer Geist als der der Alten umgab die damals Lebenden! An einer anderen Stelle der Eingabe heißt es, daß ihre Verfasser grundsätzlich die griechische Sprache höchstens noch als Bedingung für die

* Vortrag, gehalten bei der konstituierenden Versammlung des „Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums".

Studien der Theologie und der klassischen Philologie gelten lassen. In diesem Wörtchen „höchstens" verrät sich der ganze Haß der Verfasser gegen die griechischen Studien. Es ist das höchste Zugeständnis, zu dem sie sich allenfalls noch aufschwingen können, daß von den Theologen Kenntnis der griechischen Sprache gefordert werde. Besser wäre es, auch bei ihnen darauf zu verzichten. Es gibt ja gute Übersetzungen des neuen Testaments. Das Lateinische wird nur aus taktischen Gründen vorläufig noch verschont und ausdrücklich vor der Auffassung gewarnt, als ob die Kenntnis dieser Sprache für die allgemeine Geistesbildung nötig wäre. Aus diesen Zitaten ist zu ersehen, was die Feinde des humanistischen Gymnasiums unter der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung beider Schularten verstehen. Auf Seite 16 heißt es zwar: „Wir verkennen gewiß nicht die große bildende Kraft, die das Studium der alten Sprachen auch heute noch gewährt (sic!)." Aber wir kennen diese Versicherungen und wissen, was wir davon zu halten haben. Dem Endziel, welches in der Ausrottung der klassischen Bildung aus dem geistigen Leben unseres Volkes besteht, entprechen die Forderungen, die, insolange die gegenwärtige Einrichtung der beiden Schularten noch fortbesteht, bezüglich der Zulassung der Realschulabsolventen zur Universität gestellt werden. Sie sollen nach erfolgreicher Ablegung einer Prüfung aus der lateinischen Elementargrammatik und philosophischen Propädeutik, also ohne Kenntnis des Griechischen, zu allen Universitätsstudien mit Ausnahme der klassischen Philologie und Archäologie zugelassen werden.

Ich glaube, wir können nicht entschieden genug gegen diesen Radikalismus Front machen, der den Interessen der Technikerschaft zuliebe den ganzen Betrieb der Geisteswissenschaften an den Universitäten umzugestalten strebt. Versuchen wir einmal, uns die Folgen zu vergegenwärtigen, welche die Einführung der geplanten Einheitsschule zeitigen würde. Wer noch Griechisch lernen und auf der Universität klassische Philologie und Archäologie studieren wollte, der könnte erst auf der Universität mit dem Griechischen beginnen. Viele würden sich zu diesem Wagnis schwerlich finden, vielleicht einige wohlhabende Leute, die auf die akademische Karrière lossteuern. Aber diesen wenigen Leuten würde sehr viel Arbeit zufallen. Die Hörer der Geschichte würden nur noch mittlere und neuere Geschichte wissenschaftlich studieren können. Die Kenntnis der alten Geschichte aus den Quellen würde nur noch bei den Philologen zu finden sein. Die Einheitlichkeit der Geschichtswissenschaft würde zerrissen werden. Der Schulunterricht in der alten Geschichte würde erstarren und verknöchern. In der Geschichte des Mittelalters würde die byzantinische Geschichte keine Pflege mehr finden. In der Philosophie wäre es auch vorbei mit der Beherrschung der ganzen Philosophiegeschichte. Die Philosophie der Griechen würde den Philologen zufallen; ich meine die Forschung. Denn Philosophieprofessoren, die aus den Quellen etwas von alter Philosophie wüßten, würde es bald nicht mehr geben. In der historischen Geographie würde die Geographie des Altertums ausfallen, wenn sich nicht die Philologen ihrer annähmen. Die Kunstgeschichte würde auch in der Mitte durchgerissen. Der Hörer dieses Faches würde den Vorlesungen

des klassischen Archäologen nicht mehr folgen können, wenn sich dieser nicht zu populärer Vortragsweise bequemte. Und nun gar die andern Philologen, der Germanist, der Slawist, der Indologe? Erst kürzlich hat ein hervorragender Germanist, Professor Röthe in Berlin, in einem ausgezeichneten Vortrag, den er im dortigen Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums hielt, die Bedeutung des Hellenismus für die deutsche Philologie geschildert. In der slawischen Philologie steht es um kein Haar anders. Für die Indologie verweise ich auf die Rede, die Oldenberg auf der Hamburger Philologenversammlung gehalten hat. Die vergleichende indogermanische Sprachforschung sieht im Griechischen eine ihrer Hauptstützen. Die Romanisten und Anglizisten zeigen sich zwar jetzt zum Teil griechenfeindlich, weil ihre berechtigten Ansprüche im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums nicht berücksichtigt sind. Aber sie würden bald den Schaden fühlen, wenn die griechischen Studien infolge der Einführung der Einheitsschule abstürben. Von den theologischen Fakultäten will ich nicht reden. Woher aber sollte der römische Rechtshistoriker Nachwuchs bekommen für seine aus griechischen Quellen schöpfenden Studien, z. B. über das Reichsrecht des Ostens? Und will vielleicht die Staats- und Gesellschaftswissenschaft künftig Verzicht leisten auf den in der Überlieferung des Altertums ruhenden Schatz politischer und sozialer Erfahrungen? Doch ich will lieber alle diese Einzelheiten in dem Satz zusammenfassen, daß alle Wissenschaften, die an unsern Universitäten gelehrt werden, mit Ausnahme der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Medizin, die Erfahrungsgrundlage der Kulturgeschichte brauchen, und daß man in der Geschichte unserer europäischen Kultur nirgends bis zu den Anfängen vordringen kann, die doch der belehrendste Teil jeder Entwicklung sind, ohne die Kenntnis des Griechischen. Man nenne mir ein Fach, das zu so vielen andern Wissenschaften Beziehungen hat wie das Griechische.

Doch ich will jetzt den Standpunkt des „Brauchens“ und der Berufsvorbildung verlassen, der bei der Einrichtung einer Mittelschule nicht allein maßgebend sein darf. Die Aufgabe der Mittelschulen ist keineswegs nur die Vorbildung für das Studium an Hochschulen. Sie hat ein viel höheres und idealeres Ziel, nämlich, ihre Schüler durch die gleichmäßige Entwicklung aller seelischen Kräfte zu Menschen zu machen. Die Mittelschule hat ihr eigenes, selbständiges Bildungsideal. Sie darf sich nicht zur Dienerin der Hochschule erniedrigen. Sie hat das Recht und die Pflicht, Dinge zu lehren, die kein Fachmann als Fachmann, wohl aber jeder Mensch als Mensch brauchen kann. Keinem Juristen, Theologen, Historiker fällt es ein, die auf den Erwerb mathematischer, chemischer, botanischer Kenntnisse verwendete Zeit deswegen für verlorene Zeit zu halten, weil er als Fachmann in seinem Beruf selten oder nie in die Lage kommt sie zu verwerten. Warum gibt es Techniker, Mathematiker, Naturforscher, welche die dem Studium der Alten gewidmete Zeit für verlorene Zeit halten? Hat vielleicht nur die Naturkenntnis für jeden Menschen Bedeutung, nicht auch die durch Wissenschaft vertiefte und geklärte Auffassung des Menschenlebens?

Für diese aber bildet der klassische Unterricht am Gymnasium ein brauchbares Mittel. Um dies zu zeigen, will ich zunächst seine Stellung im Gesamtlehrplan charakterisieren.

Schon der Organisationsentwurf für die Gymnasien in Österreich vom Jahre 1849 spricht es aus, daß der Schwerpunkt des gymnasialen Unterrichtssystems künftig nicht mehr in dem Unterricht in den beiden klassischen Sprachen liegen solle, sondern in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände aufeinander. Der Mathematik, der Physik, der Naturkunde, der Geographie wurde der ihrer Bedeutung für die allgemeine Bildung entsprechende Raum im Lehrplan eingeräumt. Die Leistungen in diesen Fächern haben seither einen Stolz der österreichischen Gymnasien gebildet und nach dieser Seite eine Überlegenheit der österreichischen Bildung über die reichsdeutsche begründet. Daß auf die geschichtlich-sprachlichen Fächer im ganzen eine größere Stundenzahl verwendet wird als auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen, beruht nicht auf einer einseitigen Bevorzugung jener, sondern auf der Einsicht, daß die rechte Ökonomie darin besteht, so viele Zeit jedem Gegenstande zu widmen, wie nötig ist, um Früchte der auf ihn verwendeten Mühe zu ernten. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß man die Früchte der Sprachkenntnis erst zu ernten beginnt, wenn man die zum Verständnis der fremdsprachigen Literatur erforderliche Fertigkeit erlangt hat. Speziell im Griechischen würde sich von der jetzt ihm gewidmeten Stundenzahl auch nicht das mindeste abdingen lassen, ohne das Ziel, die Lektüre einiger der wichtigsten Werke der griechischen Literatur, preiszugeben.

Wenn also als die Gesamtidee des gymnasialen Unterrichtssystems bezeichnet werden muß, daß Mathematik und Naturwissenschaft mit den von der Kultur der Menschheit handelnden geschichtlich-philologischen Wissenschaften gleichmäßig zu einer harmonischen Gesamtbildung zusammenwirken soll, so besteht der kulturwissenschaftiiche Unterricht aus drei, untereinander in engster Wechselbeziehung stehenden Bestandteilen: aus dem Geschichtsunterricht, aus dem Unterricht in Muttersprache und nationaler Kultur und aus dem Unterricht in Sprache und Kultur der Griechen und Römer. Keiner dieser drei Bestandteile ist entbehrlich, wenn die zu grunde liegende Idee verwirklicht werden soll. Diese Idee ist das Verständnis unserer eigenen Kultur als eines Produktes der Geschichte. Im muttersprachlichen Unterricht lernt der Schüler aus der klassischen Literatur seines Volkes den gemeinsamen Besitz an Ideen kennen, der ihn mit seinen Volksgenossen verbindet, und in der vaterländischen Geschichte wird ihm die Entwicklung vorgeführt, aus der sich der gegenwärtige staatliche und gesellschaftliche Zustand seines Volkes ergeben hat. Aber auch die weltgeschichtliche Orientierung verlangt ein Zusammenwirken von Geschichte und Philologie. Denn während die Geschichte die äußeren Ereignisse erzählt, welche das Schicksal der Völker bestimmten, kann uns nur das Sprach- und Literaturstudium in die Denk- und Empfindungsweise der Menschen einführen, die diese Schicksale erlebten. Da nun die Geschichte auf der Schule nicht in allen ihren Teilen von philologischem Unterricht begleitet werden

kann, so müssen wir *eine* Epoche zu solcher vertiefenden Behandlung auswählen. Der Lehrplan des humanistischen Gymnasiums wählt nun als kulturhistorisches Paradigma die griechisch-römische Kultur. Diese Wahl ist von dem Bestreben geleitet, bis auf die Wurzeln und Quellen der Kulturentwicklung zurückzugehen, die sich in dem Leben nicht nur unseres eigenen Volkes, sondern auch aller übrigen zivilisierten Völker Europas fortsetzt. Tardi ingenii est, rivulos consectari, fontes rerum non videre. Wir machen einen weiten Umweg, wir führen den Schüler weit hinweg vom Jetzt und Hier — aber dafür führen wir ihn auch zu den Anfängen, von denen aus alles Folgende begriffen werden kann, zu einfachen Zuständen, in denen sich ihm die Naturformen des Menschenlebens rein und durchsichtig zeigen, aus denen ihm ein ursprüngliches, geniales Schaffen quellfrisch entgegensprudelt. In dem Jugendquell der Menschheit lassen wir die Jugend baden. Hier können wir dem Schüler noch das übersichtliche Gesamtbild eines Volkslebens zeigen, in dem sich die menschlichen Bedürfnisse und Kräfte in klaren, dem jugendlichen Geist verständlichen Formen entfalten.

Im Geschichtsunterricht der Mittelschule verhält sich der Schüler überwiegend rezeptiv. Er hat eine Menge von Namen, Daten, Tatsachen seinem Gedächtnis einzuprägen; er reproduziert das fertige Bild der geschichtlichen Vorgänge, das ihm sein Lehrbuch oder der Vortrag des Lehrers übermittelt. Dagegen ist die Lektüre der alten Klassiker ein geschichtliches Quellenstudium, bei dem der Schüler *selbst* mit den Denkmälern des Altertums in Berührung tritt und sich durch eigene Tätigkeit, wenn auch zunächst nur für ein enges Gebiet, geschichtliche Einsicht erwirbt. Wer die alten Autoren liest, der bekommt von der Wirklichkeit des antiken Lebens und von dem Denken und Empfinden der antiken Menschen eine unmittelbare Anschauung, die für ihn Gegenstand eigenen Nachdenkens und Urteilens werden kann. Jede moderne Geschichtsdarstellung zeigt die Vorgänge und Verhältnisse immer nur so, wie sie sich in einem einzelnen modernen Geiste gespiegelt haben. Sie verhält sich zu dem Studium der Quellenschriften wie eine geographische Karte zu einer Studienreise ins Ausland.

Diese selbstforschende Art der Beschäftigung mit den Erzeugnissen einer fremden, fernen Geisteswelt hat einen hohen, allgemein erziehlichen Wert und einen speziellen Wert als die beste Vorschule aller geisteswissenschaftlichen Arbeit. Der allgemein erziehliche Wert besteht darin, daß man Erzeugnisse einer fremden, von der eigenen ganz abweichenden Denk- und Empfindungsweise aus ihren Voraussetzungen verstehen und in ihrer relativen Berechtigung anerkennen lernt. Ich sage wohl nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß dieses Vermögen für jedes Wirken von Mensch zu Mensch eine der wichtigsten Voraussetzungen bildet. Es ist aber auch das Grundelement aller auf das Menschenleben sich beziehenden wissenschaftlichen Arbeit. Insoferne bildet dieser Unterricht eine unvergleichliche Vorschule für alle Geisteswissenschaften. Ein Mensch, der gelernt hat, die Größe der antiken Helden und Dichter zu verstehen, obgleich diese Männer gar nicht groß und bewunderungswürdig wären, wenn sie

das, was sie getan, geredet und geschrieben haben, gestern und vorgestern für uns getan, geredet und geschrieben hätten, der hat ein neues, helles Auge für die Welt, die ihn umgibt, der hat geschichtlichen Sinn erworben. Man kann natürlich diesen neuen Sinn am besten und am leichtesten an der Betrachtung einer Geschichtsepoche gewinnen, die abgeschlossen hinter uns liegt und deren Gegensätze und Kämpfe in uns keine direkte und persönliche Willensstrebung und Parteinahme auslösen. Wenden wir das so in objektiver und unparteiischer Betrachtung menschlicher Bestrebungen geschulte Geistesauge hernach wieder dem aktuellen Leben zu, so wird uns vielleicht die schwerere Aufgabe gelingen, auch diese von einem höheren Standpunkt aus anzusehen.

Aber, so wird man einwenden, zugegeben, daß die Bekanntschaft mit den alten Klassikern so hohen Bildungswert besitzt, muß man, um ihn an sich zu erfahren, erst mit großem Aufwand an Zeit und Kraft Griechisch und Latein lernen? Genügt es nicht, die Werke der Klassiker in guten Übersetzungen zu lesen? Wird der Schüler nicht ein vollständigeres und reicheres Bild vom Altertum haben, wenn er viele Schriften der Alten in Übersetzungen mit leichtem und schnellem Verständnis, als wenn er wenige mühsam und, bei seiner mangelhaften Sprachkenntnis, ohne volles Verständnis gelesen hat? Wir pflegen auf diesen Einwand zu erwidern: für den, welcher nicht in der Lage ist, die Originale zu lesen, hat der Gebrauch von Übersetzungen immerhin einen gewissen Wert. Auch mag der Anfänger, dem die Lektüre der Originale noch langsam von statten geht, neben den Originalen zu breiterer und schnellerer Orientierung Übersetzungen verwenden, aber er muß sich dabei immer bewußt bleiben, daß selbst die besten Übersetzungen ihn nicht mit dem Denken und Fühlen des Autors in unmittelbare Berührung bringen. Dies gilt keineswegs nur für die griechischen und römischen Schriftsteller, aber doch für sie in ganz besonderem Maße, weil die antiken Sprachen von den modernen zu stark in semasiologischer und in syntaktischer Beziehung abweichen, um ein Übersetzen zu ermöglichen, das mit dem Inhalt zugleich auch die stilistische Form wiedergibt. Auf Schritt und Tritt ist der Übersetzer genötigt, bald dem Inhalt einen Teil der Form, bald der Form einen Teil des Inhalts zu opfern. Die Übersetzung muß, wenn sie den ästhetischen Gesamteindruck des Originals wiederzugeben versucht, notwendig zu Surrogaten greifen und zur freien Kunstleistung werden. Versucht sie dagegen buchstäblich und wörtlich treu zu sein, so kommt in der Regel ein Zerrbild heraus, das zwar im einzelnen und unwesentlichen, aber nicht im ganzen und wesentlichen das Original wiedergibt. In beiden Fällen ist die Übersetzung irreführend und in diesem Sinne hat ein großer Philologe gesagt: „Die Übersetzung ist der Tod des Verständnisses". Es ist hiernach klar, daß Übersetzungen keine ausreichende Unterlage für jene vertiefende Betrachtung der antiken Schriftwerke bieten können, durch die ihre Lektüre erst bildend wird. Sowie wir, von der Übersetzung ausgehend, weitere Schlüsse über die Umwelt zu ziehen versuchen, aus der das Werk stammt, laufen wir Gefahr, durch zufällige Eigentümlichkeiten der

Übersetzung irregeführt, zu falschen Schlüssen verleitet zu werden. Jene kulturhistorische Interpretation, durch die wir in der Lektüre ein Stück Altertum selbst erleben, durch welche die Lektüre zu einer Vorschule geisteswissenschaftlicher Arbeit wird und überhaupt das Verstehen fremden Geisteslebens fördert, kann nur an den Originalen geübt werden. Ein antiker Text läßt sich nicht übersetzen, wie man ein Rechenexempel auflöst. Es gibt nicht eine richtige Übersetzung, wie es eine richtige Lösung des Exempels gibt. Übersetzen ist vielmehr eine künstlerische Tätigkeit, das Nachbilden eines künstlerischen Gebildes in einem anderen Stoff. Darin liegt seine pädagogische Bedeutung. Der wissenschaftliche Wert des Übersetzens ist sehr gering. Vom Standpunkt der Wissenschaft ist wirklich die Übersetzung der Tod des Verständnisses. Aber als Kunstleistung ist Übersetzung möglich und berechtigt und setzt als solche mannigfaltige Kräfte unseres Geistes in Bewegung. Werden diese Übungen richtig geleitet, so steigern sie das sprachliche Können auch in der Muttersprache. Doch ich wollte zunächst nur zeigen, wodurch sich die Lektüre der Originale von der der Übersetzungen unterscheidet. Nicht die Übersetzungen, sondern nur die Originale erwecken dem empfänglichen Sinn der Jugend Ehrfurcht, wenn sie von feiner und kundiger Hand an sie herangeführt wird. Der Schüler sieht sich dann ehrwürdigen Denkmälern des Altertums gegenüber, die, genau so wie ihm, Millionen von Menschen im Laufe der Jahrhunderte vorgelegen haben. Er versucht sie in den Worten der eigenen Muttersprache nachzubilden und er fühlt dabei, wenn der Lehrer gut ist, das Unzureichende seines und jedes ähnlichen Versuches. Er fühlt, daß er einer Tiefe gegenübersteht, die er nicht ausschöpfen kann. Er fühlt es umsomehr, wenn ihn sein Lehrer angeleitet hat, den alten Text nicht als ein abgerissen schwebendes Gebilde, sondern als eine Welle im Strom der Menschheitskultur aufzufassen, die an andere Wellen sich anschloß und wieder in anderen Wellen sich fortsetzte — Wellen desselben ewigen Elementes, das auch unsere Seelen durchflutet. Hierdurch erst gewinnt das Bild Tiefe, man schaut hinein, wie über eine weite Meeresfläche. In dieser Beschäftigung verbindet sich also zergliedernde Verstandesarbeit mit dem Schauen der Phantasie, wissenschaftliches Erkennen mit ästhetischem Fühlen, verstehendes Empfangen mit künstlerischem Nachschaffen; und über dem allen steigen in der empfänglichen Seele des Knaben Gedanken auf, die sein ganzes Verhältnis zur Umwelt verändern, eben die Gedanken, die den geschichtlichen Sinn ausmachen.

Der geschichtliche Sinn aber ist die Versöhnung von Idealismus und Realismus. Die Geschichte lehrt uns, daß jedes heilsame Schaffen nur in dem Formen eines gegebenen Stoffes besteht; das Gegebene mit nüchternem Realismus auffassen zu können, das ist die eine Bedingung heilsamen Schaffens, die andere besteht darin, daß man die ewigen Ideale der Menschheit, die man als inneren Kern alles Geschehens in der Geschichte kennen lernt, als Leitstern ewählt. Aus der Projektion des ewig fernen Ideals auf die Wirklichkeit ergibt sich die Erkenntnis der wahren praktischen Ziele und das richtige Handeln. Nur aus dem unmöglichen wird das

mögliche Gute destilliert. Alle geschichtlichen Werturteile beruhen auf dieser Grundanschauung. Wir fragen immer nur, in welchem Maße ein Staatsmann, ein wissenschaftlicher Forscher, ein Dichter oder Künstler das für ihn nach Zeit und Umständen erreichbare Gute oder Schöne erstrebt und verwirklicht hat. Durch geschichtliche Bildung soll nun unsere Jugend lernen, ihr eigenes Handeln so einzurichten, daß es, mit dieser Wage gewogen, nicht zu leicht befunden wird. Der so Gebildete hat Achtung vor dem Bestehenden, aber er weiß auch: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage". Ich eigne mir hier gerne die Worte von Theodor Gomperz an „daß der historische Sinn, seine Stärkung und Ausbildung, die einzige für Menschen erreichbare Gewähr bietet gegen sinnlose Zerstörungssucht sowohl, als gegen sinnlose Erhaltungssucht. Wir sind immer in Gefahr, das zurzeit Geltende einmal für ein Alleingültiges, ein andermal für ein Erzeugnis bloßer Willkür zu halten, solange uns nicht der Einblick in den geschichtlichen Werdeprozeß das Heilmittel gegen diese zwei Hauptkrankheiten des menschlichen Geistes in die Hand gespielt hat". Unmöglich kann also ein in diesem Sinne Gebildeter andere Formen der Bildung geringschätzen, die ebenfalls zu tüchtigem Schaffen befähigen; er weiß vielmehr, daß seine Bildung ihn nur zum Organ für bestimmte Funktionen des Gesellschaftskörpers machen sollte, der außerdem noch viele andere Organe braucht. Das Wahnbild einer an sich besten Bildung, auf die alle gleichen Anspruch haben, und das aus diesem Wahn entspringende Phantom der Einheitsschule kann ihn nicht beirren. Unmöglich kann in ihm ein Bildungsdünkel aufkommen, der ihn von anderen Teilen seines Volkes trennt, unmöglich der dem Halbgebildeten eigene Gegenwartsdünkel, wie wir es doch seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts oder noch ferneren und barbarischeren Zeiten so herrlich weit gebracht haben.

Ich habe bisher gezeigt, wie der philologische Unterricht in Verbindung mit dem Geschichtsunterricht zur Erzeugung geschichtlicher Bildung zusammenwirkt. Es bleibt mir noch zu zeigen, daß zu diesem Zweck der Lateinunterricht allein nicht ausreicht. Der griechische und der lateinische Unterricht bilden eine pädagogische Einheit, weil ihr Gegenstand eine geschichtliche Einheit bildet, nämlich, jene im wesentlichen einheitliche griechisch-römische Kultur, die in den letzten Jahrhunderten des Altertums bestand und die Grundlage der modernen Entwicklung bildete. Mit Ausnahme von Recht und Staat haben ja die Römer die ganze höhere Geisteskultur von den Griechen übernommen. Mag also auch das Latein mehr praktische Vorteile bringen, von unserem Standpunkt ist das Griechische die Hauptsache, weil bei dem griechischen Volke die Wurzeln für alle Seiten unserer heutigen Kultur liegen. Von dem griechischen Untergrunde losgetrennt, würde die römische Literatur den besten Teil ihres Bildungswertes einbüßen, weil der Schüler den Prozeß der Amalgamierung römischen und griechischen Wesens, aus dem die römische Literatur hervorgegangen ist, nicht mehr begreifen könnte und zu dem ursprünglichen genialen Schaffen der Hellenen in Kunst, Poesie, Wissenschaft und Philosophie nicht mehr vordringen würde.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die heute herrschende Schulverdrossenheit gerade gegen das Griechische ihre Spitze richtet. Als ich das Gymnasium besuchte, waren die besten unter meinen Schulkameraden darin einig, daß sie dem Studium der griechischen Sprache und Literatur mehr als dem Latein für ihre Bildung verdankten. Besonders waren wir uns der Förderung unseres literarischen Geschmacks durch das Studium der Griechen bewußt. Ich habe viele Männer gekannt, die als Offiziere oder Ärzte in ihrem Beruf das Griechische nicht brauchten, und deren Augen doch noch leuchteten, wenn sie an die Homer- oder Sophokleslektüre ihrer Schulzeit zurückdachten, und γουνοῦμαί σε, ἄνασσα oder πολλὰ τὰ δεινά rezitierten. Es waren freilich wohl altmodische Leute und die realistisch gebildete Jugend von heute wird über solche harmlose Freuden den Kopf schütteln. Was beweist schließlich so ein alter Vers und was nützt er? Uns aber war die schwere, gedankentiefe Kürze des Thukydides und der donnernd daherbrausende, leidenschaftliche Redestrom des Demosthenes, uns war Platons hochidealer Gedankenflug, uns war des Sophokles unter edler Stilisierung fast versteckte Seelenmalerei und der hochaufgetürmte Wortpomp äschyleischer Diktion, uns waren alle diese Dinge Erfahrungen, die wir nicht hätten missen mögen, und wenigstens als allgemeine Formen ein dauernder innerer Besitz. Wenn die heutige Jugend anders empfindet, liegt das vielleicht daran, daß inzwischen X-Strahlen und Radium entdeckt worden sind und die Maschinentechnik bedeutende Fortschritte gemacht hat?

Indem man uns diese ehrwürdigen Werke des Altertums verstehen und genießen lehrte, hatte man uns den Sinn für das unvergänglich Schöne aller Völker und aller Zeiten erschlossen. Wie arm an literarischen Freuden ist der nicht in diesem Sinne Gebildete, der sie ausschließlich aus der Modeliteratur seiner eigenen Zeit zu schöpfen versucht; wie reich an erlesenen Freuden wird man plötzlich, wenn man die Fähigkeit erworben hat, auch das Schöne der Vergangenheit zu genießen und den Geist fremder Völker und ferner Zeiten zu verstehen! Dazu braucht man ein neues helles Geistesauge, wie es uns die klassische Bildung gibt. Für den Gegenwartsmenschen ist alles veraltet mit Ausnahme des Allerneuesten. Für ihn ist Schiller und Goethe im Grunde nicht minder veraltet als Homer und Pindar, als Äschylus und Sophokles. Denn, er lebt dem Tage und sieht nur das Vergängliche, während der in unserem Sinne Gebildete in einem Garten wandelt, der von unvergänglichen Blumen prangt. Er hat ja das helle Geistesauge, mit dem man durch die Hülle des Vergänglichen hindurch das Unvergängliche schaut. Der Gegenwartsdünkel hat die Nachtansicht, er die Tagesansicht der Welt. Er sieht Jugend und blühendes Leben, wo der andere nur Totengebeine und staubige Scharteken sieht. Ich will damit nicht ein weichliches Ästhetentum als Krone der Bildung verherrlichen. In dieses verfällt immer nur der, welcher die Kunst losgelöst aus dem Zusammenhange des wirklichen Lebens betrachtet und über der Form den Gehalt vergißt. Das Beste am Literaturstudium ist nicht das ästhetische Genießen, sondern die Vertiefung und Bereicherung unserer Erkenntnis des menschlichen Lebens.

Hier handelt es sich also doch wohl um Dinge, die ihren Wert ganz in sich selber tragen und vor denen die Frage „was nützt es?" verstummt. Man hört jetzt oft Männer der verschiedensten Berufe die einzelnen Gegenstände des Mittelschulunterrichtes nach ihrem Wert für ihre eigene Berufstätigkeit abschätzen. Dies brauchen wir, jenes brauchen wir nicht. Nun ist es ja klar, daß der Mathematiker von dem erlernten Griechisch und Latein in seiner wissenschaftlichen Arbeit ebensowenig Gebrauch macht wie der Jurist in der seinen von der Integralrechnung. Aber wohin kämen wir mit unserer allgemeinen Bildungsschule, wenn wir diesen Gesichtspunkt dem Bau des Lehrplanes zu grunde legten? Wir könnten nur noch, wie ein geistreicher Schriftsteller jüngst gesagt hat, Lesen und Schreiben und die vier Spezies lehren. Wenn irgend etwas in der Welt, trägt wissenschaftliche Arbeit und Erkenntnis, naturwissenschaftliche wie geschichtliche, ihren Wert ganz in sich selbst, und so dankbar wir den aus ihr entspringenden Nutzen im gewöhnlichen Wortverstande in Empfang nehmen, schätzen wir doch die Wissenschaft keineswegs nur um dieser Nützlichkeit, sondern auch um ihres immanenten Wertes willen. Die Schätzung des Wissens um seiner selbst willen ist, wie schon Aristoteles sagt, der menschlichen Natur eingeboren und spricht sich bei dem einfachen Mann aus dem Volke oft reiner aus als bei den sogenannten Gebildeten. Aber in der Seele des wahrhaft Gebildeten muß dieser natürliche Keim vollständig ausgebildet und entwickelt sein. Er muß die Wonne der reinen, von jedem selbstischen Interesse freien Betrachtung gekostet und zu einem Bestandteil seines Innenlebens gemacht haben. Sonst hat er die Höhe der Menschlichkeit noch nicht erklommen. Wir Freunde des humanistischen Gymnasiums meinen daher, daß es dem griechischen Unterricht nur zur Empfehlung gereicht, wenn er der gemeinen Nützlichkeit entbehrt und durch Entwicklung eines selbstlosen Interesses die Seelen der Zöglinge adelt. Wir glauben, daß zu einem ganzen und vollen Menschenglück das Glück der reinen Betrachtung ebenso unentbehrlich ist, wie das Glück der Tat.

Nach alledem möge man sich ein Urteil bilden, ob es ein so großer Vorteil für die Gesamtkultur wäre, wenn, nach dem Wunsche der Technikerschaft, der Geist der klassischen Bildung stürbe. Wir Freunde des humanistischen Gymnasiums möchten ihn als ein Element der allgemeinen Bildung erhalten sehen. Wir erkennen jede Schule, die ein klar erfaßtes Bildungsziel in zweckmäßiger Weise zu verwirklichen sucht, als dem Gymnasium gleichberechtigt an. Aber wir fordern dieselbe Anerkennung von den Gegnern für unser Bildungsideal. Bildungstypen, die wir als gleichberechtigt und ebenbürtig anerkennen, sind darum noch nicht gleichwertig in dem Sinne, daß der eine ohne Schaden für die Gesamtkultur den andern ermorden und seine Erbschaft antreten kann. Die Einheitsschule aber wäre der Tod der klassischen Bildung. Diese ist darum noch nicht veraltet, weil hunderte von Schriftstellern etwas Neues und scheinbar Besseres theoretisch zu ersinnen und auf dem Papier zu verteidigen vermögen. Sie wird erst dann als veraltet gelten dürfen, wenn eine auf andern Prinzipien aufgebaute Schule sich als gemeinsame

Vorbereitungsanstalt für alle wissenschaftlichen Berufe praktisch in jeder Hinsicht überlegen gezeigt hat.

Obgleich wir nun in diesem Sinne für die Erhaltung der Grundlagen des humanistischen Gymnasiums eintreten, sind wir doch keineswegs gewillt, uns bei dem jetzigen Zustand des Gymnasiums zu beruhigen. Vielmehr wird die Frage aufzuwerfen sein, ob der klassische Unterricht in seiner jetzigen Form wirklich immer das leistet, was seine Bestimmung ist. Als wahre Freunde des humanistischen Gymnasiums können wir uns nur bewähren, indem wir dieser Frage näher treten. Das aber muß der weiteren Tätigkeit unseres Vereines vorbehalten bleiben.

Zur Revision des deutschen Shakespearetextes.

Von Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Bedeutende Übersetzer sind ebenso selten wie gottbegnadete Dichter, und nur ausnahmsweise gelingt die vollkommene Einbürgerung des Ausländers in unser Geistesleben. Die deutsche Literatur weist in ihrer ganzen Geschichte nur wenige solcher Werke auf: Luthers Bibel, Vossens Homer, Tiecks Don Quichotte, Herders Cid, Bodenstedts Mirza Schaffy und — die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung, deren Revision in letzter Zeit viel besprochen wurde. Das Erscheinen dieses Werkes zählt mit unter die Großtaten unserer klassischen Dichtungsperiode, und sein Eindruck war so mächtig, daß es alle früheren Shakespeare-Übersetzungen vergessen machte und daß alle späteren Versuche, Schlegel-Tieck zu verdrängen, mißlungen sind.

Als diese berühmte Übersetzung erschien, war Shakespeare kein Fremdling mehr in Deutschland. Die Dramen des großen Briten hatten das erste Mal bereits zu dessen Lebzeiten durch Vermittlung wandernder englischer Schauspielertruppen den Weg zu uns gefunden; aber mit den Interpreten verschwanden auch sie aus dem Gedächtnis unserer Vorfahren, und von einem Einfluß Shakespeares auf die deutsche Literatur war damals nicht die Rede. Noch im Jahr 1740 scheint Bodmer von „Saspar", wie er ihn nennt, nicht viel mehr gewußt zu haben, als daß er den „Sommernachtstraum" schrieb. Ein Jahr später erschien die erste regelrechte Verdeutschung eines Shakespeareschen Dramas, des preußischen Staatsministers C. W. von Borck Übersetzung des „Julius Cäsar" in gereimten Alexandrinern. In dem Deutschland Friedrichs des Großen konnte man sich für den „trunkenen Wilden", der nach Voltaires Urteil, „nicht die leiseste Spur von gutem Geschmack noch auch die geringste Kenntnis der Regeln besaß", nicht erwärmen. Erst Lessing wagte es, der herrschenden Strömung zum Trotz, den Deutschen anstatt des vielgepriesenen Corneille die angeblich regellosen Schöpfungen Shakespeares als nachahmenswerte Muster zu empfehlen, und er fand lebhafte Zustimmung im Chore der deutschen Dichter jener Zeit. Herder, Nicolai, Gerstenberg, Bürger, Voß, Lenz, Klinger, Maler Müller und viele andere, die in den Tagen des „Sturmes und Dranges" urwüchsige Genialität der formgerechten Schönheit vorzogen, stimmten ihm zu, und der junge Goethe feierte in seiner Rede „zum Shakespearetag" (1771) den »Will of all Wills« in begeisterten

Worten. Die praktische Seite dieser Verehrung offenbarte sich im „Götz von Berlichingen". Aber noch lange Zeit später hat er „Romeo und Julia" für die Weimarer Bühne bearbeitet, während Schiller den „Macbeth" in eine Tragödie seines Geistes umzuwandeln versuchte.

Einer aus dem Kreise der Weimarer Großen ging auch zuerst daran, den Deutschen eine vollständige Übersetzung der Dramen Shakespeares zu geben — Wieland. Dem Dichter des „Oberon", dem Verfasser so mancher leichtgeschürzten, komischen Erzählung war wohl eine gelungene Wiedergabe der Lustspiele zuzutrauen, für die Übersetzung der Tragödien war er schwerlich der richtige Mann. Seine Verdeutschung, welche 1762—1766 in 8 Bänden erschien, enthielt auch nur 22 Stücke. Anläßlich ihres Erscheinens meinte die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (I., 1., 300), man sollte einen Mann wie Shakespeare von Rechts wegen gar nicht übersetzen. Nicht, daß man den englischen Dichter so sehr unterschätzte, aber man verzweifelte an dem Widerstande, welchen seine Originalität dem Übersetzer entgegenbringt und fürchtete, daß der Shakespeare-Nachahmungen in der Folge kein Ende sein werde. Den Wielandschen Torso vervollständigte J. J. Eschenburg (in 12 Bden. Zürich 1775—77; 2. umgearb. Ausgabe 1798—1806), so daß nun das Gesamtschaffen Shakespeares in deutscher Sprache vorlag. Die Wieland-Eschenburgschen Übersetzungen legte Friedr. Wilh. Schröder seinen Bühnenbearbeitungen Shakespearescher Dramen zu grunde und erzielte mit diesen bedeutende Erfolge, die allerdings zum Teil auf Rechnung seiner Schauspielkunst zu setzen waren.

So stand es um die Kenntnis Shakespeares in Deutschland, als August Wilhelm von Schlegel dem Dichter seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begann. Die ersten Anfänge seiner Übersetzertätigkeit reichen in die Zeit seiner Bekanntschaft mit Gottfried August Bürger in Göttingen zurück. Gemeinsam mit Bürger, de[illegible] auch eine nicht ganz mißlungene Übersetzung des „Macbeth" verdanken, übersetzte S[illegible] 1788/89 am „Sommernachtstraum". Die ersten Proben seiner Übersetzungen aus verschiedenen Dramen erschienen in der Folge in Schillers „Horen". Im vierten Stück des Jahres 1796 legte er unter dem Titel „Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters" die Grundsätze dar, welche ihn bei seiner Arbeit leiteten. Diese wurde in den folgenden Jahren eifrig gefördert, und 1797—1810 erschienen in Berlin 9 Bände von Schlegels deutschem Shakespeare. Dieselben enthielten im ganzen 17 Stücke, darunter sämtliche Königsdramen, einige Tragödien wie „Julius Cäsar" und „Hamlet" und auch einige Lustspiele wie den „Sommernachtstraum" und den „Kaufmann von Venedig". Obwohl Schlegel erst 1845 starb, hat er sich nicht veranlaßt gesehen, auch die noch übrigen 19 Stücke zu übersetzen. Die Vollendung des Unternehmens nahm Ludwig Tieck auf sich (9 Bde., 1825—33), der jedoch die Arbeit des Übersetzens seiner Tochter Dorothea und dem Grafen Wolf Baudissin überließ, und nur als Leiter und Organisator tätig war. Dorothea und Graf Baudissin entledigten sich ihrer Aufgabe aber durchaus nicht zur Zufriedenheit sachkundiger Leser, und ihre Übersetzungen unterscheiden sich sehr zu ihrem Nachteile von den Schlegelschen.

Wer heute eine so alte Shakespeare-Übersetzung beurteilen will, darf jedoch an diese nicht den Maßstab anlegen, der für eine Neuerscheinung in Betracht käme. Es ist zu bedenken, daß es eine Shakespeare-Forschung in unserem Sinne damals nicht gab und daß die größten Fortschritte auf textkritischem Gebiete erst nach Schlegel und Tieck ge-

macht wurden. Es wäre auch für uns mehr als beschämend, wenn wir unseren Shakespeare heute nicht viel besser verstünden, als seinerzeit Schlegel und Genossen. Den Übersetzern standen damals nur sehr bescheidene Hilfsmittel zu Gebote. Es gab keine kritischen Ausgaben, die Kommentare und Wörterbücher waren unverläßlich und unzulänglich, und die zahlreichen unklaren Stellen des Textes gaben dem Übersetzer ebensoviele Rätsel auf. Selbst die wenigen Behelfe, welche vorhanden waren, waren schwer zu erlangen. Eschenburgs für jene Zeit reichhaltige Shakespeare-Bibliothek mochte der Neid des jungen Schlegel sein, aber die Anschaffung derartiger Bücherschätze hätte leicht das Doppelte, ja Dreifache des Honorars, welches er für seine Übersetzung erhielt, verschlungen. Schlegel benützte zuerst die Ausgabe von Johnson und Steevens aus dem Jahre 1785, später die für damalige Begriffe vorzügliche von Malone (1790). Er war also noch immer viel besser daran als Wieland, der mit Warburtons Ausgabe und zwei schlechten Wörterbüchern auskommen mußte.

Aber auch wo Shakespeares Text vollkommen verständlich ist, bietet er dem Übersetzer bedeutende Schwierigkeiten. In den Jugendwerken huldigt der Dichter häufig dem in England damals modernen, italianisierenden Stil, dessen charakteristisches Merkmal eine Überladung mit Bildern, Wortspielen und schwülstigen Redewendungen ist, wozu sich bisweilen ein echt Marlowescher Schwulst gesellt. Erst in späterer Zeit weichen diese Auswüchse einer reinen, klassisch abgeklärten Ausdrucksweise, deren Präzision jedoch oft nicht minder schwer nachzuahmen ist als die Überfülle der Worte in den früheren Dramen. Da nun der Übersetzer stets darnach streben muß nicht nur jeden Vers wieder durch einen Vers, sondern oft Wort durch Wort wiederzugeben, so verstehen wir die Klagen Schlegels, daß ihm sein Shakespeare so manche schwere Stunde bereite. Die zahlreichen Änderungen in seinen Handschriften beweisen dies zur Genüge.* Schlegel hat ohne Unterlaß an seiner Arbeit gefeilt, und so ist es ihm endlich gelungen, seinen Übersetzungen eine wahrhaft klassische Form zu geben. Nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß Schlegels Übersetzungen originell seien, während sich seine Originaldichtungen wie gekünstelte Übersetzungen ausnehmen. Wenn daher Beethoven die ersten Bände des Schlegelschen Shakespeare nach der Lektüre weniger Seiten als eine verrenkte, schwerverständliche Arbeit beiseite geworfen und sie als steif, gezwungen und im Vergleiche zu Eschenburg als zu frei bezeichnet haben soll, so fällt eben das Urteil eines musikalischen Genies in dieser literarischen Frage nicht sehr ins Gewicht. Auch sind die Schlegelschen Übersetzungen nicht alle gleich vortrefflich; während „Hamlet", trotz aller Schwierigkeiten, welche er dem Übersetzer bot, noch heute, nach 100 Jahren, als vorzüglich gelten kann, findet der Krittler in „Heinrich VI.", „Wie es Euch gefällt" und anderen Schlegelschen Übersetzungen recht viel zu korrigieren. Schlegel selbst verzweifelte daran, dem Genius Shakespeares vollkommen gerecht zu werden:

„Dem Genius des großen Briten
War ich begeistert nachgeschritten,
Doch lockt' ich auf die deutsche Flur
Ein Echo seiner Worte nur."

(Werke, I., 295.)

* Siehe Michael Bernays: „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare." Leipzig 1872.



Obgleich Schlegel seinem Verleger anläßlich der 2. Auflage (1838—1841) eine Revision seiner Übersetzungen zugesagt hatte, besorgte er diese nicht; nur „enttieckt" wollte er seine Arbeit sehen, d. h. befreit von den Verbesserungen, mit welchen sie Tieck in der 1. Auflage bedacht hatte.

Vergleichen wir die unter dem Namen Tiecks figurierenden Übersetzungen mit jenen Schlegels, so macht sich ein großer Kontrast fühlbar. Wir vermissen darin Schlegels gewissenhafte Wiedergabe des Originalgedankens sowie die sprachliche Abrundung, das Ganze hat ein mehr handwerksmäßiges, weniger künstlerisches Aussehen. Falsche Übersetzungen, Unklarheiten, Stilblüten, rätselhafte Wendungen, ungelenke Verse entstellen die Werke Dorotheas und des Grafen Baudissin nur zu häufig. Dem letzteren fehlte es zwar nicht an der Sprachkenntnis und dem nötigen Formtalent, aber er besaß bei weitem nicht Schlegels Intuition, und Dorothea hatte so ziemlich nichts von alledem, was zu der Durchführung einer solchen Aufgabe unbedingt gehörte. „Ihre Sprachkenntnis," sagt Conrad, „genügt in vielen Fällen nicht, die Diktion ist häufig verworren, unklar und schwerfällig und selbst die Logik hat sie nicht selten im Stich gelassen." Unstreitig die beste unter ihren Übersetzungen ist das „Wintermärchen", am tiefsten stehen „Coriolan" und „Macbeth".

In der Folge drang die Textkritik Jahr für Jahr tiefer in das Wort und damit auch in den Geist des Dichters ein, und lichtete so manches Dunkel welches bisher darüber gelastet hatte. Schließlich nahm sich die klassische Shakespeare-Übersetzung der Deutschen aus wie ein ehrwürdiger Überrest aus einer vergangenen Epoche. Der Kenner entdeckte darin Jahr für Jahr mehr Fehler, aber das große Publikum bemerkte diese nicht, und Shakespeare schien ihm in dieser Gestalt nach wie vor gleich wunderbar. Als daher im Jahre 1864 zu Weimar die deutsche Shakespeare-Gesellschaft ins Leben gerufen worden war, mußte diese auch zu der Revisionsfrage des Schlegel-Tieckschen Shakespeare Stellung nehmen. Das Jahr 1867 brachte in dieser Hinsicht zwei Besserungsversuche: 1. Die korrigierte Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare, herausgegeben von der deutschen Shakespeare-Gesellschaft unter Leitung Ulricis; 2. Eine neue Gesamtausgabe, welche bestimmt war, Schlegel-Tieck ganz zu verdrängen; ihr Herausgeber war Bodenstedt, und unter ihren Mitarbeitern finden wir die bedeutendsten Übersetzer jener Zeit, wie Freiligrath, Gildemeister, Paul Heyse, Kurz, Wilbrandt und andere, auch Herwegh arbeitete mit („Coriolan"). Die Erwartungen, welche man von dieser Ausgabe hegte, bestätigten sich jedoch nicht, das Volk blieb seinem alten Götzen treu und kümmerte sich nicht um neue Poeten und besseres Textverständnis. Es verlangte nach wie vor nur Schlegel-Tieck. Ebenso war es nach den Aussagen erfahrener Theatermänner unmöglich, auf der Bühne neue Übersetzungen einzubürgern. Man versuchte wiederholt, ehrgeizigen jungen Schauspielern dankbare Rollen in Shakespeareschen Stücken zuzuteilen, unter der Bedingung, daß sie sie nach einer neuen Übersetzung sprächen; aber jene verzichteten lieber auf die ersehnten Triumphe, an die sie nicht glauben wollten. Man machte hier dieselben Erfahrungen wie mit den alten Operntexten von Daponte. Es schien daher geboten, weniger radikal vorzugehen, d. h. man druckte weiterhin Schlegel-Tieck und beschränkte sich auf jene nötigen Verbesserungen, welche die genaue Kenntnis und der künstlerische Geschmack unbedingt erheischten. Ein Beispiel solcher konservativer Verbesserung war die Ausgabe von Michael Bernays (12 Bde., 1871 f.),

welche auch die Handschriften zu Rate zog. Tiefer griffen die Ausgaben von Max Koch (Cotta, 1880) und von Gosche und Tschischwitz (Grote, 1889) in den Schlegel-Tieckschen Organismus ein, konnten sich jedoch auch kein rechtes Publikum schaffen. Im Jahre 1891 veranstaltete daher die deutsche Shakespeare-Gesellschaft durch ihren Vorsitzenden Dr. Oechelhäuser eine Volksausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare in einem Bande zum Preise von einem Taler. Diese fand große Verbreitung und hat heute die 30. Auflage längst überschritten.

Aber von Zeit zu Zeit tauchte immer wieder und stets entschiedener der Wunsch nach einer durchgreifenden Revision auf, durch welche die alte Übersetzung gemäß dem Stande der heutigen Wissenschaft berichtigt werden sollte. Seit im Jahre 1898 der Nürnberger Gymnasialprofessor Christian Eidam in einem Programmaufsatz eine Anzahl sinnstörender Fehler Schlegels zusammengestellt hatte, war eine Revision ziemlich unvermeidlich geworden. Andere stimmten ihm durch Wort und Tat (Fr. Th. Vischers Macbeth-Übersetzung) bei und Eidam richtete einen formellen Antrag an die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, in welchem er eine Neubearbeitung der Ulricischen Ausgabe von 1867 und deren Verbreitung in weiten Kreisen forderte. Der Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft beauftragte nun die Redaktion des Shakespeare-Jahrbuches, eine Revision des Schlegel-Tieckschen Textes zu veranlassen. Diese wendete sich zunächst (März 1901) brieflich an drei durch ihre Leistungen als Übersetzer rühmlich bekannte deutsche Dichter mit der Anfrage, was sie von der Revision eines so klassischen Werkes hielten? Die Antworten,* welche einliefen, waren in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Ludwig Fulda schrieb, ihm erscheine die Tat der Übersetzer, welchen es gelungen, aus einem fremden Dichter einen deutschen zu machen, so bewunderungswürdig, „daß alle Schwächen der Übersetzung dagegen zu einem Nichts einschrumpfen". Was bedeuteten einzelne Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten gegen den Geist des Ganzen, der sich seit Generationen als lebendiger und Leben erweckender Geist bewährt habe? Und wer wolle sich unterfangen, Texte zu verändern, die allen Deutschen, so wie sie einmal sind, von Jugend auf in Ohr und Seele klingen? Wo wir Deutschen wahrhaft lieben, da lieben wir auch die Fehler mit, selbst dann, wenn man uns überzeugt hat, daß es Fehler sind. Die Textrevision könne sich daher nur auf die Ausmerzung sinnstörender Fehler und Mißverständnisse einzelner Worte und Ausdrücke beziehen. Auch die schwächsten Übersetzungen Dorotheas will Fulda lieber erhalten als durch andere ersetzt sehen. In dem letzteren Punkt stimmt Paul Heyse mit ihm überein. Baudissin und Dorothea hätten uns den Dichter immerhin in einer unvergleichlich treueren Gestalt überliefert, als es irgend einem französischen oder italienischen Übersetzer jemals gelingen konnte. Wie oft habe man versucht, jenes zweite Wunderwerk nachschaffender Sprachgewalt, das gleichfalls von Irrtümern und Mängeln nicht frei ist, Luthers Bibelübersetzung, zu korrigieren; es sei immer ματαιοπονία** gewesen. Die zu lösende Aufgabe erheische einen Dichter, dessen Talent, Sprachgewalt, Kenntnis des Englischen und Begeisterung für die Sache über Zweifel erhaben seien. Ein solcher Mann könne mit der Arbeit leicht in 10 Jahren zu Ende kommen, ohne nebenher seine eigenen dichterischen Aufgaben zu vernachlässigen. Um den richtigen ausfindig zu machen, schlägt Heyse der Shakespeare-Gesellschaft vor, einen Wettbewerb auszuschreiben. Wil-

* Siehe Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. XXXVII. Bd. (1901), S. XXXVII ff.

** Törichte, vergebliche Arbeit.

brandt meinte, die Angelegenheit sei durch die von Bodenstedt herausgegebene Sammelübersetzung längst erledigt. Gildemeister wurde nicht um seine Ansicht gefragt, weil es von ihm bekannt war, daß er von einer Revision nichts wissen wollte.

Unter dem Eindrucke dieser Gutachten und mit Rücksicht auf den Bühnenwert der Schlegel-Tieckschen Übersetzung ließ sich der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft eines Besseren belehren. Er sah nun „die Aufgabe einer sachlichen Nachbesserung des Schlegel-Tieckschen Textes in der Hauptsache als bereits geleistet" an und erklärte sich außer stande, „eine poetische Überbietung dieser klassischen Übersetzung zu organisieren". Man könne den „gottbegnadeten Übersetzer", der dazu nötig sei, nicht aus dem Boden stampfen.

So viel stand fest, daß man Schlegel-Tieck nicht übertreffen, sondern nur schonend verbessern konnte, und mit dieser delikaten Aufgabe betraute Dr. Oechelhäuser einen Mann, der sich durch seine kritischen Arbeiten als Shakespeare-Forscher bereits eines guten Namens erfreute, und der speziell zu dieser Arbeit befähigt schien: Hermann Conrad, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde, nach Eidam einer der energischesten Verfechter der Revisionsidee, ein genauer Kenner Shakespeares und ein trefflicher deutscher Stilist, nicht ohne poetische Veranlagung.* Das Resultat von Conrads dreijähriger Arbeit liegt uns heute in der Gestalt seiner neuen, revidierten fünfbändigen Shakespeare-Ausgabe vor.** Das Werk entspricht den Erwartungen, welche man von ihm hegen durfte. Bedauerlich ist nur, daß Conrad geflissentlich vermieden hat, jene Stellen kenntlich zu machen, an welchen er von Schlegel-Tieck abweicht. Dies geschah wohl, um nicht die Erinnerung an altes, was ja vergessen werden sollte, von neuem wachzurufen. Der Fachmann weiß ja die Änderungen, wenn auch bisweilen mit einiger Mühe, zu finden, und der Laie soll nicht auf sie aufmerksam werden. Einem kleineren, gelehrten Leserkreise hat der Übersetzer in einer gleichzeitig erschienenen Schrift*** jene Stellen vor Augen geführt, bei welchen eine Änderung des Schlegel-Tieckschen Wortlautes geboten schien. Es ist Conrad unstreitig in den meisten Fällen gelungen, für den verfehlten Ausdruck seiner Vorgänger etwas Besseres einzusetzen, ohne dabei den Text mehr als nötig zu verändern. Er hat Schlegel sehr schonend behandelt und auch Baudissin und

* Von Conrads einschlägigen Arbeiten seien hier angeführt: „Grundsätze und Vorschläge zur Verbesserung des Schlegelschen Shakespeare-Textes" (Jahrb. der deutschen Sh.-Ges., XXXVIII. u. XXXIX. [1902 und 1903]); „Friedr. Vischer und Dorothea Tieck als Macbeth-Übersetzer" (Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen, CVI. Bd. [1902]); „Eine neue Revision der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung" (Preußische Jahrbücher, 111. Bd. [1903]); „Baudissin als Übersetzer Shakespeares" (Festschrift f. Adolf Tobler, Braunschw., 1905).

** W. Shakespeares Dramatische Werke. Übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Revidiert von Hermann Conrad. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (1905), 5 Bd. 8°. Auf dem Titel des Werkes vermissen wir die Worte „Im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben", welche doch entschieden darauf erscheinen müßten. Leider hat sich der Vorstand der Gesellschaft nach dem Ableben seines hochverdienten Vorsitzenden Dr. Oechelhäuser, in seiner Stellung zur Revisionsfrage nur allzusehr von persönlichen Motiven beeinflussen lassen. Man vergleiche über diese unliebsamen Vorgänge den Aufsatz von Prof. Chr. Eidam im „Fränkischen Kourier" vom 1. Nov. 1903.

*** „Schwierigkeiten der Shakespeare-Übersetzung." Erläuterung zweifelhafter Stellen von Hermann Conrad. Halle, Max Niemeyer, 1906, 155 S., Gr.-8°.



Dorothea nur korrigiert, wo es unvermeidlich war. Im „Coriolan“ und „Macbeth“ mußte freilich vieles umgeformt werden. Aber nicht nur bei Tiecks Trabanten, auch bei Schlegel fand sich manche undeutsche, unzutreffende, ja sinnlose und falsche Wendung. Verhältnismäßig leichte Arbeit hatte Conrad noch bei Sünden gegen die Regeln der deutschen Sprache, wie sie sich in den folgenden Versen Schlegels finden:

Heinrich VI. 1. Teil.

„Europa zittre ihren blut'gen Taten.“
„Nun tut den Eid, Statthalter von Paris.“
„Doch seht ihr sauer dem erbot'nen Frieden.“
„Bleibt, geht, tut was ihr wollt, ich tu' es eben“ (für ebenso).

Heinrich VI. 2. Teil.

„Lord Suffolk, ihr und ich müßt von dem Ausgang sprechen.“
„Was darf (dares), getrotzt vom falschen Suffolk, Warwick nicht?“

Romeo und Julia.

„Leb wohl! Vergessen lehrest du mir nie“
„Jeder Hund und Katze.“

Richard II.

„Die Amm' und schwang're Sproß erhab'ner Fürsten.“

Wie es euch gefällt.

„(Celias Frauen) fanden morgens früh
Das Bett von ihrer Herrin ausgeleert.“

Kaufmann von Venedig.

„Der Schelm von Jude schrie den Doge auf.“

Sturm.

„Sie macht ein beständig Gekeifel.“

u. s. f.

Bedenklicher ist es schon, wenn Schlegel den Antonius von den Tränen der Plebejer (Jul. Cäsar, III., 2., 198) sagen läßt: „Das sind milde Tropfen“ (These are gracious drops, dafür Conrad: „Himmelstropfen“). In „König Heinrich IV.“ (Teil II, 4., 1) sagt der Prinz zu Poins: »Hed prithee, come out of that fatroom«, was Schlegel mit „Komm' aus der fettigen Stube“ übersetzte. Gildemeister schrieb: „schmierigen Stube“. Das Richtige ist: „Komm' aus dem Faßraum“. Die Bezeichnung Falstaffs (ebenda, II., 4., 495) als »Trunk of humours« bedeutet nicht, wie Schlegel meinte, „Kasten voll wüster Einfälle“, sondern „Flüssigkeitsbehälter“. Wenn Lady Percy (ebenda, III., 1., 232) ihrem Gatten eine Äußerung mit »Go, ye giddy goose« verweist, so übersetzt Schlegel gewiß mit wenig Geschmack: „Geh' mir, du wilde Gans“ (dafür Conrad: „Alberner Narr“). Man vergleiche aber in Wagners „Parsifal“ (1. Akt, Schluß) die Worte des Gurnemanz: „Und suche dir Gänser die Gans“, welche bei Wolfram von Eschenbach (Ed. Simrock 247, 26) ihr Vorbild haben („Der Sonne Haß sollt Ihr tragen, Ihr seid eine Gans!“)

Schwierig wird die Sachlage, wenn ein unrichtiger Ausdruck des Übersetzers im Deutschen große Popularität erlangt hat, wie solches im „Hamlet“ wiederholt zu kon-

statieren ist. Conrad hat auch in derartigen Fällen der Wahrheit die Ehre gegeben, aber es ist sehr fraglich, ja wir halten es für ausgeschlossen, daß es gelingen werde, dem besseren Verständnis den Sieg über eingewurzelten Irrtum zu verschaffen.
In den häufig zitierten Versen:

„Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit
Nur an meiner Liebe nicht."

(II., 2., 117.)

ist die dritte Zeile (Doubt truth to be a liar) vom logischen Standpunkt gewiß ein Unsinn und besagt das Gegenteil dessen, was gemeint ist. Ob sich das Volk aber Conrads freie Übersetzung:

„Zweifle an der Macht der Wahrheit,"

angewöhnen werde, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Von Baudissin ein Beispiel statt vieler. In „Antonius und Kleopatra" (III., 11., 175) sagt der Held:

»I and my sword will earn our chronicle«,

dafür Baudissin ganz sinnlos:

„Ich und mein Schwert sind Schnitter für die Chronik."

Conrad trifft das Richtige:

„Ich und mein Schwert, wir wollen Ruhm noch ernten."

Dorotheas Unfähigkeit erhellt am besten aus der Macbeth-Übersetzung. Was soll der Leser denken, wenn sie die Worte: »We have scotch'd the snake, not killed it« (III., 2., 13) mit:

„Zerhackt ist nur die Schlange, nicht getötet" (?)

übersetzt. (Conrad: „Verwundet war . . ."). Im folgenden Akte wünscht Macbeth dem Mörder seiner Kinder sofort entgegentreten zu können und fleht zum Himmel: »cut short all intermission!« (IV., 3., 232). Dorothea übersetzt unbegreiflicher Weise: „Vernichte jede Trennung". Conrad: „Schneid' allen Aufschub ab!" — An anderer Stelle (V., 8., 55) sagt Macduff: »The time is free«, was Dorothea mit „Die Zeit ist frei" (?) wiedergibt. Es heißt natürlich „Die Welt ist frei", welche Bedeutung time bei Shakespeare nicht selten hat. — In der vorhergehenden Szene (V., 7., 28) lesen wir:

Malcolm: We have met with foes, that strike beside us.

Dorothea übersetzt:

„Wir trafen Feinde, die uns vorbeihau'n."

Gemeint ist (Conrad):

„Wir trafen Feinde, die für uns kämpfen." (beside us = by, on our side.)

Diese wenigen Beispiele, denen sich viele andere anreihen ließen, werden hinreichen, um den Leser zu überzeugen, daß der alte Übersetzungstext durch Conrads fleißige und geschmackvolle Arbeit entschieden sehr gewonnen hat. Jeder Kenner Shakespeares, der wünscht, daß das deutsche Volk den großen Dichter in unverfälschter

Wiedergabe besitze, wird daher dieses Unternehmen mit Befriedigung begrüßen. Vieles bleibt indes einer kommenden Zeit vorbehalten, da in Shakespeares Text auch heute noch manches dunkel ist. Was Goethe im Jahre 1827 sagte, gilt auch für uns: Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; wie das Universum, das er darstellt, bietet er immer neue Seiten und bleibt am Ende doch unerforschlich, „denn wir sämtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben, noch seinem Geiste genügen". Daß mit der alten Tradition gebrochen wurde, ist jedenfalls ein großer Schritt getan, und es ist zu wünschen, daß der neue verbesserte Schlegel-Tieck den Platz des alten im Herzen des deutschen Volkes einnehmen möge.

Anzengruber und Martinelli.

Ein biographisches Blatt von Anton Bettelheim.

Grillparzer macht sich in seinem Pariser Reisetagebuch über die Blätter lustig, die nach der ersten Aufführung einer Neuigkeit im Théatre français von dem namhaften Schauspieler Samson sagten, er habe die Hauptrolle „kreiert". Bei uns, meint der größte Dramatiker des alten Österreich schelmisch in einem Schaltsatz, tut das der Dichter. Genau so dachte der größte Dramatiker des neuen Österreich; dem äußerlich sonst so gleichmütigen Anzengruber ging gelegentlich jählings die Geduld aus, wenn die Grenzen zwischen Schauspielkunst und Dichtkunst zu ungunsten des Dramatikers verkannt oder verrückt wurden. Das geschah einmal nach dem Bankett der Wiener „Concordia" zu Ehren der 1878 gleichzeitig mit dem Schillerpreis gekrönten Bühnendichter Anzengruber, Nissel und Wilbrandt. Bei der Exkneipe im Café „Rebhuhn" kam das Gespräch auf das Verhältnis des Schauspielers zum Dramatiker. Einer der Anwesenden behauptete, für den Neuling sei es ein Glücksfall, wenn bedeutende Darsteller seine Gestalten „kreieren": so werde Anzengruber allezeit Albin Swoboda für seine „Kreierung" des Wurzelsepp verpflichtet bleiben. Swoboda dankte sehr geschmeichelt, allein zur allgemeinen Verblüffung fuhr Anzengruber heftig mit dem Zwischenruf drein, er könne dem Herrn Swoboda für seine „Kreatur" des Wurzelsepp kein Vergeltsgott sagen. Auf ein betroffenes „Wieso?" des Schauspielers kam es zu streitbaren Auseinandersetzungen, die der greise Zacharias Konrad Lecher, als Augen- und Ohrenzeuge des aufregenden Zwischenfalls, dreiundzwanzig Jahre später in Roseggers „Heimgarten" lebendig geschildert hat. Anzengruber entwickelte seine Auffassung des Wurzelsepp, kam dabei immer mehr ins Feuer und trug endlich mit vollem Stimmaufwand und Gebärdenspiel die Hauptszenen des Wildlings so vor, wie sie nach seinem Wunsch eigentlich gegeben werden sollten. Man begreift, daß der unversehens so hart angefaßte Swoboda in Tränen ausbrach. Und doch hatte dem Dichter nichts ferner gelegen als eine Kränkung dieses Künstlers, dessen Naturgaben er vorher und nachher ungemein hochhielt. Anzengruber war nur durch den unzeitigen Versuch, den Schauspieler über den Dramatiker zu stellen, zu unzeitigem Widerspruch gereizt worden. Mit und neben einander sollen Dichter und Darsteller als Bundesgenossen wirken, keiner des andern Herr oder Knecht — dieses erste Gebot gesunder Bühnenkunst hat Anzengruber von seinem ersten bis zu seinem letzten Stück beherzigt.

In der reinsten Absicht hatte er, wie er einem Freund im Mai 1883 erklärte, „die Feder nur ergriffen, um durch ‚dauerhaftere' Stücke mit den vorhandenen Werken seiner Vorgänger ein Repertoire der Volksbühne zu ermöglichen, dieser und den Schauspielern zum Heile, die, von einer geistlosen Robot erlöst, sich künstlerischen Aufgaben hätten zuwenden können." Als aufrichtiger Freund und überlegener Kenner der Schauspielkunst achtete und beachtete er dabei Wesen und Gaben der einzelnen Darsteller: „wir sind einig und wollen es auch bleiben", rief er im August 1878 der Gallmeyer zu, als er „Die Trutzige" für sie schrieb. „Gewiß! Das Interesse, das wir aneinander nehmen, ist das rein künstlerische, ich finde bei Ihnen ein so freundliches Eingehen auf meine Intentionen, daß ich bestrebt sein werde, Ihnen nur künstlerisch würdige Aufgaben zu stellen und daß es mir nie einfallen wird, Ihre außerordentliche Darstellungsgabe zu mißbrauchen; daß ich Ihre Eigenart jederzeit berücksichtigen werde, das ist etwas anderes, derartiges hat schon der Herr Theaterdirektor Shakespeare vor 200 Jahren getan, als er seine Dramen dichtete und für seine Bühne und deren Kräfte berechnete."

Einem Dramatiker von solchem Wollen und Können hätten naturgemäß die Herzen aller echten Volksschauspieler zufliegen müssen: in Wirklichkeit wetteiferten die Modelieblinge jener Tage, Anzengruber ihre Launen fühlen zu lassen. Albin Swoboda hatte sich 1872 wochenlang geweigert, den Steinklopferhans zu spielen, so daß die Rolle Karl Friese zugeteilt und ein förmlicher Bittgang gemacht werden mußte, bevor sich der übermütige, allgemein verhätschelte Prinz Paris zu dem Opfer herbeiließ, in der ersten Aufführung der „Kreuzelschreiber" einen Triumph zu feiern mit der „extraigen Offenbarung: es kann dir nix g'scheh'n". Und Marie Geistinger mißhandelte denselben Meister, der sie als Anna Birkmeier, Vroni, Gelbhofbäuerin, Horlacherlies anfangs der Siebzigerjahre von Sieg zu Sieg geführt hatte, als Direktorin des Theaters an der Wien Ende der Siebzigerjahre so schnöde, daß Anzengruber in denselben Tagen, in denen Berlin ihm den Schiller-Preis verlieh, in Wien mit dem „Vierten Gebot" zur unzulänglichen Truppe des Theaters in der Josefstadt flüchten mußte.

War es angesichts solcher Erfahrungen erstaunlich, daß der Dichter bei einer ihm zu Ehren veranstalteten Feier nicht schweigend zuhören mochte, wie seine Quälgeister als seine Schutzgeister verherrlicht wurden? Daß und wie anders er zu anders Gesinnten stand, daß er, wie kein Zweiter, Treue mit Treue vergalt, zeigt in erquicklichem Gegenstück sein Verkehr mit Ludwig Martinelli.

Die erste Begegnung der beiden fällt in das Jahr 1871. „Der Pfarrer von Kirchfeld" war bald nach dem mächtigen Erfolg im Theater an der Wien in Graz aufgeführt worden, mit Roll als Pfarrer und Martinelli als Wurzelsepp. Das Stück fand anfangs mehr Gnade beim Publikum, als vor der Kritik der steirischen Hauptstadt. Selbst der eine und andere Wortführer des freisinnigen Lagers ging so gröblich um mit dem neuen Mann, daß' Rosegger in jugendlicher Begeisterungsfähigkeit (die der ewige Jüngling übrigens bis zur Stunde bewahrt hat) für den Angegriffenen sich einsetzte in einer heute noch unübertroffenen Würdigung des „Pfarrers von Kirchfeld"; sein Loblied wirkte weit über die Landeshauptstadt hinaus so stark wie vorher Laubes berühmtes Anzengruber-Feuilleton in der „Neuen Freien Presse". Die Einnahmen wuchsen so ansehnlich, daß der Direktor, ein Prinzipal guten alten Schlages, dem Dichter in seidener Dukatenbörse ein paar Goldfüchse schickte, mit der Einladung zur 20. Aufführung des „Pfarrers" nach

Graz zu kommen. Anzengruber willfahrte dem Ruf Kreibigs und brachte von dem Ausflug — dem vergnügtesten und folgenreichsten seines kummervollen Daseins — als besten Gewinn die Lebensfreundschaft mit Rosegger und Martinelli heim. Im „Frühlingstraum eines Glücklichen" hat Anzengruber gleich dazumal in alle Welt hinausgejauchzt, was „in der reizenden Murstadt" sein Herz bewegte:

„Da sah er sein ureigenstes Werk in vollendeter Darstellung mit rauschendem Beifall aufgenommen. Der will nicht enden, mit hochklopfendem Herzen muß er selbst hinaus auf die Bretter, an der Hand der Künstler, der Fleisch und Blut gewordenen Gestalten seines Stückes. Was kommt dort von der Höh'? Ein Lorbeerkranz! Er sieht ihn neben sich fallen, aber er wagt es nicht, ihn aufzuheben. Kronen mag man vom Tisch des Herrn nehmen und sich aufs Haupt setzen, das ist Gewalt- und Geschmacksache — aber einen Kranz, ein Zeichen der Ehre und Liebe für die Meister? — Laß ihn liegen, Lehrling! Aber wer rafft ihn auf und drückt ihn dem Tiefergriffenen in die Hand? Der Wurzelsepp, die Leidensfigur aus dem Volke . . . o, wäre das symbolisch?"

Der Dichterkrönung im Schauspielhaus folgte ein Souper im „Erzherzog Johann", zu dem Kreibig, Anzengruber zu Ehren, Martinelli, Roll, Dr. Kosjek, Rosegger und den Chefredakteur der „Tagespost", Dr. Svoboda, geladen hatte. Der erste Trinkspruch galt dem Dichter, der, stets ein schwacher Redner und Tischredner, stockend dankte, besonders „für die großartige Darstellung seines Stückes, gewiß ebensogut wie die im Theater an der Wien, wenn nicht besser". Direktor Kreibig „stupfte" nun Martinelli: „Sie müssen etwas erwidern." Das tat der Künstler, pflichtschuldig, wenn auch kaum weniger verlegen, als zuvor der Dichter, mit schlichten Worten zu Ehren des Stückes. Anzengruber hörte eine Weile zu, sah dabei „mit dem gewissen Blick über den Zwicker" seinen Grazer Wurzelsepp scharf an, dann ergriff er sein Glas, erhob es und unterbrach Martinelli mit dem Zuruf seines Helden: „Du — du bist doch der Rechte!"

Fünfunddreißig Jahre sind seit jenem Abend verflossen. In diesem langen Zeitraum sind unzählige Fahrende, Wandertruppen und grundstürzende „neue Stile" als noch nicht dagewesene Weltwunder ausgeschrien und — vergessen worden. Unberührt von allen Wandlungen des Tagesgeschmacks ist unser schlichter Volksschauspieler in diesen 35 Jahren nach wie vor in seinem Kreise der Alte, d. h. „doch der Rechte" geblieben. In allen Hauptstücken Anzengrubers hat er die Hauptrollen gegeben, durchaus im Sinne des Dichters, der schon 1872 rundweg erklärte: „Nachdem ich die Bekanntschaft Ihres Wurzelsepp gemacht, bin ich überzeugt, daß wir in ganz Österreich keine so vorzügliche Gestaltungskraft für derlei volkstümliche Charaktere haben, wie sie eben bei Ihnen zutage tritt." Und nach der Eröffnung des Deutschen Volkstheaters, wenige Wochen vor seinem Heimgang in das Buch des „Fleck auf der Ehr'" die Widmungszeilen schrieb:

„Meinem besten Interpreten und wohltätigen Regisseur Freund Louis Martinelli.

L. Anzengruber.

Wien, 30. September 1889."

Zwischen diesem ersten und letzten Urteil liegt eine Reihe weiterer Zeugnisse, die beiden Männern gleicherweise zur Ehre gereichen. Von Anfang an sah Anzengruber in Martinelli den berufensten Darsteller des „Meineidbauer"; in der Erbärmlichkeit der damaligen Theaterzustände hatte nur leider, bezeichnend genug, der größte Volksdramatiker nicht den geringsten Einfluß, den Mann seiner Wahl nach Wien zu bringen. Hätte nicht

der dazumal im Theater an der Wien allmächtige „Possenkönig" O. F. Berg ein Jahr später Martinelli für eine Charge seines „Barmherzigen Bruders" gebieterisch gefordert, es wäre unserem Künstler versagt geblieben, kurze Zeit, 1873—1876, in ein paar Uraufführungen Anzengruberscher Stücke seinen Mann zu stellen, niemandem willkommener als dem Dichter selbst. Gleich mit seiner ersten wichtigen Episode, dem zum Bettler herabgesunkenen Altwiener Bürger Keferl (in der rasch verschwundenen „Tochter des Wucherers") traf Martinelli so vollkommen Anzengrubers Absichten, daß der Dichter nach der Vorstellung Bruderschaft mit dem Schauspieler trank. Bald nachher lud er Martinelli in seinen Landaufenthalt nach Woltersdorf, um ihm den eben vollendeten „G'wissenswurm" vorzulesen. Bis zu Ende des zweiten Aktes glaubte Martinelli, daß ihm der Dusterer zugedacht sei; als dann Anzengruber im Schlußakte zu einer seiner herrlichsten Eingebungen, zur zweitmaligen Vorlesung des Briefes der alten Horlacherin, kam, entschied sich Martinelli für den Grillhofer. Zur ehrlichen Genugtuung des Dichters, der diese Wahl mit den Kernworten billigte: „Ich hab's wohl g'sehn, daß Du auf den Dusterer spitz'st, aber mich freut's, daß Dich das Lesen des Briefes bestimmt hat, den Grillhofer zu spielen, das freut mich! — Du bist a Künstlernatur und ka Komödiant!" Die dankbarere Rolle war der Dorf-Tartüff, die heiklere der schlagrührige Grillhofer. Gerade weil aber Martinelli „kein Komödiant", keiner der herkömmlichen Rollenjäger war, konnte es ihm auf die Dauer nicht behagen im Verbande des damaligen Theaters an der Wien. 1876 ging er nach Prag. Und auch dort wirkte er so eifrig und segensreich für die Sache Anzengrubers, daß sich der Dichter gerne bereit finden ließ, zum 25jährigen Schauspielerjubiläum Martinellis Art und Kunst des Freundes folgendermaßen zu schildern:

„Es ist nicht nur gut, wenn der Mensch etwas gelernt hat, sondern auch, wenn seine Eltern etwas können, da sich das mitunter vererben kann. Zum Erbschaftsantritte des Talentes seines Vaters meldete sich Martinelli frühzeitig genug. Schon als fünfjähriger Knabe bekritzelte er jedes Papier, dessen er habhaft werden konnte, mit Menschen, Hunden und — Architektur, später hat er seine Schulbücher einer gleichen Behandlung unterzogen, ob zur Freude der Eltern und Genugtuung der Lehrer, bleibe dahingestellt. Kurz, Maler wollte er werden. Der Vater, der im Sinne hatte, ihn zum Techniker ausbilden zu lassen, gab nach und der Junge zog vom elterlichen Hause — damals stand es in Graz — fort nach Wien, besuchte dort die Akademie und die Malerschule des Professors Waldmüller. Plötzlich aber starb der Vater, die Witwe war auf den Sohn angewiesen, und dieser auf sich selbst.

So mußte er denn seine Studien unterbrechen und nahm als kaum neunzehnjähriger Bursche ein Engagement zu Direktor Lippert in Innsbruck an als — Dekorationsmaler. Auch in dieser Kunst gewissenhaft, fühlte er das Bedürfnis nach einer tüchtigen Schulung und trat im Jahre 1854 als Gehilfe bei Moritz Lehmann am Hofburgtheater ein und reiste zwei Jahre darauf abermals nach Innsbruck, wo er im Auftrage der Statthalterei eine Anzahl Dekorationen anzufertigen hatte und sonst mit der Ausstattung des Theaters betraut war.

Und hier in Innsbruck war es, wo der Zufall ihn zum Schauspieler machte.

In einer alten Kneipe mit rauchgeschwärzten Wänden, in welcher aber vortrefflicher Rotwein ausgeschenkt wurde, fand sich allabendlich ein Kreis junger Schauspieler, Maler, Musiker und Schriftsteller zusammen; es verstand sich von selbst, daß diese Tafelrunde

das Leben von der heitersten Seite nahm, daß jeder den Schuh, der ihn etwa drücken mochte, an der Schwelle abstreifte, ehe er in das Lokal trat und daß man sich nur über Fragen der Wissenschaft und Kunst erhitzte. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß eines Abends die Frage aufgeworfen wurde, welche Kunst wohl am schwersten zu erlernen und auszuüben sei? Ebenso unausbleiblich war es, daß jeder versicherte, diese schwerste aller Künste sei eben jene, welche er treibe! Die Schauspieler aber, sie waren in der Majorität, behaupteten, es sei am schwierigsten, Schauspieler zu werden. Das stachelte den Widerspruchsgeist unseres jungen Dekorationsmalers, er setzte die Meinung dagegen, das sei das Leichteste, und er sprach diese Meinung nicht bescheiden, als eine unmaßgebliche aus, nein, er bot eine Wette, zehn Flaschen des bewußten roten Tirolers sollte sie gelten, daß er den Beweis dafür liefern werde!

Das schien denn doch zu spaßhaft, um es ernst zu nehmen!

Nur der Kapellmeister, Rosner war sein Name, nahm die Sache ernst, zehn Flaschen guten Rotweins standen ja darauf und in Sachen des Trunkes verstehen die Musiker, lobenswerterweise, keinen Spaß. Er riet denn, Martinelli solle, wenn er wirklich die Courage hätte, eine komische Rolle spielen, und schlug ihm den Tratschmirl im „Tritsch-Tratsch" vor. Martinelli ging darauf ein, studierte die Rolle, lernte das Couplet und nach acht Tagen trat er vor einem ausverkauften Hause als Tratschmirl auf und — gefiel riesig!

Tags darauf lud Martinelli die Schauspieler, welche die Wette eingegangen waren, in sein Atelier, da lag der untermalte Prospekt einer Gartendekoration; Farbentöpfe, Pinsel, Palette wurden in zuvorkommendster Weise den Gästen zur Verfügung gestellt.

›So, jetzt malt,‹ sagte Martinelli.

* * *

Es wurde ihm nahegelegt, sein Talent zu verwerten und nunmehr als Schauspieler der Bühne angehörig zu verbleiben. Seine Arbeiten in Innsbruck waren vollendet und der dortige Souffleur nahm sich seiner an und vermittelte ihm ein Engagement nach München, an das Vorstadttheater in der Au, zu Hans Schwaiger.

So trat er denn eines Tages im Jahre 1857 die Reise dahin an, ging zu Fuß über Schwaz, Jenbach, durchs Achental bis Tegernsee, wo er Post nahm, und in München angelangt, vom Postwagen weg, noch im Reiseanzug, weiten Pumphosen, mit Schnur gebunden, Joppe ohne Weste, großem Kalabreser, langem Haar, den Stock in der Hand und den Rucksack hintenauf, ging er seinem nunmehrigen Direktor Hans Schwaiger unter die Augen. Der machte vorab allerdings große dazu, als der junge Mann ihm kurzweg erklärte, er sei wegen eines Gastspieles gekommen. Der äußeren Erscheinung nach schätzte er ihn vermutlich für einen Gymnastiker, Hundedresseur oder Feuerfresser und fragte mit der Vorsicht eines Geschäftsmannes, der es immerhin auf ein Anbot ankommen läßt, ehe er etwas blindlings, unbesehen von der Hand weist:

„Also, was arbeiten Sie denn eigentlich?"

* * *

Über München, Amsterdam, Graz und das Wiedener Theater kam er nach Prag. Seine Eigenart möge noch kurz gezeichnet sein:

Das auch für den lässigsten Theaterbesucher Auffallendste an diesem Künstler ist dessen Vielseitigkeit. Sein Repertoire umfaßt Rollen wie Posert („Der Spieler" von Iffland) und Titus Feuerfuchs, Dr. Wespe und Wurzelsepp, Muley Hassan und Herr v. Lips, Gaspard („Glocken von Corneville") und Steinklopferhans, Harpagon und Valentin, Argan und Rappelkopf, Meineidbauer und Kampl, Ringheim („Größenwahn") und Benjamin („Valentine"), Grillhofer und Buttler u. s. w.

Und mit dieser seiner Vielseitigkeit hält sein Talent und seine Kraft immer so weit Schritt, daß selbst noch seine schwächsten Leistungen jene der sogenannten „verwendbaren" Schauspieler, „die nie etwas verderben", hoch überragen.

Diese überlegene Vielseitigkeit zeigt, daß wir es mit einem denkenden Schauspieler zu tun haben; das allein würde schon einen Erfolg in bescheidener Sphäre erklären, aber einen großen, einen nachhaltigen Erfolg erklärt es nicht, dieser liegt in der eigenartigen Begabung Martinellis, er hat ein sogenanntes schneidiges Talent, er faßt stramm und ehrlich zu, auch wo er fehlgreift, ist der Griff ein ehrlicher, und was er erfaßt, damit befaßt er sich auch, er weiß, daß das Durchdringen, das Bewältigen der Aufgabe der Gestaltung derselben voraufgehen muß, er vergißt es eben nie und nimmer, daß der Schauspieler Künstler zu sein hat, was so manche vergessen haben, die es einer „wohlwollenden" Kritik aufs Wort glauben, daß sie Künstler seien, und es einer unparteiischen gewaltig übelnehmen, wenn dieselbe an diesem Glauben, der so beruhigend wie irgend ein anderer wirkt, ketzerisch zu rütteln wagt; doch läßt sich leider nicht anzweifeln, daß etlichen „Beliebten" und „Unseren" gegenüber, welche sich im kostbaren Reisepelz oder Salonanzug präsentieren, aber vor einer ernsten Kritik als Kautschukmänner, Stimmporträtisten, Bauchredner und Gesichterschneider entpuppen, die Frage nur zu sehr am Platze wäre, mit welcher Martinelli empfangen wurde, als er mit Dornstock und Rucksack im Jahre 1857 vor seinen ersten Direktor hintrat: Was arbeiten Sie denn eigentlich?

Unser Künstler aber kann den Weg, den er von jenem Ausgangspunkt bis auf den heutigen Tag zurücklegte, mit Genugtuung überblicken, er verfolgte mit ernstem Wollen und redlichem Streben die offene, gerade Straße, die zur verdienten Anerkennung führt; möge es ihm noch lange vergönnt sein, auf derselben rüstig auszuschreiten."

* * *

Anzengrubers Herzenswunsch für die Zukunft Martinellis ist, zum Heil unserer Volksbühne, in Erfüllung gegangen. Was bei der Begründung des Deutschen Volkstheaters der Dichter tun konnte, um seinem Liebling einen würdigen Wirkungskreis zu sichern, tat er ausgiebig. Und wie Martinelli seit der Eröffnung des Schauspielhauses mit dem „Fleck auf der Ehr" bis zu seinem 50jährigen Schauspielerjubiläum seine Aufgabe als Pfleger der Komödien und Tragödien Anzengrubers angepackt und gelöst hat, weiß die deutsche Theatergeschichte. Seit der ersten Grazer Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" ist Martinelli 894mal in Anzengruber-Rollen aufgetreten; niemals hat er die Sache leicht genommen, niemals in schweren Heimsuchungen seine Pflicht versäumt. Als am 10. Dezember 1889 die Schreckensbotschaft vom jähen Tod Anzengrubers im Deutschen Volkstheater eintraf, stand Martinelli auf der Bühne, um „Heimg'funden" zu szenieren. Und

als wir den Dichter begruben, mußte er am Abend nach dem Leichenbegängnis den Wurzelsepp spielen. Nur die nächsten Freunde merkten, daß Martinelli mit den Tränen kämpfte bei den Worten: „Was 's doch die Sonn' gut hat, sie kann's derwarten. A Neichtel Zeit und sie leucht't halt doch üb'rall hin — der Mensch aber kann's nit derwarten — a Neichtel Zeit und er is selber nimmer." Sonst hielt sich Martinelli so tapfer aufrecht, daß die Aufführung zum erschütternden Seelenamt wurde. Den Stumpfsten mußte die Gewißheit überkommen, daß Anzengrubers Geist und Gemüt unverlierbar in seiner Schöpfung fortdauert. Und den treuesten Anhängern des Dichters erschien Martinellis Wurzelsepp in neuem Licht. Er gab ihn, wie Anzengruber selbst ihn hätte spielen mögen, wenn sein Jugendtraum wahr, wenn er selbst, wie Raimund, Nestroy, Molière auf der Bühne der Darsteller seiner Gestalten geworden wäre. In seiner Wahrhaftigkeit und Schärfe, in seiner wilden Verbissenheit und stürmischen Bekehrung zu neuem Menschenglauben wurde Martinelli an jenem Abend der schauspielerische Doppelgänger Anzengrubers.

Bilder aus der Schlacht von Solferino.*

Von Hans Weber-Lutkow.

Am Vormittag des 23. Juni 1859, während die Glocken, das Fronleichnamsfest verkündend, unablässig von den Türmen klangen, die Bevölkerung singend und betend, die flatternden Kirchenfahnen voran, durch die geschmückten Straßen zog und die hohen Wachskerzen auf den offenen Altären flammten, ritt Kaiser Napoleon III., der damals in Montechiaro sein Hauptquartier hatte, in Begleitung des Königs Viktor Emanuel dem Gardasee zu. Weder für die Festlichkeiten noch für die Schönheiten der Natur hatten sie Sinn und Auge und die Jubelrufe der Bevölkerung, die sie als Befreier von dem österreichischen Joch grüßte, hörten sie kaum. Napoleon suchte seinen Bundesgenossen zu überzeugen, daß es trotz des glänzenden Sieges von Magenta nötig sei, Frieden zu schließen. Die Lage der beiden Herrscher war tatsächlich keine günstige. Preußen, das die Mobilisierung seiner Armee beschlossen hatte, bedrohte Frankreichs östliche Grenzen, Rußland wandte allen seinen Einfluß auf, um Napoleon zum Friedensschlusse zu bewegen, England aber zog seine Flotte, unbekannte Pläne schmiedend, im Mittelländischen Meer zusammen. Eine Fortsetzung des Krieges hätte nicht nur die bereits erzielten Erfolge gefährden, sondern auch eine Niederlage und Schwächung Frankreichs und die vollständige Vernichtung des Königreichs Sardinien zur Folge haben können. König Viktor Emanuel stimmte dem Kaiser Napoleon bei, denn so gern er auch Venedig erobert hätte, als kluger Politiker war er bereit, sich mit dem sicheren Besitze der Lombardei zu begnügen. Sie beschlossen zwar, den Vormarsch fortzusetzen, aber sie dachten nicht mehr an eine lange Dauer des Krieges, wobei sie von der Voraussetzung ausgingen, daß die Österreicher eine entscheidende Schlacht nicht wagen würden.

In der französischen Armee jedoch herrschte eine andere Ansicht. Dort meinte man allgemein, die Österreicher würden die ihnen so überaus günstige Stellung bei Solferino, wo sie seit langen Jahren manöverierten und exerzierten und jeden Stein und Strauch

* Germain Babst: »Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Paris, librairie Plon.«

kannten, besetzen, um den Franzosen die Hauptschlacht zu liefern. Noch am Abend des Fronleichnamstages überbrachte der Podesta von Solferino die Meldung, daß sich Österreicher in der Nähe dieser Ortschaft zeigten, und riet dem Kaiser Napoleon dringend, diese schleunigst zu besetzen. Der Kaiser meinte jedoch, es könnten nur österreichische Nachzügler gewesen sein, und es sei ganz ausgeschlossen, daß die Österreicher, den Mincio im Rücken, eine Hauptschlacht anbieten würden. Er erteilte deshalb für den 24. Juni den Befehl, weiter nach Osten gegen Goïto zu marschieren, das nötigenfalls, um den Übergang über den Mincio zu erzwingen, zu nehmen wäre.

Am Abend dieses Fronleichnamtages bewohnte Marschall Canrobert im Dorfe Mezzane ein kleines, mitten in einem grünen Parke gelegenes, von dichten Rasenflächen, Blumenbeeten und alten Bäumen umgebenes Haus. Zur Seite floß ein Bach, auf dessen anderem Ufer sich eine ganz von wildem Wein und Efeu umwachsene Kirche erhob. Der Hitze des Tages war die Kühle des Abends gefolgt, und die Dämmerung wob ihre geheimnisvollen Schleier um den alten, efeuumrankten Kirchturm. In einem Nachbarhause hatte sich jemand an das Piano gesetzt und spielte Mozartsche Weisen. Canrobert und seine Generale, in deren Mitte er saß, gaben sich ganz dem erquickenden Zauber des Abends hin, aber, obwohl Kaiser Napoleon dem III. Korps, das Canrobert befehligte, für den nächsten Tag nur eine untergeordnete Aufgabe zugewiesen hatte, gingen sie zeitlich zur Ruhe, denn sie sahen voraus, daß der nächste Tag schwere Kämpfe bringen würde.

* * *

Beim ersten Morgengrauen des 24. Juni 1859 wurde es auf der weiten Ebene, die sich von den Alpen bis zu den Ufern des Po ausdehnt, lebendig; die französische Armee erwachte. Und als sich im Osten, in der Gegend, wo Venedig liegt, die rote Morgensonne aus den Dämmerungen erhob, setzten sich die Kolonnen in Marsch und wie Riesenschlangen wanden sie sich durch die mit hochstehendem Mais und üppigem Getreide bedeckten Felder. Um fünf Uhr, als die Sonne schon in voller Pracht erstrahlte und die grünen Felder mit purpurnem Glanz verklärte, erreichte Marschall Mac Mahon, der das französische Zentrum führte, Monte Medolano und übersah von dort, weit nach Osten hin, die Ebene. Er erblickte weiße Massen, aufblitzende Bajonette, wirbelnde Staubwolken. Das waren nicht mehr österreichische Nachzügler, das war die ganze österreichische Armee.

Die Meldung hievon erhielt Napoleon III. in Montechiaro, als er, eben erwacht, im Hemd auf einem großen Bette sitzend, seine Strümpfe anzog. Zwar nahm er die Meldung ungläubig auf, aber so rasch als möglich begab er sich ostwärts nach Castiglione und bestieg dort den Glockenturm der Kirche. Auf unabsehbarer Ebene wogte schon die Schlacht. Zu seiner Rechten deckte Pulverdampf die Flächen, gerade vor ihm aber ragten mächtige und abschüssige Felsen aus dem Rauche und über ihnen erhob sich im grellen Sonnenlicht der altersgraue Turm von Solferino. Die weißen Mauern des Friedhofes und der Hain der Zypressen schmiegten sich an diesen Turm.

Napoleon begriff sofort, daß seine Anordnungen vom Vortage nicht zweckentsprechend waren, und traf die nötigen Vorkehrungen, damit Solferino, das sich im Besitze der Österreicher befand, heftig angegriffen werde. Aber auch Kaiser Franz Josef kannte die Wichtigkeit der Höhen

von Solferino, er zog die in zweiter Linie zurückgebliebenen Truppen zur Unterstützung der Verteidigung herbei, ja, er befahl den drei Korps, die Medola angriffen, die Front zu verändern, nach Castiglione zu marschieren und dem französischen Zentrum vor Solferino in den Rücken zu fallen. Aber den österreichischen Abteilungen, die die Richtung gegen Castiglione einschlugen, stellten sich die 42 Geschütze des Generals Soleille entgegen. Zehn Stunden lang hielten sie die Österreicher auf. Diese schlechtbekleideten Kanoniere mit dem an der Brust offenen Hemde, die unermüdlich zielten, luden, Munition herbeischafften und Schüsse abgaben, waren wie die Arbeiter einer rätselhaften Riesenschmiede.

* * *

Die Truppen des Marschalls Baraguay d'Hilliers, denen die Aufgabe zugefallen war, gegen Solferino vorzurücken, hatten vom frühen Morgen an die schwersten Kämpfe zu bestehen. General Felix Douay eroberte sechs oder sieben Brustwehren, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leib getötet, er selbst verwundet. Der General Ladmirault verharrte, an der Schulter verwundet und von Blut überströmt, zu Fuß so lange Zeit in der ersten Reihe seiner Soldaten, bis er, neuerlich verwundet, niederstürzte, so daß er das Kommando an den General Negrier abgeben mußte. Seine Division war auf ein Viertel des Kriegsstandes zusammengeschmolzen. Nur die Tapfersten standen noch im Feuer; viele hatten sich, durch die Hitze und Müdigkeit kampfunfähig geworden oder vom Anblick der Verwundeten und Toten entsetzt, allmählich nach allen Richtungen verloren. Aber die Kräfte der Zurückgebliebenen selbst gingen schon zur Neige. In Schweiß gebadet, mit aufgeknöpften Röcken, Brust und Hals entblößt, waren sie von den Anstrengungen des Kampfes und des unablässigen Emporklimmens auf steilen Anhöhen derart erschöpft, daß sie halten mußten. Nun befahl Napoleon III. einer Abteilung der Garde gegen Solferino vorzurücken. Mutig stürmten sie voran, neuerlich ging das ganze I. Korps zum Angriff über und die Generale Negrier und Bazaine warfen sich gegen den Friedhof, dessen hohe Steinmauern wie Mauern einer Festung waren. Sechsmal drangen sie bis an die Mauern vor, sechsmal wurden sie zurückgeschlagen. Jetzt erst, nach so vielen vergeblichen Opfern, hatte jemand den Gedanken, daß es doch viel zweckmäßiger wäre, die Friedhofsmauern durch Artilleriefeuer zu zerstören. Die Geschütze fuhren auf, die Mauern gingen in Trümmer.

Das erste Zuavenregiment ging nun zum letzten Ansturm vor. Brincourt, der Oberst der, an der Schulter verwundet, stark blutete, ließ sich von vier Männern tragen und gab das Zeichen zum Angriff. Im Kugelregen vorwärts getragen, meinte er, daß die Zuaven wankten. „Den ersten, der zaudert, erschieße ich", rief er, sie mit dem Revolver bedrohend. Und so drang er, auf den Schultern seiner Soldaten, an der Spitze seines Regimentes als Erster über die Trümmer der Mauer in den Friedhof ein.

Es war Mittag, als die Franzosen auch den Turm von Solferino nahmen.

* * *

Nachdem die Höhen von Solferino erobert waren, hatten die Franzosen noch die Aufgabe, das Konterfort von Cavriana zu nehmen. Um dies zu verhindern, schoben die Österreicher alle Truppen, die sie noch zur Verfügung hatten, durch die seit Tagesanbruch zwischen dem II. und IV. Korps der Franzosen bestehende Lücke gegen Castiglione vor. Ein österreichisches Korps rückte, ohne unter dem Artilleriefeuer der Generale Auger und

Soleille auch nur aufzuzucken, bis an die Infanterie des Marschalls MacMahon heran. Die Vorhut dieses Korps wurde von dem Prinzen Alexander von Hessen geführt; eine große schwarzgelbe Fahne schwingend, schritt er im heftigsten Artillerie- und Gewehrfeuer, von MacMahon und den französischen Offizieren, die ihm zusahen, bewundert, unerschrocken an der Spitze seiner Truppen. Schon war er nahe daran, den Monte Fontana zu erreichen, als sich ihm die Turkos und das 70. französische Linienregiment entgegenstellten. Die Österreicher gaben Feuer und unter ihren Salven stürzten die Obersten der Turkos und des Linieninfanterieregimentes, sowie eine große Anzahl französischer Offiziere verwundet oder getötet von den Pferden. Unsicher standen die Turkos eine Weile da, nach einer zweiten Gewehrsalve der Österreicher aber kehrten sie ihnen den Rücken, flohen und verließen die Redute, in welche die Österreicher eindrangen. Doch bald sammelten sie sich wieder, bestrichen Hände und Antlitz mit dem Blute der Verwundeten und schworen zu Allah, ihren Oberst zu rächen. Einen Augenblick später stürzten sie, gefolgt von ihrer Musik, unter ohrenbetäubendem Lärm vor; ein Riesenneger an ihrer Spitze trug eine gelbe Flagge, auf die sie alle die Augen richteten, und gab von Zeit zu Zeit ein Zeichen, worauf sie niederfielen, um sich vor den Schüssen der Österreicher zu schützen. Aber stets erhoben sie sich wieder und so erreichten sie sprungweise, heulend und kreischend, den Monte Fontana, wo sie die von den Österreichern verlassene Redute besetzten. Nach einem Augenblick der Rast stürzten sie sich gegen Cavriana, wo die Österreicher eine vortreffliche, fast uneinnehmbare Stellung innehatten. Schon hatten die Turkos fast die ersten Häuser erreicht, als weit im Osten, im Rücken der Österreicher weiße Rauchwölkchen aufstiegen und Artilleriegeschosse mitten in das Dorf fielen, worauf die Österreicher, in der Meinung, der Feind falle ihnen in den Rücken, ihre ausgezeichneten Stellungen verließen. Diese rätselhaften aber entscheidenden Schüsse waren von Peychaud, dem Kommandanten der Gardevoltigeure, der mit einem Bataillon und zwei Geschützen eine Höhe im Osten besetzt hatte, abgegeben worden.

Nach dem Fall von Cavriana waren alle Höhen bis zum Mincio im Besitz der Franzosen. Das österreichische Zentrum trat den Rückzug an.

* * *

Auch auf ihrem rechten Flügel hatten die Franzosen Glück. Hier hoffte der Feldzeugmeister Wimpffen die Korps des Marschalls Canrobert und des Generals Niel mit großer Übermacht zurückwerfen zu können, aber es gelang ihm nicht, überall mußte er den Rückzug antreten. Um halb fünf Uhr nachmittags rückte die Vorhut des Generals Bourbaki in Medole ein. Damit war die Schlacht endgültig zu gunsten der Franzosen entschieden.

* * *

Die Hitze, die schon morgens bedeutend war, hatte im Laufe des Tages zugenommen und nun war die Luft schwül, drückend, unerträglich. Überall suchten die Soldaten nach Wasser. Franzosen und Österreicher füllten ihre Gefäße an derselben Quelle, ohne daß sie auch nur daran dachten, sich zu bekriegen; ja die Feinde reichten sich gegenseitig die mit Wasser gefüllten Schalen und Flaschen. So hatte sich als Folge des Durstes der Waffenstillstand von selbst ergeben.

Die Wolken, die sich nach und nach am Himmel angesammelt hatten, wurden dunkler und schwerer und so tief lagen sie über den Gefilden, daß man glauben konnte, die

Nacht breche heran. Ein heftiger Windstoß erhob sich und hüllte das weite Schlachtfeld in graue Staubwolken. Blitze durchzuckten die Luft und dem Rollen des Donners antworteten in fast endlosem Widerhall die Alpen. Der Regen strömte nieder, anfangs in schweren, dicken Tropfen, dann aber war es wie eine Überschwemmung, die, schwere Hagelschloßen mit sich führend, vom Himmel zur Erde niederging. Die Pferde kehrten ihre Hinterteile dem Regen und Hagel entgegen, die durstigen Soldaten aber breiteten Decken und Mäntel aus, um das Wasser einzufangen und zu trinken.

Doch auch während des Gewitters schwiegen die Geschütze nicht gänzlich. Der französische Oberstleutnant von Berckheim hatte auf dem höchsten Punkt von Cavriana mehrere Geschütze auffahren lassen, die trotz des Regens und Staubes ihr Feuer gegen eine Gruppe von Reitern richteten, die einsam im Felde hielten. Die Kanoniere wußten nicht, daß es der Kaiser von Österreich mit seinem Gefolge war, auf den sie zielten. Aber auch diese letzten Kanonen verstummten. Man sagt, Napoleon habe, um das Leben seines kaiserlichen Gegners besorgt, den Befehl erteilt, das Feuer einzustellen; doch scheint viel eher das zunehmende Gewitter die Artilleristen hiezu gezwungen zu haben. Napoleon dachte damals gar nicht daran, einen solchen Befehl zu geben; mit dem Rücken gegen den Sturm gewendet stand er wortlos und unbeweglich da. Nicht weit von ihm verzehrten die fünfzehn Offiziere, die seinen Generalstab bildeten, Kommisbrot und ein Gemenge von Mehlspeisen und gebackenen Fischen, das ihnen die Ordonnanz des Generals Jarras gebracht hatte. Bei dem scharfen Ritt, den sie zurückgelegt hatte, wurden die Speisen zu einem sonderbaren Brei zusammengestoßen, den die Offiziere trotz alledem sehr schmackhaft fanden, und so sehr waren sie mit dem Essen beschäftigt, daß sie den Regen kaum bemerkten und spät erst die Leichen in ihrer Nähe gewahrten. „Ein hungriger Magen hat weder Augen noch Ohren", sagte einer von ihnen.

* * *

Gegen sechs Uhr heiterte sich der Himmel auf. Der Abend, der längste des Jahres, war klar und ruhig, und um neun Uhr erst sank die Nacht über die Ebene herab. Beim Appell stellte sich heraus, daß, abgesehen von den Toten und Verwundeten, der fünfte Teil der französischen Truppen fehlte; die meisten fanden sich allerdings am nächsten Tage zur Auszahlung der Löhnungen wieder ein. Die Beherbergung und Verpflegung bereiteten ungeheure Schwierigkeiten. Die Proviantwagen waren von Bauern und Fahnenflüchtigen, insbesondere Turkos, geplündert worden, und die Soldaten mußten sich zumeist damit begnügen, was ihre Tornister enthielten. Eine große Anzahl von ihnen schlief unter freiem Himmel. Unablässig hallten die Jammerrufe der Verwundeten durch die Nacht, noch fürchterlicher aber war das Schreien der verwundeten Pferde.

Beim ersten Schimmer des nächsten Tages erwachten die Regimenter, aber es war ein trauriger Morgen, ohne Musik, ohne Morgenfanfaren. Tiefes Schweigen geziemte diesem weiten Friedhof, wo das Auge jede Weile auf Leichen stieß, die durch die Hitze und das Gewitter gänzlich verunstaltet waren. Immer noch hörte man in den Gärten, unter den Hecken, die Rufe der Verwundeten. Die Felder, die am Vortag voll reifender Ähren und fruchtbeladener Bäume waren, boten ein trauriges Bild der Verwüstung, die Kornähren waren niedergetreten, die grünen Maiskolben geknickt, die Bäume ihrer Zweige und Blätter beraubt. Die Bauern mußten ungeheure Gruben graben, in die die Toten

versenkt wurden. Das Antlitz der Toten aber verdeckte man zuvor mit ihrem eigenen Hemde, um die entstellten Züge zu verbergen. Auf allen Wegen fuhren mit Ochsen bespannte Wagen langsam dahin, in denen staubbedeckt, durstig und fiebernd, Verwundete in Stroh gebettet lagen. Diese Züge nahmen kein Ende; noch vier Tage nach der Schlacht fand man, im Getreide verborgen, verwundete Österreicher. In den Kirchen und Kapellen wurden die Verwundeten auf Steinfliesen gebettet, aber die Hilfe, die man ihnen bot, war unzureichend, denn die Anzahl der Ärzte war gering und es fehlte an Arzneien, Wäsche und Verbandmitteln. Alle Bemühungen, Hilfe zu schaffen, blieben ohne Erfolg — Napoleon selbst ließ aus seinen Hemden, Leintüchern und Tischdecken Scharpie zupfen. Aber die Anzahl der Verwundeten betrug 20.000! Die meisten mußten mit Leinenstücken verbunden werden, die man aus ihren eigenen Hemden herausschnitt. In der Kirche und in den Häusern von Castiglione wimmelte es von ihnen, und doch gab es keinen Arzt, nur zwei gefangene österreichische Sanitätsoffiziere, Stark und Drick, pflegten sie in hingebender Weise. Napoleon III., der hievon Kenntnis erhielt, bot ihnen die Freiheit an, aber sie zogen es vor, bei ihren Pfleglingen zu bleiben. Die meisten Verwundeten wurden nach Brescia gebracht, wo man sie mit großer Aufopferung betreute. „Wie viel Betten können Sie zur Verfügung stellen?" fragte der französische Intendant den Bürgermeister von Brescia. „Es gibt 26.000 Einwohner in Brescia, Sie können also auf ebensoviele Betten rechnen!" erwiderte der Bürgermeister. Die Damen von Brescia brachten Tage und Nächte bei den Verwundeten zu, ohne sich durch den grauenerregenden Anblick der Verstümmelungen, die Unreinlichkeit, die Flüche und Verwünschungen der rohen Soldaten abschrecken zu lassen. In den Krankenhäusern schwirrten die verschiedensten Sprachen durcheinander: man hörte Französisch, Italienisch, Deutsch, Magyarisch, Slowenisch, Tschechisch, Kroatisch, Rumänisch, Polnisch, Ruthenisch ... Der Anblick dieser Menschen, die so schwer litten, ihre Schmerzen und Wünsche aber zumeist niemandem deutlichmachen konnten, und die kaum verstanden, was man zu ihnen sagte, war ergreifend. So waren sie einsam mitten unter zahlreichen Menschen, Angst und Bangen malte sich in ihren Zügen und den Sterbenden fehlte der Trost, ihre letzten Grüße in die ferne Heimat senden, die letzten lieben Worte, die man ihnen sagte, verstehen zu können.

* * *

Nach Ansicht der Italiener wurde der Friede viel zu früh geschlossen, denn sie hofften, auch Venedig zu erhalten. Die Franzosen aber, die von ganz Europa in Schach gehalten wurden, waren es müde, sich für die Unabhängigkeit Italiens töten zu lassen. Ihrer Ansicht nach war die Beteiligung der Italiener an dem Kampfe um die Freiheit viel zu gering, die Armee Sardiniens und einige Freiwillige aus Mailand und Brescia hatten mitgekämpft, sonst aber hatte niemand zu den Waffen gegriffen. Das Verhältnis zwischen den beiden Nationen wurde immer gespannter und die heimkehrenden französischen Truppen wurden in den italienischen Städten nicht mehr mit Begeisterung begrüßt, sie wurden kühl, häufig sogar beleidigend empfangen. Als sich Kaiser Napoleon in Susa von König Viktor Emanuel verabschiedete, um über die Alpen nach Frankreich zurückzukehren, vergaß dieser, ihn, wie es sonst üblich war, von zwei Offizieren bis an die Landesgrenze begleiten zu lassen. Und als der Wagen davonrollte, atmete der König von Sardinien tief auf und rief erleichtert aus: „Uff! Nun ist er fort!"

König Karol von Rumänien.

Von Dr. Franz Zweybrück.

Vierzig Jahre sind es im April gewesen, daß zur Mittagsstunde ein junger Gardeoffizier dem preußischen Ministerpräsidenten v. Bismarck in dessen Arbeitszimmer gegenüber saß; er war von Herrn v. Keudell zu dem durch ein Fußleiden ans Haus gefesselten Minister gebeten worden. Dringendes war zu erledigen: dem jungen Herrn, es war der Prinz Karl von Hohenzollern, war der rumänische Fürstenthron angeboten worden. Der Prinz, der zweitgeborene Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, hatte verwandtschaftliche Beziehungen mit den Bonapartes und war kürzlich bei einem Besuch in Paris vom Kaiser mit großer Herzlichkeit aufgenommen worden. Frankreich galt seit dem Krimkrieg dem unruhigen Adel der Walachei und Moldau als die Vormacht, die die Donaufürstentümer vor dem Machtgebot Rußlands und den Übergriffen der türkischen Oberherrschaft zu beschützen vermochte, und Napoleon hatte nach der Vertreibung des ungeschickten Alexander Cusa der provisorischen Bojarenregierung seinen deutschen Vetter aus Sigmaringen vorgeschlagen. Im Auftrag der Lieutenance-Princière war Joan Bratianu in Düsseldorf bei dem alten Fürsten erschienen, und nun handelte es sich darum, wie das königliche Oberhaupt des Hohenzollernhauses und seine Regierung sich zu dieser Kandidatur verhalten würden. König Wilhelm konnte das Projekt nicht gutheißen. Rußland, Österreich und die Türkei schienen der derzeit bestehenden Vereinigung der beiden Fürstentümer nicht gewogen, Preußen durfte Rußland nicht verstimmen — man hielt im Frühjahr 1866 — und wollte Frankreich in einer so fernliegenden Angelegenheit nicht verpflichtet werden. Die politischen Verhältnisse an der unteren Donau waren völlig unsicher, die mächtigen Adelsparteien übermütig und unzuverlässig, und dem frommen König widerstrebte die Vorstellung, daß ein Mitglied seines Hauses unter die Oberhoheit eines islamitischen Sultans sich begeben sollte. Nun saß der junge Gardedragoner, bekannt als guter Offizier, eifriger Tänzer und liberalisierender Prinz dem vielberufenen Herrn v. Bismarck gegenüber und gewärtigte sich wohl da einen Rat, der von der vorsichtigen Auffassung des königlichen Oheims nicht weit abwich. Aber es kam ganz anders. Der leitende Staatsmann Preußens mahnte entschieden zur Annahme. Der Prinz möge doch seinen königlichen Herrn richtig verstehen. Dem dürfe er keine Verlegenheit bereiten; auch an den korrekten Weg einer Anfrage bei den Signatarmächten des Pariser Protokolls sei nicht zu denken. Der erwählte Fürst von Rumänien solle bei dem obersten Kriegsherrn um Urlaub ansuchen, dann jenseits der Grenzen Preußens um die Entlassung aus der Armee, insgeheim möge er nach Paris eilen und eine vertrauliche Audienz beim Kaiser begehren und gleichzeitig an den Zaren ein Schreiben richten: Sie sähen in Rußland Ihren mächtigsten Beschützer und hofften, dereinst mit Rußland die orientalische Frage lösen zu können. So sprach Herr v. Bismarck als Freund und Ratgeber. Und wenn die Sache mißlang, nun, dann blieb die Stellung des Prinzen zum Gesamthause dieselbe, er würde hieher zurückkehren und sich stets mit Vergnügen eines Coups erinnern dürfen, der ihm nie zum Vorwurf gereichen kann.

Die Unterredung mit Bismarck ist in den ersten Blättern jener wertvollen Aufzeichnungen zu finden, in denen ein „Augenzeuge" von Tag zu Tag über Karol von

Rumänien berichtet, vom 22. März 1866 bis zur Königskrönung 22. Mai 1881.* Der Prinz hat getreulich befolgt, was ihm von dem Minister seines Oheims geraten worden. Nur geboten eingetroffene Nachrichten aus Rumänien und der drohende Krieg zwischen Preußen und Österreich den schleunigen Aufbruch nach Bukarest. Eine abenteuerliche Fahrt hebt an. Man befürchtete, daß, je nach der Wahl des Reisewegs, der Prinz in Konstantinopel, auf russischem Gebiet oder in Österreich verhaftet werden könnte; ja ein sorgenvolles Mitglied der rumänischen Deputation meinte sogar, daß in Wien der hohenzollernsche Prätendent sofort erschossen würde. Trotzdem wählten Karl und seine Begleiter den Weg durch Österreich. Von Düsseldorf an mußte die Spur verwischt werden. Mit einem Boot wurde über Deutz Bonn erreicht, dann ging es nach St. Gallen, wo ein dem Fürstenhaus befreundetes Regierungsmitglied einen Paß nach Odessa für Karl Hettingen besorgte. Der ward am Salzburger Bahnhof vom österreichischen Beamten sorgfältig geprüft, während der arme Prinz sich hinter einer Zeitung vor Offizieren vom Regiment „Belgien", die er aus dem holsteinischen Feldzug kannte, verbergen mußte. Weiter geht's über Wien und Pest nach Bazias. Dort muß auf das Dampfschiff gewartet werden, das über einen Tag ausbleibt. Im Wirtshaus hört er zu, wie über seine schlechten Aussichten gekannegießert wird. In der Kajüte II. Klasse schreibt er am andern Morgen an den Monarchen, dessen Gebiet er eben durcheilt, an Kaiser Franz Josef, gegen den eben sein Oheim die Waffen ergreift. In Turn-Severin hat er endlich die rumänische Grenze erreicht. „Sie wollen ja nach Odessa", ruft der Schiffskapitän dem Aussteigenden auf die Landungsbrücke nach. Da gewahrt er überrascht, wie Ivan Bratianu ehrfurchtsvoll den unscheinbaren jungen Ankömmling begrüßt: „Bei Gott, das muß der Prinz von Hohenzollern sein", ruft und mehr kann er mit seiner verspäteten Entdeckung nicht beginnen. Der Fürst steht auf dem Boden seines Landes!

Er wußte, daß er aus einem Staatswesen, das ausgezeichnete Verwaltung zu seiner Größe erhoben, in eine wirtschaftliche und administrative Barbarei ziehe. Schwerlich aber hat er eine Vorstellung von der bösen Mischung aus Roheit und politischer Korruption gehabt, die er dort in den politischen Zuständen antreffen werde. Die gewaltsamen Entwicklungen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts hatten die starr gewordene Schicht hinweggeräumt, die einst als islamitischer Feuerstrom auf die Balkan- und Donauländer eingebrochen war. Mehr jedoch war noch nicht geschehen, nur Ansätze zu neuen politischen Bildungen waren zu sehen und die waren durch die Eifersucht der Großmächte, wie durch den zähen Widerstand der Pforte in Frage gestellt. Die tüchtige Bauernbevölkerung war noch nicht von dem dumpfen Drucke, der durch Jahrhunderte auf ihr gelastet, frei geworden. Den Großgrundbesitz stellten ein Hochadel und eine Gentry dar, denen jedes politische Autoritätsgefühl fehlte. Ihre Führer hatten vor Jahrhunderten dem Lande seine alte christliche Signatur durch die sofortige Unterwerfung vor dem türkischen Großherrn zu bewahren gewußt. Doch das Joch der asiatischen Fremdherrschaft war schwer auf den Fürstentümern gelegen, die vornehmen Phanariotengeschlechter, die im Namen der Pforte die oberste Herrschaft ausübten, hatten nur an die gewaltsame Sicherung ihres Einflusses und an ihren materiellen Gewinn gedacht. Als Bürger und

* „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", Aufzeichnung eines Augenzeugen. J. G. Cotta, Stuttgart, 1894—1900.



Kaufmann funktionierte der Jude, wie überall im Südosten, verachtet und unentbehrlich. Keine der benachbarten Großmächte zeigte das ernste Interesse, eine geordnete Verwaltung mit volkstümlichen Formen hier erstehen zu lassen und die Versuche, die von einsichtigen Patrioten gemacht wurden, begegneten keiner wohlwollenden Förderung. Die Kammer war der wüste Schauplatz kleinlicher Intrigen, in die die Umtriebe der auswärtigen Agenten hineinspielten. Stark machte sich die Tendenz der Mächte bemerkbar, eine organische Verbindung der beiden Fürstentümer zu stören.

In solche Wirrnis sah sich Fürst Karl hineinversetzt, als er nach den ersten Tagen der gutgemeinten aber wenig belangvollen Begrüßungsfeierlichkeiten die Verhältnisse gründlich zu prüfen begann. Sicherlich hat er die nächsten Jahre eine stattliche Reihe von Irrtümern und Fehlgriffen im Stillen verzeichnen müssen, ehe er lernte, über den Dingen zu stehen. Er bewies die zähe Geduld, das kalte Blut, die nüchterne Auffassung des Staatengründers. Er entrückte immer mehr die Persönlichkeit des Fürsten dem Operettengetriebe der Fraktionen und seine Verwaltung dem unmittelbaren Machtgebot der Kammern. Mit der berechtigten Geringschätzung des preußischen Offiziers hatte er bei seinem Einzug die schlechte Haltung der Soldaten gemustert, jetzt ging er vor allem daran, sich seine kleine Armee zu erziehen und im besten Sinne wehrhaft zu machen. Wie auf anderem Gebiet, traf er auch hier ein treffliches Rohmaterial, das sich prächtig formen ließ. Offiziere und Unteroffiziere nahmen die stramme Zucht an, die ihnen zwar eine bisher nicht gekannte Summe von Verantwortlichkeit auferlegte, aber auch zu gesteigertem Ansehen verhalf. Fürst Karl lebte inmitten seiner Armee, unermüdlich war er auf ihre Ausbildung bedacht und sorglich pflegte er ihr wachsendes Ehrgefühl. Die wichtige Vorbedingung für das Heerwesen erkannte er in der Volksschule; dies war das zweite Verwaltungsgebiet, in das er initiativ einzugreifen genötigt war. Und hier tritt neben ihn die vornehme, gütige Gestalt seiner jungen Frau, die er sich bald nach seinem Regierungsantritt aus Wied geholt. In Fürstin Elisabeth erwuchs dem Organisator des jungen Rumäniens eine werktätige Mitarbeiterin, die die Entwicklung der Schul- und Spitalspflege wesentlich gefördert hat. Innerhalb der Zerklüftung der Parteien erkannte Fürst Karl ein einziges Moment, das zu einer Festigung der politischen Ordnung führen konnte, dies war die Wirtschaftsreform, die allgemein herbeigesehnt, leider aber zumeist nur in unbestimmter Form wie ein Wunder erhofft wurde. Nun dachte man an Eisenbahnen, an Regelung und Erhöhung der Steuererträge, an die Steigerung der Einkünfte der Staatsdomänen, auf die später ein Anlehen aufgenommen werden sollte. Die dämonische und zugleich groteske Gestalt Strousbergs erschien am Horizont, sie vermittelte dem Lande die Möglichkeit des Weltverkehrs, sie brachte aber später über das arme Rumänien eine finanzielle Kalamität traurigster Art.

Die Autorität des Fürsten und seiner Regierung kam in scharfen Gegensatz zur Kammer, sobald namentlich die jüngeren und radikaleren Elemente gewahr wurden, daß man es nicht mit einer bequemen, aristokratischen Persönlichkeit zu tun habe, die ihre Pflicht mit eleganter Repräsentation erledigt sah. Die Exekutive nahm jetzt eine Machtfülle in Anspruch, die anscheinend früher die Kammer besessen. Der Fürst hätte sich gern auf die konservative Partei gestützt, allein diese war nicht weniger unzuverlässig als die radikale Opposition. Einem parlamentarischen Überfall war sie nicht gewachsen, in ihren Reihen gab es zahlreiche Überläufer und selbstsüchtige Spekulanten und auswärtige

Pläne fanden ergiebigen Boden für unsauberes Ränkespiel. Der deutsch-französische Krieg und die Erhöhung des Hohenzollernhauses hatten zuerst für den Fürsten ungünstige Folgen. In Rumänien erfreute sich Frankreich seit den Fünfzigerjahren unbedingter Beliebtheit und auch einer gewissen diplomatischen Vorherrschaft. Der Neffe des Siegers von Sedan mußte hier die allgemeine Enttäuschung und wohl auch den Verdruß über Börsenverluste entgelten. Dazu kam noch die Schreckensnachricht von der Nichteinlösung des Zinsencoupons der rumänischen Eisenbahnen. Strousberg ließ Dezember 1870 in Deutschland erklären, daß die Regierung zur Einlösung verpflichtet sei. So wuchs das gewohnte Ringen der Regierung mit den Kammern zu einer ernsten Gefahr heran. Die Konservativen dachten nur daran, sich zu salvieren, aus ihrer eigenen Mitte verbanden sich zahlreiche Abgeordnete mit der Opposition. Der Fürst, der bisher Jahr für Jahr den Verdruß und die Sorgen des parlamentarischen Kampfes geduldig getragen und bemüht gewesen war, den Kammern das gleiche patriotische Pflichtgefühl, wie es ihn beseelte, einzuprägen, sah sich von Monat zu Monat mehr vereinsamt und zur Zielscheibe gehässiger Angriffe gemacht. Eine unwürdige Straßenkundgebung während eines offiziellen Banketts der deutschen Kolonie schuf eine bedenkliche Krise, die Autorität des Thrones schien ernstlich erschüttert, denn selbst die Minister hatten versagt. Der Fürst dachte an die Abdankung und kündigte den Konservativen diese seine Absicht an. Die bestürzte Parteileitung kam zur Besinnung. Zu viele vaterländische, zu viele materielle Interessen waren mit der Person des Fürsten verknüpft; ging er, so drohte eine heillose Verwirrung und der finanzielle Ruin. Jetzt erst ward man gewahr, welche unbewußte Sicherheit die kluge, stille und gewissenhafte Art des Fürsten gewähre. Die Stimmung schlug um, die Konservativen brachten allmählich eine Verständigung mit den Liberalen zu stande, Ivan Bratianu trat in den Vordergrund. Der Winter 1871 hatte den Tiefpunkt der Krise bedeutet, jetzt ging es wieder aufwärts. Die Gärungen in der Türkei und die Vorstöße der russischen Politik raubten den inneren Zwistigkeiten ihre Bedeutung.

Nahm Rußland wiederum seine kriegerische Aktion gegen die Türkei auf, so nahte auch für die Donaufürstentümer die entscheidende Stunde für ihre staatliche Existenz und politische Zukunft. Rumänien konnte die türkische Oberherrschaft mit der Abhängigkeit von Rußland vertauschen, konnte im Ansturm der Armeen des Zaren überrannt werden und seines bißchens Autonomie verlustig gehen, es konnte auch der beklagenswerte Schauplatz des kriegerischen Ringens werden, auf dem die Türkei eines ihrer schauerlichen Strafexempel statuierte. Aber es winkte auch seiner energischen und klugen Stellungnahme, seinem militärischen Wagemut der Preis der völligen politischen und nationalen Unabhängigkeit und der Konsolidierung als anerkannter europäischer Staat. In den Jahren 1874—77 hat sich Fürst Karl als kluger, zielbewußter Diplomat erwiesen. Wir erfahren aus dem erwähnten Tagebuch die zahlreichen Kapitel und Episoden der Balkanpolitik jener entscheidungsvollen Zeit. Mit besorgter Spannung folgt der alte Fürst Karl Anton den Entschließungen des Sohnes, man erfährt die Äußerungen der Kabinette, des Wiener und des Petersburger Hofes. Bricht Rußland los, dann müssen seine Truppen durch Rumänien über die Donau ziehen und damit tritt die bange Frage an den Fürsten heran. Er scheint früher schon dazu entschlossen gewesen zu sein, was er im Frühling 1877 ins Werk setzte. Seine Armee von 40.000 Mann mit ihren guten Geschützen harrte des Ausbruchs des Krieges. Aber es mußte ihr die Möglichkeit selbständigen Operierens

gewahrt bleiben, denn nur so konnte Rumänien zur Anerkennung seiner Unabhängigkeit gelangen. Allein schwierig war's und aller kühlen Höflichkeit bedurfte es, diesen Standpunkt gegenüber der russischen Diplomatie und den liebenswürdigen Zusicherungen des kaiserlichen Hofes zu behaupten. Fürst Karl bezeigte dem Zaren Alexander II. alle herzliche Ergebenheit, aber er wich von seinen maßvollen Forderungen bezüglich des Durchmarsches der Armee und später der Kooperation nicht ab. Verdrießlich bewilligte Gortschakoff die ersteren. Dann nahm der Krieg seine furchtbarsten heroischen Formen an. Zwei blutige Schlachten mußten erst von den Russen bei Plewna geschlagen werden, ehe der Kaiser den Rumänen ihre strategische Selbstherrlichkeit zugestand. Allerdings entwaffnete der vertrauensvolle Alexander II. bei dem entscheidenden Kriegsrat den Fürsten durch einen Antrag, der den jungen Heerführer freudig überraschte und rührte: er ward zum Kommandierenden der gesamten Plewnaarmee ernannt. Und nun kam die eigentliche Feuertaufe der rumänischen Armee, jene dritte Schlacht, in der 2500 Soldaten und 59 Offiziere fielen. Aber was die Russen bisher nicht vermocht, war erreicht, die Rumänen hatten die Griwitzaredoute erobert, der wichtigste Punkt für die Einschließung Osman Paschas war gewonnen. Durch das Land ging eine feierliche Stimmung, voll Wehmut über den grausamen Verlust an Söhnen und Brüdern, voll Erhebung über die blutige Bürgschaft für die Unabhängigkeit. Dann folgte Sieg auf Sieg, bis endlich die Russen nach dem zweiten Balkanübergang in die Ebene herabsteigen konnten. Der Friede kam in Sicht und mit ihm eine bittere Demütigung für den jungen Staat. Er mußte mit einem Preise seine Freiheit, die er durch das Blut seiner Tapferen erobert gewähnt hatte, bezahlen, den Rumänien seinen „Alliierten" nie vergessen wird. Es verlor Bessarabien, und das Tagebuch verzeichnet die quälenden Empfindungen, die auf den Fürsten einstürmen, als er nach Monaten erfolgloser Versuche sich eingestehen muß, daß ein hartes Schicksal das traurige Opfer gebiete.

Am 22. Mai 1881 nahm das Fürstenpaar unter der freudigen Zustimmung des Landes die Königswürde an. Der Fürst ließ sich eine schlichte Stahlkrone schmieden: keine goldene zieme dem noch armen Lande. Sie mag auch das edle Wahrzeichen seines Wirkens bilden, das, abseits von Glanz und Pracht, ernsten Zielen zugestrebt hat. Nach dem Kriege sah er seinen Thron gefestet, weit unter ihm mochten sich die Fraktionen ihre parlamentarischen Scharmützel liefern, die Krone blieb davon unberührt. Das Volk hatte im Fürsten seinen Erzieher lieben gelernt. König Karol ist der Schöpfer der Armee, er hat die Kammern gelehrt, selbstsüchtige Bestrebungen angesichts großer vaterländischer Aufgaben fallen zu lassen, er hat das Gefühl der Verantwortlichkeit dem gesamten Staatsleben aufzuprägen gewußt.

Seit mehr als einem Jahrzehnt ist er der Verbündete unserer Monarchie. Das Tagebuch berichtet von der ernsten Teilnahme, die Kaiser Franz Josef dem jungen Fürsten und seinen Kämpfen und Sorgen widmet, von der sympathischen, loyalen Kritik, die Graf Andrassy übte und von den wichtigen Mitteilungen und Winken, die von Wien nach Bukarest gelangten. Der Besuch des Kaisers in Sinaia hat dann gezeigt, daß gereift war, was seit Jahren sorglich vorbereitet worden.

Chronik.

Zeitungswesen.

Einer Chronik unseres Zeitungswesens steht in erster Linie als großes Hindernis der Mangel authentischer Hilfsquellen entgegen. Es ist schon so oft auf die große Wichtigkeit einer genauen Statistik der periodischen Publikationen, insbesondere der Tagespresse, hingewiesen worden. Wiewohl eine gute Statistik des Zeitungswesens wertvolle Fingerzeige für die Erkenntnis des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens abgeben würde, suchen die Regierungen gegen ihr eigenes Interesse den bestehenden Mängeln solcher Nachweisungen nicht abzuhelfen. Ganz besonders schlecht steht es aber um diesen Zweig der Statistik bei uns in Österreich. Die einzigen offiziellen Publikationen über diesen Gegenstand, die wir besitzen, sind die Postzeitungsliste und das „Statistische Handbuch". Erstere liefert nur ein ganz unvollständiges und in vieler Hinsicht ungenaues und unzuverlässiges Rohmaterial für eine Statistik, im anderen wird die periodische Presse mit einer einzigen Tabelle abgetan. Diese wird auf Grund der Berichte der k. k. Staatsanwaltschaften bearbeitet, die wieder auf dem Institut der Pflichtexemplare beruhen. Inwieweit diese Berichte genau sind, mag dahingestellt bleiben, da jede Handhabe, sie einer Kritik zu unterziehen, fehlt. Die von der k. k. statistischen Zentralkommission zusammengestellte Tabelle ist aber — wie ich schon wiederholt nachgewiesen habe — ganz unzulänglich und gestattet nur eine sehr mangelhafte Einsicht in die Verhältnisse. Seit Jahren ist diese Tabelle in ihrer Anlage unverändert und gibt nur ein Bild, wie viel Blätter — nach Inhalt, Sprache und Erscheinungsform aufgezählt — in jedem Verwaltungsgebiet herausgegeben werden. Die interessanten Fragen, wie sich die Presse nach Inhalt und Erscheinungsform in den einzelnen Sprachen, wie sie sich nach der Erscheinungsform in den einzelnen Wissensgebieten gruppiert, lassen sich jedoch aus dieser Tabelle nicht beantworten.

Eine wirklich gebrauchsfähige Statistik müßte die Presse mindestens nach den vier Einteilungsgründen: Erscheinungsort, Erscheinungszeit, Sprache, Inhalt genau und im Vergleich eines jeden dieser Einteilungsgründe mit jedem der drei übrigen zur Darstellung bringen. Weitere Gesichtspunkte, wie: Tendenz, Preis, Format und Gewicht ließen sich leicht beschaffen, während freilich für die weit wichtigeren: Auflagezahl, Art und Größe der Verbreitung, ferner für alle sonstigen, das wirtschaftliche Moment der Zeitungsindustrie betreffenden Angaben die Unterlagen ganz fehlen. Die Statistik der periodischen Presse ist allerdings nur ein Teil jener der literarischen Produktion überhaupt und auch diese Statistik liegt leider noch sehr im argen. In Österreich sind alle in jüngster Zeit gemachten Versuche, eine solche herzustellen, an der Teilnahmslosigkeit der interessierten Kreise und der — sagen wir — Sparsamkeit der beteiligten Faktoren gescheitert.

Nach dem vor kurzem erschienenen statistischen Handbuch für 1904 gab es in diesem Jahre in Österreich 3320 Blätter, darunter 172 Tages-, 723 Wochen-, 959 Halbmonats-, 1102 Monatsblätter und angeblich 53, welche seltener als 12mal jährlich zur Ausgabe gelangen. Diese letzte Zahl ist sicherlich falsch. Nach unserem Preßgesetz gehören solche Publikationen überhaupt nicht unter den Begriff der periodischen Druckschrift und Pflichtexemplare dieser Druckschriften sind nur dann bei den Staatsanwaltschaften zu hinterlegen, wenn das betreffende Heft weniger als 5 Bogen umfaßt. Nach Feststellung dieses Fehlers sollen hier die wichtigsten Ziffern der Tabelle aufgeführt werden. Vorerst mag aber eine kurze historische Bemerkung am Platz sein. 1895, dem ersten Jahr nach Aufhebung der Kautionspflicht, gab es in Österreich 2255, Ende 1899, zur Zeit des Wegfalls des Zeitungsstempels, 2849 Blätter. Die Zunahme in den letzten neun Jahren beträgt demnach 1065, das ist fast ein Drittel. Nicht uninteressant dürfte es ferner sein, daran zu erinnern, daß es in Österreich am Vorabend der Revolution im Jahre 1848 nur 79 Zeitschriften (17 Amts-, 2 politische, 34 Fach- und 36 Unterhaltungsblätter) gab, während um diese Zeit in Preußen schon ungefähr 400, in Sachsen über 100, in Frankreich mehr als 600, in England mehr als 750 Zeitschriften bestanden. Dem Aufschwung der österreichischen Presse nach der Revolution machte die Reaktion bald ein Ende, so daß die gegenwärtige Entwicklung der Presse erst von 1852 ab datiert. Damals gab es in Österreich nur 172 periodische Druckschriften, darunter 59 politische (inklusive der 18 amtlichen und 6 offiziösen) Blätter. Dieser Stand war beinahe derselbe wie vor Einführung des Zeitungsstempels unter Kaiser Josef II.!

Von den für 1904 ausgewiesenen 3320 Zeitschriften erschienen die meisten in Niederösterreich: 1312, und zwar gab es hierunter 77 Tages-* und 298 Wochenblätter, während

* Jedenfalls sind auch die Zeitungskorrespondenzen, Kurszettel ꝛc. in dieser Ziffer inbegriffen.

36 zwei- bis viermal wöchentlich erschienen; die Majorität bilden aber die 380 Halbmonats- und 418 Monatsschriften. Auf Niederösterreich folgen Böhmen (mit 824), Galizien (315), Mähren (268), Tirol und Vorarlberg (115), Küstenland (103) und Steiermark (98). Die wenigsten Zeitungen erblicken im Herzogtum Salzburg das Licht der Welt, es gibt ihrer nur 16. Freilich kommt in diesem Kronland fast nur die Stadt Salzburg als Druckort in Betracht.

Hinsichtlich des Wissensgebietes, dem die einzelnen Blätter angehören, verdient bemerkt zu werden, daß die meisten politischen (288 unter 966) in Böhmen erscheinen, während Niederösterreich deren nur 220, Galizien 115, Mähren 109 zählt. Den politischen Blättern stehen zunächst die gewerblich-technischen (383) und die volkswirtschaftlichen, von diesen Kategorien erscheint aber weit mehr als die Hälfte in Wien. Amtliche Blätter gibt es 270; dem Theater, der Musik, der Mode und dem Sport sind zusammen 236, der Belletristik 245, der Landwirtschaft 195 Blätter gewidmet.

Zwei Drittel (2034) der in den Königreichen und Ländern bestehenden Zeitschriften sind in deutscher Sprache abgefaßt, sie verteilen sich auf alle Kronländer, mit einziger Ausnahme von Dalmatien. Den deutschen zunächst reihen sich die 694 tschechischen Blätter, von denen 522 in Böhmen, 158 in Mähren, je 7 in Schlesien und Niederösterreich erscheinen, dann folgen die 265 polnischen und 102 italienischen. Über die wenigsten Zeitungen verfügen die Rumänen (5, nur in der Bukowina) und die Serbokroaten (26). Eine einzige Sprache im Blätterwald findet sich bloß in Oberösterreich und Salzburg, die deutsche; die Presse aller andern Kronländer ist polyglott. In Niederösterreich, und zwar in Wien, erscheinen Zeitschriften in allen Landessprachen, mit Ausnahme des Rumänischen, doch ist die Zahl der nichtdeutschen sehr gering, sie beträgt nur 29 (darunter 7 tschechische, 3 serbokroatische, 2 polnische und die einzige in Österreich erscheinende magyarische). Vier Sprachen sind vertreten in Böhmen (522 tschechische, 278 deutsche, 1 slowenische, 3 serbokroatische Zeitschriften), im Küstenland (65 italienische, 18 slowenische, 8 deutsche, 7 serbokroatische) und in der Bukowina (27 deutsche, 7 ruthenische, 5 rumänische, 1 polnische); drei in Galizien, Mähren und Schlesien.

Alle Kategorien, die diese Statistik erwähnt, haben eine steigende Tendenz, nur die Zahl der italienischen Blätter ist gegen das Vorjahr um 1 gesunken, was wohl ohne Bedeutung ist.

Äußerst interessant und instruktiv wäre eine Übersicht über die einzelnen Orte — es gibt deren relativ noch sehr wenige — in Österreich, wo Zeitschriften erscheinen und wie sich die Tages- und Wochenblätter auf die einzelnen Städte verteilen. Man könnte hieraus wichtige Schlüsse ziehen, könnte sehen, wie industriereiche Gegenden eine größere Presse besitzen, als die agrarischen, wie arm an Zeitungen die Alpenländer sind und wie in Nordböhmen das Preßgewerbe noch verhältnismäßig am meisten blüht. Man könnte interessante Streiflichter auf die Intelligenz der Bevölkerung in den einzelnen Länderstrichen werfen und würde sich über viele beschämende Verhältnisse klar werden, wollte man die gegebenen Ziffern mit jenen im Deutschen Reich oder in den westlichen Kulturstaaten vergleichen. Gibt es doch in Österreich noch große Städte ohne Adreßbuch und zahlreiche Orte mit Tausenden von Einwohnern ohne eine Druckerei.

Leider fehlt aber hiezu, wie erwähnt, das Material und jenes, das ich 1901 auf Grund einer Enquete des Reichsverbandes österreichischer Buchdruckereibesitzer gesammelt habe, mag im Detail heute wieder veraltet sein. Damals gab es in Österreich nur 158 Verlagsorte von Tag- und Wochenblättern, während an 240 Orten die Bevölkerung bereits die Ziffer 5000 überstiegen hatte. Mindestens 82 Orte mit mehr als 5000 Einwohnern hatten demnach nicht einmal ein eigenes Wochenblatt. Erwähnt sei, daß zur selben Zeit im Deutschen Reiche an beinahe 200 ländlichen Orten (mit weniger als 2000 Einwohnern) und im ganzen an nahezu 2000 Verlagsorten mehr als 8000 Zeitschriften erschienen, worunter sich über 1200 Tagesblätter befanden.

Es wäre lebhaft zu begrüßen, wenn diese Ausführungen unser Handelsministerium oder etwa die statistische Zentralkommission anregen würden, der Herstellung einer Statistik der literarischen Produktion und insbesondere des Zeitungswesens näherzutreten. Es wäre dies um so wünschenswerter, als Ungarn über eine weit bessere Zeitungsstatistik als Österreich verfügt. Als Beilage der vom Nationalmuseum herausgegebenen bibliothekarischen Vierteljahrschrift »Magyar Könyv-Szemle« erscheint alljährlich in Budapest ein vorzüglich gearbeitetes, fast könnte man sagen mustergültiges Verzeichnis aller „vaterländischen" Zeitschriften. Im Jahre 1904 zählte es im ganzen 1644 Titel auf. Darunter befinden sich 1330 magyarische, nämlich 87 (gegen 102 im Jahre 1903) politische Tagesblätter — also verhältnismäßig weit mehr als in Cisleithanien — 92 politische Wochenblätter, 244 unpolitische Lokalzeitungen, 299 Fachblätter und 387 eigentliche Zeitschriften (Magazine, Revuen, Vierteljahrschriften ꝛc.) In nichtmagyarischer Sprache erscheinen in Ungarn — also abgesehen von Kroatien — 314 periodische Druckschriften, darunter 194 (wovon 42 poli-

tische sind) deutsche, 39 rumänische, 36 slowakische, 26 serbische und 4 italienische.

Die magyarische Presse ist in steter Zunahme begriffen und ihr gegenwärtiger Stand erscheint beachtenswert, bedenkt man, daß sie erst vor kurzem fünf Vierteljahrhunderte alt geworden ist. Für das erste Blatt in magyarischer Sprache hält man den »Magyar Hirmondo«, den Matthias Rat am 1. Jänner 1780 in Preßburg zu veröffentlichen begann; erst acht Jahre später erschien das erste magyarische Blatt in Pest, der »Magyar Merkurius«, der bis 1806 dort auch das einzige blieb. 1830 gab es 10, 1847 33 magyarische Blätter im ganzen Land! Während der Revolutionszeit stiegen sie dann auf 86, aber 1850 zählte man ihrer nur mehr 9. Seither steigt die Zahl konstant; erst langsam bis 1867, wo sie 80 beträgt. Aber schon ein Jahr später gibt es 140 magyarische Zeitschriften und nach der Millenniumsausstellung übersteigen sie die Ziffer 1000.

Auch die nichtmagyarische Presse in Ungarn nimmt von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung zu. Den ersten Rang nehmen hier die deutschen Zeitungen ein. Sie sind über das ganze Land verbreitet, wiewohl mehr als ein Drittel — 75 — in Budapest erscheinen. In jüngster Zeit nimmt infolge der politischen Verhältnisse die Nationalitätenbewegung einen nicht unbedeutenden Aufschwung und insbesondere ist es die deutsche Presse die, daraus Vorteile zieht.

Ebenso wie in Österreich kämpft auch in Ungarn die Zeitungsindustrie mit mancherlei Schwierigkeiten, die zum Teil durch das veraltete Preßgesetz verursacht werden. Haben auch Ministerialverordnungen, insbesondere hinsichtlich des Straßenverkaufes, dort einige Erleichterungen geschaffen, so daß die Kolportage de facto wenigstens fast frei ist, so ist die Herausgabe einer politischen Zeitung noch immer an die Hinterlegung einer ziemlich hohen Kaution gebunden.

Über die Presse Kroatiens und Slawoniens fehlt es wieder an authentischen Nachweisungen. Die österreichische Postzeitungsliste, die aber gerade hier auffallend unzuverlässig ist, zählt ein kroatisches Blatt in Essegg und vier in Agram auf. In Agram allein erscheinen aber viel mehr kroatische Blätter und außerdem zwei deutsche Tagesblätter. Das Alter der kroatischen Presse ist freilich nur sehr gering, sie kann in den nächsten Tagen ihren 100. Geburtstag feiern.* Die erste periodische Druckschrift in kroatischer Sprache erschien am 12. Juli 1806, es war die erste Nummer des offiziellen Blattes der illyrisch-französischen Regierung der »Kraglski Dalmatin il regio Dalmata« der gleichzeitig in kroatischer und italienischer Sprache in Zara veröffentlicht wurde. Agram besaß zwar bereits seit dem Jahre 1789 eine zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung, den „Agramer Korrespondenten", der aber in deutscher Sprache geschrieben war. Nach dem Eingehen des »Kraglski Dalmatin« im Jahre 1810 gab es wieder lange hindurch keine kroatische Zeitschrift, was nicht verwunderlich ist, bedenkt man, daß damals die in zahlreichen Dialekten zerklüftete kroatische Sprache noch ein sehr geringes Lesepublikum hatte. Erst im Jahre 1835 wurde wieder eine Zeitung, und zwar eine belletristische Wochenschrift, in dieser Sprache veröffentlicht. Sie war von dem, um die Wiedergeburt seines Volkes hochverdienten Dr. Ludwig Gay gegründet worden und trug den Titel »Danica Horvatzka, Dalmatinzka i Slavonska«. Auf Grund einer besonderen Bewilligung des Kaisers Ferdinand erhielt Gay dann auch die Erlaubnis zur Herausgabe einer politischen Zeitung. Es war dies die zweimal wöchentlich erscheinende »Novine Horvatske, Dalmatinske i Slavonske«, aus welcher 1857 das heutige Amtsblatt »Narodne Novine« wurde, das somit derzeit die älteste in kroatischer Sprache erscheinende Zeitung ist.

* Vergleiche Dr. L. Schick in der diesjährigen Osternummer des „Agramer Tagblattes".

In Bosnien und der Hercegovina erscheinen nur ungefähr zwei bis drei Dutzend periodische Druckschriften, darunter ein deutsches Tagblatt in Sarajewo. Die meisten der bosnischen Zeitschriften sind in kroatischer Sprache abgefaßt, daneben gibt es 8 serbische und eine (jüdisch) spanische. Carl Junker.

Besprechungen.

„Die Regelung des Wettbewerbes im modernen Wirtschaftssystem." I. Teil: Die Kartelle in Österreich. Von Dr. M. Ettinger. Manzscher Verlag, Wien, 1905.

Das vorliegende Buch prüft zunächst die Anwendbarkeit des Koalitionsgesetzes auf die Kartelle und legt dar, daß dieses Gesetz keineswegs im Wege der Analogie auf Kartelle Anwendung finden könne, da es sich bei diesen nicht um wesensgleiche Vereinbarungen handle; vielmehr habe auf alle Kartellformen das Gesetz über Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zur Anwendung zu kommen. Somit entscheide für die Rechtsgültigkeit der Kartelle nur der Gesichtspunkt, ob durch den Kartellvertrag ein Verstoß gegen die guten Sitten gegeben sei. Die durch das Gesetz angestrebte Förderung von Produktiv- und Absatzgenossenschaften laufe nämlich ökonomisch und praktisch auf die Fusionierung der Produktion, beziehungsweise des Absatzes, sowie auf deren Kontingentierung hinaus, wobei die Selbständigkeit der Betriebe in einzelnen Beziehungen aufrechterhalten werden kann. Für solche Genossenschaften gewähre der Staat unter

gewissen Voraussetzungen sogar Steuerbegünstigungen, so daß von einer „verbotenen Handlung“ bei der Organisierung eines genossenschaftlichen „Verkaufsbureaus“ nicht die Rede sein kann. Doch sieht auch der Verfasser die Eventualität einer fortgesetzten Anwenwendung des Koalitionsgesetzes auf Kartelle voraus und erörtert die für diesen Fall in Betracht kommenden Gesichtspunkte. § 4 des Koalitionsgesetzes erklärt Verabredungen zur „Erhöhung“ von Warenpreisen „zum Nachteile des Publikums“ als unverbindlich, wobei die bisherige Judikatur als „Publikum“ den letzten Konsumenten behandelt. Der Verfasser erörtert nun, wann überhaupt von einer Preiserhöhung für den letzten Konsumenten, sowie von einem Nachteil des Publikums die Rede sein und wann beides als Folge der Kartellvereinbarung betrachtet werden könne, die ohne diese sich nicht eingestellt hätte. Er betont, daß ein Kartell infolge erhöhter Rentabilität auf die Dauer preisermäßigend, freie Konkurrenz dagegen preisverteuernd wirken kann und wünscht eine Verständigung über die Preise zwischen Ganz- und Halbfabrikaten. Da der Preis des Ganzfabrikates durch die Kaufkraft des letzten Konsumenten bestimmt werde, so sei dadurch von vornherein eine Schranke für die Preise gegeben. —i—

„Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe.“ Von Otto Caspari. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Sauerländers Verlag.

Die Kritik der sexuellen Zustände, die immer weitere Kreise zieht, gipfelt notwendigerweise in einer Kritik der Ehe als sozialer und rechtlicher Institution, und zugleich nimmt auch der Kampf gegen die lebenslängliche Monogamie, die der Eheform zu grunde liegt, immer deutlichere Gestalt an. Schon Nietzsche hat die „kleine Ehe“ als eine Ergänzung der „großen Ehe“ gefordert, also die Legalisierung des Konkubinates. Wenn eine Sanierung der verhängnisvollen geschlechtlichen Mißstände möglich sein soll, an denen die Kulturmenschheit leidet, so scheint sie vor allem eine soziale Umwertung des Konkubinates zu fordern. Diesen Gedanken führt Caspari aus. Sobald das „freie, besitzlose Eheleben“ — so nennt er mit einem gewählteren Ausdruck das Konkubinat — als allgemein erlaubtes Bedürfnis Anerkennung in der Gesellschaft erlangt, wird eine Änderung der herrschenden moralischen Anschauungen nicht ausbleiben: „Aber die Einsicht muß sich erst durchringen, daß dieser Gesichtspunkt der freien und jugendlich frühen Heirat und das Zusammenleben in freier Ehe gesitteter ist als das unstete und wilde Herumlungern der Jugend unter dem sittenlosen Straßenleben der verkäuflichen Liebe.“ Der Staat hat daher die Pflicht, das freie Zusammenleben zu dulden und zu fördern, hingegen die Prostitution mit allen Mitteln zu bekämpfen und ihre Existenzbedingungen zu unterbinden.

Diese scheinbar so einfache, so selbstverständliche, so vernünftige Lösung eines in der Praxis so schwierigen und schwer zugänglichen Problems, wie das sexuelle wird von Caspari mit Freimut vorgebracht und mit vielen glücklichen Argumenten gestützt.

Nicht ganz so glücklich ist die „Berücksichtigung der Frauenbewegung vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte“, die der Verfasser im Untertitel seines Werkchens verspricht. Da macht sich eine gewisse Einseitigkeit unangenehm bemerkbar, die sehr häufig bei Fachgelehrten anzutreffen ist: sie räumen dem weiblichen Geschlecht in den ihnen selbst fernliegenden Berufen die Zuständigkeit ein, während sie es zugleich von ihrem eigenen Bereich ausschließen. So will Caspari wohl Ärztinnen zulassen, kann sich aber nicht vorstellen, was die Frauen auf dem Gebiete der Jurisprudenz oder der Philosophie zu tun haben sollen. Er rückt plötzlich mit angeblich feststehenden, psycho-physischen Unterschieden der Geschlechter an, für welche jeder exakte Beweis fehlt, und postuliert von hier aus eine Arbeitsteilung der Geschlechter, indem er recht verbrauchte psychologische Gemeinplätze als grundlegende Beobachtungen anführt.

Rosa Mayreder.

„Kinder-Kultur.“ Von Charlotte Perkins Gilman (Stetson). Aus dem Englischen von Helene Riesz. Deutscher Kulturverlag, Berlin.

Die Amerikanerin Perkins Gilman erhebt bittere Anklagen gegen unsere Mütter. „Wir haben,“ sagt sie, „in materiellen Dingen herrliche Fortschritte gemacht, wir sind tief in die Wissenschaften eingedrungen, hoch in den Künsten emporgestiegen, über große Religionssysteme hinausgewachsen, das einzige, was uns fehlt, ist eine bessere Gattung von Menschen.“ Und die Mütter tragen schuld, daß die Menschen nicht besser sind, denn sie sind für den Zustand der Menschheit verantwortlich. Unbarmherzig rüttelt sie an den ältesten — von Urgroßmüttern überkommenen — Erziehungsmethoden. Sie verwirft den blinden Gehorsam, den törichte Mütter von ihren Kindern verlangen, denn die automatische Gewohnheit des Gehorchens erzieht nur Menschen ohne Initiative, Herdentiere — statt freier, starker Individuen. Sie eifert gegen die Anmaßung der Alten, über den Mangel an Achtung vor der Jugend. Die größte Schuld an den Erziehungsfehlern aber gibt sie dem Egoismus der Mutter. Er läßt sie nur der eigenen Brut gedenken und macht sie stumpf gegen die Erhaltung und Entwicklung des Lebens. Die Frau, die nichts für die Verbesse-

rung der Erziehungsverhältnisse ihrer Stadt, ihres Landes, der ganzen Welt tut, erfüllt ihre Pflicht als Frau und Mutter nicht. Aber Perkins Gilman gibt in ihren Essays auch positive Vorschläge für diese Verbesserungen. Sie beginnt mit der Schilderung eines Kinderheims. Diese Schilderung muß in jeder Mutter den heißen Wunsch erwecken, ihrem Liebling einen solchen Aufenthalt zu verschaffen. Die Kosten eines derartigen idealen Kinderspielzimmers sind wohl für bürgerliche Verhältnisse unerschwinglich, aber gemeinschaftlich mit mehreren Familien wäre dies möglich; Vereine und der Staat müßten mithelfen. Andere Kapitel behandeln die Idealschule, Kinder und Dienstboten, die Notwendigkeit der Zusammenkünfte und Besprechungen der Eltern und andere Tagesfragen. Das interessante Buch wird sicherlich viel gelesen werden, die Vorschläge sehr viel diskutiert und – wenig befolgt werden. Die Mütter werden über Angriffe und Vorschläge sehr entrüstet sein. Aber unsere Mütter waren schon oft entrüstet und haben Vorschläge zurückgewiesen, die ihnen einige Jahre später selbstverständlich, ja banal erschienen. Einleitung und Übersetzung – beide gleich ausgezeichnet – stammen von Helene Riesz. Die bekannte Schriftstellerin hat die goldenen Lehren, die Ludwig Fulda den Übersetzern gab, richtig verstanden. Nicht holperige undeutsche Sätze und Syntaxfehler zeigen, daß man dem Original gerecht wird, sondern verständiges, liebevolles Eingehen in den Geist des Autors und der fremden Sprache sind dazu notwendig.

Eugenie Hoffmann.

Nordamerikanische Eisenbahnen. Ihre Verwaltung und Wirtschaftsgebarung. Von W. Hoff, Geheimer Oberregierungsrat und F. Schwabach, Geheimer Regierungsrat. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1906.

Das großangelegte Werk der Herren Hoff und Schwabach stellt das wissenschaftliche Resultat einer Studienreise dar, die von den Verfassern — beide hohe Beamte der preußisch-hessischen Staatseisenbahnen — in das Gebiet der Vereinigten Staaten unternommen wurde. Die nicht zu reichlich bemessene Zeit erscheint gut angewendet, der Blick mit sicherem Verständnis auf die wichtigsten, genauer Darlegung bedürftigen Verhältnisse gelenkt, und speziell eine erstaunliche Menge statistischen Materiales gesammelt, das Fernerstehenden sonst nicht erreichbar ist. Dienten bisher hauptsächlich nur die trockenen halbjährigen Berichte des New Yorker Commercial and Financial Chronicle (Railway and Industrial Section) als Quelle der Information, so wird in Zukunft — solange nicht die rasch eintretenden Veränderungen gerade in den amerikanischen Eisenbahnverhältnissen dem Werke die Aktualität rauben — Belehrung über alles Wissenswerte des transatlantischen Verkehrswesens aus dem gehaltvollen Buche der deutschen Beamten geschöpft werden können; es ist der Suktus der Erfahrungen zweier unbefangenen Fachleute, die mit geübter Hand Wahres von Falschem, Brauchbares von Unbrauchbarem zu scheiden wußten.

Der Inhalt der Publikation umfaßt das ganze Gebiet des amerikanischen Eisenbahnwesens, mit Ausnahme der rein technischen Fragen. Wo Vergleiche mit analogen Verhältnissen des europäischen, namentlich des preußisch-hessischen Eisenbahnbetriebes möglich waren, wurden sie mit größter Unparteilichkeit angestellt. Wo Vergleichsmöglichkeit nicht vorlag, erfolgte besonders genaue und eingehende Schilderung der unterscheidenden Merkmale. Verschiedenheiten in den Grundlagen des europäischen und amerikanischen Eisenbahnwesens gibt es mehr als genug. Mancher der zuweilen verblüffenden Effekte im Betriebe der amerikanischen Verkehrsanstalten erweist sich deshalb in seiner Nutzanwendung auf die nach anderen Prinzipien entstandenen und geleiteten europäischen Eisenbahnsysteme als nicht akzeptabel. So haben verschiedene Gründe, die diesseits des Ozeans nicht in Betracht kommen, die nordamerikanischen Verwaltungen veranlaßt, einen großen Teil jenes Trafiks, der hierzulande als integrierender Bestandteil des Eisenbahnbetriebes im engeren Sinne aufgefaßt wird — namentlich Expreß- und Stückgutverkehr – an „befreundete" Nebenunternehmungen abzugeben; den Bahnen selbst bleibt hiemit hauptsächlich nur der Personen- und Wagenladungsverkehr reserviert. Die Konsequenzen dieser Betriebsregelung machen erst eine Reihe sonst geradezu unverständlicher Tatsachen erklärlich, so den scheinbar niedrigen statistischen Durchschnittsfrachtsatz der amerikanischen Bahnen, den europäische Wirtschaftspolitiker als ein Hauptargument gegen die (anscheinend) zu teuer kalkulierenden europäischen Eisenbahnverwaltungen auszuspielen pflegen.

Gewisse Erscheinungen des amerikanischen Eisenbahnwesens wiederum drängen den Europäer, der die geordneten Verhältnisse seiner Staats-, oder wenigstens unter staatlicher Kontrolle stehenden Privatbahnen gewohnt ist, zu der Ansicht, daß der vielgeschmähte alte Kontinent in manchen, und nicht den unwichtigsten Beziehungen dem smarten Amerika direkt über ist: der Unfug geheimer Refaktie- und Rabattgewährungen bildet noch immer einen sehr wunden Punkt im Organismus der amerikanischen Eisenbahnen, und die Herren Hoff und Schwabach verweisen mit Recht darauf, wohin das unheilvolle System Rockefeller geführt hat:

fast alle der größeren Verwaltungen stehen heute unter der erdrückenden „Kontrolle" eines oder mehrerer Trustmagnaten und müssen innerlich mit Zähneknirschen das Bekenntnis ablegen, mit einem anfangs nicht genug überlegten Refaktiegewähren sich das eigene Grab geschaufelt zu haben.

Sehr wichtig scheint in diesem Zusammenhange die Konklusion, zu der die Verfasser bezüglich einer eventuellen Verstaatlichung der amerikanischen Bahnen gelangen: sie halten sie — im Gegensatze zu dem europäischen Entwicklungsgange, der unaufhaltsam zu einer allgemeinen Verstaatlichung führt — für nicht wahrscheinlich: „So lange überhaupt in den Vereinigten Staaten die Anschauungen von den Aufgaben des Staates auf der einen Seite und dem Charakter der Eisenbahnen als rein privatwirtschaftlicher Gebilde auf der anderen Seite nicht grundsätzlich andere geworden sind, kann an eine dem Lande zum Heile dienende Unterordnung der Eisenbahnen unter die staatliche Gewalt nicht gedacht werden, noch weniger aber an einen Staatsbetrieb." In diesen schlichten Worten liegt ein harter Tadel, vielleicht der härteste, den die Verfasser im Laufe ihrer Untersuchungen über das amerikanische Eisenbahnwesen aussprechen; denn, mögen auch noch so viele andere Mißbräuche, Verstöße und sogar Rückständigkeiten im technischen und finanziellen Betriebe der transatlantischen Verkehrsanstalten der Abhilfe bedürfen — gegenüber dem Übelstande und den Konsequenzen einer prinzipiell falschen Auffassung fallen sie nicht schwer in die Wagschale. Dr. Alfred Neumann.

R. Francé: „Das Liebesleben der Pflanzen", 6. Aufl. Stuttgart, 1905.

Das vorliegende, von „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde" herausgegebene Büchlein zählt zweifellos zu den besten Arbeiten des Verfassers. Er schildert in anschaulicher Weise hauptsächlich die Bestäubungseinrichtungen der Blumen. Der eigentliche Befruchtungsvorgang, sowie das an Mannigfaltigkeit so reiche „Liebesleben" der Kryptogamen erfährt hingegen keine Berücksichtigung. Im übrigen ist das Gebotene gut ausgewählt und das Tatsächliche im allgemeinen richtig wiedergegeben. Die gewandte, gelegentlich schwungvolle Darstellung des an sich höchst anziehenden Gegenstandes wird nicht verfehlen, das Interesse an biologischer Forschung in weiten Kreisen zu beleben. Daß bei der oft gesuchten und bilderreichen Schreibweise gelegentlich Geschmacklosigkeiten mit unterlaufen, fällt dabei nicht sehr ins Gewicht. Ich erwähne nur zur Illustration den Vergleich eines harmlosen Pilzes, der eine Nacht hindurch mit seinen „Liebhabern" „buhlt" und am nächsten Morgen als „Häuflein Unrat" endet, mit der Lebensbahn einer Demimondaine — oder den Hinweis auf die der Selbstbestäubung unterliegende Herbstzeitlose, welche ein „verwerfliches" Leben führt und sich durch „fortgesetzte Blutschande" erhält ꝛc. Bedenklicher, weil leicht zu Irrtümern führend, scheint es schon, daß von den Insekten, welche den Blütenstaub übertragen, also lediglich Vermittlerrolle spielen, stets als den Liebhabern gesprochen wird, welche von den Blumendamen angelockt werden. Der Grundgedanke der ganzen Schrift hingegen fordert direkt zum Widerspruch heraus. Im Gegensatz zu der vom Verfasser stets mit hämischen Bemerkungen abgefertigten „mechanischen" Weltauffassung — der Verfasser scheint übrigens mechanistisch mit teleologisch zu verwechseln — wird als angebliches Resultat der modernen Naturforschung die Entdeckung der „Intelligenz" der Pflanze hingestellt. Die Gestaltung, die zweckmäßige Anpassung an die Umgebung, erklärt sich danach sehr einfach durch bewußt zweckmäßiges Handeln der Pflanzen. Das ist nicht mehr Naturforschung, sondern nichtige Spekulation, die dem Lesepublikum zur „Aufklärung" geboten wird.

Mit dem hübschen — nebenbei bemerkt, den Schriften des Fürsten Krapotkin entlehnten — Gedanken, das Prinzip der „gegenseitigen Hilfe" dem „Kampf ums Dasein" als Gegengewicht gegenüberzustellen, schließt das Büchlein.

Zahlreiche, zum Teil recht hübsche Abbildungen bilden eine erwünschte Erläuterung des Textes. K. L.

„Priester G. Gapon, der Führer der russischen Arbeiterschaft". Von Dr. G. Polonsky. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke, 1905.

Eine knappe Biographie Gapons; einige seiner Proklamationen werden im Wortlaut angeführt. In der russischen revolutionären Literatur wird des öfteren das Problem aufgeworfen, wie das Lamm zum Tiger werden könne. Gapons Biographie ist ein schöner Beitrag zur psychologischen Lösung dieser Frage.

Masaryk.

Julie Adam, Bürgerschullehrerin: „Der Natursinn in der deutschen Dichtung". Wien, Braumüller.

Hätte die Sammlerin dieser poetischen und literarhistorischen Zitate auch nicht ihren Beruf auf dem Titel vermerkt, so würde jeder Leser aus dem Stil, aus der Anordnung und Verknüpfung die Katheberdame erkennen. Es muß einmal gesagt werden, daß im allgemeinen in unseren öffentlichen Lehranstalten, besonders in den Volks- und Bürgerschulen ein ganz abscheulich ledernes Deutsch geschrieben und gutgeheißen wird. Ich denke dabei im Augenblicke nicht an die Austriazismen, daß man den Hut

„am“ Kopfe habe und „an etwas“ vergesse, sondern ich meine die geringe Sprechbarkeit der geschraubten Sätze und etwa die kindische Angst vor der Wiederholung der Substantiva, an deren Stelle dann die ungeschickt hinweisenden Fürwörter „dieser“ und „jener“ treten. Wo irgend ein Lob ausgedrückt werden soll, da bleiben Lehrer wie Schüler meist in der Phrase stecken, weil ein wirklich charakteristisches Wort Kopfzerbrechen macht und inneres Schauen verlangt.

Die Verfasserin läßt die Dichter selbst reden, das ist nicht schlecht; aber besser wäre es gewesen, wenn sie das Ähnliche oder stofflich Gleiche nebeneinander gerückt hätte. Es ist ihr leider, so scheint es, nicht so sehr um die Entwicklung des dichterischen Natursinns zu tun, als um die Dichter selbst. Um drei kleine Abendlieder der Brüder Schlegel einzuführen, schreibt sie recht schulmeisterlich:

„Unter den Geistesheroen des XVIII. Jahrhundert (!) befindet sich noch ein zweites Brüderpaar, August Wilhelm und Friedrich Schlegel. August Wilhelm, der geistvolle Übersetzer Shakespeares, war einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, auch sein jüngerer Bruder besaß literarische Kenntnisse von seltener Tiefe. Was das Naturgefühl anlangt, sind beide die echten Romantiker.“

Ja was hat denn die Shakespeare-Übertragung, was haben literarische Kenntnisse von seltener Tiefe mit dem Sinn für die Landschaft zu tun, der sich in den drei Abendgedichten öffnet? Sie waren „echte“ Romantiker! Was deckt nicht alles das Attribut „echt“ zu! Aber es sagt uns gar nichts. Und mußten die abgegriffenen „Geistesheroen“ heran, konnten nicht für die umständlichen „sich befinden“ und „besitzen“ die einfachen „sein“ und „haben“ einspringen? In jeder „Erklärung“ wimmelt es von Klischees und Langweiligkeiten, und nirgends kann es die Verfasserin unterlassen, ihre nackten Kenntnisse zum besten zu geben, ob sie auch der Sache nach nicht hingehören.

Schön und verlockend ist die Aufgabe, die sie sich gestellt! Wie Tier und Pflanze, Gestirne und Felsen sich im Dichter spiegeln, und wie allmählich von der Edda bis zu Heines Nordseebildern (hier schließt dieser erste Band) aus manchem Ungeheuer eine Lieblichkeit geworden! Dahin gab es nur zwei Wege. Entweder ordnete sie die Dichtungen so, daß eine sich auf der andern aufbaute und sich von selbst mit der Vorgängerin verglich, oder sie ging als offenbarende Genießerin mit feinen ästhetischen Fühlern den Landschaften zur Seite. Das wäre in beiden Fällen ein Ganzes gewesen, aus dem die Persönlichkeit der Ordnerin oder der Aufhellerin uns angeschaut hätte. So aber vermag ich nur ihren tüchtigen Fleiß zu rühmen, den sie allerdings nicht immer an gute Übersetzungen und vertrauenswürdige Literaturgeschichten gesetzt hat, und ich empfehle das Buch insoweit, als es neuhochdeutsche Gedichte bringt. Wenn auch ein paar bedeutungslose Dichterlein zu gut weggekommen sind, so hat sie doch dem XVII. Jahrhundert wieder zu Ehren verholfen; Dach, Gryphius, Spee, Gerhardt, Brockes und Grimmelshausen können unserer Liebe nicht oft genug überantwortet werden. Auch später weist sie etwa auf Beccau hin, den wenige kennen, nennt aus Ewald von Kleists Lyrik nicht nur den „Frühling“, und führt uns einiges aus Geßners schwärmerischer Prosa nahe. Die Verfasserin hat auch von den Klassikern nicht nur das Landläufige gelesen, sonst wäre sie kaum auf den halbapokryphen Goetheschen Aufsatz „Die Natur“ verfallen, der ganz verloren im Eingange zu den naturwissenschaftlichen Schriften steht. Ich habe ihn schon lange in meine Vorleseprogramme aufgenommen und weiß nicht, mit wie hohen Worten ich dies Kleinod preisen soll. In jedem Jahre müßte man es wenigstens einmal anschauen! Daß Julie Adam es neuerlich ans Licht stellt, sei ihr gedankt.

Ferdinand Gregori.

„Harmonie und Melodie.“ Von Camille Saint-Saëns. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. Zweite Auflage. Mit einem Porträt von Saint-Saëns. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35.

Saint-Saëns als Komponist ist nicht tief, aber geistreich; nie erschütternd, aber oftmals anregend und fast immer wenigstens äußerlich wirksam. Seine Kompositionen haben etwas Literarisches, ja, man möchte sagen: Journalistisches an sich und man vermutet in ihrem Autor einen belesenen und zugleich witzigen Mann, der gründlich zu belehren und angenehm zu unterhalten vermag. Seine Feuilletons bleiben jedoch hinter dieser Erwartung zurück. Um die Gründlichkeit steht es schlecht und die Annehmlichkeit der Unterhaltung wird dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser sich zu sehr gehen läßt und uns gelegentlich mit den schroffsten Meinungen aufwartet, die er aber nicht begründet, sondern nur im nachlässigen Plauderton hinwirft, wodurch er uns verletzt und seinen Gegenstand entwürdigt. Der französische Patriotismus spielt ihm auch manchen Streich und läßt ihn zum Beispiel Wagner gegenüber in die sonderbarsten Widersprüche verfallen. Wilhelm Kleefeld charakterisiert in seinem Vorwort diese Art so treffend und dabei so mild und freundschaftlich wie nur möglich. Bei der Verdeutschung scheint Kleefeld übrigens große Schwierigkeiten bekämpft zu haben. Die

Aufsätze lesen sich lange nicht so gut wie das Vorwort. Betrübend und ärgerlich ist die flüchtige Herstellung des unschön ausgestatteten Buches. In einigen Bemerkungen über die Resonanz der Glocken muß man (statt „Oberton") den „Obersten" C und die „Operntone"-Reihe hinnehmen. Derlei sollte doch nicht vorkommen. Max Morold.

Feuilleton.

Die Kuh.

Dem Keuschler Gimpel war wegen einer rückständigen Steuerschuld seine Kuh versteigert worden. Der lange Bachfrieder hatte sie erstanden.

„So, jetzt könnten wir gehen", sagte der Steuerexekutor.

Der Steuerexekutor saß mit dem langen Bachfrieder und noch zwei andern Bauern, die auf die Kuh mitgeboten hatten, um den wettergebleichten Holztisch unter dem Apfelbaum. Er hob den Kopf und blickte den Bachfrieder erwartungsvoll an. Auf seinem mürben, von den Pocken zerrissenen Gesicht spielten die Sonnenlichter, die zwischen den blühenden Zweigen durchsickerten, und wenn der Wind den Baum bewegte, tanzten die Schatten über die farblosen Wangen, daß es aussah, als ob dieser unangenehme, schwitzende Mensch, der die Amtshandlung geleitet hatte, Grimassen schnitte.

„Also — und auf diese Weise könnten wir schön nach und nach wieder heimgeh'n", wiederholte er und stand auf.

Er ergriff die Lenkstange seines Fahrrades, das am Baumstamm lehnte, stützte sich mit dem Ellenbogen in den Sattel und wartete, indem er immer noch den Bachfrieder anblickte. Der lange Bachfrieder schickte sich endlich an, allmählich zu begreifen, was eigentlich die Meinung war.

„Richtig! Zahlen muß er auch, der Mensch!" sagte er bedächtig.

Und ohne sich besonders zu beeilen, kramte er das Geld für die Kuh hervor, Goldstücke und Silberkronen, und zählte es auf den Tisch. Da lag es nun und glitzerte in den runden Sonnenkringeln, die sich zwischen dem Frühlingsblütenschnee hindurchstahlen, um sich auf der grauen Tischfläche zu haschen und ihr Spiel zu treiben. Wie aber der Steuerexekutor nach den Gold- und Silberstücken greifen wollte, schob sich die schwere, schwielige Hand des Bachfrieders darüber und deckte sie zu. Nein, eh' er ihm das Geld einhändigte, wollte er sichs noch einmal überlegen. Und um Zeit zu gewinnen, sagte er, vorerst müss' er doch die Kuh am Strick haben, bevor er sein gutes Geld für sie hingebe. Und damit strich er die funkelnden Münzen wieder ein und steckte sie in seine grüne Plüschweste. Der Steuerbeamte wurde ungeduldig.

„Also vorwärts, so holen wir sie halt, die Kuh!"

Er lehnte sein Rad wieder an den Baum und stieß das Zaungatter auf. Der Schipsel bellte, als er die vier Männer in den Hof treten sah. Es war ein ganz kleiner Köter, halb Spitz, halb Pinscher, aber mit einer Kette angehängt, die für den stämmigsten Fleischerhund gerade recht gewesen wäre. Immer, wenn er ein paarmal gebellt hatte, rasselte der Schipsel mit seiner schweren Kette in die Hundehütte hinein und verkroch sich im Stroh.

Der lange Bachfrieder, als Eigentümer der Kuh, ging voraus, mit Schritten wie ein Mammut und ungefügen Gliedern, von der Schwere und Knochigkeit eines vorsintflutlichen Tieres. Der Schuldeintreiber, als Amtsperson, folgte ihm, und die beiden Nachbarn kamen aus Neugierde mit. Als sie sich dem Stall näherten, fuhr auf einmal ein Weib, man wußte nicht woher, scheinbar aus dem Erdboden heraus, eine kleine, hagere Person, dürr wie ein Zaunstecken, mit einem einzigen Zahn, der vom Oberkiefer über die Unterlippe ragte. Es war die Gimplin, die Gattin des Exekuten. Mit einer eisernen Mistgabel drohend, stand sie vor der Stalltür wie ein Cherub vor dem Paradiesestor und keifte entschlossen den unwillkommenen Gästen entgegen.

„Die Kuh lass' ich nicht wegführen! Wer sie anrührt, dem stich ich die Mistgabel in den Bauch!"

„Im Namen des Gesetzes!" rief der Steuerexekutor. „Geben Sie den Weg frei!"

„Nein!" schrie sie, „und wenn ich zehn Jahre Zuchthaus krieg' — die Kuh greift mir keiner an!"

Hinter den winzigen Fenstern der Holzkeusche, die seitlich im Hof stand, drängten sich Kinderköpfe, die mit ängstlich aufgerissenen Augen und offenen Mündern die Szene verfolgten. Fünf Stück waren es, lauter fast flachsblonde, mit wirren Haarzotteln und ungewaschenen Gesichtern. Von dem sechsten, das noch in der Wiege lag, hörte man nur ein wie aus weiter Ferne klingendes jämmerliches Quärren. Der Vater der Brut, der Keuschler Gimpel, war nicht daheim; er hatte sich fort-

geschlichen und soff sich unten im Wirtshaus einen Branntweinrausch an.

Der Schuldeintreiber geriet in Aufregung und schwitzte. Die Würde des Amts stand auf dem Spiel und seine eigene obendrein. Mit hetzenden Worten versuchte er, die Bauern aufzuwiegeln.

„Reißt ihr die Gabel aus der Hand! Werdet euch doch vor so einer Bißgurren nicht fürchten? Wenn ich das hätt' wissen können, so hätt' ich Gendarmerieassistenz mitgenommen!"

Im Zorn nahmen seine teigigen Wangen eine fast scheckige Färbung an, weil die Haut noch fahler wurde, in jedem der unzähligen Grübchen aber, die die Blattern zurückgelassen hatten, ein rotes Fleckchen saß. Die Bauern rührten sich nicht und sahen mit voller Gemütsruhe zu, die Pfeife im Maul und eine Hand im Hosensack.

„Ist halt der Kauf null und nichtig", meinte der Bachfrieder. „Hat mich eh' schon fast gereut."

„Das gibt es nicht!" eiferte der Exekutor. „Die Versteigerung ist nach Form Rechtens vor sich gegangen. Sie haben die Kuh gekauft, Ihnen gehört sie."

„Auch recht," sagte der Bachfrieder und ließ das Wasser aus seinem Pfeifenkopf tröpfeln; „so wart' ich halt, bis daß Sie mir die Kuh übergeben."

Der Steuerbeamte versuchte es jetzt im guten.

„Schauen Sie, Gimplin, geben Sie nach, es nützt Ihnen doch nichts. Die Kuh ist auf jeden Fall beim Teuxel, und wenn Sie das Vieh nicht herausgeben, so werden Sie noch abgestraft auch."

„Mir ist jetzt alles gleich", sagte das Weib. „Ich kann meine Kinder nicht verhungern lassen. Wer mir in die Näh' kommt, den stich ich nieder."

„Sie haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben", sagte der Schuldeintreiber.

Er drehte sich um, ging aus dem Hof und schob sein Rad neben sich her. Die drei Bauern folgten ihm in einiger Entfernung, schweigsam und mit ruhigen, ernsten Gesichtern, insgeheim aber voll boshafter Freude, daß er den Kürzeren gezogen hatte.

„Gut, daß ich mein Geld rechtzeitig wieder eingesteckt hab'", sagte der Bachfrieder noch.

„Eh' wahr!" sagten die beiden andern.

Unten, an der großen Föhre, wo die Bezirksstraße anfängt, wartete der Steuerexekutor auf die Nachkommenden.

„Morgen um zehn Uhr hole ich Sie ab und übergebe Ihnen die Kuh", sagte er zum Bachfrieder. „Halten Sie das Geld bereit."

Damit schwang er sich aufs Rad und fuhr davon.

Als die Männer sich entfernt hatten, lehnte die Keuschlerin die Mistgabel in die Stallecke, holte den Milcheimer und melkte die Kuh. Spät am Abend kam der Gimpel heim, schimpfte auf Gott und Welt und Weib und Kinder und fiel betrunken ins Bett. Am andern Morgen, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, war die Frau schon aufgestanden. Er suchte sie in Hof und Stall und fand sie schließlich in der Kammer, sie hatte noch einmal die Kuh gemolken und legte jetzt ihr Sonntagsgewand an.

„Geh, Pepi, was treibst denn?" fragte er beklommen.

„Ich weiß schon, was kommt", sagte sie. „Mich holen heut' die Schendarmen."

Da machte er sich wieder in aller Stille davon . . .

Der Schipsel schlug an und rasselte mit seiner Kette in die Hütte hinein. Richtig, den Weg herauf blitzten schon die Messingspitzen auf den Korkhelmen der Landjäger. Ein ganzer Streifposten war es, ein Mann marschierte voraus, ihrer zwei hinterdrein. Als sie im Hofe stillstanden, ging die Gimplin ihnen entgegen. Sie legten ihr Handeisen an, die Keuschlerin weinte leise vor sich hin, die Kinder schluchzten und schrien und hängten sich an ihre Kleider.

„Im Keller ist noch eine halbe Desen mit Schmalz", sagte sie zu der Ältesten, dann wurde sie fortgeführt.

Nicht lange darauf rückte der Steuerexekutor mit dem Bachfrieder an. Das älteste Mädel, die Dreizehnjährige, hatte eben in einem eisernen Geschirr dem Schipsel sein Futter gebracht, stand jetzt neben ihm im Hof und sah ihm beim Fressen zu. Sie erschrak bis ins Herz hinein, als sie auf einmal die beiden gefürchteten Menschen von gestern erblickte, den Grobknochigen und den Schwapplichen.

„Die Kuh heraus!" schrie der Schuldeintreiber ihr entgegen.

Das Mädel lief wie eine hurtige Maus auf seinen bloßen Füßen und riegelte behend die Stalltür auf. Sie puffte und schob die Kuh und redete ihr zu, bis das schwerfällige Tier sich bequemte, die Krippe zu verlassen und sich in Bewegung zu setzen. Dann zog sie es am Strick heraus und stand still vor den Männern, das Strickende in der Hand, an allen Gliedern zitternd wie das Wipfellaub der hohen Pappel am Zaungatter. Sie würgte an einem Schluchzen, das ihr die Brust zusammenschnürte, und kleine Erschütterungen, wie sie das unterdrückte Weinen hervorruft, liefen stoßweise durch ihren schmächtigen Körper.

„Wo ist denn die Mutter?" fragte der Bachfrieder.

„Die Schen—Schen—Schendarmen haben sie fortgeführt."

„Und der Vater?“

„Saufen 'gangen.“

„Wie viele Kinder seid ihr denn?“

„Unserer se—se—sechse.“

„Kannst du auch schon melken?“ fragte der Bachfrieder.

Die Kleine nickte mit dem Kopf und blickte gespannt zu dem ungeschlachten, wuchtigen Menschen auf, der fast dreimal so groß war wie sie.

Der Bachfrieder paffte aus seiner Pfeife.

„So führst halt die Kuh wieder in den Stall“, sagte er endlich.

Mit giftigen kleinen Augen sah der Steuerexekutor ihn an. Sein formloses Gesicht scheckte sich mit roten Tupfen.

„Ich habe Sie schon einmal darauf aufmerksam gemacht, Bachfrieder, daß die Versteigerung abgeschlossen und der Kauf perfekt ist!“

Das kleine Mädel stand zögernd und schwankte zwischen Angst und Hoffnung.

„In den Stall führst sie hinein!“ herrschte der Bachfrieder sie an. „Ich schenk' dir die Kuh. Dir gehört sie, hast verstanden? Dir ganz allein!“

Darauf holte er bedächtig die Gold- und Silberstücke aus der Westentasche, zählte sie noch einmal ab und schmiß sie dann dem Exekutor vor die Füße, daß sie im ganzen Hof umhersprangen.

„So, da habt ihr euer Geld! Legt es zu dem andern und kauft Kanonen dafür, Bagasch!“

Damit drehte er sich um und verließ mit seinem schweren, gemächlichen Mammutschritt den Hof. Der Exekutor suchte schäumend vor Wut sein Geld zusammen, dann lief er, als ob er die größte Eile hätte, ins Dorf hinunter, wo sein Rad eingestellt war, und fuhr wie der Wind in den Markt aufs Bezirksgericht, um die Anzeige gegen den Bachfrieder wegen Beleidigung einer Amtsperson zu erstatten.

Emil Ertl.

Von der Woche.

6. Mai. Kongreß der technischen Privatbeamten Österreichs in Wien.

7. Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha trifft als Gast des Kaisers in Wien ein. — Eine chinesische Studienkommission trifft in Wien ein. — Ende der Wahlen in Ungarn.

8. Der Landgemeindebezirk Mistelbach wählt den Bürgermeister von Ernstbrunn Josef Reidlinger (christlichsozial) mit 6740 von 6916 abgegebenen Stimmen in den Reichsrat.

9. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Wiederernennung des Freiherrn von Gautsch zum Präsidenten des Obersten Rechnungshofes. — Der Brünner Gemeinderat beschließt die Einhebung einer Wertzuwachsabgabe bei Liegenschaften. — Bei den Wiener Gemeinderatswahlen des vierten Wahlkörpers dringen außer in den bisher von Sozialdemokraten vertretenen Bezirken Favoriten, Ottakring und Floridsdorf die sozialdemokratischen Kandidaten auch in Margarethen, Meidling, Rudolfsheim und der Brigittenau durch. In den übrigen Bezirken werden Christlichsoziale gewählt. — Eröffnung des kroatischen Landtages.

10. Der tschechische Nationalrat sendet an die russische Duma ein Begrüßungstelegramm. — Graf Karl Khuen-Hedervary erklärt einer Deputation, daß er sich aus dem politischen Leben vollständig zurückziehe.

11. Österreichische Bühnenschriftsteller beschließen die Gründung einer Genossenschaft der Autoren. — Der italienische Minister des Äußern Guicciardini erklärt in der Kammer, daß die Gerüchte von einer Sandschak Novibasar betreffenden Vorbereitungsaktion Österreich-Ungarns jeder Begründung entbehren.

12. Eröffnung der allgemeinen hygienischen Ausstellung in Wien. — Der neue Vertrag der Regierung mit dem Lloyd wird im Handelsministerium unterzeichnet. — Über 30.000 Bauarbeiter werden in Wien ausgesperrt. — In Witkowitz beschließen die Arbeiter die bedingungslose Rückkehr zur Arbeit.

*

Der Kreß'sche Drachenflieger. Ende des vorigen Jahres wurde bekannt, daß es den beiden Brüdern Wright in Ohio nach vielen mühevollen und kostspieligen Versuchen gelungen war, mit ihrem Drachenflieger Strecken bis zu 39 Kilometer zu durchfliegen. Diese Nachricht, deren Richtigkeit heute bestätigt ist, hat in allen flugtechnischen Kreisen lebhafte Befriedigung erweckt, nur für uns Österreicher kann die Freude an diesem Erfolg keine ungetrübte sein. In Wien lebt, hoch an Jahren, aber noch durchaus rüstig an Körper und Geist, ein Mann, der schon vor fast 30 Jahren das Modell eines Drachenfliegers konstruiert hatte, das heute nicht nur als das älteste anerkannt ist, sondern dem auch die Zukunft gehört. Wir meinen den Ingenieur Kreß, der nach der Ansicht hervorragender Fachmänner nur aus Mangel an nötigen Geldmitteln noch nicht die praktischen Erfolge erzielen konnte, zu denen seine Erfindung berechtigt. Kein Geringerer als Professor Radinger hat schon vor Jahren an den Patriotismus, aber auch an das geschäftliche Interesse der österreichischen Geldleute appelliert, um Kreß in die Lage zu versetzen, Versuche im großen anzustellen, und was er durch Berechnung und Konstruktion gefunden, in die Wirklichkeit umzusetzen. Es fanden sich auch einige Förderer, an ihrer Spitze der Kaiser, der 5000 Kronen widmete. Die aufgebrachten Beträge gestatteten die Herstellung eines Flugapparates, sie reichten aber nicht hin, die Versuche fortzusetzen, als diese Maschine, nicht etwa durch einen prinzipiellen Fehler, sondern lediglich durch eine Reihe ungünstiger Momente, insbesondere infolge des unzulänglichen Motors, 1901, verunglückte.

Die Erfolge der Wrights und der Umstand, daß hauptsächlich durch die Entwicklung der Automobilindustrie, im Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit jetzt sehr leichte Motoren gebaut werden können, lassen sicher voraussetzen, daß auch der österreichische Erfinder endlich den längst verdienten Erfolg erzielen könnte, wenn ihm die entsprechenden Mittel zur Verfügung gestellt würden. Heute ist er noch in der Lage, persönlich neuerliche Versuche vorzunehmen oder wenigstens zu leiten und mancherlei Zeichen sprechen dafür, daß die Aufbringung eines größeren Kapitals bei den gegenwärtigen Geldverhältnissen nicht unmöglich sei. In Paris und anderwärts beginnt es für reiche Leute Mode zu werden, sich für den Luftsport zu interessieren. Die beschränkte praktische Bedeutung der lenkbaren Ballons hat aber viele Aeronauten schon in das Lager der Flugtechniker geführt, und bei einem Rennen in Monaco siegte jüngst ein Boot mit einem nur 100 Kilogramm schweren 100 Pferdekräfte entwickelnden Motor. Gerade jetzt wäre daher für eine Wiederbelebung der Kreß-Aktion der richtige Augenblick gekommen. Diesen hat nun auch in dankenswerter Weise Oberleutnant C. Lill von Lilienbach, ein rühriges Mitglied des Wiener flugtechnischen Vereines, erfaßt, als er am 9. Mai einen Vortrag zu gunsten einer neuerlichen Förderung der Kreßschen Versuche hielt. Er entwickelte ein ausführliches Programm für eine solche Aktion, das in der Einsetzung eines Komitees und Beschaffung eines Fonds von einer halben bis einer Million Kronen gipfelt. Da nur bei Vorhandensein genügender Mittel ein Erfolg möglich ist, sollen die Beiträge vorerst nur gezeichnet und erst dann wirklich eingezahlt werden, wenn sie die bezifferte Höhe erreicht haben. Statuten hätten die näheren Details der Verwendung des Kapitals und die Rechte der Spender festzustellen.

Der technische Plan für das Unternehmen ist ja im Prinzip längst vorhanden. Kreß selbst hat ihn und die Geschichte seiner Versuche in einem interessanten Buch: „Aviatik. Wie der Vogel fliegt und wie der Mensch fliegen wird“ (Wien, 1905, Spielhagen & Schurich) niedergelegt. Diese Schrift sei allen Freunden des Fortschritts wärmstens empfohlen. Eine große Verbreitung dieses leichtverständlichen und ungemein anregenden Buches dürfte das beste Mittel sein, der Kreßschen Erfindung Förderer zuzuführen.

Der Neusiedler See, wo die Versuche stattfinden sollen, bietet eine selten günstige Gelegenheit hiezu, und zahlreiche jüngere Techniker und Offiziere, darunter der langjährige Mitarbeiter Kreß', der technische Offizial im Militärgeographischen Institut H. L. Nikel, sind gern bereit, sich in den Dienst der guten Sache zu stellen. Oberleutnant von Lill hat, mit Rücksicht auf die Erfolge in Amerika und die Kreßschen Konstruktionen, die Möglichkeit des Fliegens nur mehr eine Geldfrage genannt. Österreich zählt viele reiche Leute, und manche von ihnen haben gewiß auch genug Patriotismus, um einer so aussichtsreichen, weltbewegenden österreichischen Erfindung zum Sieg zu verhelfen. Mögen sie den Aufruf des Komitees nicht ungehört lassen und sich auch des alten Sprichwortes erinnern: Doppelt gibt, wer rasch gibt. —nk—

*

Deutsches Volkstheater. Henry Bernstein ist bei uns seit seinem Schauspiel „Umkehr“ bekannt; gewohnheitsmäßig wird es als reizend bezeichnet, war aber nur langweilig, allerdings mit literarischer Haltung. Das Spielerstück „Baccarat“, von Rudolf Lothar lebendig und im Geiste des Dichters übersetzt, verschmäht die grellere Schminke nicht; es sucht starke Wirkungen und schlägt mit Eindringlichkeit das Publikum in Bann. Der Held ist gewerbsmäßiger Spieler, natürlich Hochtory, Letzter seines Stammes. Seine Geliebte, die Tochter eines Plutokraten mit dem Narrheitszug, die wirklich vornehme Welt anzubeten, will ihn retten, als er in einer Nacht eine ihm anvertraute große Summe verspielt. Der Autor zeigt in einem spannend geführten Theaterspiel den Kontrast zwischen praktischer und dogmatischer Ehre. Aristokratie gegen Plutokratie. Der Baron findet es vornehmer, sich durch eine Kugel seinen Gläubigern zu entziehen.

Früher nannte man solche Stücke, aus der Schule Sardous, Boulevard-Dramen. Heute hat sich ihre Technik sehr verfeinert; der Dialog besitzt Geist, Schärfe, sogar Schönheiten und doch ist alles nur Theater. Neulich schien uns das „Goldene Kalb“ zu leer; mit „Baccarat“ verglichen, wird es zum Kulturschauspiel.

Man hatte ausgezeichnet gespielt. Fräulein Vallentin sollte man immer nur in Theaterstücken spielen lassen. Ihre technische Geschicklichkeit deckte sich dann mit der Wesenlosigkeit ihrer Aufgaben. Warum wohl Herr Kutschera berlinerte? —lz—

Österreichische Rundschau, Heft 81. □ Redaktionsschluß 12. Mai 1906. □ Ausgegeben 17. Mai 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Die „**Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen**“ versendet soeben den Rechenschaftsbericht über ihre Tätigkeit im Jahre 1905.

Das **k. k. zwischenverkehrsstatistische Amt** hat den statistischen Ausweis über den Warenverkehr zwischen Österreich und Ungarn im Monate März 1906 veröffentlicht. Hiernach betrug in diesem Monate (ausschließlich des Edelmetallverkehres) die Einfuhr aus Ungarn 84·4 Mill. Kronen (3·7 Mill. Meterzentner und 292.300 Stück), die Ausfuhr nach Ungarn 96·3 Mill. Kronen (2·4 Mill. Meterzentner und 722.400 Stück). Für die Monate Januar bis einschließlich März 1906 ergibt sich ausschließlich des Edelmetallverkehres: der **Wert der Einfuhr aus Ungarn** mit 222·5 Mill. Kronen (+ 32·7 Mill. Kronen im Vergleiche mit der entsprechenden Periode des Vorjahres), der **Wert der Ausfuhr nach Ungarn** mit 237·6 Mill Kronen (+ 13·3). Der Menge nach stellte sich während der genannten Jahresperiode die Einfuhr auf 10·1 Mill. Meterzentner und 890.600 Stück, die Ausfuhr auf 6·3 Mill. Meterzentner und 1,305.500 Stück.

Unter dem Titel „**Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lehrbuch**“ ist im Verlage von B. G. Teubner der erste Band eines Werkes erschienen, das sich die Aufgabe stellt, in jährlichen Zwischenräumen Übersichten über das internationale Wirtschaftsleben darzubieten.

Da die **Verkehrsverhältnisse** gegenwärtig besonders hohe Anforderungen an Sprachkenntnisse stellen, dürfen Unterrichtsblätter mit leichtfaßlicher Methode einer günstigen Aufnahme sicher sein. Als derartige belehrende Zeitschriften erweisen sich die im Verlage von Rosenbaum & Hart in Berlin SW. 48 erscheinenden Journale „Le Répétiteur“, „The Repeater“ und „Il ripetitore“.

Büchereinlauf.

Ehe und Ehescheidung. Von Paul und Viktor **Margueritte**. Leipzig, 1906. Verlag der Frauen-Rundschau.

Ovids Liebeskunst. Eine moderne Nachdichtung von Karl **Ettlinger**. Berlin-Groß-Lichterfelde. Dr. P. Langenscheidt.

Zur Charakteristik der „Los von Rom“-Bewegung. Von Graf Heinrich **Coudenhove-Kalergi**, Dr. jur. et phil., k. u. k. Legationssekretär a. D. Wien, 1906. Gerold & Co.

Sammlung Göschen. Landeskunde von Österreich-Ungarn von Dr. Alfred **Grund**, Privatdozent an der Universität Wien. Mit 10 Textillustrationen und einer Karte. Leipzig, 1905. G. J. Göschensche Verlagshandlung.

John Ruskin. Moderne Maler. Band III. Von verschiedenen Dingen. Aus dem Englischen von Hedwig **Broda**. Jena, 1906. Eugen Diederichs.

Heldenbauern. Ein Roman aus dem Zeitalter der Gegenreformation. Von Franz **Scheichl**. Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag.

Siegmund **Kublin**. Weltraum, Erdplanet und Lebewesen, eine dualistisch-kausale Welterklärung. Mit Bild. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Ver Sacrum. Drama in drei Akten von M. E. delle **Grazie**. Leipzig, 1906. Breitkopf und Härtel.

Lohnfrage und Lohnformen. Von Professor N. P. **Gilman**. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Das Elend des deutschen Bauernstandes. Seine Rettung vor dem drohenden Untergang. Von Werner **Stauffacher**. 2. Auflage. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Die wirtschaftliche Reform der Ehe. Referat, gehalten auf dem III. Verbandstag fortschrittlicher Frauenvereine. Berlin, 2.—4. Oktober 1905, von Dr. Kaethe **Schirmacher**. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Der deutsche Wald in seiner wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Von Franz **Hoermann**. Verfasser von „Wald und Waldverwüstung“. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Das Land der sozialen Reformen (Neuseeland). Von A. **Bossen**. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Die Nobelstiftung. Ihre Einrichtungen und ihre Bestimmungen. Von Alfred H. **Fried**. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Die volkswirtschaftlichen Irrtümer der sogenannten Bodenreformer in bezug auf die Agrarfrage und die Gefährlichkeit der bodenreformerischen Theorien für Landwirtschaft und Staat. Von Werner **Stauffacher**. Mit einem Vorwort von Universitätsprofessor Dr. Rohling. Leipzig, 1906. Felix Dietrich.

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 82: 19. Mai 1906.



Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/3 Seite K [illegible] 1/2 Seite K 60.—, 1/1 Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

HOTEL-ANZEIGER.

Amsterdam.
American Hotel.
Haus ersten Ranges.
Moderner Neubau. Mäßige Preise.

Budapest.
Hotel Jägerhorn.
Haus ersten Ranges, schönste Ausstattung, moderner Komfort, beste Lage. Zimmer v. K 2.40 aufw. F. Kommer, Inhaber.

Dresden.
Savoy-Hotel.
Haus allerersten Ranges in ruhigster und vornehmster Lage der Residenz.
E. Poisel.

Fiume. Hotel Lloyd.
Im Zentrum der Stadt, ganz in der Nähe des Schifflandungsplatzes Abba[zia] und umgebende Inseln. Deut[sche] Küche. Omnibus bei jeder Ankunft [der] Züge. Mäßige Zimmerpreise.
Carl Er[...]

Franzensbad.
Kopps Königsvilla.
J. F. Kopp, Hof-Hotelier.

Grindelwald.
Hotel »Bear« und Adler.
Erstklassig. Alpenklima. Prachtvolle Garten- und Parkanlagen. Das ganze Jahr offen. Wintersport.
Gebr. Boß, Besitzer und Leiter.

Im vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Seebad Heringsdorf.
Lindemanns Hotel.
Das ganze Jahr offen. Schönst gelegenes, altrenommiertes Haus. Telephon Nr. 4.

Lovrana.
Wiener Pension.
Direkt am Meere, eigene Strand- und Wannenbäder.
Berta Trebitsch-Blum.

München.
Grand Hotel Continental.
Vornehmstes Haus in schönster, ruhigster Lage, allen Anforderungen entsprechend.
Fritz Wehmeyer, Direktor. Max Diener, Hof-Traiteur, Besitzer.

Marienbad.
Hotel Klinger
mit Dependance Hotel Delphin. Erstes und größtes Hotel am Platze. An der Promenade und Park gelegen, gegenüber dem Kreuzbrunnen, mit reizend schöner Aussicht über den Kurort. 250 Zimmer und Salons, Lese-, Rauch- und Konversationszimmer. Elektrisches Licht, Lift, Badezimmer. Vorzügliche Küche. J. A. Kubritius, Besitzer.

Paris. Hotel Campbell.
47 Avenue Friedland, nahe den Champs Elysées und Arc de Triomphe. Gesunde, ruhige Lage. Mäßige Preise bei bester Verpflegung.
Artur Geißler, deutscher Besitzer.

Pörtschach am Wörther See.
Hotel und Pension Bellevue.
Ersten Ranges. Direkt am See. Kühler und schattiger Garten. Eigenes Badhaus. Tennisplatz. Exquisite Küche und Keller. Preise mäßig.

Wien.
Hotel Bristol.
Kärntnerring.
Haus ersten Ranges.

Wien.
Hotel Meißl & Schadn.
Hotel und Restaurant ersten Ranges.

Wiesbaden.
Hotel Nassau u. Badhaus.
Vornehmstes Hotel direkt beim Kurhaus.

Zürich.
Hotel Baur au lac.
Das ganze Jahr offen. Schönstgelegenes, altrenommiertes Haus am See.

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mit Kosaken durch die Mandschurei

Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege

von

Alexander Spaits

Rittmeister im 7. Honvédhusarenregiment.

Mit 132 Illustrationen nach eigenen photographischen Aufnahmen sowie 4 Kartenskizzen.

Preis elegant broschiert K 8·—, gebunden K 10·—.

Der Verfasser war vom k. u. Honvédministerium beurlaubt, um den kriegerischen Ereignissen beiwohnen zu können. Neben den offiziellen Delegierten, Oberstleutnant von Csicserics und Hauptmann Graf Szeptycki, war er der einzige Offizier aus Österreich-Ungarn, der sich im russischen Lager aufhielt und die Vorgänge aus eigener Anschauung beurteilen konnte. Die Darstellung vermeidet alles rein Fachliche und bemüht sich, eigene Erlebnisse in fesselndem Feuilletonstil zu erzählen, so daß das Werk für die weitesten Kreise von hohem Interesse ist.

John Stuart Mill und die Frauenbewegung.

Zu Mills hundertstem Geburtstag (20. Mai 1906).

Von Prof. Dr. M. Winternitz.

„Wenn ein Geschworenengericht der größten europäischen Denker ernannt und angewiesen würde, durch seinen Wahrspruch zu erklären, wer unter unseren lebenden Schriftstellern am meisten für den Fortschritt der Wissenschaft geleistet hat, so könnte es kaum umhin, den Namen John Stuart Mill auszusprechen." So schrieb Henry Thomas Buckle, der Verfasser der einst vielgelesenen „Geschichte der Zivilisation in England" im Jahre 1859. Und als Mill am 8. Mai 1873 gestorben war, schrieb das „Athenäum": „Es gibt keinen Naturforscher, Logiker, Metaphysiker, Ethiker oder Historiker in dieser Generation, der nicht zum mindesten mit Achtung, wenn nicht mit Dankbarkeit, seine Verpflichtungen gegenüber den Schriften Mills anerkennen würde." Seitdem sind Jahrzehnte verflossen. Die Bücher Mills sind in vielen Auflagen und Übersetzungen weit über England hinaus gelesen, studiert und auch kritisiert worden. Heute gilt er als ein „Klassiker der Philosophie", wird daher weniger gelesen, und viele seiner Lehren gelten als überholt. Es wird aber nie vergessen werden, daß er durch sein „System der Logik" gezeigt hat, daß die Methoden der Naturwissenschaft auch auf die Geisteswissenschaften Anwendung finden müssen, und nichts ist bezeichnender für die Bedeutung dieses Werkes, als daß ein Naturforscher von dem Range Liebigs in der Vorrede zu seiner „Tierchemie" nachdrücklich des Nutzens gedenkt, den ihm Mills „Logik" bei seinen Forschungen gewährt, während ein Historiker wie G. Grote, der berühmte Verfasser der „Geschichte Griechenlands", mit Bezug auf dasselbe Werk sagte: „Es ist das beste Buch in meiner Bibliothek". Und es wird auch nie vergessen werden, daß Mill in der Ethik die Lehren Jeremias Benthams vom Nützlichkeitsprinzip als der Grundlage der Moral vervollkommnet und verfeinert hat, und daß er in der Nationalökonomie über Adam Smith und Ricardo hinausgegangen ist, indem er weit mehr als diese seine Vorgänger Volkswirtschaft und Staatswirtschaft zueinander in Beziehung gebracht und als einer der Ersten in großzügiger und großherziger Weise die soziale Frage behandelt hat.

Aber Mill hat nicht nur als Denker und Schriftsteller die Besten seiner Zeit so mächtig beeinflußt, daß sein Name in der Geschichte der Wissenschaft stets unvergessen bleiben wird; er hat auch, wie kaum ein zweiter Denker des neun-

zehnten Jahrhunderts, als politischer und sozialer Reformator sein Leben lang für Freiheit und Fortschritt gekämpft. Als fünfzehnjähriger Knabe hatte er sich bereits (wie er in seiner Selbstbiographie erzählt) dazu beglückwünscht, ein Lebensziel zu haben, und dieses bestand darin, daß er ein Reformator werden, an der Verbesserung der Welt mitarbeiten wollte. „In diesem Gedanken", schreibt Mill, „lag mein einziges Glück", und er war gleichgültig gegen alle persönlichen Sympathien, „wenn sie nicht von Mitarbeitern an diesem großen Werke ausgingen." Für dieses Lebensziel hat er immerdar seine besten Kräfte eingesetzt, und als ihm am Abend vor seinem Tode mitgeteilt wurde, daß sein Zustand hoffnungslos sei, konnte er mit vollster Beruhigung sagen: „Meine Arbeit ist getan". Wenn jenes Geschworenengericht, das Buckle sich dachte, heute zusammentreten sollte, so würde es schwerlich ein einstimmiges Urteil dahin abgeben, daß J. St. Mill am meisten unter seinen Zeitgenossen für den Fortschritt der Wissenschaft geleistet habe — andere Namen dürften sich vordrängen — hingegen könnte es mit gutem Gewissen einstimmig das Urteil fällen, daß kein Denker des XIX. Jahrhunderts für alle fortschrittlichen und freiheitlichen Bewegungen mit so nachhaltigem Erfolg eingetreten ist, wie John Stuart Mill. Um so größer war sein Erfolg, um so stärker sein Einfluß, da er nicht als heißblütiger Revolutionär, nicht als leidenschaftlicher Stürmer und Dränger aufgetreten ist, sondern als nüchterner, ruhig überlegender Denker und Forscher, der, wie kaum ein zweiter, stets auch die gegnerischen Ansichten sorgsamst prüfte und abwog. In ihm war jener praktische, gesunde Sinn der Engländer verkörpert, der (wie H. Taine einmal sagt) „Revolutionen bewirkt hat, ohne Verwüstungen zu begehen."

Von allen freiheitlichen Bewegungen unserer Zeit ist aber keine so eng mit dem Namen Mills verknüpft, als die Frauenbewegung: keine hat ihm so viel zu verdanken, und keiner hat er sich mit so viel Begeisterung, ja Leidenschaft hingegeben, wie gerade dieser Bewegung. Von Leuten, die ihn gekannt haben, wird uns versichert, daß er, dem es stets willkommen war, wenn man ihm Einwände gegen seine Meinungen machte und der in der Kontroverse sonst immer die vollendetste Höflichkeit bewies, heftig, ja beleidigend werden konnte, wenn es sich um diese eine Frage handelte. „Er scheute weder schriftlich noch mündlich Ausdrücke, um seine Auffassung des Unnatürlichen in der Abhängigkeit der Frauen ins rechte Licht zu stellen.... In diesem einen Punkte war er fast fanatisch. Er, der in allen Verhältnissen zwischen Mann und Mann die Feinheit und die Delikatesse selbst war, ließ sich zu fast beleidigenden Äußerungen hinreißen, wenn Andersdenkende in seiner lieben Fundamentalfrage eine abweichende Meinung äußerten." So schrieb ihm einmal ein befreundeter Franzose, daß die in dem Werk „Hörigkeit der Frau" angestrebten Änderungen in der Stellung des weiblichen Geschlechts vielleicht in England durchführbar seien, daß sie aber in Frankreich gewiß keinen Erfolg haben würden. Darauf antwortete Mill kurz und bündig: „Ich sehe in Ihren Äußerungen ein Symptom jener Verachtung vor dem Weibe, die in Frankreich so durchgehend

ist. Alles, was ich darüber sagen kann, ist, daß die französischen Frauen den französischen Männern diese Verachtung mit Zinsen zurückgeben."*

Um aber Mills Verhältnis zur Frauenbewegung zu verstehen, ist es notwendig, an einige der wichtigsten Ereignisse seines Lebens zu erinnern. John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren. Sein Vater, James Mill, selbst ein bedeutender Philosoph, war der Verfasser zahlreicher philosophischer und nationalökonomischer Werke und einer umfangreichen „Geschichte Indiens". John war das älteste von neun Kindern. Bekannt ist das seltsame Erziehungsexperiment, das sein Vater mit ihm machte. Mit drei Jahren begann der Knabe Griechisch zu lernen, mit acht Jahren Lateinisch, und in den frühesten Lebensjahren las er die schwersten geschichtlichen und politischen Werke. Er hat nie einen anderen Lehrer gekannt als seinen Vater, und eine Kindheit hat er nie gehabt. In der Studierstube seines Vaters wuchs er heran; den Vater mußte er auf seinen Spaziergängen begleiten und ihm über das tagsüber Gelesene Bericht erstatten.

James Mill gehörte zu den Führern der „philosophischen Radikalen" aus der Schule Jeremias Benthams, und John wuchs in einer Atmosphäre vollständigster Denkfreiheit, auch ohne jede Religion auf. In moralischer Beziehung wurde ihm Sokrates als Musterbild höchster Vortrefflichkeit vorgehalten. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Wahrheitsliebe, Beharrlichkeit, Eifer für das Gemeinwohl, eiserner Fleiß — das waren die Tugenden, die ihm sein Vater einschärfte und, was noch wichtiger ist, in denen er ihm als lebendiges Beispiel stets vorleuchtete. Doch war sein Vater ein strenger, ernster Mann, der sich jeder äußeren Kundgebung seiner Gefühle schämte. Obwohl Mill in seiner Selbstbiographie nicht Worte genug finden kann, um seiner Dankbarkeit gegenüber dem Vater Ausdruck zu geben, muß er doch zugestehen, daß er ihm, dem er so viel verdankte, zwar immer pflichtgetreuen Gehorsam bewiesen habe, daß aber sein Gefühl gegen den Vater mehr Furcht als Liebe gewesen sei. Und die Mutter? Sonderbar, der Mann, der so viel für die Rechte der Frauen geschrieben, gedenkt in seiner Selbstbiographie nicht mit einem Worte seiner Mutter. Al. Bain berichtet, daß Mills Mutter eine stattliche, rüstige Frau gewesen ist, die alle Tugenden einer englischen Hausfrau besaß, für ihr Haus und ihre zahlreichen Kinder hart schaffte und ihrem Manne eine untertänige Gattin, aber in keiner Weise eine geistige Gefährtin gewesen ist. Auf die Bildung ihres ältesten Sohnes, unseres Philosophen, muß sie gar keinen Einfluß genommen haben. Mill sagt uns ausdrücklich, daß der Hauptgrund, weshalb er seine Selbstbiographie geschrieben, der war, allen jenen seinen Dank auszusprechen, denen er für seine wissenschaftliche und moralische Entwicklung verpflichtet sei. Da nun in diesem Bericht von der Mutter mit keinem Wort die Rede ist, müssen wir bei der Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit Mills schließen, daß er seiner Mutter keinen Einfluß auf seine geistige oder moralische Entwicklung zuschreiben konnte. Manche Stelle

* Georg Brandes, „Moderne Geister", S. 144 f.

in Mills Schriften wird durch diese eigentümlichen Verhältnisse seiner Kindheit beleuchtet.

Mit 15 Jahren war John Stuart Mill ein Gelehrter und besaß, obgleich er nie auf einer Schulbank gesessen und nie eine Universität besucht hatte, noch besuchen sollte, ein Wissen, um das ihn mancher unserer absolvierten Hörer der Philosophie hätte beneiden können. Mit 16 Jahren begann er juridische Studien, im Verlaufe deren er von seinem Vater auf die Werke J. Benthams hingewiesen wurde. Die Lehren Benthams machten auf ihn den größten Eindruck. Der „Benthamismus" wird seine Religion. Als Siebzehnjähriger gründet er eine „utilitarische Gesellschaft" zur Erörterung ethischer, juristischer und politischer Fragen, welche sich bald in der (noch heute bestehenden) „Westminster Review" ein eigenes Organ zur Verbreitung radikaler Lehren schafft. Mill selbst schreibt fleißig für diese Revue. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß auf die übermäßige geistige Arbeit, welche der Jüngling zu leisten hatte, eine Reaktion folgte. In seinem zwanzigsten Lebensjahre macht er eine schwere Krisis durch. Eine Nervenabspannung tritt ein, begleitet von einer tiefen Niedergeschlagenheit, Verzagtheit und Ratlosigkeit. Es rächt sich die einseitige Verstandesbildung, die ihm sein Vater gegeben. Endlich rettet ihn die Poesie — die Gedichte Wordsworths und später Goethes. Er lernt, was weder sein Vater noch seine Gesinnungsgenossen aus dem Kreise Benthams ihn gelehrt hatten, daß es außer dem Verstande und dem Verstandesgemäßen noch etwas anderes gebe, was für das Menschenglück vonnöten sei. Die Werke der Dichtkunst stillen sein Bedürfnis nach Gefühlskultur. Um dieselbe Zeit beginnt er auch seine philosophischen und sozialpolitischen Anschauungen zu erweitern. Die Lehren des französischen Positivisten Aug. Comte machen großen Eindruck auf ihn. Die sozialistischen Lehren der St. Simonisten geben seinen nationalökonomischen Anschauungen eine neue Richtung. Ganz besonders schätzt er es an den letzteren, daß sie die Gleichberechtigung von Mann und Weib und eine neue Ordnung des Verhältnisses der Geschlechter befürworten.

Mitten in diese Zeit seines regsten geistigen Wachstums fällt auch der Beginn dessen, was er selbst als „die wertvollste Freundschaft in seinem Leben" bezeichnet. Im Jahre 1831 — er war fünfundzwanzig Jahre alt — lernte er die um zwei Jahre jüngere Mrs. Taylor kennen und fühlte, wie er sagt, sofort, daß sie die „bewunderungswürdigste Person sei, mit der er je in Berührung gekommen", obgleich es Jahre dauerte, ehe die Bekanntschaft sich zu einer intimen Freundschaft entwickelte. Mill beschreibt sie als eine Frau, „von tiefem, starkem Gefühl, einem eindringenden, schnell auffassenden Verstand und hervorragend beschaulichem, poetischem Wesen". Sie hatte mit achtzehn Jahren einen wackeren, ehrenwerten Mann, den Farbwarenhändler und Drogisten John Taylor geheiratet, dem es jedoch an jenen geistigen und künstlerischen Eigenschaften und Interessen gebrach, die ihn zu einem harmonischen Lebensgefährten für seine Frau hätten machen können. „Doch besaß sie" — nach dem Berichte Mills — „an ihm einen treuen, liebevollen

Freund, an dem sie mit wahrer Hochachtung und Innigkeit hing, und den sie nach seinem Ableben schmerzlich betrauerte." Mit Mill hatte sie viel gemeinsam. Wie er, war sie frei von Aberglauben jeder Art, wie er, war sie auch von der Notwendigkeit einer Umgestaltung der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen überzeugt; aber diese Ansichten und Überzeugungen stammten nicht, wie bei Mill aus dem reinen Denken, sondern „aus der Kraft eines edlen, gehobenen Gefühls". Mill vergleicht sie mit dem Dichter Shelley, und er kann nicht genug Worte finden, um ihre hohen Geistesgaben, die Schnelligkeit und Gründlichkeit ihrer Auffassung, ihre lebhafte Beredsamkeit, ihre Menschenkenntnis und ihre Klugheit in allen Fragen des praktischen Lebens rühmend hervorzuheben. Mit diesen ihren Geisteseigenschaften bildete ihr moralischer Charakter einen schönen Einklang. „Die Leidenschaft für Gerechtigkeit hätte man vielleicht für ihr stärkstes Gefühl halten können; allein es wurde noch überboten durch ihren schrankenlosen Edelmut und eine Liebesfülle, die stets bereit war, sich über jedes oder alle Menschenwesen auszugießen, die dafür nur das kleinste Gefühl entgegenzugeben vermochten." Von dem Einfluß, welchen diese Frau auf sein Denken und Schaffen ausgeübt, spricht Mill oft in einer Weise, welche den Zeitgenossen und Biographen nur ein Kopfschütteln abnötigte und sie zu der mehr oder minder offen ausgesprochenen Ansicht führte, es spreche aus diesen Äußerungen mehr der feurige Liebhaber als der nüchterne Philosoph.

Doch dürfen wir nicht vergessen, daß eine bis zum äußersten gehende Wahrhaftigkeit einen Grundzug von Mills Charakter bildete. Georg Brandes spricht von dem „unsichtbaren Nimbus der hohen Wahrheitsliebe", die Mill auch im täglichen Leben an sich trug. Sein Wahrheitsmut wird von allen, die ihn kannten, gerühmt. Gladstone nannte ihn den „Heiligen des Rationalismus" und sagte mit Bezug auf die kurze Zeit, die Mill im Unterhause saß: „Er hat uns allen gut getan." Man sollte es sich denn doch überlegen, die Mitteilungen eines Mannes von so anerkannter Wahrheitsliebe und Reinheit, ja Hoheit des Charakters leichthin anzuzweifeln und sie mit einem Achselzucken über die Verblendung des Verliebten abzutun. In der Tat finden wir, daß Mill zwar mit unvergleichlicher Begeisterung von den Vorzügen dieser Frau spricht, daß er aber doch mit der ihm eigenen Genauigkeit und Nüchternheit klipp und klar verzeichnet, *worin* sie ihn beeinflußt hat und *was* er ihr verdankt. In den rein abstrakten und streng wissenschaftlichen Partien seiner Werke — so in der Logik, in der Metaphysik sowie in den theoretischen Grundlagen der Nationalökonomie und Staatswissenschaft — gesteht er zu, nichts von ihr gelernt zu haben. Hingegen war ihr Einfluß überall dort maßgebend, wo es sich um die Anwendung der theoretischen Lehren auf das praktische Leben handelte; durch ihren künstlerischen Fernblick hat sie ferner seinen Denkmut gestählt, wo es galt, die Wirkung von Prinzipien auf die zukünftige Gestaltung der menschlichen Gesellschaftsordnung zu verfolgen. Man kann nicht deutlicher sein, als Mill selbst, wenn er sagt: „Die abstrakten und rein wissenschaftlichen Partien

fielen mir zu; das humane Element aber rührte von ihr her . . . Einerseits war sie viel mutiger und weitsichtiger, als ich ohne sie gewesen wäre, in den Vorgefühlen einer künftigen Ordnung der Dinge . . .; anderseits wußte sie zugleich durch ihre praktische Geistesrichtung . . . zu verhüten, daß ich nicht in das Übermaß des Träumers verfiel." So hat sie denn zu seinem ersten großen Werk, dem 1843 erschienenen „System der Logik" nichts beigetragen. Hingegen hat sie in den „Prinzipien der Nationalökonomie" (1848) alle jene Abschnitte beeinflußt, die auf die soziale Frage Bezug nehmen; insbesondere ist das berühmte Kapitel „Von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen" fast ganz ihr Werk.

Daß Mill sich zu dieser seltenen Frau mächtig hingezogen fühlte, ist begreiflich genug. In allen wesentlichen Fragen der Lebensanschauung stimmten sie überein. In einem Gespräch mit seinem Freunde Bain nannte er sie einmal einen „Apostel des Fortschrittes", und gerade dies ist der Titel, den man auch Mill selbst gegeben hat. Anderseits besaß sie in hohem Maße alle jene Gemüts- und Geistesanlagen, welche Mill selbst fehlten, und bildete so eine geradezu ideale Ergänzung zu seinem Wesen.

Es ist auch gar nicht überraschend, daß diese Freundschaft im Laufe der Zeit eine so innige, begeisterte, ja leidenschaftliche wurde; man denke dabei nicht an geschlechtliche Leidenschaft. Seine ganze Erziehung war danach angetan, ihn zu einem einsamen Menschen zu machen. Eine feine Beobachterin, Karoline Fox, die den jungen Mill gut kannte, schreibt in ihren „Tagebüchern": „Er ist in mehr als einem Sinne isoliert, und es muß ihn manchmal schauern vor Kälte." Sein Freundschafts- und Liebesbedürfnis hatte in Kindheit und Jugend nie Befriedigung gefunden. Ist es zu verwundern, daß das Feuer seiner Gefühle, das in seinem Innern so lange verborgen geglommen hatte, zu einer mächtigen Flamme emporschlug, als er eine Frau kennen lernte, die seinem Wesen so nahe verwandt war und es so harmonisch ergänzte? Ist es zu verwundern, daß die erste Leidenschaft auch die mächtigste und einzige seines Lebens geblieben ist? Mehr zu verwundern ist es vielleicht, daß sein Verhältnis zu dieser Frau in seiner nächsten Umgebung, zu der einige der hervorragendsten Männer der Zeit gehörten, mit so viel Widerspruch aufgenommen und mit so geringem Verständnis angesehen wurde. Sein Vater stellte ihn darüber zur Rede, daß er ein Verhältnis zu einer verheirateten Frau habe. Er antwortete darauf, daß er für Mrs. Taylor keine andern Gefühle hege, als er für einen ebenso tüchtigen Mann haben würde. Wenn Personen aus seinem Bekanntenkreis sich über das Verhältnis abfällig äußerten, so führte das unabwendbar zu einer Entfremdung. Vielleicht das traurigste an der Sache war, daß Mill sich auch seiner Familie, seiner Mutter und seinen Schwestern, völlig entfremdete, weil diese an den Beziehungen zu Mrs. Taylor Anstoß genommen hatten. Daß Mrs. Taylor eine bedeutende Frau war, mußten auch die zugeben, die sie nicht mochten. Sehr orakelhaft äußert sich Thomas Carlyle über sie. Er nennt sie „lebhaft" (vivid) und „schillernd" (iridescent) und beschreibt sie

als „bleich und leidenschaftlich, mit melancholischem Blick, eine lebendige Romanheldin, von königlichstem Wollen und fraglicher Bestimmung", was ebensogut als Lob wie als Tadel gemeint sein kann. Als aber Mrs. Carlyle sie einmal als eine „gefährliche Person" bezeichnete, sagte Mr. Carlyle: „Sie ist schlimmer als gefährlich, sie ist gönnerhaft" (patronising). Daß übrigens das Verhältnis bei aller Innigkeit ein durchaus geistiges und moralisch völlig unanfechtbar war, zeigt das Verhalten des Ehemanns Mr. Taylor zur Genüge. Er hatte nichts dagegen, daß Mill zweimal wöchentlich mit seiner Frau speiste, während er selbst außer Haus aß, ebensowenig, daß Mill sie auf Reisen begleitete oder auf dem Lande besuchte, wo sie nach längerer Krankheit zur Erholung weilte. Überhaupt war Mrs. Taylor oft leidend und auch später, als sie mit Mill verheiratet war, fast immer kränklich.

Im Jahre 1849 starb John Taylor und zwei Jahre später — nach zwanzigjähriger Freundschaft — wurde Mrs. Taylor Mills Gemahlin. Von der Reinheit ihrer Beziehungen vor ihrer Verheiratung zeugen die Worte, mit denen Mill in der Selbstbiographie über John Taylors Tod und die Heirat berichtet. Leider war es Mill nur siebeneinhalb Jahre gegönnt, das zu genießen, was für ihn das höchste Glück war. Auf einer Reise in Frankreich starb sie 1858 in Avignon. Seinen Freunden teilte er die Nachricht mit den Worten mit: „Meine Frau, die Genossin aller meiner Gefühle, die Eingeberin aller meiner besten Gedanken, die Führerin aller meiner Handlungen ist nicht mehr .... Es ist zweifelhaft, ob ich jemals noch zu irgend einer öffentlichen oder privaten Arbeit taugen werde. Mein Lebensquell ist gebrochen. Aber ich werde ihre Wünsche am besten erfüllen, indem ich den Versuch nicht aufgebe, etwas Nützliches zu tun." Eine lange Grabinschrift auf dem Hügel zu Avignon rühmt in wortreicher Prosa ihre Vorzüge und schließt mit den Worten: „Gäbe es auch nur einige Herzen und Gehirne gleich ihren — diese Erde würde bald zum erhofften Himmel werden." Ergreifend in ihrer schlichten Prosa ist die bekannte Widmung, die er dem berühmten Essay „Über die Freiheit" vorausschickte: „Dem geliebten und beweinten Andenken derjenigen, welche alles, was das Beste in meinen Schriften ist, mir eingegeben und zum Teil selbst geschaffen hat, der Freundin und Gattin, deren hoher Sinn für Wahrheit und Recht mein stärkster Antrieb, und deren Billigung mein bester Lohn war, widme ich diesen Band. Gleich allem, was ich seit vielen Jahren geschrieben habe, ist diese Schrift ebensosehr ihr Werk als das meinige ... Vermöchte ich es nur, einen Teil der großen Gedanken und edlen Gefühle auszusprechen, die jetzt in ihrem Grabe ruhen, so würde ich der Welt wahrscheinlich einen besseren Dienst erweisen, als durch alles, was ich sonst zu leisten vermag, ohne die Stütze und den Sporn ihrer fast unübertroffenen Weisheit."

Es liegt nun gewiß nahe zu glauben, daß Mills Anschauungen über das Verhältnis der Geschlechter in erster Linie von seiner Frau eingegeben seien. Dem ist aber nicht so. Die Überzeugung von der vollständigen Gleichberechtigung der Geschlechter in allen gesetzlichen, politischen und häuslichen Beziehungen gehört, wie er

uns selbst versichert, „unter die ersten Früchte der Anwendung seines Geistes auf politische Gegenstände". Er stand damit auch durchaus auf dem Boden der Benthamschen Schule. Sein Vater, James Mill, hatte zwar in einer Abhandlung behauptet, es vertrage sich recht wohl mit einer guten Regierung, wenn die Frauen vom Stimmrecht ausgeschlossen seien, weil deren Interessen ohnehin mit denen der Männer Hand in Hand gingen. Er meinte aber damit nicht, daß man die Frauen vom Stimmrecht ausschließen solle, sondern nur, daß man sie ausschließen könne, ohne einer guten Regierung Abbruch zu tun. Bentham selbst und die meisten seiner jüngeren Anhänger stimmten aber mit John St. Mill darin überein, daß jeder Grund, welcher für das Stimmrecht der einzelnen Männer spreche, auch für die Ausdehnung dieses Rechtes auf die Frauen Geltung habe. Gerade die feste Überzeugung, welche der junge Mill von der Gleichberechtigung der Geschlechter hatte, war ein Hauptgrund dafür, daß Mrs. Taylor sich für ihn zu interessieren begann. Immerhin hatte diese Überzeugung für Mill, wie für die andern Benthamiten, anfangs nur eine rein akademische Bedeutung. Der Satz, daß die Frauen den Männern gleichberechtigt sein sollten, war für diese „philosophischen Radikalen" einfach die theoretische Folge ihrer Anschauungen von den Menschenrechten. Daß aber die Ausschließung der Frauen von allen Rechten auch praktisch nachteilige Folgen habe, daß die Hörigkeit der Frau nicht bloß ein Unrecht, sondern auch ein soziales Übel sei und daß die untergeordnete Stellung der Frau und ihr Ausgeschlossensein von aller höheren Tätigkeit ein Hemmnis für den Fortschritt nicht nur des weiblichen Geschlechts, sondern der gesamten Menschheit sei: das waren Lehren, die J. St. Mill dem Verkehr mit Mrs. Taylor verdankte. Bereits in dem von der Freundin inspirierten Kapitel „Von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen" („Grundsätze der politischen Ökonomie", Buch IV, Kap. 7, § 3) spricht Mill den Satz aus, daß die Frauen ebensowenig von den Männern, wie die Armen von den Reichen abhängig sein sollten. Er erklärt es für „eine der schreiendsten sozialen Ungerechtigkeiten", daß für die große Mehrzahl der Frauen, soweit sie nicht als Gattinnen und Mütter einen Lebensunterhalt gewinnen, „kein anderer Lebensberuf möglich ist, außer in den tieferstehenden Lebensgebieten". Er betrachtet die Einrichtungen, welche auf den Zufall des Geschlechtsunterschiedes gegründet sind, „für das größte Hindernis des sittlichen, des gesellschaftlichen und sogar des geistigen Fortschrittes". Von der Höherstellung der Frauen erwartet er insbesondere eine bedeutende Verminderung des von ihm mit Malthus so sehr gefürchteten Übels der Übervölkerung.

Die erste größere Schrift, welche Mill dieser Frage widmete, war ein Aufsatz „Über Frauenemanzipation", der 1851 in der „Westminster Review" erschien. Dem Wiederabdruck des Aufsatzes hat Mill ein Vorwort vorausgeschickt, in dem er erklärt, daß dieser größtenteils das Werk seiner Frau sei. Hier finden wir bereits fast alle Grundgedanken, welche später in der „Hörigkeit der Frau" in so vollendeter Weise ausgeführt worden sind. Er ist „der festen Überzeugung, daß die Teilung der Mensch-

heit in zwei Kasten, die eine durch die Geburt dazu bestimmt, die andere zu beherrschen, in diesem Falle wie in jedem andern nichts weniger als zweckdienlich, sondern ganz und gar von Übel ist — eine Quelle der Verderbnis und sittlichen Entartung sowohl für die begünstigte Klasse als für die, auf deren Kosten sie bevorzugt ist; ... und daß sie — so lange sie besteht — ein fast unüberwindliches Hindernis jeder wirklich eingreifenden Verbesserung, sei es in den Charaktereigenschaften, sei es in den sozialen Zuständen des Menschengeschlechts bildet." Hier finden wir auch die schönen Worte, die fast unverändert heute noch ebenso gelten wie vor mehr als einem halben Jahrhundert: „Die Welt ist noch sehr jung und hat eben erst angefangen, sich von der Ungerechtigkeit frei zu machen. Sie entledigt sich erst jetzt der Sklaverei der Neger, sie entledigt sich erst jetzt des Despotismus der Alleinherrscher, sie entledigt sich erst jetzt des erblichen Feudaladels, sie entledigt sich erst jetzt der Rechtsungleichheit auf Grund der Religionsverschiedenheit. Sie beginnt eben erst, irgend welche Männer außer den Reichen und einem begünstigten Teil der Mittelklasse als Bürger zu behandeln. Dürfen wir uns wundern, daß sie für die Frauen noch nicht so viel getan hat?" Mit aller Schärfe wendet sich Mill schon hier gegen das Gerede von einem „weiblichen" und einem „unweiblichen" Wirkungskreis. „Wir bestreiten es, daß irgend ein Teil der Gattung oder ein Individuum das Recht habe, für einen andern Teil oder für ein anderes Individuum zu entscheiden, was und was nicht sein angemessener Wirkungskreis ist. Der angemessene Wirkungskreis aller menschlichen Wesen ist der höchste und weiteste, zu dem sie sich erheben können. Welches dieser ist, kann ohne vollständige Freiheit der Wahl nicht entschieden werden.... Stellt jedem jede Beschäftigung frei, ohne irgend welche Gunst oder Ungunst und die Berufsarten werden in die Hände jener Männer oder Frauen geraten, welche sich durch die Erfahrung am fähigsten erweisen, sie würdig auszuüben." Der Grund, daß die Frauen wegen ihrer Mutterpflichten von höheren Berufsarten und vom öffentlichen Leben auszuschließen seien, gelte doch (führt Mill aus) jedenfalls nur für Mütter. Es sei aber weder gerecht noch notwendig, die Frauen in die Zwangslage zu versetzen, daß sie entweder Mütter oder gar nichts sein müssen, oder daß sie, wenn sie einmal Mütter gewesen, ihr ganzes Leben nichts anderes sein dürfen. Auch die überaus nachteiligen Folgen, welche die eheliche Gemeinschaft mit geistig tieferstehenden Frauen für die Männer haben muß, hebt Mill bereits in dieser Schrift hervor und wendet sich in beachtenswerter Weise gegen jene „gemäßigten Verbesserer der weiblichen Erziehung, welche die alten schlechten Prinzipien aufrechterhalten, aber ihre Wirkungen mildern wollen." Überhaupt enthält diese kleine Schrift nichts, was nicht noch heute lesenswert wäre.

Die klassische Abhandlung „Über die Freiheit" steht zwar zur Frauenfrage nicht in unmittelbarer Beziehung und berührt sie nur ganz gelegentlich, darf aber dennoch hier nicht unerwähnt bleiben. Mill selbst sagt von diesem Werk, daß es mehr als irgend etwas anderes, was seinen Namen trage, die gemeinsame

Arbeit von ihm und seiner Frau sei. Er legt großes Gewicht auf diese Schrift, die von ihnen beiden sorgfältiger durchgedacht und durchgesehen worden sei, als irgend etwas, was er je geschrieben. In der Tat ist die Notwendigkeit der vollsten bürgerlichen und sozialen Freiheit, namentlich der Denk- und Redefreiheit, nie schöner und schärfer dargelegt worden als in dieser Schrift. Und was Mill, dieser Mann, von „beleidigender Klarheit“ (wie ihn Nietzsche genannt hat) über „Individualität als eines von den Elementen der Wohlfahrt“ sagt, ist noch heute klarer und darum wertvoller als die Dithyramben Nietzsches. Auch Mill behandelt, wie Carlyle vor ihm und Nietzsche nach ihm, den ewigen Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Masse, zwischen den Wenigen und den Vielen und Allzuvielen; aber nach Mill ist es gar kein wirklicher Gegensatz, der hier besteht; sondern im Interesse der Masse, im Interesse der Gesellschaft ist es, daß der Einzelne mit vollster Freiheit seine Individualität entwickle, weil er dadurch einen höheren Wert nicht nur für sich, sondern auch für die Menschheit erlangt. Mit bewunderungswürdiger Klarheit behandelt Mill die Frage, wie die Grenzen zwischen den Rechten der Gesellschaft und dem Rechte des Individuums abzustecken sind. Mill macht es aber auch deutlich genug, daß alles, was von der Notwendigkeit der Freiheit in seiner Schrift gesagt ist, auch auf das Verhältnis von Mann und Weib Bezug hat. Die Wohlfahrt des Menschengeschlechts erfordert es, daß auch jedes Weib seine Individualität frei entwickeln könne. Der Satz „Alles, was die Individualität zerstört, ist Despotismus, welchen Namen es auch tragen mag“ — gilt auch mit Bezug auf die Frau.

Dasjenige Buch aber, welches Mills Namen für alle Zeiten mit der Frauenbewegung verknüpft hat, ist die „Hörigkeit der Frau“ (Subjection of Women) — ein Buch, das man füglich als das Evangelium der Frauenbewegung bezeichnen kann. Es ist die beste und reifste Frucht seines Nachdenkens über das Verhältnis der Geschlechter, wie es das letzte Buch ist, welches er selbst (1869) veröffentlichte.* Und mit solcher Gründlichkeit und Klarheit ist weder vorher noch nachher von irgend jemand der Beweis geführt worden, den zu führen er sich vorgesetzt, „daß das Prinzip, nach welchem die jetzt existierenden sozialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern geregelt werden — die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere — an und für sich ein Unrecht und gegenwärtig eines der wesentlichsten Hindernisse für eine höhere Vervollkommnung der Menschheit sei, und daß es deshalb geboten scheine, an Stelle dieses Prinzips das der vollkommenen Gleichheit zu setzen, welches von der einen Seite keine Macht und kein Vorrecht zuläßt und von der anderen keine Unfähigkeit voraussetzt.“ Man hat wohl darüber den Kopf geschüttelt, daß Mill allen Ernstes behauptet, daß man über die besonderen Eigentümlichkeiten des Frauencharakters noch gar nichts wisse; daß man nicht sagen könne, die Frau eigne sich für dies oder jenes nicht, so lange

* Die Autobiographie und die drei Essays über die Religion erschienen erst nach seinem Tode, von seiner Stieftochter herausgegeben.

es ihr nicht frei gestanden habe, sich auf allen Gebieten zu betätigen. Man könne nicht wissen, behauptet Mill immer wieder, „inwieweit die existierenden geistigen Verschiedenheiten zwischen den beiden Geschlechtern natürlich, inwieweit sie künstlich oder ob sie überhaupt natürliche Verschiedenheiten wären", ebensowenig könne man vorausbestimmen, „welche Art von natürlichem Charakter zum Vorschein käme, sobald man alle künstlichen Ursachen der Verschiedenheit entfernte." Wie, fragten die Kritiker, alles was die Dichter aller Zeiten von Frauen und Mädchen gesungen und gesagt haben, sollte uns über die weibliche Natur nichts lehren? Und doch hat Mill Gründe über Gründe angeführt, welche zeigen, wie wenig wir eigentlich von den Frauen wissen, wie wenig Aufschluß über die weibliche Eigenart uns selbst die von Frauen verfaßte Literatur geben könne. In wie belustigender Weise aber die Allgemeinurteile über das Wesen des Weibes auch heute noch auseinander gehen, wie jeder Philosoph oder Dichter, der über „das Weib" etwas zu sagen hat, das gerade Gegenteil von dem behauptet, was der andere sagt — das lese man in dem kürzlich erschienenen geistvollen Buch der Rosa Mayreder „Zur Kritik der Weiblichkeit" nach.

Überhaupt verdient Mills „Hörigkeit der Frau" — trotz der massenhaften seither erschienenen Literatur über die Frauenfrage — noch heute ebenso gelesen zu werden, wie vor drei Jahrzehnten. Denn auch heute noch kann man immer wieder dieselben Einwände gegen die Befreiung der Frau hören, die Mill längst widerlegt hat. Erst unlängst (am 25. April 1906) wurde in der im englischen Unterhause über das Frauenstimmrecht geführten Debatte von einem Herrn bemerkt, daß den Frauen zur Ausübung der politischen Rechte die physische Eignung fehle, und ein anderer Redner stellte es als etwas überaus Lächerliches hin, wenn man sich etwa vorstellte, daß eine Frau Finanzminister oder Präsidentin des Unterhauses werden könnte. Diese Herren würden in Mills Buch unter anderem die Bemerkung finden, daß es noch niemand eingefallen sei, ein Gesetz zu beantragen, daß bloß muskelstarke Männer Grobschmiede werden dürfen. Die Freiheit der Berufswahl und die Konkurrenz sorgen hinlänglich dafür, daß schwächliche Leute vom Beruf des Grobschmieds ausgeschlossen sind. Und wenn sich die Frau wirklich physisch und psychisch zum Amt des Finanzministers oder Abgeordneten nicht eignet, so braucht es doch keines Gesetzes, um sie erst auszuschließen.

Wie nachteilig aber die Hörigkeit der Frau für die Männer, wie notwendig die Freiheit als ein wesentliches Element des Glücks auch für die Frauen, und wie vielversprechend die Befreiung der Frau für den Fortschritt des Menschengeschlechts ist, hat niemand besser gezeigt, als Mill in seinem klassischen Werk über die „Hörigkeit der Frau". Nur in einem Punkt ist das Buch einigermaßen veraltet. Manche von den schreiendsten Übelständen und Ungerechtigkeiten, welche Mill in seiner Schrift erwähnt, sind denn doch schon abgeschafft; und manches von dem, was er für die Frau verlangt, ist heute auch schon erreicht. Daß dies der Fall ist, ist aber nicht zum wenigsten Mill selbst zu verdanken. Er war ja nicht nur in seinen

Schriften ein Vorkämpfer für Frauenrechte, sondern er hat, wo er nur konnte, sich auch werktätig für die Frauen eingesetzt. Er war der erste, der, als er 1865 ins Parlament gewählt wurde, einen Antrag auf Einführung des Frauenstimmrechts stellte. Er war es auch, der den Anstoß zur Gründung von Frauenstimmrechtsvereinen gab. Und die ausgedehnte politische Tätigkeit der Frauen im heutigen England (in Vereinen und in der Lokalverwaltung), die große Zahl von Anhängern, welche das Frauenstimmrecht in England heute unter den Männern hat, die großen Verbesserungen in bezug auf Bildungsmöglichkeiten und Berufsarten für die englischen Frauen — alles das geht zum Teil wenigstens auf Mill zurück.

Aber Mills „Hörigkeit der Frau" war nicht nur ein Kampfesruf für die Frauen in England, sondern auch auf dem europäischen Kontinent.

Auch die „Hörigkeit der Frau" ist nicht ausschließlich das Werk Mills. „Die gründlichsten und schlagendsten Stellen darin", versichert er uns, „rühren von meiner Frau her, wie überhaupt das Ganze aus dem Gedankenschatz geschöpft ist, den wir gemeinschaftlich anhäuften durch unsere zahlreichen Besprechungen und Erörterungen eines Gegenstandes, der unseren Geist in so ausgedehnter Weise beschäftigte." Auch seine Stieftochter Helen Taylor hatte Anteil an der Redaktion dieses Werkes. Und es ist nur recht und billig, daß wir an einem Gedenktag zu Ehren John Stuart Mills uns der Mahnung erinnern, die er in den Worten ausgesprochen hat: „Wer immer, sei es jetzt oder später, meiner oder der von mir geleisteten Arbeit gedenken mag, wolle nie vergessen, daß er in letzterer nicht das Produkt eines einzigen Geistes, eines einzigen Bewußtseins vor sich hat, sondern das von dreien."

Daß aber das grundlegende und bahnbrechende Werk über die Frauenfrage das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit eines männlichen und eines weiblichen Geistes ist, kann geradezu als symbolisch dafür angesehen werden, daß die „Frauenfrage" keine Frauensache und keine Männersache, sondern eine Sache der Menschheit ist.

Vom Schaffen und seinen Bedingungen.

Von J. J. David.

Nach drei Stufen ist diese Welt erhöht und aufgebaut.

Schon der ursprünglichen und ganz naiven Betrachtung springt ihre dreifache Gliederung entgegen. Jegliches Begebnis auf ihr läßt sich nur als Angehöriges einer trilogischen Reihe fassen und nach Gebühr einordnen.

Man halte die erste Umschau, ohne alle Reflexion, nur wie sie gar nicht zu vermeiden ist. Hat man erst einmal die Augen geöffnet und sie zu rechtem Nutzen zu gebrauchen begonnen, so gewahrt man die Erde, die uns trägt wie nährt;

und unter unseren Füßen ist jenes Dunkle, Verborgene, davor wir wie vor einem bösen Geheimnis zurückschaudern; und ober uns blaut es und lockt uns als unerreichbar.

Es war eine starke Gewähr gestaltender Einbildungskraft, daran der Verstand sicherlich völlig unbeteiligt blieb, es war zugleich ein mächtiger Ausdruck jenes Wunsches nach Einheit in der Welt, auf der wir leben und die wir zu meistern uns berufen dünkeln, der, trotz aller, auch bei der oberflächlichsten Umschau sichtbaren Sprünge und Klüfte, untilgbar in uns wirkt, daß es uns glückte, das Unterirdische und das Unirdische auf einander in Beziehung zu setzen. Das Dunkle, Verhüllte wurde als das Tor gefaßt, das man durchschreiten müsse, um ins ewige Licht gelangen zu können. Die tiefste Finsternis mußte durchmessen sein, damit wir die Strahlen des Lichtes, das nie verlöscht, ertragen könnten.

So wird denn die Gottheit selber gerne dreieinig und dennoch untrennbar einheitlich gedacht. Spuren einer ähnlichen Vorstellung, zugleich eines jener Rätsel, die sich der Menschengeist aufstellt, um sich an ihnen zu üben oder auch nur abzumüden, finden wir vielerorten. Mag sein, sie sind Samen von einem Baum, dessen ursprünglichen Standort wir noch nicht ergründen konnten, Samen, den ein gefälliger Wind auf seinen Fittig nahm, damit er sich da und dort bewurzele und schatte, so ist es immerhin merkwürdig, daß der Boden allenthalben und in sämtlichen Klimaten bereit war, ihn zu empfangen, geeignet, ihn zu nähren und, je nach den Umständen, bis zu einer gewissen Entwicklung zu bringen.

Im Dreischritt scheint sich uns alle muntere und fördernde Bewegung zu vollziehen. Vom Dreiklang aber, den wir nur nicht immer vernehmen, weil unsere Sinne gar zu gern und gar zu viel nach außen gekehrt sind, statt sich recht innerlich und recht gründlich dem Kern der Dinge und ihrer Ausdeutung zuzuwenden, wird sie begleitet und beflügelt. Seitdem die Jünger und Bekenner des Pythagoras, wortarm, nachdenklich, in sich, zuerst jene Weise zu erhorchen glaubten, ist sie nicht mehr verklungen, fällt immer wieder grüblerischen Menschen mit geheimer Macht ans Ohr und füllt ihre Seele mit Ahnungen einer höheren Melodik und einer vollkommeneren Harmonie, deren müder und ferner Nachklang sie vielleicht ist. Genug der Gnade für uns, daß er noch nicht für immer verzittert ist, daß er uns heimsucht, und sei es selten genug, fast nur zu Zeiten, wann wir alle Arbeit und ihre Verwirrung und ihren Antrieb zu immer neuer Anstrengung hinter uns haben, in den Pausen unseres Lebenswerkes, die uns nicht oft kommen und die wir nicht immer würdig und uns an sie verlierend zu nützen verstehen.

Also ist denn die Trilogie, so künstlich und ersonnen sie uns für den ersten Blick erscheine, gerade eine in der Natur selber gegründete Form. Darum greift eine junge und suchende Kunst, wenn sie Fluß und Fortgang der Begebenheiten zu bilden gedenkt, gerne nach der dreiflügeligen Tafel, dem Triptychon. Darum ist mit der Einführung und Ausgestaltung der dritten Figur der Wunderbau der antiken Tragödie eigentlich abgeschlossen. Ausschmückung und Zutat sind wohl noch

möglich — Erweiterung und Ausbau nicht mehr zu denken, ohne das Werk im Wesen selbst zu deformieren, ja zu zerstören. Auf den Dreikant, auf das Winkelmaß ist alles Menschenwerk gegründet, das dauern und mit dem Erdboden verwachsen soll, darauf man es gestellt hat. Das allsehende Auge Gottes leuchtet durchs Dreieck. So spielt viel und uralte Mystik um diese Drei. Alle unsere klare Erkenntnis, alle unsere geistige Arbeit bezieht sich wiederum auf jene drei Dimensionen, die uns beschränken und vor denen wir uns auch betätigen sollen. Ein unverjährbarer Traum vieler und tief geprägter Naturen gilt der vierten Dimension, die wir ahnen, ohne Schlüssel oder Zugang zu ihr finden zu können; täte sie sich aber uns durch welche Zwangsmittel und Meistersprüche auf, dann, so glauben wir, wüchsen uns unermeßliche Erkenntnisse zu, deren Schleier uns umwallen, manchmal unsere Stirne rühren, daß wir nach ihnen greifen zu können meinen: Zug und Bewegung des ausgestreckten Armes aber scheucht sie schon von hinnen, zur Höhe, so zart sind sie gewoben. Vielleicht würde uns mindestens das Zwischenreich offenbar, das wir um uns und in uns in Augenblicken gesteigerter Reizbarkeit, die freilich nicht jedem vergönnt sind, wittern — offenbar, das bedeutet nach unseren starken und herrischen Gelüsten auch: untertan.

So erkennen wir denn auch für die Möglichkeit menschlicher Betätigung drei Stufen, in jeder Hinsicht Steigerungsstufen an. Es ist bestimmt ein Unterschied des Grades zwischen ihnen und der Sprachgebrauch drückt ihn deutlich genug aus.

Wir reden zunächst von der Arbeit. Die verächtliche Bedeutung, die vordem dem Begriffe anhaftete, hat er längst verloren: wir wissen, Arbeit ist in der Regel die Voraussetzung, ohne die das Höhere nicht zu denken ist. Im allgemeinen aber scheint sie nur auf das Nächste, auf das unmittelbare Bedürfnis und seine Befriedigung gerichtet.

Als höher dem Wesen nach erkennen und verstehen wir schon das Wirken. Da wird denn etwas hervorgebracht, zu dessen Wesen die Dauer gehört. Es soll mindestens länger bestehen können, auch nachdem der die Hand davon getan hat, dessen Anstoß es seinen Ursprung dankt. Hier waltet der freie Ausblick, der Horizont gewinnt seine Rechte und erlöst von der Gebundenheit und aus dem Knechtischen.

Endlich und zu allerhöchst setzen wir das Schaffen. Schon im Wortsinn ist die tiefere Bedeutung anerkannt und eingeschlossen. Denn eigentlich ist Schaffen eine der göttlichen Eigenschaften und wohl die vornehmste darunter — es ist die Möglichkeit, etwas hervorzubringen, das, entstand es erst, für sich sei, für sich bestehe und sich behaupte, ohne alle Voraussetzung und selbst demjenigen gegenüber, der es ins Dasein gerufen hat. Dem Sterblichen, dem wir diese Gabe zuerkennen, dem vindizieren wir mindestens eine Qualität des Unsterblichen: und, willig oder nicht, ein Titelchen jener Verehrung zollen wir ihnen, die sonst den Waltenden und Lenkenden allein zukommt.

Freilich — desto vorsichtiger muß man mit der Zuerkennung dieses Ruhmes sein, der zunächst den großen Säemännern, den innerlich Reichen, Befruchtenden zu-

stehen sollte, die immerdar selten sein und sparsam erscheinen werden. Es ist nicht so viel ehrliche Religion in der Welt, daß man sie noch mutwillig verzetteln dürfte. In wem immer wir ein Fünkchen jener Gotteslohe zu spüren meinen, deren Anhauch das All erwärmt und erleuchtet, deren voller Ausbruch alles Sterbliche mit einem beseligenden Tod durchbangen müßte, dem gebührt wohl sein Teilchen Verehrung; denn also gewinnen wir uns und unseren nächsten Bedürfnissen, den Altären, deren Glut unsere sonst götterlose Wohnung durchheimelt und mit oberirdischer Flamme erhellt, die weihende und reinigende Flamme. Sonder alle Gegenleistung dürfen wir ihrer denn doch nicht begehren.

So stellen wir uns denn den Arbeitenden in gebückter Haltung, zugeneigt der Erde, vor, der zunächst und fast ausschließend alle seine Mühe zugekehrt ist. Nur dann gilt ein Blick, halb andächtig, halb ängstig dem Himmel, besteht irgendwie und aus welchen Gründen immer Besorgnis, es könnte von oben her der Arbeit und ihrem Gedeihen Gefahr drohen. Das Unbegreifliche, das Unfaßliche ist immer schon darum auch das Gefährliche, weil man damit nur hadern und es durchaus nicht zur Verantwortung ziehen kann. Übrigens schädigt diese Stellung weder seinen Wert noch die Wichtigkeit dessen, was er vollbringt; nur so tief darf ihn die Last nicht niederbeugen, daß er darüber der Sonne und all ihres holden Lichtes vergesse, daß er keines ihrer segnenden Strahlen teilhaftig werde, die auch ihm gelten und auch nach seinem Herzen zielen. Da liegt der Unterschied zwischen der Arbeit des Freien, die befreit, und zwischen dem Tun des Sklaven, das nur noch immer tiefer niederbeugt.

Aufgerichtet zur vollen Würde, welche der Menschengestalt überhaupt eigen ist, denken wir uns den Wirkenden. Ihm darf nichts den Umblick hemmen, nichts den freien und immer sicheren wie bewußten Gebrauch der Glieder wehren. Es ist seine Aufgabe, das Ziel zu erkennen und zu bestimmen, um das sich die Vielen zu bemühen und daran sie ihre Kräfte zu wenden haben werden. Ihm eignet die adelige Gabe der Organisation. Was sonst Gießbach mit aller seiner Launenhaftigkeit und seinen Tücken geblieben wäre, dem wird also Bett und geregelte Bahn angewiesen. Da flute es nun; es trage Frachten und es befruchte, immer aber innerhalb jener Dämme, die notwendig sind, soll es nach dem ganzen Segen segnen, der in ihm beschlossen liegt. Der Schaffende aber — man horche nur, ob es nicht im Worte selbst wie von einem Befehlshaberton klingt — fußt allerdings fest und völlig auf dem Boden, den er segnet, indem er ihn beschreitet, der ihm gern und mit seinen reichsten und freudigsten Gaben zinst und dankt. Immer aber ist an ihnen und allein an ihnen etwas, das darüber hinaus zu Höhen deutet, die wir niemals erklimmen können, nach denen zu blicken wir aber noch minder vergessen dürfen. Denn was uns an Heil wie Unstern zubereitet ist, das sammelt sich dorten.

Sich die Fortsetzung und Vollendung dieser unvollkommenen Welt außerhalb ihrer selbst, in einem sie lenkenden, in sich selber aber ruhenden Wesen, also in Gott vorzustellen, muß notwendig ein später Gedanke gewesen sein.

Sehr nahe aber liegt der Gedanke, sich diesen Gottesbegriff durch Steigerung oder durch Häufung und Vereinigung unserer eigenen Eigenschaften zu bilden. Die Schranken, an denen wir uns stoßen, ohne sie überspringen oder zerstören zu können, die reißen wir für das höhere, das unbedingte Wesen gerne gefällig und wie immer dort, wo man sich unseres Beistandes gar nicht verlangt und es wohlfeil kommt, auch hilfsbereit nieder.

Die Vorstellung der Eingeschlechtigkeit nun kann durchaus nicht ursprünglich sein. Denn sie hat ihren Grund nicht in der Anschauung. Alles um uns ist nach Geschlechtern getrennt. Das konnte unter Umständen als ein Hindernis für die Erhaltung und Fortpflanzung der Art empfunden werden. So träumt man von besser und glücklicher organisierten Geschöpfen, die beide Naturen, die empfangende und die zeugende, in sich vereinigen, die zugleich und im höchsten Sinn Mann und Weib sind. Also entsteht an entlegenen Orten und wohl unabhängig von einander die Idee der hermaphroditischen Gottheit.

Allenthalben, nicht nur in der Bibel, die sich ursprünglich sogar Adam allein denkt, finden wir Spuren davon. Nur zu oft erscheint die weibliche Gottheit einfach durch Abspaltung — man denke der berühmten Rippe noch einmal — von der männlichen gewonnen und ihr unvermittelt gegenüber gestellt. Selbst die Namensform wird einfach durch Anhängung der weiblichen Endung gewonnen. Das gilt nicht nur für wenig entwickelte oder für phantastisch ausartende Kulte des Morgenlandes. Auch Griechenland, das in seiner Verehrung wohl die reinste und vollkommenste Durchbildung alles Götterwesens hat, kennt das. Nicht gut läßt sich die Vorstellung von der Geburt der Athena aus dem Haupt des Zeus anders fassen, der dann auch den Dionysos in seiner Hüfte nach dem allzu frühen Tode der sterblichen Mutter bis zur Reife und Lebensfähigkeit austrägt.

Es ist wohl auch hier weiter zu buchen, welche Liebe die bildende Kunst an die Gestalt des Hermaphroditen wendet. Sie schmückt ihn so sehr mit allen Reizen, daß der natürliche und ursprüngliche Widerwillen vor dem Zwitter verstummt. Nicht nur in Zeiten des Niederganges geschieht das, wo eine ausartende Einbildungskraft sich mit Ungeheuern vergnügt und sie beschwört des flüchtigen Reizes, der augenblicklichen Erschütterung wegen, die von ihnen ausgehen; da man es daraufhin wagt, wann wohl die Grenzen des Möglichen, des überhaupt noch Darzustellenden erreicht und wann sie überschritten seien. Zeiten der allerfeinsten und allergesundesten Kunstblüte haben diese Gestalt als halbgöttlich, als über die Menschlichkeit hinaus gesteigert empfunden und sich an ihr ergötzt. Ähnliche Vorstellungen der Denker und der Weisen sind hier einzuordnen. Siehe Plato! Im letzten Grunde spricht denn auch niemand einen Gedanken aus, der nicht allgemein verbreitet in der Luft schwebt und eben nur in ihm sich besonders scharf und eindringlich zum Worte meldet. Die sich für Herolde halten oder doch für Sprecher voll eigener Gedanken, die müssen sichs genügen lassen, bescheidene Sprachrohre zu sein, durch die manchmal freilich der Odem Gottes und sein Geist selber flüstern und Ausdruck suchen.

Es hat also etwas für sich, wenn man das eine Unterscheidende, das den schöpferisch veranlagten Menschen über den Durchschnitt hinaushebt, in einer Art Hermaphrodisie der geistigen Anlage sucht und begründet vermutet.

Beide Naturen, denen wir sonst nur getrennt begegnen, müssen mindestens der ursprünglichen Anlage nach in ihm gleichmäßig vorhanden gewesen sein. Das hindert natürlich nicht, daß sich im Laufe seiner Entwicklung die eine oder die andere, je nach den Umständen und ihrer lenkenden Macht, stärker durchzusetzen weiß, selbst bis zur scheinbaren Verkümmerung der Schwester, deren Existenz dennoch niemals völlig ausgetilgt werden kann.

Über den ursprünglichen Zusammenhang der produktiven Kraft mit dem sexuellen Leben wird man wohl nicht mehr streiten können. Es geht nur nicht an, ihre geheimnisvolle und kaum jemals ganz auszuschöpfende Tätigkeit allein in eine erhöhte oder überfeinerte Sinnlichkeit zu setzen. Sie kann wohl eine Erscheinung, eine Persönlichkeit zeitigen, die dadurch allein einen fast genialen, einen schöpferischen Eindruck macht. Man erinnere sich an Casanova und das Entzücken, mit dem selbst Goethe vor seiner Erscheinung sich verweilt, oder der Gestalt Don Juans, aus dem Tiefsten und der Sehnsucht der Volksseele — allerdings der südlichen — aufgewachsen und mit aller Liebe gestaltet.

Ihren ersten, bewußten und übermächtigen Regungen geht im allgemeinen das Spielen mit unklaren Vorstellungen verwandter Art lange voraus. Die erste Entladung der Sinnlichkeit wie des künstlerischen Zeugungstriebes ist so heftig, daß kein Organismus, auch der stärkste nicht, oftmals seiner Wiederholung gewachsen wäre, begäbe sie sich auch späterhin mit der gleichen, ursprünglichen Gewaltsamkeit. Das ist doch nur zu gerne ein Wirbel, der wegweht, was sehr gefestet und mit aller Sorgfalt in uns bewurzelt erschien; der herbeiträgt, dessen Keime wir niemals in uns gesucht und das wir verwundert ganz plötzlich da erwachsen finden; dessen Odem tötet und belebt, Reihen niederschmettert und andere scheinbar ganz wüste Strecken mit Fruchtbarkeit beschickt. Dennoch schlief in uns dies alles nur: der plötzliche, heisere Urschrei von den Grenzen der Menschheit, der hat es geweckt, damit es nun für lang hinaus nicht mehr entschlummere.

Man weiß, wie gerne Halluzinatorisches sich im Stadium der beginnenden Pubertät wie der beginnenden Produktivität einzustellen beginnt. Da wäre vor allem der sehr merkwürdigen Sinnestäuschungen zu erinnern, von denen Otto Ludwig zu berichten weiß. Ton und Farben zugleich treiben ihr spukhaftes Spiel mit ihm, wenns ihm keimt. Der Schöpferdrang war gerade in ihm sicherlich so edel, wie nur in einem; und man wird der Erscheinung nicht vergessen dürfen, die Goethe auf seinem Ritt von Sesenheim, da jeder Tritt des Pferdes ihn von Friederiken entfernt, gehabt hat. Die Vision Cellinis ist auch nicht zu übersehen. Das ist oftmals, als spränge eine Tür auf, die in der Regel sorgfältig verschlossen bleibt, und es böten sich ganz ungeahnte Ausblicke. Nur ist dergleichen durchaus nicht genügend aufgezeichnet; wir haben zu wenig Material im Verhältnis zur Fülle

der Begebenheiten. Denn manche lähmt eine Scham, als dürften sie nicht gut, nicht ohne sie zu entweihen, von den Geheimnissen reden, die sich ihnen vor der Gunst eines Augenblickes unverhüllt dargeboten haben; wieder andere lähmt auch in der Rückerinnerung noch jener Schauder, mit dem man in sich selber Abgründe tönend aufspringen sieht, die keine Brücke mehr überspannt, haben sie einmal ihren Schlund geöffnet.

Es mag ja sein, daß einzelnen die wiederholte Pubertät vergönnt ist, die Goethe für die Götterlieblinge beansprucht. Die Regel ist das wohl kaum. Man muß auch nicht die Aloe anführen, die in einem Schuß all ihre Kraft verbraucht und alsdann nur noch verdorren und absterben kann. Ein Frühling ist ziemlich jedem beschieden; der Herbst, die Zeit der Fruchtreife, aber kommt schon nicht mehr für jeden. Blüten, getrocknet, aber machen immer einen peinlichen Eindruck, nur dem nicht, der sie sich also zubereitet hat, damit sie ihm einmal bestimmte Erinnerungen auffrischen und lebendig erhalten. So behagt sich mancher in einer falschen und erzwungenen Jugendlichkeit, wenn ihm die wahre Jugend sich längst abgewendet hat. Das ist die eigentlichste und peinliche Koketterie des Geistes; die kunstvolle und sorgsam geordnete Perücke hat sich verschoben und der kahle Schädel guckt kümmerlich und dürftig vor oder man sieht gar das arme und angegraute Haar, das sich sparsam behauptet. Ähnlich, wenn einzelne einen Frühling einmal voll erlebten und sich ganz an ihn verloren. Damals hat der Glanz all ihre Seele erfüllt, und sein Jauchzen fand in ihr Ausdruck und brach in ungestümem Wohllaut aus ihr und ihre Brust war voller Blüten. Dieses einen Eindrucks können sie nun nicht mehr vergessen; an ihn, selbst an seinen fernen und verbleichenden Nachglanz haben sie sich ganz dahingegeben und können sich nicht genug tun, immer wieder darzustellen, was einmal echt und lebendig genug in ihnen stand. Immer schattenhafter und wesenloser wird Farbe wie Wort: sie merken, immer noch ganz an die Vergangenheit glaubend, freilich nichts davon, und, der sie um ihr Tun rügte, dem würden sie mit Fug zürnen. Da ist manchmal, bei Ehrlichkeit im Gehaben, eine traurige und gespenstige Zärtlichkeit, die den bewegen mag, der ihre Gründe verstehen und ähnliches nachfühlen kann. Der sie ablehnt, der sich unlustig und mit Widerwillen sogar davon abkehrt und kein Gefallen an Krankheit oder Unnatur in sich findet und erschwingt, den darf man allerdings auch nicht schelten. Es ist sicherlich eine immer erneuerte Empfänglichkeit das allein Wünschenswerte. Geistige Fruchtwechselwirtschaft, deren Periodizität freilich noch nicht ergründet ist und sich niemals wird wissenschaftlich feststellen lassen, weil sie in jedem Einzelfall wechselt und verschieden ist. Es soll der Boden, hat man ihn erst umbrochen und das Unkraut getilgt, das im Gefolge jeder Ernte nun einmal aufzuschießen pflegt, immer wieder für neuen Samen empfänglich sein, immer wieder, d. h. bis die natürliche Erschöpfung eintritt und man ihn der Brache dahingeben muß. Was aber düngt ihn am besten und am nachhaltigsten? Was entlockt ihm seine reifsten und süßesten Früchte? Der Erfolg.

Es ist bereits gesagt worden: zwei Naturen, die sich sonst nur gelegentlich zu einem höheren und fernen Zwecke verbinden, müßten vereint sein, damit der Schaffende werden könne. Das nun fordert Verweilen und Betrachtung.

Anzunehmen ist, daß in gewissem Sinne die Gesetze des Raumes auch für die psychische Welt ihre Geltung haben. Soll die gleiche Statt zwei Qualitäten beherbergen, da sonst nur ihrer eine heimisch ist, so wird das schwerlich so ganz ohneweiters und sonder alle Folgen sein und geschehen können.

Nicht immer werden sie sich vollkommen und zur erwünschten, höheren Einheit durchdringen. Die Gefahr besteht, daß eines davon und vielleicht just das, welches mit dem natürlichen Geschlecht streitet, sich stärker, ja übermächtig durchsetzt und also eine beklagenswerte und vielen mißfällige Verwirrung des Gefühles erzeugt wird, das also, was man nun einmal eine Perversität nennt. Nicht umsonst eröffnet die hohe Frau aus Lesbos die Reihe der Dichterinnen, wenn wir die Moses-Schwester Mirjam der Bibel nicht mitzählen wollen.

Es mußte schon mehrfach der griechischen Legende gedacht sein, die ja an Tiefe und Klarheit ganz einzig ist und gerne gestaltet, wenn die nicht minder reiche Bibel nur andeutet; die Häßliches gerne verschleiert, daß man seinen Sinn nicht gleich erfaßt. Neben der ersten Dichterin nun, deren Namen wir hören, steht der erste Bildhauer, dessen Gedenken uns aufbehalten ward. Was nun weiß die Sage von Pygmalion und der Statue zu berichten, die ihm durch die Gunst der Götter so meisterlich geriet? Man eliminiere das Wunder — und man wird eine Verirrung finden, welche die gesünderen Türken den sehr erregbaren Griechen auch späterhin nachschalten; die in Rom den Spaniern vorgeworfen ward — daß sie vor blühendem Marmor ganz dieselben Empfindungen hätten, wie vor dem lebendigen Fleisch; daß sie's mindestens versuchten, ihrer Empfänglichkeit da wie dort den gleichen Ausdruck zu geben. Es ist immer unsäuberlich genug aus Ateliers erzählt worden. Hier aber, im ersten Tratsch, spukt doch schon eine dunkle Einsicht.

Es hat weder Zweck, mit sittsam niedergeschlagenen Blicken an dieser Tatsache vorüber zu zimpern, noch minder, sich bei ihr behaglich zu verweilen. Das mache dem Philister Spaß, der sich mit seiner Sittlichkeit was weiß und segnet. Der Augen hat und zu deuten versteht, der sieht ohnedies: düstere Geheimnisse, von denen man sich doch ernst abkehrt, nachdem man sie ergründet hat, weil sie vielleicht den Schlüssel zum Letzten, Verborgensten darreichen, selbst bei seinen Lieblingen, selbst bei scheinbar durchaus harmonischen Naturen, da man sich ähnliches keineswegs vermuten möchte. Man wird sich manchmal mit den Ärzten, die sich ja neuerdings gern, mit Glück, nur aus dem Bedürfnis einer Wissenschaft, die endlich doch auch praktischen Zwecken dienen soll, heraus mit dem Wunsch nach Übersichtlichkeit, also nach dem Schema, in das mancherlei Fälle passen müssen, ähnlichen Forschungen zugewendet haben, in der merkwürdigsten Weise berühren, um sich andere Male ihnen gegenüber im entschiedensten Widerspruche zu finden; und man wird verstehen, warum der beredteste Mund zu stottern und sich's an Andeutungen genügen zu

lassen beginnt, soll er gewisse Begebenheiten, oftmals selbst nur Regungen des eigenen Lebens berichten. Das breit zu treten, hat keinen Geist. Das muß einem Wissenden zur Betrachtung und nachdenklichen Erwägung überbleiben. Es der Menge preiszugeben, die nur nach ihrem Sinn denken und fassen kann, ist aber geradezu verbrecherisch. Mysterien kann nur der vorbereitete Geist begreifen und sich würdig aneignen. Im allgemeinen hat es etwas Betrübendes, wie gering die Achtung vor den Geheimnissen und dem klaren Willen derjenigen ist, denen man Verehrung zu zollen behauptet, wie man sie ihnen gegenüber schulden würde. Nur zu gern nennt sich Forschung, was mit einem viel schlimmeren Namen noch lange nicht gescholten wäre. Das macht oftmals einen ganz komischen Eindruck; als würde jemand vor der vollkommensten Alexander-Statue nur auf die schiefe Schulter des Helden mit Blicken deuten. Denn der Mangel hat nun einmal die fatale Eigenschaft, daß er sich, einmal entdeckt, stärker als das Vortreffliche ins Bewußtsein drängt und darin behauptet.

Wir sind nun einmal so sehr gewohnt, den Rang eines Dichters etwa nach der Glaubhaftigkeit und Echtheit der Frauengestalten zu bestimmen, die ihm glücken, daß über diesen Maßstab und seine Gültigkeit überhaupt nicht mehr gesprochen wird. Nun kann sich doch wohl nur der in der Natur des Weibes und in sein innerlichstes Denken ganz vertiefen, ja, wie wohl notwendig, verlieren, der ein Verwandtes in sich weiß und hegt. So wertvolles Material ihm die Beobachtung und die Außenwelt zureichen und darzubieten mögen — die Fähigkeit muß doch in ihm selber stecken, das nach Normen in sich selber zu beziffern, zu reihen, zu deuten. Es spielt ja wohl auch gelegentlich der Wunsch, die Sehnsucht da eine große Rolle und man versteht Kellers nicht für ihn allein gültiges Wort: „Süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittere Erde sie nicht trägt", versteht und billigt es, hat der Wunsch sich kräftig genug erwiesen, um das Gebilde lebensfähig und überzeugend vor uns hinzustellen und sich bewegen zu lassen. Man umarmt also künstlerisch die Traumgeliebte. Ähnlich äußert sich bei Frauen gern eine unterdrückte, ungestillte und durchaus nicht zu besiegende Sehnsucht, mindestens nach der geistigen Empfängnis und Mutterschaft, wenn ihnen die physische durch Ungunst welcher Sterne und Umstände immer verwehrt ist. Werke solcher Art glücken selten ganz ohne Rest, ganz rein; nur zu häufig geht mit ihnen zu viel Unklares mit und entlädt sich ungestüm, daß man eine überflüssige Verworrenheit an ihnen verdrießlich merkt, ohne sich von ihrem letzten Grund Rechnung geben zu können. Wenn sie aber völlig geraten, dann sind sie das Höchste, was die Frauennatur überhaupt zu erschwingen vermag, und gehören zum Köstlichsten, das in dieser Gattung zu leisten und auszudenken ist. Dann hat sich wieder einmal offenbart, wie allgewaltig die Sehnsucht ist; daß sie Flügel spannen und leihen kann, die für einen Ruck, dessen Wirksamkeit hernach durchaus nicht mehr abzuleugnen ist, sogar über natürliche Begrenzungen wegtragen und heben, die sonst allgemein verbindlich sind. Es liegt in ihnen eine ganz eigentümliche, eine sehnsüchtige Zärtlichkeit; der von Sinnen stumpf

ist, der mag sich ihr entziehen oder sich gegen sie verstocken; sonst aber spricht sie wohl jedem mit leisen und unvergeßlichen Lauten zu Herzen.

Je harmonischer sich also beide Qualitäten in einer Persönlichkeit eingerichtet haben, je ungestörter — durch einander — sie sich entfalten konnten, desto höheren Rang werden wir dem zuerkennen müssen, das aus ihrer Verbindung hervorgeht.

Ihr vollkommenes Gleichgewicht wäre das Ideal; ganz erreicht hat es vielleicht noch keiner, so daß die Möglichkeit des Fortschrittes immer noch denkbar erscheint, ihm nahe empfinden wir allerdings wenige. Aber es gibt einige Talente, denen niemand nach Umfang und Bedeutsamkeit einen sonderlich hohen Rang zugestehen möchte. Beide Gaben aber sind in ihnen im Einklang und betätigen sich so; dadurch entsteht ein durchaus erfreulicher und runder Eindruck, den Größere nicht zu wecken vermögen.

Der Regel nach aber wird die eine Veranlagung von Haus aus stärker sein. Und nun kommt wieder eine häufige Gefahr: dahin man sich organisiert fühlt, dahin möchte man sich entwickeln. Darüber vernachlässigt man dann leicht und läßt es sogar verkümmern, das an sich des Lebens fähig und der Pflege wert gewesen. Oder man erkennt zeitig den Mangel und sucht ihm, mit welchen Mitteln immer, zu steuern oder ihn mindestens zu verhüllen. Das glückt dem geübten und sicheren Beobachter gegenüber niemals. Er erkennt mit unbedingter Sicherheit, wann Grübelei mit ihrer Anstrengung die mühelose Empfindung vortäuschen und ersetzen soll.

Das ergibt dann die „forcierten Talente", von denen Goethe spricht und die ihm sehr widerwärtig waren, die mehr wollen als sie vermögen; oder die gar Schächte in sich selber abteufen, bestrebt, immer tiefere Gründe in sich zu ersinken, dorthin man ihnen dennoch nur widerwillig und gezwungen folgt, weil man sich an ihrer Hand vom Tageslicht entfernen muß. Nur selten und wie durch verlorene Klüfte fällt ein voller Strahl ein und beleuchtet wundersame Stufen edeln Erzes oder Adern lauteren Metalles, deren man sich doch nicht nach Gebühr erfreuen kann. Denn wer mag sie im irrenden Licht ganz nach ihrem Wert schätzen und ermessen? Es ist keineswegs Unfähigkeit oder böser Wille, seine sichere und dauernde Bedeutung zu begreifen, wenn man etwa vor Hebbel mit leisem Zweifel oder gar wie Grillparzer mit einem gewissen Schauder verharrt.

Mit den einfachsten Mitteln liebt es die Natur ihre Zwecke zu erreichen. Aber sparen damit muß sie nicht. Sie läßt, wir wissen es längst, Millionen von Samen ausschwärmen, damit einer davon die Befruchtung herbeiführe, die sie beabsichtigt. Sie bevorzugt die sicheren, die nicht zu vereitelnden Wirkungen, weil sie für hohe Ziele notwendig sind und keinerlei Unterbrechung leiden, ohne daß der Fortbestand des Wichtigsten gefährdet würde. Durchaus ähnlich sind die Vorgänge beim Schaffenden. Auch hier drängen sich die Eindrücke in bunter und unabsehlicher Reihe; ihre Mehrzahl aber bleibt ohne Frucht und sinkt unter, nachdem sie sich ein Weilchen im Lichte behauptet hat. Einer unter ihnen aber wuchert und füllt gemach die ganze

Seele; reißt eigenmächtig und nach immer noch nicht genügend begriffenem Gesetze alle ihre Kräfte an sich. Auch im anderen Sinn aber mag man eine Ähnlichkeit finden. Von den vielen, zu vielen, die den Drang in sich vermerken, die vielleicht sogar durch freundliche Umstände sich eine Zeit in Geltung bringen, ist doch nur ganz einzelnen Gewähr und Dauer vergönnt. Meist welken sie zeitig; sie waren denn doch nur Vorbedingung für eine höhere Entwicklung und mußten untergehen und so den Boden befruchten, der einer schöneren Blüte vorbestimmt war. Weiter wäre zu vermerken, daß die Extasen der geistigen Empfängnis denen der körperlichen sehr verwandt sein müssen. Denn bei beiden ist das reinste, grundloseste und vollkommenste Glücksgefühl; das Gefühl einer Ausweitung des Ich zu einem Umfang, daß es Weiten umspannt und Möglichkeiten in sich einschließt, deren man anders kaum als erreichbar gedacht hätte. In ihnen zunächst liegt der Lohn für jene Mühsal des Gebärens, die denn auch groß genug ist, daß man Angst davor empfinden darf und daß die mächtigsten Antriebe auch der Religion notwendig sind, soll man sich ihr wiederholt unterziehen. Es mag ungerecht sein — aber in mir lebt nun einmal ein Mißtrauen gegen alle, denen die Produktion gar so leicht glückt, ja wie zum Vergnügen gerät. Götterlieblinge sind nun einmal selten und wir müssen fordern, daß sie sich gültig legitimieren, ehe wir ihnen und ihrer Sendung glauben. Auch die katholische Kirche heischt die genaueste Überprüfung bei Wundern. In der Regel sind ja doch große Hemmungen bei jeder geglückten Geburt im Weg und zu überwinden. Wie verwickelt aber ein solcher Organismus von Anbeginn sein muß und wie nahe Störungen seiner Doppelfunktion liegen, darüber muß sich jeder klar sein, der sich nur einmal und einigermaßen mit Fragen der geistigen Mechanik beschäftigt hat. Es ist längst betont worden, wie umfängliche Grenzgebiete überragende Begabung und Wahnsinn miteinander gemein haben; wie oft und schwer Ikarus, der kaum noch über seinem Haupt die Himmel offen gesehen, den jähen Absturz dahin nimmt, da selbst jedes Licht erlischt. Im Leben jedes wirklich bedeutenden Mannes meinen wir mindestens einmal den Augenblick zu empfinden, da aus ihm selber das Dunkle aufkriecht, begierig und stark genug, die Oberhand über seine Sonne zu gewinnen; da er all seiner Fähigkeiten und seines gesamten wie gesammelten Willens bedarf, sich der Finsternisse zu erwehren, die flügelrauschend über seinem Haupt zusammenschlagen und ihm den Tag nehmen wollen; da Flucht oder der Sprung ins Ungewisse die Rettung vor dem schlimmsten Feind des erhöhten Menschen, dem einzigen, der ihn durchaus zerstören kann, dem Feind in sich bedeuten, der immer lauert, niemals ganz zu bändigen ist und jede geneigte Gelegenheit zum Vorstoß zu nutzen weiß. Der große Dualismus mit seiner unablässigen Fehde zwischen Nacht und Helle, den die Sagen daraus zu symbolisieren nicht müde werden, wirkt auch in uns und ist nimmer völlig zu stillen; ja, je höher wir stehen, desto stärker empfinden wir in uns sein Walten. Je mächtiger und stolzer der Baum aufgeschossen ist, desto unvermittelter empfindet er jeden Windanfall, desto tiefer und in geheimere Gründe, dahin niemals ein Strahl zu dringen

vermag, muß er aber auch seine Wurzeln entsenden, soll er nicht dem ersten, stärkeren Andrang erliegen. Jenen Baum aber, den man nach Umfang des Stammes und nach freudiger Begrünung der Krone für ewig aufgeschossen meinen möchte, der für sich Ernährer und Schirmherr für viele ist, ächzen hören, seinen Wipfel niedergerissen sehen von einer unfaßbaren Gewalt, die durch die Finger, die man ihr entgegenhält, hindurchpfeift, ihn geschüttelt sehen, bis er den Boden fast berührt, den er sonst schön und ragend überschattet, ist wohl für alle Sinne ein gleich klägliches Schauspiel, das unvergeßlich und eine Lehre für ewig bleibt, wer immer von den beiden Gewalten die Oberhand behauptet habe. Denn in der Regel siegt endlich der Umsturz; siegt zu aller Heile, so schmerzlich man gerade sein Wirken verspüre. Sich aller sentimentalen Betrachtung in solchen Dingen zu erwehren, ist unmöglich; ihr zu großen Raum gönnen aber unsinnig. Es sinkt ja im allgemeinen doch nur dahin, das nicht mehr genügend widerstandsfähig war oder das eine Aufgabe erfüllt hatte und nun nur noch bestand, Neuem, Notwendigem den Raum zu wehren und die Möglichkeit einer gesunden und fröhlichen Entwicklung zu beknappen.

Eine große und innige Demut muß ferner in gewissem Sinn im Schaffenden sein, bei allem Stolz auf die Mysterien, die sich in ihm begehen, auf die Geheimnisse um sich, in die er tieferen Einblick hat, die er mindestens stärker ahnt denn andere. Ähnlich wie ein Weib, das sich nach dem rührenden Wort „gesegnet“ weiß — er ist wohl noch Selbstzweck und zugleich Diener eines höheren, eines ferneren Zieles, das sich aus ihm zu seiner Zeit verwirklichen und ins Leben treten soll, dem er sich bis dahin mit allen seinen Wünschen unterordnen soll. Es ist in ihn ein Geheimnis eingekehrt. Man muß das hinnehmen, ohne allzu viel darüber zu grübeln, wie das möglich war, wie es nun wuchert, sich entfaltet, alles erfüllt. In manchem staubigen Gemüt drängt es ganz den Alltag zurück; so umspinnt ein fröhlich Gerank mit grünem Laubwerk und vielleicht mit bunten Blüten eine graue Mauer, bis dann der schlimme Herbst kommt und das nackte Gemäuer offenbart, darüber trauriges Gesparre und häßlich-nacktes Astwerk aufsteigt. Es ist aber ein nicht unbedenkliches Tun, die Empfängnis mit künstlichen Mitteln heraufführen, wohl gar erzwingen zu wollen. Sicherlich — es keimt in tief gelockertem Boden leichter und williger; aber auch jede Schädlichkeit hat offeneren und bereiteteren Zugang und sie kann die schönste und bestgegründete Hoffnung zerstören; noch ehe sie das erste, zaghafte Spitzchen über das Erdreich gereckt hat. Es ist auch nicht gut, wenn man allzu unruhig und begierig in sich selber hinein horcht, ob sich noch immer nichts oder nicht wieder schon etwas in ihnen entwickeln wolle. Das ist zerstörend, wie das Tun etwa von Knaben, die im Spiel eine Eichel gepflanzt haben und nun immer nachwühlen, um zu sehen, ob sie nicht schon treibe und sich das Stämmchen hebe. So weigert sich das Mutterglück gerne Frauen, die sich dafür am besten gerüstet meinen und sichs am herzlichsten ersehnen und es ist Geduld und Ehrfurcht allein vor dem immer Unbegreiflichen zu üben. Es kommt die Zeit, da der Gast, der aus dunkeln Fernen eingekehrt ist, um zu weilen, so lange es

ihm selber beliebte, sich zu neuer Wanderschaft rüstet. Das mag einen Abschied geben, bei dem ein Stück des Eigensten mitgeht. Es kann auch eine aufatmende Befreiung sein. Wer aber die Trennung eigenwillig oder gewaltsam herbeiführt, wer nur ungerne herbergt und es gar nicht erwarten kann, wiederum Raum für neue Gäste zu gewinnen, der versündigt sich oder er spielt mindestens eine hohe und gewagte Wette. Alles dieses aber, vermehrt um das beste und lauterste Wollen, um die ganze Hingebung, mit der ein Weib den Geliebten der ersten Jugend oder der vordrängenden, grauen Haare anhängt, die schmerzlicher, selbstvergessener und erfüllter von geheimen Stacheln ist, genügt immer noch nicht. Eine große, eigene Blut-, ja Brutwärme muß sich dazu gesellen, durchaus und ohne jede Ablenkung dem einen zugedacht und dahin gegeben, das ins Leben geführt werden soll und derweil vor allem rauheren Anhauch zu hüten ist. Dieses sind Vorbedingungen, welche die Natur selber mitgibt. Des Restes, der immerhin noch ansehnlich genug ist, hat das Glück zu walten. Alle Kunst des Geburtshelfers kann nicht immer das Kind retten; man darf sogar ruhig behaupten: es ist und es geht am besten, wo man seiner, wo man der Wissenschaft nicht bedarf. Und in der Gebärenden muß ein starker Antrieb sein, das gesund Ausgetragene, dem sie nicht länger Obdach bieten kann, soll es nicht ihr selber gefährlich werden, ins Lichte zu fördern. Es ist übrigens bekannt, wie sehr zu häufige Schwangerschaften nicht nur die Mutter bedrohen, auch Wert und Tüchtigkeit des ganzen Nachwuchses schädigen; denn es kommt ein desto geringeres Anteil an mindestens mütterlicher Kraft auf den einzelnen, je mehr es sich in Splitterchen verzettelt. Selten genug und nur in leicht zu zählenden Ausnahmen ist zu große Fruchtbarkeit ein Beweis von freigebiger und geneigter Laune der Natur. Sie beweist eher, daß der großen, spendenden und befruchtenden Mutter nur am Bestand der Gattung, daß dieser oder jener überhaupt mit etwas, gleichgültig aber womit? in ihrer Galerie vertreten sei, und durchaus nichts an seiner Einzelleistung liege. Es ist ja selbst das schon eine gewisse Auszeichnung. Im allgemeinen aber gilt wohl: je höher ein Geschöpf auf der endlosen Stufenleiter steht, deren Staffeln für uns nun schon durch alle drei Reiche greifen und sich im dunkelsten unten, in den Wolken aber ober uns verlieren, desto mehr Mühsal kostet es ihm, seinen Nachwuchs aufzubringen; mit desto größerer Sorgfalt muß es seiner walten und ihn hegen, desto geringer ist er der Zahl nach und desto umgrenzter in der Zeit und desto bestimmter durch viele Bedingungen, das heißt also immer: durch Einschränkungen, ist seine eigene Fähigkeit zur Fortpflanzung.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat die Religion, die Menschenart am tiefsten begriffen hat, Menschenschwachheit am besten zu dulden, ja zu nutzen weiß, die allein es zeitig genug erfaßt und tätig geübt hat, daß eine Macht, auf das Weib und seine Gefolgeschaft gegründet, unerschütterlich und von ewiger Dauer ist, hat der Katholizismus alles daran gesetzt, die Trägerinnen und Hegerinnen der kommenden Geschlechter sich unverbrüchlich zu verpflichten wie zu verbinden. Wohl

darum hat er die Vertreterin der Mütterlichkeit, die Gottesgebärerin hart an den höchsten Rang gerückt, in unmittelbare Nähe der schaffenden, lenkenden und gebietenden Drei, hat es überdies verstanden, sie zu jedem des mystischen Triangels in eigene Beziehung zu setzen, also, daß sie sich zu jeder der göttlichen Personen bestimmt und dennoch unterschiedlich verhält. Durch die Mütterlichkeit erst gewinnt der Begriff der Mutterschaft seine richtige Vertiefung. An sich geht von ihm immer ein starker und geheimnisvoller Schauder aus. Das Wort selber raunt und rührt Dunkles in uns auf. Man erinnere sich des Mannes, der es am besten verstand, auf solche Pforten zu beschatteten Treppen scheinbar achtlos und im Vorübergehen zu deuten und seines zweiten Teiles Faust. „Die Mütter! Mütter! 'S klingt so wunderlich!" So einzig hernach der Weg zu den unbegreiflich Waltenden beschrieben sei — und das gehört zu den größten Meisterstücken Goethescher Sprachkunst, die mit einem Ruck alle Wunderlichkeit und Altersmanier von sich getan hat, die sonst nur zu gern und ungestalt ihre leuchtende Schönheit umhüllt — die ganze, herrliche Schilderung kann doch nichts anderes mehr tun, nur den mächtigen Eindruck festhalten, kaum mehr ihn verstärken, der aufgerufen ward, kaum man von der Fahrt vernahm. „Die Mütter!" Wie das nur summt und singt und bannt und zu Gedanken verlockt, die man nicht zergliedern, denen man nicht entrinnen kann . . . .

Damit scheint denn die ursprünglichste, die Grundbedingung gewissermaßen erörtert, etwa die Mischung und Beschaffenheit festgestellt des Bodens, auf dem ein immerhin Seltenes und Köstliches, das alle Sorgfalt verdient und sie braucht, soll es sich zu voller Würdigkeit und ganzer Höhe des ihm möglichen Wachstums entfalten, das sie freilich aber auch so reichlich im guten Falle lohnt, daß alle daran gewendete Mühe, und sei sie manch einmal vertan, hinlänglich zinst, auf dem ein produktives Talent der höheren Würde seinen Standort finden und seine Früchte zeitigen soll.

In ihm selber steckt hernach der Drang, zu zeigen, welche Kräfte in ihm beschlossen sind und was sie hervorzubringen vermöchten. Die Sehnsucht eines guten Bodens geht nach der Fruchtbarkeit — nicht aber der Menge, nur der Güte nach. Einzig Nesseln schießen allenthalben, auf schlimmstem und zumeist verrottetem Erdreich, das nimmermehr eine Bestellung lohnen würde, vielleicht sogar am frechsten zur Höhe. Sonst verraten sogar Unkräuter die Nährkraft der Muttererde, darein sie ihre Wurzeln sinken lassen. Hat nun aber die große Meisterin im Mischen und im Scheiden, die unermüdet die gleichen Elemente zu immer neuen Verbindungen und Wirkungen zu versuchen und zu vereinen versteht, der wir schüchtern, von ferne, mit plumpen, abgeguckten Handwerkergriffen nachzustümpern uns mühen, wenn sie mit voller Freiheit, ja fast launisch sich betätigt, hat die Natur das Ihre getan, das Notwendige — darüber hinaus zu gehen empfindet sie nicht als *ihres* unmittelbaren Amtes — dargeboten, alsdann müssen auch andere Faktoren sich hilfreich und bereit erweisen.

Verloren geht einmal unter solchen Umständen nichts. Es ist eher eine zu große Empfänglichkeit als eine Gefahr zu besorgen. Jeder fallende Regentropfen macht

schon einen Eindruck, der sich unter Umständen, wenn man seiner und seines Einflusses längst vergessen hat, als mächtig, ja bestimmend erweisen kann. Der Wind kräuselt höchstens Sandboden, der am Ende bei sorgfältiger Pflege auch ganz ertragsfähig werden kann, aber doch für minderwertig zu betrachten ist, kann aber kaum das in der Entwicklung stören, das ihm und seiner Hut vertraut ward. Aber mancherlei trägt er herzu, das nicht sonder Belang ist; den Flugsamen kann er vom entlegenen Ort bringen, aus dem die stolze Ulme sich zur Sonne hebe, die das Äckerlein beschattet, just dort, wo die Sonne nicht allzu heftig wirken darf; kann Befruchtung weitertragen und in einer Weise vermitteln, die ganz unverständlich wäre, vergäße man seines Ganges und seine Wirksamkeit.

Klar ausgesprochen: alles Leben mit aller seiner Buntheit saugt der schaffend Veranlagte in sich oder es erzwingt sich Zugang in ihn, selbst wenn er versucht, sich davor zu verschließen und zu flüchten. Vom Neuesten stets wird an ihm das uralte Schicksalwalten vollstreckt, das die Griechen zu bekennen nicht müde wurden und das man auch durch die Kronen des feierlichen und singenden Waldes dahin schweben sieht, der das deutsche Märchen und alle seine Heimlichkeit umdunkelt. Auch da spielen doch Weissagungen und vergebene Versuche, ihnen zu entrinnen oder den vor dem Verhängnis zu schützen, dem es droht, ihre große Rolle. Auch die Berufung zum Schaffenden ist eine Schickung, ein Aufruf, dem sich, so voller Verantwortlichkeit und voller Pein er sei, dennoch niemand ungeahndet entzieht, an den er einmal ergangen ist. Denn in seinen schlimmsten Schmerzen ist doch auch sein Süßestes beschlossen; der es einmal recht verkostet hat, der will seiner gar nie mehr missen, so sehr es ihn auch mit Aufregungen und Verstörungen heimsuche. Ein Opiat liegt nun einmal darin und wühlt in allen Nerven, die seiner nicht leicht mehr entbehren mögen, haben sie seine Macht erst vollends empfunden und gewöhnt.

Aus Stimmungen wird alles empfangen; in Stimmungen wird gefördert und ins Lichte gebracht, was den künstlerisch Veranlagten beschäftigt. Das nun hält man allzu leicht für Verstimmungen. So entstehen schon die falschen Urteile, unter denen leidet, der in sich und mehr neben anderen als mit ihnen zu sein gewohnt ist.

Der sich übt, sich in seiner Kunst mit seinen Nebenmenschen auseinanderzusetzen — und sie mit allen ihren Wunderlichkeiten zu begreifen und zu ergründen, der muß darum nicht geneigt sein, sie auch im Umgang sich gefallen zu lassen und zu ertragen. So wird denn gezeitigt, was man Launenhaftigkeit nennt.

Weiters: es ist jungen Jahren überhaupt und ganz besonders denen eines Menschen von erhöhter Empfänglichkeit — gleichbedeutend mit Reizbarkeit! — gemäß, die eigene Aufnahmsfähigkeit für unbegrenzt zu halten, sich zügellos hinzugeben und zu offenbaren, bis man Mißverständnisse, scheele Deutung und ihre Gefahren erkennt und schmerzlich vermerkt und sich also in sich selber verwahrt, um sich sparsam und nur noch den Sichersten und Vertrautesten zu offenbaren.

Das ist ein großer Wandel; selten versteht einer seine Notwendigkeit, und auch aus ihm erwachsen wunderliche Urteile, ja bei vielen sogar Gehässigkeiten, die manches reiche Leben trüben. Und dennoch muß man sich selber umzäunen, will man sich besitzen.

Endlich: man spricht ganz vom Gegensatz zwischen Kunst und Leben, Lehre und Übung. Selten, wenn man ihnen zu begegnen vermeint, wird man sich den Spaß entgehen lassen, mit einem Dünkel der allerwohlfeilsten Überlegenheit darauf hinzudeuten und weiß gar nicht, daß man so in der Regel nicht des anderen Schwäche, nur die eigene Armseligkeit offenbart. Nichts in der Welt weiß sich so gut zu maskieren wie der Neid: sogar ins Mitleiden und in ein schielendes Bedauern über die Endlichkeit auch der reichsten Anlagen, die nun leider einmal Art des immer auch seinem sterblichen Teil verschuldeten Menschen sei, weiß er sich zu hüllen und verrät sich doch immer wieder, und sei es nur durch ein falsches Licht der Augen, durch einen unredlichen Ton der Stimme.

So ergötzt man sich denn, unwirsch und rücksichtslos bei sich zu Hause den zu erkennen, der auf dem Markte zarteste Duldung vielleicht und vollkommene Menschlichkeit verkündet und fordert. Man ahnt nicht, wie oft man im Schlafe wandeln und in seine Träume versunken vor sich sieht, den man wach und für all sein Tun verantwortlich meint. Der sich nicht verlieren kann, der hat sich noch gar nicht gefunden. Und oftmals läßt sich nur gefallen, weil es ihm entgeht oder nicht des Vermerkens wert erscheint, was einer, wie man glaubt, begehrt und als billigen Tribut seiner Überlegenheit hinnimmt. Man macht gern anmaßlich, dem man Bedeutung zugestehen muß.

Nun ist eine Art Egoismus von gesteigertem Innenleben und der Fähigkeit unzertrennlich, ihm allgemein gültigen Ausdruck zu geben. Denn solch einer sieht sich in gewissem Sinn nun einmal in den Mittelpunkt alles Lebens gerückt, so weit es ihm vor Augen kommt, ihn berührt und also angeht. Das ist für ihn immer so, gleichviel ob sich ihm wirklich der Kern der Begebenheiten offenbare, ob ihm der Saum des Lebens, etwa nur seine Schleppe vorübergeschleift werde und Staub aufwirbelnd, nur verhülle, was erst des eigentlichen Vermerkens und der richtigen Aufmerksamkeit wert wäre. Nichts ist ungewisser und schwerer nach seinem wahren Verhältnis zur Umwelt zu bestimmen, als der eigene Standort; nichts hat man sich minder ausgesucht; nichts kann man schwerer aus freier Wahl wechseln.

Gegen sich selber zu sieht der Empfängliche alles in Bewegung. Es drängt auf ihn ein. Es will sich in ihm spiegeln, wohl gar durch ihn Ausdruck finden. Es erhebt eine fordernde Stimme, die er allein vernimmt, die einzig er deuten kann, die, je nachdem, Resonanz in seiner Brust findet oder verhallt, auch das aber erst, nachdem sie ihn aufgeregt, wohl gar aus dem Gleichgewicht gebracht hat, das so leicht weder zu behaupten noch wieder zu finden ist, ward es erst einmal erschüttert. Man empfindet sich verantwortlich für Dinge und Begebenheiten, die ganz ohne das eigene Zutun sich entwickelt haben. Man muß ihnen gegenüber Position einnehmen, bis man

kaum mehr versteht, wie sie ohne das den geregelten Gang gehen können. Man möchte nun Haltung unter allen Umständen bewahren, sich nicht leicht wie der beliebige Grünling überrumpeln und niederrennen lassen. Man erscheint zugeknöpft. Es ist endlich auch überflüssig, daß jeder weiß, unter dem Rocke des Alltagsmenschen trage man ein ehernes Panzerhemd, weil man abwehren muß, was anders zu viel würde. Eine gewisse Abwehr, deren Gebärde hernach leicht schroff oder feindselig empfunden werden kann, ist nicht leicht zu vermeiden. Das führt zur Vereinsamung. In ihr beginnt man an sich herumzuschätzen, weil man sich unterschieden weiß und sich darum von den anderen losgelöst und auf sich selber zurückgezogen hat, in die letzte, leichtest zu behütende Burg, zu deren Behauptung man einfach nur seiner selber sicher zu sein notwendig glaubt. Wer aber wähnte nicht, das zu sein? Wer aber wär's wirklich? Schätzung und Überschätzung haben über dieselbe Schwelle den gemeinsamen Zugang. Es liegt an geneigter oder unholder Meinung der Umgebung, wo man uns hintun und erblicken will.

Die ersten, die wichtigsten Beobachtungen, oftmals so eindringlich, daß manch einer sein Leben lang von ihnen zehren und nach ihnen einfach die Augen schließen zu dürfen glaubt, kommen ungesucht, ja ungewollt.

Sie sinken im Bewußtsein unter, verwachsen mit uns und werden so unser völliges und unverbrüchliches Eigentum. Nach ihrer Natur wirken und walten sie in uns. Das Erlernte hüllt und schützt sie, der Decke gleich, unter der ein Gärtner seine allzu zarten Pflänzchen vor der unmittelbaren Sonne birgt.

Der Antizipation des Erlebnisses oder der Figur muß endlich auch erwähnt werden. Noch ist es einem nicht widerfahren, aber man meint, es könnte einem nach seinen Anlagen wohl verhängt sein, es müßte einem also wohl irgend einmal beschieden sein. Aus diesem Gefühl heraus beginnt man zu gestalten, und es gerät zur Leiblichkeit. Oder, man gewahrt in sich Elemente, die, zusammengeschlossen, eine Gestalt ergeben könnten, und modelliert nun dreist und so gut man's kann drauf los und auch hier glückt einiges, weil mindestens die Bestandteile dem wirklichen Leben entnommen waren. Es ist hier nicht an eine Abgeschmacktheit an sich, wie an Klopstocks Besingung der zukünftigen Geliebten zu denken. Derlei kann keine literarhistorische Betriebsamkeit retten. Aber, man erinnere sich des Goetheschen Wortes vom Gardasee und seiner Freude darüber, daß ihm so lang, nachdem er sie mit dem Schöpferodem angeweht, eine „leibhaftige Söllerfigur" begegnet sei. Derlei ist nun jeglichem widerfahren, diese Freude ist vielen vergönnt; es mag mit in der Vorstellung einer Präexistenz begründet sein, die uns gewisse Vorstellungen mit ins Leben gebe, die sich hernach in uns melden und zu so im Grunde gewagter Produktion verlocken, deren innere Wahrhaftigkeit sich hernach vor dem Leben selber ganz gut behauptet. Fast ohne Ausnahme begibt sich derlei in der Frühzeit, unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Frühlingsgewitters, welches das Erstarrte in Bewegung setzt.

Man verzeihe Ablenkung und Einschub. Es ließ sich für Beides kein besserer Raum gewinnen, noch konnte man sie länger sparen. Nun wieder zur Sache. Also:

kommt alsdann die Zeit, da man Angeeignetes und Erworbenes hinter sich tun muß, um sich des Persönlichen zu besinnen und mit ihm nach Mitteln und Vermögen zu hausen, dann dringen jene Pflänzchen vor, zunächst mit Verwunderung, mit geheimem Mißtrauen bei aller Freude an ihrem Keimen mehr begrüßt, denn willkommen geheißen. Noch fehlt die Fähigkeit, sie nach ihrem Wert und ihrer ganzen Tragweite zu schätzen und einzuordnen.

Es ist an diesen Urerlebnissen ein sehr scharfes Gepräge. Schon ihr Relief und ihre Neuheit, ihr hellerer und blankerer Glanz unterscheidet sie von der gangbaren Münze, mit der man immer noch wirtschaftet, nach der man im Augenblick greift, um seine unmittelbaren Bedürfnisse zu bestreiten, mehr vielleicht aus der Bequemlichkeit der vertrauten Gewöhnung, als weil man anders nicht für seine Bedürfnisse aufzukommen vermöchte. Denn wer schon jung mit Bewußtsein ökonomisiert, der hat niemals Jugend im eigentlichen Sinne besessen.

Ihr steht es zu, sich als Besitzerin unerschöpflicher Schätze zu fühlen, nicht nur als ihre Verwalterin. Ihr sollte alles neu sein, weil sie alles neu erlebt — im Augenblicke, da es aus den schirmenden Tiefen sich ins Bewußtsein hebt von einem solchen Licht umflossen und nach jeder Einzelheit verklärt und erhellt, daß man bei allem Selbstbewußtsein, wie dieser Vorgang es wachruft und in der Seele auslöst, bei allem Gefühl der Begnadigung und Berufung, dennoch an der eigenen Fähigkeit zweifelt, Jegliches so wiederzugeben, wie es sich offenbarte. Das aber scheint notwendig, soll nicht Kostbares unter Wege bleiben und unterdrückt werden. Aus diesem Wunsch nun, nichts dem Stoff zu schulden, entsteht das Übertriebene, das sich bei aller Lebendigkeit leicht bis zum leise Karikierten steigert, welches an ziemlich allen Frühwerken ist.

Harmonie ist nur in seltenen Fällen eine Mitgift und ein herrlichstes Geschenk geneigter Götter. Denen die Hohen nicht ganz ausnehmend gewogen sind, die haben danach, nach dem Ausgleich zwischen sich selbst und den Notwendigkeiten in sich und der Welt zu suchen — oftmals sehr schmerzlich und ihr Leben lang. Nicht die Schlechtesten sind an diesen Widersprüchen, die sich allenthalben auftun, Abgründen gleich, vor denen man zweifelnd und, ein neuer Curtius, dennoch von ihrem verlangenden Schlund unentrinnlich angezogen, mit lüsternem, schwindligem Schauer steht, für immer und traurig untergegangen; allenthalben, nicht nur zwischen Kluft und Klippe, haust die uralte, die unentrinnliche Rätselsängerin und stimmt ihre surrende Weise an, in der verwoben ist, was immer der Tag an Stimmen und an Forderungen erhebe und der verfallen muß, wer auch nur mit halbem Ohr und ganz gegen seine Absicht ihre ersten Takte vernahm. Überallhin folgen sie ihm: sie wecken ihn in halben Nächten, nun wild und herrisch fordernd, nun ganz leise und träumerisch vor sich hin spinnend, immer aber erfüllt von Rätseln. Niemals aber sind sie ein Wiegenlied oder fügen sich der freundlichen Hirtenschalmei; sie schwellen und sie gellen und sie ersterben und dämpfen sich ganz nach eigener Wahl und Willkür, die noch kein Kontrapunkt ergründete. . . .

Nicht von der Zahl der Begebenheiten, die sich darein zusammendrängen, hängt der Inhalt und der Reichtum eines Lebens ab. An Liebesgeschichten darf man da durchaus nicht denken. Man spricht etwa von Goethes Glück bei Frauen; und dennoch weiß just in dieser Hinsicht mancher flotte Reiseonkel mehr und Verwunderlicheres, auch ohne Schürzenjägerlatein zu erzählen, eines hübschen Aufhackknechtes bei einem Metzger oder eines Schauspielers oder endlich eines Zirkusathleten mit aller Pracht der Muskulatur gar nicht zu gedenken. Auf die Fülle, auf die Tiefe kommt es einzig an, mit der empfunden wird. Dadurch entwickelt sich aus dem Geschehnis, das von außen nach innen drängt, das Erlebnis, das, hat es sein Werk in der Seele vollbracht, wiederum nach außen trachtet, das ein ganzes Menschenlos nachbildet und nur zu gern auch formt und bestimmt. Es kann ein Schicksal werden, von dessen Betrachtung man nicht mehr loskommt, so unheilvoll sie wirke und lähme.

Es ist ferner über den hohen, den ganz einzigen Wert der Beobachtung gar nicht zu streiten. Es gibt keine bessere Übung für das Auge. Sie lenkt ab von der allzu andächtigen Betrachtung des eigenen Innern, darein man sich für ewiglich verlieren kann, mit allen seinen Kostbarkeiten. Sie liefert immer neues Material zur Verarbeitung; sie allein hindert Erstarrung und Manier. Auch der Scharfäugigste und am meisten nach dem Auge hin Organisierte aber kann sich da nicht mit dem Mikroskopiker vergleichen, der vor seinem Instrument unermüdet nach immer neuen, immer feineren Merkzeichen der Unterscheidung und der Bestimmung sucht und forscht und dessen Tun und Eifer darum bei allen Erfolgen doch von recht geringem Wert sein können. Das Entscheidende ist die innere Anschauung. An ihr muß doch alles gemessen werden. Das Material, welches durch das Leben herzugetragen wird, so unschätzbar es sei, hat doch nur das Vorhandene zu überprüfen nach seiner Richtigkeit oder die Möglichkeit zu geben, daß man die vorhandenen Begriffe und Gefühle, die nur zu gern verworren durcheinanderwogen, ordne und nach Gewicht und Würdigkeit schichte. Wieder ein andermal ist es der gesegnete Regentropfen, der einem schon aus sich schwellenden Keim die Möglichkeit gibt, die letzte, spröde Samenhülle zu sprengen, die ihn annoch umkleidet und an der Entwicklung hemmt.

Ein Beispiel, das nichts beweisen, durchaus nicht allgemein gültig sein und nur einiges erklären will. Es hat einmal einen im besten Fall mäßigen Schauspieler gegeben, der dennoch — sie sind noch immer so und werden sich kaum ändern, so lang überhaupt fröhlich Komödie gespielt wird — nicht in der Geringfügigkeit seiner Gaben just für dieses Metier oder Fach die Ursache seiner wenigen Erfolge suchte, der seine anderen, unendlich reicheren Anlagen noch nicht recht begriff oder nichts von ihnen wissen wollte. Das kommt vor, wenngleich seltener, als man uns glauben machen will: denn meist liegt doch schon im Ruf die Richtung, wohin er uns lenken will. Also, wenn jener Schauspieler nicht vorwärts kam, so war, seiner Überzeugung nach, natürlich die Kabale, die Kritik, zumeist aber die Feigheit, die sich durch

jeden Zischlaut eines schäbigen Gründlings und durch jedes boshafte Wort eines anmaßlichen Kritikasters einschüchtern ließ, und die heillose Eselei des Direktors schuld. Und nun steigert sich dies bis zum Gedanken, der sich freilich nie in Tat umsetzen kann, vielleicht: „Der Kerl! Wenn ich den elenden Kerl nur umbringen könnt'! Ich wär' doch ein viel besserer Direktor!" Und ganz voll damit kommt man heim und schmökert in seiner Übellaune in einem alten Buch, vielleicht gar in einer Chronik von Schottland, da ohnedies jedes Kapitel mit Blut geschrieben scheint, und findet eines, da das Rot besonders leuchtet. Da nun steht die Geschichte von einem König, der zu weich für seine Zeit und zu maßlos im Belohnen und zu launenhaft im Bestrafen war; und von seinem trutzigen Vasallen, dem Tapfersten der Männer, der sich darum für den erleseneren zur Herrschaft hielt, und den guten Duncan mit eigener Hand auf den Stufen des Thrones niederstieß. Hieß jener Schauspieler William Shakespeare, so kann in dieser Stunde aus »Holinsheds Chronica« der Keim zu „Macbeth" empfangen worden sein.

Was aber Erlebnis werden und, von allem Zufälligen befreit, zum allgemein Gültigen herauf geläutert sein soll, dies entzieht sich abermals aller Berechnung. Es sind keineswegs immer die gewaltsamen Erschütterungen, die eine so tiefe Wirkung üben. Die Art, in der sich Mosen der Herr offenbarte, ist da gerne symbolisch.

Im Augenblick, da man's erfährt, ist man sich niemals der Tragweite eines solchen Geschehnisses bewußt. Es tritt in Wirklichkeit, wie ein anderes, sinkt ganz ebenso unter und kann scheinbar für eine Zeit sogar aus dem Bewußtsein durch andere, mächtigere Eindrücke zurückgedrängt werden. Insgeheim aber waltet und entfaltet es sich; und zu seiner Zeit hebt es sich machtvoll und nach allen seinen weitreichenden Verzweigungen begriffen wie offenbar, um nun seine Stellung zu behaupten, bis ihm sein Recht nach den Fähigkeiten dessen widerfuhr, dem es zugestoßen.

Es mag sich was immer darüber geschichtet haben, nichts vermag ein richtiges Erlebnis zu erdrücken und Jahre der Dürre ertöten seine Keimkraft nicht. Wie beim Mumienweizen. Es kann ein Gestus sein, der dem Plastiker, ein Farbenwert, ganz neu und ganz anders wie sonst, der sich dem Maler mit einer merkwürdigen Macht ins Bewußtsein drängt; den Schauspieler befremdet ein Lachen, ein Zucken des Gesichtes; dem Musiker erklingt ein Ton oder eine Folge davon. Und zunächst weiß keiner von ihnen, was er mit seinem Fund oder Erwerb machen will, der in ihm haftet und immer wieder an sich und seine Gegenwart erinnert, wie ein Pfeil mit Widerhaken, der nicht ohne weiteres entfernt werden kann, noch von selber ausheilt. Sich eines Erlebnisses abtun, ist ein Bekenntnis oder eine Beichte — immer aber eine Befreiung und eine Notwendigkeit. Vor der Geburt abgestorbene Kinder töten die Mutter, die man nicht von ihnen befreit. Wer aber Augen und Urteil hat, der wird sich niemals irren in der Bestimmung: dieses Kind mußte sich, weil es zeitig und ausgetragen und erfüllt vom Drang und dem

Hauch des Lebens war, dem Schoße der Gebärerin entringen; dieses ist vorzeitig aus dem Wunsch nach neuer Nachkommenschaft ins Licht gezerrt worden; dieses endlich ist nur angenommen, nur im gleichen Geist aufgezogen, wie die übrigen. Aber jener geheimnisvolle und nicht zu ersetzende Zusammenhang fehlt, den einzig die Gemeinsamkeit des Blutes herstellt. Kein guter Wille kann freie Wahl, in der zunächst die Möglichkeit auch der Scheidung liegt, so unverbrüchlich gestalten, wie den Zwang.

Was wir Phantasie nennen und immer noch für unentbehrlich zum Schaffen halten, das ruht zunächst im Gedächtnis, das bezeichnende Einzelheiten unverbrüchlich bewahrt und schon eine sehr wichtige Vorarbeit tut, nämlich Wesentliches und Belangloses scheidet, so daß der Stoff schon in gewissem Sinn handlich und hergerichtet zur endlichen Verarbeitung dargeboten wird.

Es gehört ferner eine größere und bestimmtere Einsicht in die Möglichkeiten des Stoffes dazu. Hat er keinerlei Verästelungen, so muß er unendlich interessant und durch sich allein wirksam, wahrscheinlich also nicht sehr geeignet für künstlerische Durchdringung sein, um höheren Ansprüchen zu genügen. Man besehe sich einmal auch die scheinbar verworrenste Fabel Shakespeares darauf hin, und man wird erstaunen, auf eine wie einfache Formel sie sich immer zurückführen läßt.

Nicht der Grundriß eines Hauses bestimmt den Rang und die Befähigung seines Meisters, oder doch höchstens in dem Sinn, daß wir darnach erkennen, wie es sich mit dem Fatalsten, mit den Bedingungen des Raumes und vielleicht gar den Launen des Auftraggebers abgefunden hat, ohne allzu viel von den Forderungen der ewigen Kunst hinzugeben. Auch nicht die Verhältnisse, die meist festgelegt sind, noch minder die Ausführung, die ihre Weisungen vom Endzweck empfängt und desto geglückter ist, je vollkommener sie ihn zum Ausdruck bringt und sich ihm unterordnet. Hauptsächlich im Detail kann er sich behagen, bekunden, ausleben. Daß er seinen Plan zu entwerfen verstehe, das fordern wir, soll man ihn überhaupt beschäftigen dürfen; aber ihn sinnreich und wiederum unaufdringlich schmücken, das Bedürfnis, das ja unter Umständen schon durch seine Macht einen Eindruck übt, ohne es zu verzierlichen oder zu verkleinern mit einem Schimmer zweckloser und dennoch so schwer zu missender Schönheit umgolden, dies kann nur der Künstler und je feiner und sicherer er es vermag, deste höheren Rang müssen wir ihm zugestehen. Was aber für den Architekten gilt, das gilt für alle schöpferische Betätigung überhaupt, natürlich mit der Einschränkung ihrer jeweiligen Bedingungen.

Je tiefer sich die künstlerische Einbildungskraft im Boden verankert hat, desto höher kann sie steigen, ohne in das leidige Schwebeln zu kommen. Je fester sie am Realen haftet, desto freier kann sie damit wie mit ihrem unbedingten Eigentum schalten und ihre Figuren daraus formen. Das sind kümmerliche Gesellen, die man in der Arbeit immer nach dem Vorrat von Beobachtungen schielen zu sehen vermeint, den sie gespeichert und für diesen Zweck bestimmt haben. Armseligkeit und kluges Maß werden so oft genug verwechselt. Es gehört ferner ein großer Mut

zur künstlerischen Phantasie. Man muß nicht nur den Wirklichkeiten ins Auge schauen, so traurig und gebrochen es einen manchmal anstarre. Auch mit den Möglichkeiten muß man sich vertraut machen und auseinandersetzen. Sie verwirren schon durch ihre Zahl und Unbestimmtheit. Aber nicht das wirklich Gewordene gilt in der Kunst — was hätte werden können, ist angestrengt und andächtig zu betrachten; daraus, nach freier Wahl, wie er meint, die aber wiederum durch die ehernen Gesetze seines innersten Wesens bedingt ist, wählt hernach der Schaffende. Dadurch allein kann er jenen Schein von Willkür erreichen, der die Kunst adelt und ihr einen Abglanz des Lebens leiht, das sich ja auch in Sprüngen gefällt, manchmal aller Regeln spottet und Überraschungen liebt, um ein andermal geradlinig, wie zwischen jähen und bändigenden Mauern zu verlaufen.

Auf den Prämissen wird also der Gestaltende zunächst mit besonderer Vorliebe und mit allem Gewicht seiner Persönlichkeit sich verweilen. In ihnen liegt zunächst doch schon das Wesentlichste beschlossen, das zu entwickeln ist. Alsdann wird ihm wohl im hellsten Licht der Schluß erscheinen. Diese beiden Punkte in notwendige Verbindung zu setzen, ist seine größte Aufgabe. Er mag nun schlendern, sich behaglich verweilend, wo es ihm gut dünkt, er mag die ganze Bahn hastig durcheilen. Das ist gleich, wenn er nur sicher ist, immer und in jeder Bewegung die Aufmerksamkeit festzuhalten und die hinter sich zu bannen, die ihm Gefolgschaft leisten. Auch im scheinbar ungestümsten Sturmschritt, der nichts, nur das Ziel erfliegen zu wollen scheint, sind der klüglichen Kunstpausen viel mehr als der Laie weiß oder erkennen kann.

Die Kunst lebt von der Willkür, die sie anscheinend durchaus nicht dulden kann. Man beachte nur, wie bald und wie tötlich ein Spiel der unbedingten Laune ermüdet. Bald wird sie verstörend und peinigend sein, als sähe man den Wahnsinn selber am Werke. Irre zu bilden, gilt darum vielleicht für eine allerhöchste Gewähr der Meisterschaft, es ist zum Verzagen schwer, die Logik einzuhalten, die immer in ihren Zwangsvorstellungen ist und durchbricht. So erkennt man bei jedem neuen Schritt neue Schwierigkeit: und alle Begrenzungen, und hätte man sie noch so scharfsinnig und kunstreich und anscheinend aus der Natur der Dinge selber hergeleitet, gelten nur ein Weilchen. Das sind Fesseln, die nur den binden, der sich ihnen fügt, weil er an sie glaubt. Sowie man sich dagegen auflehnt, fallen sie ab. Es ist nur die Frage: hat man die Tat der Befreiung auch nur sich zum Heile vollzogen? Galt sie etwa gar der Allgemeinheit, so daß der Schritt ins minder Umhegte, den einer tat, viele lockt und künstlerisches Neuland besetzen ließ? Oder führte er ins Unwirtliche, das mindestens gegenwärtig nicht urbar zu machen ist, bis neuere Erkenntnisse und Techniken die Mittel dazu offenbaren und man bis dahin reuig in die gewohnten Gebiete zurückkehren muß? Im allgemeinen: noch war keine Auflehnung verloren, keine, seit jener fruchtbarsten, ersten und zugleich furchtbarsten, da sich das Geschöpf gegen den Schöpfer kehrte, seit dem Engelsturz oder der Erhebung der Titanen also, in denen sich die Mythen so sehr behagen;

wenn sie mißriet, so hat sie mindestens die Verfechter des Alten ihre Stellungen besser hüten gelehrt — eben bis dahin, da man sie räumen muß, weil sie nicht mehr zu halten sind und die Eingerosteten, Ungelenken, die den Auszug nicht mehr mitmachen konnten, den Wagehalsen verwundert nachsehen und sich der schönen Ruhe um die Wälle freuen, die sie nun nach Kräften bewachen und pflegen und mit bunten und freundlichen Blümelein bestellen können. Auch sie, selbst wenn sie sich Sieger wähnen, nur weil sie niemand mehr angreift, da es den Angriff nicht mehr lohnt, wenn sie also wider Willen ergötzlich sind, auch sie tun übrigens Notwendiges. Es soll keine Stätte der Wildnis preisgegeben werden, da sich einmal Menschen niedergelassen und eingewöhnt haben, es sei denn, die Natur selber lehne sich übermächtig gegen ihr längeres Weilen am unhold gewordenen Orte auf; es soll der Schakal nicht winseln, wo sonst Menschenwort, wohl gar von der Kanzel, in die er nun seine Brut wölft, erklungen ist; kein Weiser und kein Zeichendeuter kann sicher voraussagen, wie wichtig eine Position wieder einmal werden könnte, die man voreilig preisgegeben. Es ist kein Spiel so sicher verloren, als das man aufgibt.

Soll ein Erlebnis nun künstlerisch zu seiner vollsten Ausgestaltung kommen, alle Qualitäten offenbaren, die in ihm beschlossen sind, so muß es an den geraten, in einer Persönlichkeit wirken, die es nach seiner ganzen Intensität begreift, mitfühlt und wiederzugeben vermag. Es macht einen wesentlichen Unterschied aus, in welche Hände selbst ein Edelstein zur Bearbeitung kommt.

Auch daraus erklärt sich das Verhängnisvolle manch eines geglückten Erstlingswurfes. In ihm war der Voll- und der Einklang, dem man so gern und immer mit der Hoffnung lauscht, er werde mächtiger anschwellen, mächtig fugiert und mit der Melodik der Welten zu immer innigerem Einklang verwoben werden. Kein Sturm aber, der jene Persönlichkeit anfällt, läßt die Saiten ihrer Seele mehr so mächtig und so voll einer wilden oder schmeichelnden Harmonik erklingen. Es ist zerrissenes Getön oder ein Nachstümpern der ursprünglichen Weise.

In der Seele eines wirklich Begabten schlummert jenes magisterium magnum, das alles übermeistert, dem man so lange nachgetrachtet. Es ist vollkommen gleich, woher die Anregung kommt. Ohne den gründlichsten Wandel, ohne tiefste Umschaffung wirkt sie ja nicht. Alltäglich oder erlesen — auch das verschlägt nichts. Was stumpf und grau und wertlos wie Blei erschienen, das gewinnt Goldglanz und Goldhältigkeit in der chymistischen Küche, da ein Menschenherz mit all seiner Glut die Öfen beschickt, ein Menschengeist mit all seiner Fähigkeit der Hingebung und der Gläubigkeit der Retorten waltet, der Zeit und der Sternenstunde achtet, die zuletzt alles Gedeihen bestimmt. Scharfsinn, der, ohne sich Rechenschaft über sein Tun geben zu können, am Werk ist; Folgerichtigkeit bei den tollsten und scheinbar grundlosesten Sprüngen im einzelnen.

Abermals und zum guten Beschluß ein Exempel. Es gibt nichts Gewöhnlicheres als daß ein junger Mann aus gutem Hause und ein junges Mädchen von

minderem Stande sich finden und gesellen, ohne gerade abzuwarten, daß ihre Verbindung nachdrücklich eingeläutet wird, daß sie hernach mit mehr oder minder Bedauern, mit leiserem oder lauterem Murren, je nachdem sie sich aneinander ersättigt hatten oder sich notwendig geworden waren, sich wiederum schieden. Den Mann nahm das Leben und er findet kaum die Zeit, anders als mit einem Lächeln, mit einem leisen Bedauern der Rückerinnerung zur Gefährtin vergangener Tage zu gedenken, die sich ganz an ihn verlor, ganz, ohne Rückhalt und Besinnen, weil sie in ihm alles sah, was sich Seele und Leib verlangen könnten, weil sie mit ihm eins werden mußte. Das geschieht alle Tage; aber einen, just dem sich das Leben in ganzer Fülle offenbart, dem sich Gestaltungen zudrängten sonder Zahl, den hat es durch alle seine Tage geleitet.

Alle seine Möglichkeiten hat er erkannt, also durchgelitten. Er sah die Flamme, die er entzündet ohne alle Aussicht, sie könnte einmal seinen eigenen Herd erwärmen, um sich greifen und die Mutter der Geliebten töten; sah ihren Bruder begraben unter den Trümmern des stürzenden Elternhauses; Gretchen selber obdachlos, irrend und irr in der Welt. Allen Jammer häuft er auf sie. Warum? Damit er selber dulde und büße — soweit es eine Buße gibt. Und so wächst Gretchens Los weit über die Bedeutung eines Einzelschicksals. Es wird allgemein gültig. Ein Symbol wird's — jene eigentliche Jakobsleiter, die von der Erde zum Himmel reicht, so daß Licht von oben ihr entlang gleitet, auf allen ihren Sprossen spielt und auch jenes Fleckchen verklärt, darauf sie sich stützt. In diesem Sinn hat der sonst anfechtbare Satz seine Richtigkeit, daß der Stoff nichts und die Behandlung alles sei. Nur freilich — dem Nichtigen, dem Schalen kann es keine Kunst abgewinnen oder vielmehr, je mehr sie es mit einem Anschein von Bedeutung umgüldet, desto verdrießlicher steht der Kenner vor solchem Tun, vor dem ärgerlichen Widerspruch zwischen Material und Technik, die nicht zu einander passen wollen.

Ich nähere mich dem Ende meines Weges, der mühsam genug und vielleicht wenig lohnend war.

Mag sein, es ging durch Gestrüpp, dicht verwachsen, daß man schwer hindurch kommen kann, daß man nur selten den Anblick des Himmels und seiner heiteren Bläue hatte; daß man sich wohl einmal ganz verloren und ins Pfadlose gelockt fühlte.

Die Gabe, reinliche und bequeme Wege des Systems anzulegen, die hernach allen gangbar und eine willkommene Lust des Spazierens sein sollten, die such' ich nicht in mir. Ich habe nur versucht, Gedanken zu bannen, wie man Geister bannt. Man muß sie zum Stehen bringen und sie reden lassen in ihrer eigenen Sprache, die freilich oft genug dunkel und verworren klingt.

Sie haben mich lange genug heimgesucht und bedrängt, nicht von mir gelassen auch nicht in Stunden schweren Leides und arger Schmerzen, die mir nun seit manchem Jahr überreichlich zugemessen sind. Ich mußte mich ihrer abtun und ich

darf wohl aufatmen, nun sie hinter mir liegen und hätt' ich die ganze Mühsal niemand zu Dank auf mich genommen, nur mir und meiner eigenen Befreiung zu liebe. Mir schlug sich Faden zu Faden und lockte zugleich immer wieder ins Weitere, daß ich ihn zu Ende zu verfolgen suchte.

Nur eines sei noch flüchtig erwähnt, flüchtig, denn mich verlangt's heim aus der Spekulation und ihrem Reich, da ich mich ungern genug finde und nicht recht eingewöhnen kann; heim in jene Regionen, da sich mir leichter und tiefer atmet und ich mich sicherer fühle. Unter welchen Umständen erstirbt vorzeitig die Fähigkeit zu schaffen?

Ernsthafte Pylonen hüten den Eingang. Zu dreien wiederum gereiht, stehen sie finster und feierlich, Rätsel lösend und selber Rätsel auch am Ausgang. Die Gesetze, die das physische Leben unverbrüchlich regeln, die gelten mit entsprechenden Modifikationen auch für die Welt des Geistes. Alle, auch die ungestümste Keimkraft, die anders millionenfältig wuchert, nimmt ein Ende unter zu hohem Druck, vor allzu mächtigem Frost, allzu gellender Hitze; endlich aber im luftleeren Raum.

Zu hoher Druck? Ich meine die Not, die immer gleich und ohne ein einzigmal auszusetzen auf einem lastet. Zunächst wirkt sie sicherlich wie ein Sporn. Man nimmt alle seine Kraft zusammen, um ihren schmählichen Bann zu brechen, um sich jenen Anteil an den Gütern dieser Welt zu sichern, den man nun einmal für unentbehrlich hält. Aufbäumen und Auflehnung nach stätiger Arbeit — alles bleibt vergeblich. Und alle Zuversicht erstirbt; und mit ihr alle Kraft, und die Feigheit kommt, die glücklich ist, sich mit ihrem Los abzufinden, weil alle Gegenwehr nichts nütze; und in ihr die Flucht vor sich selber und die Sorge bei der Sehnsucht — wann wird mich zermalmen, was so furchtbar lastet?

Zu extreme Temperatur? Da ist zunächst der ungestüme Schaffensdrang, der sich gar nicht genug tun kann, der, ehe eines noch vollendet ist, schon aufs nächste spekuliert, also, daß nichts zu seiner Zeit gedeihen noch entsprechend ausreifen kann. Ein Fieber, tödlich wie nur eines; oder es ist jene Überhitzung, die sich an Dinge wagt, die über ihre, die vielleicht über jede Kraft gehen. Eine Krankheit, die in der Regel Dilettanten befällt; doch mancher reiche Geist ist ihr auch erlegen. Der Frost aber ist einmal die Skepsis, der Zweifel am eigenen Können, wie er den Stärksten beschleicht und Schwächere völlig lähmt; oder die Gewohnheit der Kritik, zunächst und für den Zweck des Bessermachens an Fremden geübt, hernach auch vor dem Eigenen, Sprossenden bekundet, dem allein Hingebung und Gläubigkeit und Andacht der hoffenden Frau gebührt. Eine starke Trias Ungleicher ist da vereinigt: Grillparzer, Otto Ludwig, endlich Hebbel, der Spintisirer. Denn die Spekulation ist gleich dem Quecksilber: sie vergiftet das Blut auch des kommenden Geschlechtes.

Endlich: der Rezipient der Luftpumpe. Man weiß, unter ihr verendet jedes lebende Geschöpf unter Zuckungen. Und jeder Ton erstirbt, und sei er sonst noch so geeignet zu erschüttern, zu mahnen, wachzurufen. Und alles schwillt zu häß-

licher Unform auf oder es birst gar, wenn die Pumpe gar zu lang ihr vernichtendes Werk tut. Auch dafür wird man bei einigem Nachdenken unschwer die Analogie finden. Zunächst aber — es ist der Mangel an Resonanz gemeint, die eigentliche Erfolglosigkeit. Nur der Gestörte ermüdet nicht, immer wieder vor sich hin zu reden, sich selber auf die eigenen, sinnlosen Fragen erwidernd. Sonst wünscht sich jeder die erwidernde Stimme und sei sie zu Beginn noch so fern. Sie wird sich nähern, andere werden sich ihr gesellen, über ein kleines wird's ein Chorus sein, der die gleiche Weise singt, die man zuerst angehoben. Bleibt aber alles stumm, stumm trotz aller Anstrengung, dann erstirbt der Ton in der eigenen Kehle; und es kommt der Zweifel: vielleicht, so mächtig in dir der Wunsch danach lebt, vielleicht vermagst du jenen Laut nicht, der sich der Herzen bemeistert und du wirst immer verlorenes Tun wirken; oder, gleich schlimm, es kommt der Größenwahn: wie sollen dich verstehen, die allzu tief unter dir stehen? Mir däucht, nirgends in der Welt müssen die Kiefern so leis und so eindringlich von allem Bösen flüstern, das nach der Brust eines Schaffenden zieht, als da sie Heinrich von Kleists Grab am traurigen und grün umschatteten, märkischen See umstehen.

Sonne, Glauben, Freudigkeit, ihrer bedarf der höher veranlagte Mensch im allereichsten Maß, soll sich entfalten können, was in ihm schläft. Gehabt er sich wunderlich und schlüge er allzu stolzierend sein Pfauenrad, so mißgönne man ihm das nicht; nicht an ihm, nicht an seinen Wunderlichkeiten nörgele man. Denn, was an ihm noch so äußerlich erscheint, das mag mit seinem Innersten verankert sein. Wer ihm Abbruch tut, der versündigt sich niemals nur an ihm allein; er wirft vielleicht Steine auf einen Acker, bestimmt, Erlesenes zu tragen und zu reifen und macht zugleich den Boden frei, da nichts als Unkraut oder unnützes Dorngebüsch aufschießen kann. Der rastlosen, sorgenden, nimmermüden Liebe bedarf er, wie er allein sie zu verstehen, wenn schon niemals zu erwidern weiß; und werde sie ihm noch so reich zugemessen — überreich kann sie gerade ihm nicht werden. Denn er kann nicht ohne sie sein, er hungert nach ihr: als nach der eigensten Nahrung, die ihm frommt und alle seine Gaben stärkt und zur besten und stolzesten Blüte bringt. Und man meine nur nicht, man könnte ihn verhätscheln und gar zu warm betten, daß er sich über gemeines Menschenlos erhaben fühle. Warum ihm keinen Wahn gönnen? Und endlich: gerade bei ihm, je echter er empfindet, sind der dunkeln Stunden immer mehr, als der sonnigen; und sie lasten so schwer, daß man wohl Licht von außen herzutragen muß, sollen sie ihn und sein bestes Vermögen nicht für immer umfangen.

Briefe von Luise Gräfin Schönfeld-Neumann und Hermine Dillinger.*

Wien, den 20. März 1889.

Meine liebe Landsmännin!

Wie freue ich mich, daß ich noch zeitig genug in Wien eintraf, um Sie vor Ihrer Abreise aufsuchen zu können. Glückliche Reise und ein kleines Sträußchen, welches Sie in unsre gemeinsame Heimat begleiten soll. Hoffentlich sehen wir uns im Leben wieder.

Ihre sehr ergebene
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 30. März 1889.

Hochverehrte Gräfin!

Meinen allerherzlichsten Dank für Ihren so überaus liebenswürdigen Abschiedsgruß. Es kommt mir noch jetzt wie ein Wunder vor, daß Sie gerade zum Schluß meines Wiener Aufenthaltes in der Kaiserstadt eintrafen, nachdem Marie Ebner immer und immer wieder bedauert hatte, mich nicht mit Ihnen bekannt machen zu können. Denn wie — wie lange kenne ich Sie schon, hochverehrte Gräfin! Die Begeisterung für Luise Neumann und Amalie Haitzinger hat sich in Karlsruhe von den Eltern auf die Kinder verpflanzt. Und nun treten Sie in mein kleines Hotelzimmer und nennen mir Ihren Namen, und wie ich aufjuble, schließen Sie mich in Ihre Arme, weil ich Ihr liebs Karlsruher Deutsch sprech — Es gibt unvergeßliche Momente im Leben. Dies war einer.

Von Herzen hoffe auch ich auf ein frohes Wiedersehen.

In wärmster Ergebenheit
Ihre
Hermine Dillinger.

Wien, 10. November 1890.

Meine liebe Landsmännin!

Wie muten mich Ihre Briefe an! Und wie freue ich mich, daß Sie trotz der schweren Zeit, die Sie erlebt, Ihre ganze Frische und Fröhlichkeit bewahrt haben. So war meine Mutter. Wenn sie mich verstimmt sah und mich frug: „Was hasch? was denksch?" und

* Mit freundlicher Zustimmung des Verlegers veröffentlichen wir einen Teil des Briefwechsels zweier Frauen, von welchen die eine — Luise Gräfin Schönfeld-Neumann — zu den Zierden des alten Burgtheaters zählte, die andere — Hermine Dillinger — noch heute in voller Schaffenskraft als feinsinnige, liebenswürdige Erzählerin in Karlsruhe wirkt. Wir sind überzeugt, daß diese Briefe mit großem Interesse gelesen werden, zumal deren Inhalt nicht nur die jüngste Vergangenheit sondern auch noch lebende Persönlichkeiten betrifft. Der gesamte Briefwechsel wird in den nächsten Monaten im Verlag von Carl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien erscheinen. In dem Vorwort widmet Hermine Dillinger diese Briefe „allen denen, die Gräfin Luise Schönfeld-Neumann, noch als unerreichte Künstlerin gekannt, die später in dem trauten Heim in der Weihburggasse, die feine, künstlerische Atmosphäre der seltenen Frau eingeatmet, jetzt aber mit tief innerstem Bedauern um ihren Verlust in den Erinnerungen der Hingeschiedenen blättern".

Die Redaktion.



ich sagte, ich sei unzufrieden mit mir, da antwortete sie: „Das versteh ich net, ich bin immer zufriede mit mir." Ihr zuweilen allzurasches Handeln machte ihr nie Kummer. „Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell" pflegte sie zu sagen. Sie war wie die Sonne und schön bis zu ihrem Ende. Was ich an ihr und meinem Mann, dem liebenswürdigsten Menschen, dem ich in meinem Leben begegnet bin, verloren habe — darüber lassen Sie mich schweigen.

Meine liebe Tochter möchte mich gern überreden, ihr Landleben zu teilen, aber so lieb ich meine Kinder habe, es ist mir unmöglich, ohne jede künstlerische Anregung zu existieren. Und dann der Umgang mit unsrer Marie Ebner, mit Ida von Fleischl und Betty Paoli! Eine Stunde Zusammensein mit diesem auserlesenen Kleeblatt und ich bin für eine Woche mit geistiger Nahrung versorgt.

Nur hängt mein Ausgehen leider sehr vom Wetter ab und meine Existenz ist meistens auf meinen Fensterplatz angewiesen. Vor mir in der kleinen Wand steckt nun auch Ihr wohlgetroffenes Bild im Kreise meiner Lieben, die mir die Sonne ersetzen müssen, weil ich ganz im Gegensatz zu Ihrer freundlichen Wohnung in einer engen, finstern Gasse vegetiere. Wenn man aber alt und gebrechlich ist, kann man in Wien nur mehr in der Innern Stadt wohnen, weiter hinaus verliert man sich — und die andern.

Marie Ebner ist leider noch immer auf dem Lande, eine große Entbehrung für mich. Daß ihr zu ihrem sechzigsten Geburtstag so viel Liebe und Verehrung entgegengebracht wurde, war mir eine große Genugtuung. Lassen Sie nicht gar zu viel Zeit vorübergehen, damit ein Wiedersehen nicht in Frage gestellt wird für Ihre alte zweiundsiebzigjährige Verehrerin

Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 23. März 1893.

Innigst verehrte Gräfin!

Es muß notwendig heut abend ein Grüßle zu Ihnen fliegen. Wir haben so viel von Ihnen gesprochen. Frau Schönfeld war in Karlsruhe, die früher hier so beliebte Künstlerin. Ich habe sie bis ins letzte Winkle meines Heims geführt, damit sie Ihnen und meiner teuren Marie Ebner ja alles in Wien recht genau erzählen kann. Ja, und denken Sie, was geschehen ist. Frau Schönfeld hat bei Frau von Holzing, der Oberhofmeisterin, in Gegenwart der Großherzogin etwas von mir vorgelesen. Daraufhin wurde ich plötzlich zu Frau von Holzing befohlen. Der ganze Hof war anwesend, und Frau Schönfeld las „'s heilig Dirndl" und „Uf Karlsruhe". Sie machen sich keinen Begriff, wie unsre Herrschaften lachten. Aber auch wie Frau Schönfeld las! Die Großherzogin wiederholte mir immer wieder: „Nein, daß wir nichts von Ihnen wußten!" Nach jedem Stückchen kamen die Herrschaften zu Frau Schönfeld und mir. Während die Großherzogin mit mir sprach und der Großherzog mit Frau Schönfeld, bemerkte ich plötzlich, daß diese mit ihrer Verbeugung gar kein Ende finden konnte; sechse hätt ich gemacht in der Zeit — immer war ihr Kopf noch drunten. Als wir fortgingen, sagte ich zu ihr: „Aber um Gottes willen, Frau Schönfeld, Sie machen einmal gründliche Komplimente". „O liebs Dillingerle," sagte sie. „ich bin ja fast nimmer in die Höh komme, s' hat nit viel gefehlt, hätt ich mich am Großherzog seinem Rock halte müsse —"

So, und nun schaff ich tüchtig drauflos und freue mich einstweilen auf jenen wunderbar jubelnden Eisenbahnpfiff, der mich, so Gott will, eines Tages wieder wienwärts führen wird. Dieser Gedanke gibt mir manchmal eine Freudigkeit, die nicht zu beschreiben ist.

Leben Sie wohl, meine teure Gräfin, recht wohl, wenn ich bitten darf und bleiben Sie mir so gütig und freundlich gesinnt wie bisher.

Ihre getreue
Hermine Dillinger.

Wien, 27. Mai 1893.

Mein liebes Herminle!

Lassen Sie ganz einfach die Gräfin weg und nennen Sie mich Ihre alte Freundin, denn die bin ich, und zwar von ganzem Herzen, weil Sie außer Ihrem Talent ein echter, wahrer Mensch sind, ein groß gewordenes Kind, das nicht anders reden kann als wie es denkt und fühlt. Alles wissen wir von Ihren Triumphen, und wie sich unsre Herrschaften Ihres Talentes erfreut. Frau Schönfeld war mit Marie Ebner zum Tee bei mir und nicht wenig stolz, daß sie hatte von Wien kommen müssen, um Sie bei Hof einzuführen.

Mit Geduld und Zeit
Wird aus dem Maulbeerbaum
Ein Seidenkleid.

St. Johann Marsch, Ungarn, 30. Mai 1893.

So weit kam ich mit meinem Brief, da hat mich meine Tochter hieher entführt, denn ich war recht miserabel. Die hiesige Ruhe tut den Nerven, der Anblick meiner glücklichen Kinder und lieblichen Enkelinnen dem Herzen gut, und so werde ich trachten, mich aufzupäppeln, bis Sie wieder zu mir auf die „Schwätzede" kommen, denn wenn ich auch vorbereitet bin auf den endlichen Heimgang, so sag ich doch wie unser alter Landsmann: „Herr, wann du willsch, aber mir pressiert's net."

Sie sprachen von einer Reise nach unsrer Heimat. Ach liebs Herminle, davon kann bei mir keine Rede mehr sein. Sie wären ja ein großer Magnet, aber ich muß mit Sr. Heiligkeit ausrufen: non possumus! Übrigens hat mir Frau Schönfeld zu meiner großen Genugtuung erzählt, wie einfach und natürlich Sie auch bei Hof waren. Und das ist das Wohltuende an Ihnen, zu sehen, wie natürlich ein Menschenkind bleiben kann, selbst wenn es mit Weihrauch genährt wird.

Ihre Rike, von der Sie mir erzählt, ist in andrer Weise ein Original, so daß Sie sich prächtig ergänzen. Grüßen Sie sie von mir und lassen Sie bald von sich hören.

Ihre Sie herzlich liebende alte
Luise Schönfeld.

Schwarzenbach, 20. Juli 1894.

Mein liebs Herminle!

Also Sie werden am 1. August in St. Gilgen sein. Hoffentlich bleiben Sie lang genug, daß unser Rendezvous zustande kommen kann.



Heute will ich Ihnen nur meine Teilnahme aussprechen, daß Sie in einem so kurzen Zeitraum zwei so ausgezeichnete, bedeutende Frauen aus dem Kreise Ihrer Freunde verloren haben. Frau Wendt und unsre alte Betty Paoli. Die beweinen wir ja gemeinsam. Ich kannte sie seit 50 Jahren und kann mir Wien ohne Betty Paoli nicht denken.

Schreiben Sie mir so bald als möglich, wie lange Sie in St. Gilgen bleiben. Denn sehen möchte ich Sie um jeden Preis.

Ihre alte Freundin
Luise Schönfeld.

Schwarzenbach, 20. August 1894.

Morge ziehsch du fort von hier,
Und musch Abschied nehme;
Lieb Herminle, glaube mir,
Scheide, das bringt Gräme.

Einen Troscht nur hab ich hier,
Bei meines Herzens Trauern,
Daß ich mich recht delektier
An deine ächte Bauern.

Die alte, marode
Landsmännin.

Karlsruhe, 1. September 1894.

Jo, jo, i glaub's, du hasch scho recht,
I muß mi bitter gräme;
Es isch mer bis ins Herz nei schlecht
Von unserm Abschiednehme.

Doch da e gutes Wörtle du
Mir auf mei Mund hesch träuflet,
Des hat mer herzli wohl getu,
Grad wie i bin verzweiflet.

Vergelt der's Gott, vergelt der's Gott!
Daß er di g'sund bewohr!
I denk jo jetzt in meiner Not
An nix als: „über's Johr"!

's Herminle.

Karlsruhe, 18. November 1894.

Meine teuerste Freundin!

Meine Zeilen treffen Sie jetzt wohl in der Weihburggasse, und so komm ich denn mit meinem übervollen Herzen in Ihre Einsamkeit und stülp's um bis aufs letzt Brösele. Erstens bin ich noch immer wütend, daß ich damals in St Gilgen nicht zu Ihrem Empfang bereit stand, sondern — ich Esel — zur Bahn lief. Aber das ist mein

Schicksal, Empfänge mißlingen mir immer. Wenn Sie wüßten, wie viel ich an dieses reizende Zusammensein denke! Lange noch sprachen Marie Ebner und Frau Ida von Ihren entzückenden Jugenderinnerungen. Ich hab es Ihnen in Schwarzenbach ganz vergessen, zu erzählen, mit welcher Todesangst ich mit dem kostbaren Heft auf den Knien, über den See fuhr. Lieber hätte ich mich von den Wellen verschlingen lassen, als Ihre Jugenderinnerungen preiszugeben. Aber der See wollte uns gottlob beide nicht; er war blau, still, wunderschön. Und am Landungsplatz stand meine Freundin, und unsre Freud war wie der See, blau, still, wunderschön! Es ist mir eine Errungenschaft, Ihre für mich so gütigen Freunde kennen gelernt zu haben. Der Fürst und die Fürstin Windischgrätz, in ihrem schönen Bauernhaus, sind Gestalten, die man nicht vergißt. Welche Güte und Einfachheit!

Von St. Gilgen ging's dann, wie Sie wissen, nach Ischl zu meiner teuern Cécile.

Eine große Freude war uns ein Rendezvous mit Fifi Prokesch (dem „Goßmännle"), das nach Steinkogl geradelt kam. Sie ist halt ein gar geniales Menschenkind, und das elektrisiert immer. Hernach erlebte ich ein paar hochinteressante Tage in Gmunden. Fifi lud mich zu einem Vorlesungsabend ein. Frau von Arneth hatte die Liebenswürdigkeit, mich in ihrem Gastzimmer aufzunehmen. Fifi las vor einem höchst eleganten Publikum. Der ganze Gmundner Hof war anwesend und 's Goßmännle saß unter lauter Blumen. Ich hörte sie zum erstenmal lesen und es war einzig. Wo man hinsah, gab's eine Wischerei. Ich wischte auch. Sie las „Im Weberhäuschen" und „Der letzte Schüler". Der Beifall wollte nicht enden. Zum Abend war ich im reizenden Künstlerheim der Gefeierten und lernte ihre Familie kennen. Graf Prokesch kannte ich schon. Er sagte in seiner Rede, er sei stolz darauf, mich seiner Frau zugeführt zu haben. Ich bin einfach von der ganzen Familie entzückt und habe sie alle ins Herz geschlossen.

Zum Schluß wurde ich von der Königin zum Tee befohlen. Es war mir ganz märchenhaft zu Mut. Um den Teetisch lauter schöne, weißhaarige Häupter — die Königin so liebreich und heiter; Prinzeß Mary sah genau aus wie Prinzessin Leonore im „Tasso"; Lakaien in roter Livree servierten den Tee lautlos in den wunderbarsten, aus fernen Zeiten stammenden Tassen. Ich weiß nicht warum, es war mir immer zu Mute, als müsse alle Augenblick Goethe eintreten mit Schnallenschuhen. Vielleicht weil die Freundin der Königin genau wie die Göchhausen aussah. Aber ja so, ich habe ja die Göchhausen nie gesehen.

Und nun wieder daheim. Gleich hab' ich mich in einen Roman gestürzt und da hat man sein Kreuz. Aber denken Sie, im März soll ich im Verein der Presse in Berlin etwas von meinen Sachen lesen. Welch ein Wagnis! Ich weiß noch nicht, ob ich mich werde entschließen können. Öffentliches Auftreten ist mir das Entsetzlichste, was es gibt.

Leben Sie wohl, meine teure Freundin, bleiben Sie mir gut und lassen Sie mich bald wissen, wie es Ihnen geht.

Ihr Herminle.

St. Johann, Ungarn, 20. Dezember 1894.

Ja, Sie sind und bleiben mein Herminle und immer und immer muß ich Ihnen sagen, daß niemand die Eigentümlichkeit Ihres Naturells so versteht wie Ihre alte Landsmännin. Das ist auch ganz begreiflich, denn unsre Wurzeln stammen aus demselben Boden



und somit besteht eine Art Verwandtschaft zwischen uns. Ach, wenn Sie meine Mutter gekannt hätten! Und wie hätte die sich an Ihrem Talent erfreut! Da fällt mir ein, wie einmal beim Whist ein Mitspieler zu ihr sagte: „Haitzingere, heut spielt Sie so schlecht, daß man aus der Haut fahren könnt". „Tu Er das daheim," sagte sie, „denn so was Wüschtes möcht ich net mit ansehe."

Ja, den Humor, den echten, volkstümlichen, den findet man halt doch nur bei uns daheim.

„Was mehr wert is als Gut und Geld
Un reicher uns macht auf dere Welt
Des is e guter Humor!
In dem sitzt immer die Jugend noch drin,
Un wann auch im G'sicht schon Runzle sin
Un wann auch schun scheckig die Hoor"

sagt Kobell, unser lieber Pfälzer Dichter.

Wenn Sie in Berlin lesen, so lesen Sie etwas in unserm badischen Dialekt, aber machen Sie 's den norddeutschen Ohren mundgerecht. Ich selbst verstehe unsern Hebel nicht ohne Kommentar und als ich in Berlin Hans und Vreni öffentlich deklamierte, da sprach ich das Gedicht im Karlsruher Dialekt, dadurch brachte ich es dem norddeutschen Publikum näher, was ja nicht so fein unterscheidet und alles als „schwäbele" taxiert, was nicht österreichisch oder plattdeutsch ist.

So und nun schreiben Sie mir bald wieder ein Briefle, das mich jung und frisch macht und in die alte Heimat zurückversetzt.

Ihre alte Landsmännin
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 29. Dezember 1894.

Teure Freundin!

Wenn ich mit Ihnen zusammen bin, plötzlich hat mein Humor und alles was Freudigs in mir ist, ein rots Hütle auf. Und so geht mir's, wenn ich an Sie schreibe. Sie locken alles aus mir heraus. Aber das ist nicht die Landsmännin allein, die das zu stande bringt. Hier verkehr ich doch mit lauter Landsleuten, da müßt ich ja vor Fideligkeit überschnappen. Fällt mir aber gar nicht ein. Die Künstlerin, da sitzt's, teure Freundin, die ist's, die alles in mir froh und lebendig macht. Wenn ich so bei Ihnen sitze, plötzlich überkommt's mich — bei einer Bewegung Ihrer Hand, wenn Sie durch's Zimmer schreiten, wenn Sie lesen, ein Gedichtchen sprechen — da hab ich für einen Augenblick die Vision Ihrer früheren Künstlerschaft — ich erkenne die Anmut Ihres Lorle — die entzückende Schelmerei Ihrer Franziska, von der ich so viel gehört. In Ihrer Atmosphäre, möchte ich sagen, leben und atmen all diese reizenden, von Ihnen geschaffenen Gestalten. Und das wird's wohl sein, was einem so zusetzt.

So geht es mir auch mit dem Lachen der Marie Ebner; ich höre ihre Jugend und Kindheit daraus. Sie kann nie anders gelacht haben. Betty Paoli hat ihr ganzes Lachen nicht mit ins Alter gerettet; nur ein Strahl aus Wolken blitzte zuweilen hervor; aber er war sehr intensiv. Übrigens die Menschen, die ich liebe, sind für mich weder alt noch jung. Ich weiß selber nicht, was sie für mich sind.

Nicht wahr, wie wunderschön ist das neue Buch von Marie Ebner „Die Totenwacht" und „Das Schädliche"! Ich bin ganz davon angetan.

Und einen andern Genuß hab ich noch zu verzeichnen. Ich sah zweimal die Duse. Als Kameliendame und als Santuzza. Besonders als letztere — ich hab geweint und geschluchzt und alles um mich her vergessen. Es gibt einen Kunsthimmel und da war ich mitten drin.

Leben Sie wohl, teuerste Freundin.

Ihr Herminle.

Alt-Aussee, Österreich, 7. August 1896.

Geliebte Freundin!

Seit einer Woche bin ich in der schönen See-Villa bei Professor Seegen. Else Billroth ist auch hier, was wundernett ist. Ja, wissen Sie denn auch, daß es Professor Seegen war, der im Jahre 1848 als junger Chargierter Sie am Arme auf die Bühne führte? Sie sprechen davon in Ihren Erinnerungen, daß Sie in dieser entsetzlichen Zeit hätten spielen müssen und voll Angst gewesen seien. Der Professor läßt Ihnen sagen, daß er noch heute so warm für Sie schwärmt wie anno 48.

Man braucht sich doch nur umzuschauen — Anknüpfungspunkte in allen Ecken und Enden. Ich erzählte Ihnen, wie mein Vater für Sie schwärmte und wie oft mir mein Tantele von Ihrem Gastspiel hier erzählte, wie Sie als Lorle und Ihre Mutter als Bärbel auftraten. Wenn dann Tantele die Worte der Bärbel wiederholte: „Nei, Lorle, du bisch net glücklich —" heulte sie allemal „s' Bescht weg", und ich glaub, ganz Karlsruh sitzt noch heut voll von alten Leuten, die mit derselben Andacht jenes Gastspiels gedenken.

Über meine Nerven, teure Freundin, beunruhigen Sie sich nicht, höchstens über mein Herz, das an Gram leidet, Sie in diesem Sommer nicht zu sehen.

Ihr getreus
Herminle.

Wien, Allerseelen, 26. August 1896.

Mein liebs Herminle!

Mit welchem Vergnügen habe ich Ihre neuen Erzählungen gelesen; wie heimelt mich jedes Wort an und wie erkenne ich meine Landsleute! Ja, ich hör mich oft selbst in einzelnen Ausdrücken! Sie sind ja unbändig fleißig. Tun Sie nur nicht des Guten zu viel.

Und nun muß ich Ihnen sagen — mein Sohn hat sich mit einem Fräulein Della Suda aus Konstantinopel verlobt. Ihr Bild ist schön, ihr Charakter soll's auch sein. Zu Weihnachten kommt sie her, damit ich mein neues Kind kennen lerne. Aber je näher der Moment heranrückt, um so schwerer packt mich der Gedanke, daß die Mutter nun in zweite Linie rückt. Das ist die Kehrseite der Mutterschaft. Ach, wenn Sie meinen Sohn kennten! Er ist außer meinem Mann der liebenswürdigste Mensch, der mir in meinem langen Leben begegnete. Es wäre egoistisch zu wünschen, seine Kinder immer um sich haben zu können. Vielleicht würde man sich besser in die Trennung finden, wenn einem die Zeitgenossen blieben. Aber wie schlimm steht es mit diesen! Sie könnten Ihnen für ein

Pfründnerhaus als Staffage dienen. Die eine leidet an Schwindel, die zweite an Rückenmarkschwindsucht, die dritte an Lungenemphysem und die vierte liegt mit einem Beinbruch zu Bett. So sind wir alle arme Spitäler und haben gar nichts davon, in derselben Stadt zu wohnen, denn keine kann die andere aufsuchen.

Aber Gott sei Dank, meine Marie Ebner, die habe ich noch, und die Nachmittage mit ihr sind die Lichtseiten meines Daseins. Neulich waren wir miteinander bei Bettelheims. Wie fühlte ich mich wohl in dieser künstlerischen Atmosphäre. Frau Bettelheim ist die Tochter des verstorbenen, einst so vortrefflichen Künstlerpaares Gabillon, und ich fand tausend Reminiszenzen an meine schöne Theaterzeit. Mir war wieder einen Moment zu Mute, als gehöre ich noch dazu. Man ist halt nicht umsonst die Tochter einer Haitzinger, die anno 81 schrieb:

„Mit 81 schreib ich nieder
Komm ich wieder auf die Welt,
Werd ich Schauspielerin wieder —"

Sogar wenn ich nur eine Erzählung lese, kann ich nicht anders, als alle Effekte herauszuarbeiten, als ob ich mich für ein größeres Publikum vorbereitete. Das sind so meine stillen Genüsse in meiner Alterseinsamkeit.

Marie Ebner las uns ihren reizenden „Finken" vor, daß wir ganz bewegt waren.

Wir sprachen auch von der „versunkenen Glocke", von Hauptmann, die hier außerordentlich von sich reden macht. Vorläufig habe ich sie nur gelesen, aber erst mit Kommentaren nach dem zweiten Lesen verstanden. Trotzdem hat mich das Stück ungeheuer interessiert. Rautendelein ist ja eine entzückende Rolle. Wird das Stück in Karlsruhe aufgeführt?

Nun leben Sie wohl. Ich sage nicht, schreiben Sie mir bald wieder, denn Sie gehören der Menschheit, und deshalb muß sich der einzelne zu bescheiden wissen.

Wenn's Ihnen nur gut geht.

Ihre getreue Landsmännin
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 1. April 1897.

Meine teure Freundin!

Ja, ich habe hier die erste Vorstellung von Hauptmanns „versunkener Glocke" gesehen. Der Märchenton ist wunderbar echt, 's ist einem zu Mut drin wie einem Kind. Aber freilich, daß die Waldmenschen echte Waldmenschen sind, das hat schon viele Leut beleidigt. Und eines muß ich Ihnen noch bekennen. Ich saß einmal bei Ihnen und wir sprachen von Ibsen. Sie fragten mich: „Sie treiben doch nicht auch den Ibsen-Kultus mit?" Da kam Besuch. Sehen Sie, das muß ich Ihnen nun sagen: ausnehmend verehre ich Ibsen. Es gibt gar nichts, was er geschrieben hat, das mir nicht höchst interessant wäre. So, nun wissen Sie 's.

Behalten Sie trotzdem lieb

Ihr getreu's alt's
Herminle.



Eichhorn, 14. August 1897.

Mein liebes Herminle!

Ibsen soll unsrer Freundschaft nichts anhaben. Sie gehören halt in die Gegenwart, ich in die Vergangenheit, und darum bin und bleib ich entsetzt von einer Vorstellung der Ibsenschen „Gespenster“ und sage:

„Nimmer begehre der Mensch zu schauen
Was die Götter verhüllt mit Nacht und Grauen.“

Wenn Sie's vertragen, um so besser.

Jetzt sind wir gar weit auseinander, mein liebes Landeskind. Ich sitze in den mährischen Bergen, auf einem einstigen Besitz des Prinzen Gustav Wasa, eines Onkels unseres Großherzogs. Eine wunderbare, alte Burg, die, wenn ich nicht irre, aus dem XII. Jahrhundert stammt. Anno 1839, als ich in Brünn gastierte, wurde ich hieher geladen und brachte einige Tage bei den Fürstlichkeiten im Schlosse zu. Damals war Königin Karola noch ein allerliebstes kleines Prinzeßchen. Seitdem hat das Schloß viele Besitzer gehabt; nichts Vorhandenes mahnt an das Einst als die Fresken im Speisesaal, die ich wiedererkannte und in einer kleinen Kapelle der Grabstein des Baron Beaulieu, des Erziehers des Prinzen Gustav.

Es ist ganz wunderbar, wie sich oft Vergangenheit und Gegenwart begegnen.

So, und jetzt wird Ihr Geschichtle aus dem Hebelkalender vorgelesen; und auch hier berühren sich wieder Vergangenheit und Gegenwart. Hebel war ein Jugendfreund meines Großvaters, der dessen Gedichte uns Kindern bei jeder Gelegenheit vortrug. Und jetzt schreibt mein Herminle hinein, und ich halte den alten Kalender aus meiner Jugendzeit wieder in den Händen.

Ja wohl, die Welt ist rund, 's bleibt alles drin und kommt einem wieder zu, wenn's auch siebzig Jahre dauert. Man muß es nur erleben.

Behalten Sie lieb die uralte Landsmännin

Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 3. November 1897.

Meine teure Freundin!

Gestern hab ich lebhaft an Sie gedacht. Es macht mir manchmal Vergnügen, durch die Gassen zu spazieren und alle alten Häuser und Plätze aufzusuchen, die noch ganz wie früher sind. Als käm ich aus weiter Ferne, schau ich mir alles an, besonders das Haus in der Waldstraße 40, wo Dillingers 33 Jahre gewohnt haben. Ich brauche nur um die Ecke zu biegen, fangen schon die Fensterladen an zu reden. Sie sind genau wie andre Fensterladen, und doch, welch ein unsichtbares Leben geht von ihnen aus! Sofort schließt sich die Farbe irgend einer gewissen Tapete an sie an, man erkennt ein Bild und plötzlich sieht man in alle Stuben hinein. Ich bleibe vor dem Haus stehen und fasse die alte Messingklinge an, an der meine Eltern 33 Jahre geläutet haben. Ich sah die Hände meiner Eltern, die kräftige Hand des Vaters, die überzarte meiner Mutter. Es überkommt mich etwas wie Atemlosigkeit und ich geh rasch weiter. Über den Platz, zur alten Waldstraße, in der Sie gewohnt haben. Ich erinnere mich noch ganz gut des Herrn Haitzinger, der an einem der Parterrezimmer herauszuschauen pflegte. Jetzt ist ein Laden an Stelle der untern Fenster. Ich öffnete die Haustür und betrachtete mir die gewundene

Treppe, die Sie in Ihrer Kindheit so vielmals mit Ihren Fußspitzen berührt. Der Garten ist verschwunden. Aber die alte Treppe und die unveränderten Kreuzstöcke des oberen Stockwerkes sagen Ihnen tausend Grüße.

Dann nahm ich meinen Weg auf den Friedhof, besuchte die Grabstätte meiner Eltern und ließ mir von einem Mann das Grab des Herrn Haitzinger zeigen. Der Grabstein mit der Lyra ist sehr schön; den Spruch, der ihn ziert, kennen Sie wohl:

Du Sänger, ruhmreich, fromm und bieder,
Im resurrexit hören wir dich wieder —

Wie hat sich die Welt verändert, seit man diesen Spruch in heiligem Ernste auf einen Grabstein eingraben ließ!

Somit ist der Spaziergang zu Ende und ich kehre heim zu meiner Arbeit. Da sitzt sie und lauert und macht mich „halber hin".

Liebe Freundin, wie macht man das, seinem Gemüt zu gebieten? Ich kann's nicht. Wenn ich manchmal höre, was dieser und jener durchmacht, so muß ich mir immer sagen: dabei ging ich ja zu Grund. Aber es gibt ein Sprichwort: Dieu mesure la pâture aux brebis qu'il tonne — Und so geschieht mir.

Die Ansichtskarten von Neu-Karlsruhe sollen Ihnen von der Gegenwart sprechen, nachdem ich Sie durch die Vergangenheit geführt.

Ihr getreus Herminle.

Eichhorn, 30. November 1897.

Wie 's Pyramidle sich zu Pyramiden verhält,
So ist alles vergrößert auch jetzt in der Welt!
S' ist künstlerisch schöner und mächt'ger sogar —
Doch nicht so gemütlich wie einstens es war!

Drum kann mer's net g'falle, das vornehme Wese,
Die Mensche sind damals zufriedener g'wese.
Und gar ob jetzt besser? Bezweifle ich sehr!
Drum war nach Größe auch nie mein Begehr —

Ach ja, wie hat sich mein Karlsruhe verändert, und wie habe ich von ganzem Herzen Ihren Spaziergang durch unsre Vaterstadt mitgenossen. Die Pappeln der Durlacher Allee scheinen auch eingegangen zu sein. Es muß ja gut sein, so wie es ist, aber mir war auch in Wien viel wohler in den engern Mauern, welche Bastei hießen, als jetzt auf dem glänzenden Ring. Nicht wahr, es ist ein kleines, häßliches, unscheinbares Haus, Nummer 14 in der Waldstraße, aber welch glückliche Erinnerungen knüpfen sich daran! Dort lebte eine glückliche Familie in vollster Harmonie. Links vom Eingang wohnte Parterre mein herrlicher Großvater und schaute mit seiner Morgenpfeife zum Fenster heraus. Da wo Sie meinen Stiefvater Haitzinger haben herausschauen sehen. Der Kammerfurier Morstadt war eine sehr populäre Figur, geachtet von hoch und niedrig, und erst neulich las ich in einem vergilbten Brief über seinen Heimgang. Er starb auf dem Felde bürgerlicher Ehre.

Hinter dem Hause war ein großer, gepflegter Garten mit einem alten Birnbaum. Als er abgestorben war, ließ Vater Haitzinger einen Schreibtisch daraus machen, an dem

ich jetzt sitze und diese Zeilen an Sie richte. Auch mein lieber zweiter Vater hat sich sehr verdient gemacht in unserer Vaterstadt. Denn nicht allein, daß er dort beinahe durch vier Dezennien im Theater gewirkt, so hat er auch den ersten Musikverein in Karlsruhe gegründet und ihn zur Zeit mit Noten und Instrumenten beschenkt. Dieser Verein hat ihm auch den Grabstein mit dem rührend naiven Spruch gesetzt.

Wie nachbarlich verkehrte man doch damals mit jedem, der in derselben Gasse wohnte. Ich erinnere mich noch sehr gut des Herrn von X., dessen Töchter mit meiner Mutter in die Schule gingen. Sie waren in sehr bescheidenen Verhältnissen und konnten sich keinen Diener halten. Da hieß es, wenn Diner im Schloß war: „Kathrin', zieh Sie d' Hose an, der Pappe muß nach Hof." Und die arme Kathrin mußte in die Livree schlüpfen und mit zum Schloß fahren und sich dem Gespött aller Kutscher preisgeben.

Ach wenn Sie doch meine Mutter gekannt hätten, wie viele solcher Geschichtle hätte sie Ihnen erzählen können. Das ist's ja, was mich so fest an Sie bindet, nur mit Ihnen noch kann ich von meiner Heimat schwätzen. Köstlich ist, wie viel meine Enkele schon das Schwäbeln angenommen. Sie sagen nie anders als mein Säckle oder Messerle oder Löffele. Und eine von ihnen erklärte neulich: Großmutter, das Schwäbische gefällt mir viel besser als das Englische.

Behüt Sie Gott, mein liebes, herzenswarmes Herminle. Wann werden denn wir wieder einmal miteinander schwäbeln?

Ihre uralte Landsmännin

Luise Schönfeld.

Wien, 2. Dezember 1897.

Liebs Herminle!

Wissen Sie schon, daß Fifi Prokesch, Ihr geliebtes Goßmännle, mit einem Villinger-Abend hier Furore gemacht! Sie hat ganz entzückend gelesen, was mir bewies, wie vortrefflich sie sich in die Individualität Ihrer Dichtungen einzuleben versteht. Die Frau ist wirklich ein Unikum; so oft sie nach Wien kommt, holt sie sich Lorbeeren. Sie ist Ihnen gleich mir zu großem Dank verpflichtet, denn wenn ich Ihre Dichtungen auch nicht mehr vorlesen kann, so weiß ich doch mehr als je die Dichter zu würdigen, die es einem alten gebrechlichen Menschen ermöglichen, auch in der Einsamkeit noch die genußreichsten Stunden zu erleben.

Und daß ich neulich bei Ihrer Cécile Else Billroth singen hörte, müssen Sie auch erfahren. Ich habe es nicht bereut, mit meinem Prinzip, in keine größere Gesellschaft mehr zu gehen, gebrochen zu haben, denn seit Jahren habe ich nicht einen so ungetrübten Kunstgenuß erfahren. Wie schade, daß Else sich der Öffentlichkeit entzieht und es nur wenigen gönnt, sie bewundern zu können. Übrigens gefiel mir der ganze Kreis Ihrer Freundin Cécile sehr wohl. Sie versteht es, sich mit den Besten zu umgeben und ich kann wiederum nur beklagen, daß meine physische Kraft mit meinen Wünschen nicht übereinstimmt, denn leider muß ich eine solche Debauche immer mit einer fiebernden Nacht büßen.

Ihre getreue

Luise Schönfeld.



Wien, 20. Dezember 1897.

Geliebtes Herminle!

Das war heut ein Jubelschrei von alt und jung, als die Schachtel mit den Springerle geöffnet wurde! Wenn es mir gelänge, Ihnen einmal nur annähernd eine solche Freude bereiten zu können, wie glücklich würde es mich machen. Sagen Sie Ihrer Kite, die Springerle seien herrlich. Seit meinen Kindertagen habe ich keine solchen mehr gegessen. Die Kinder sind mit beiden Händen hineingefahren. Ich selbst kann leider mein liebes Heimatsgebäck nur vermittels eines Teebades einnehmen. Da fällt mir Holtei ein. Er erzählte mir einmal, er habe in der Jugend nur einen Wunsch gehegt — so viel Geld zu haben, um sich an Faschingskrapfen satt essen zu können. Und als er das Geld dazu hatte, konnte er sie nicht mehr verdauen.

So ist's im Leben — entweder man hat den Becher, oder man hat den Wein. Selten beides zusammen.

Lassen Sie mich doch die Besprechung über die Lebensoptimistin lesen; ich schicke sie Ihnen gewissenhaft wieder zurück. Lassen Sie sich um Gottes willen nicht verleiten, Ihrem ureigenen Naturell untreu zu werden. So wie Sie sind, so sind Sie recht. Es ist ja ein wahrer Segen, daß einer das Gute in den Menschen sieht in einer Zeit, da jeder glaubt, das Rechte zu tun, wenn er alle Schlechtigkeiten der menschlichen Natur aufdeckt.

Und nun noch eines, liebs Herminle: arbeiten Sie auch nicht über Ihre Kräfte? Ich fühle mich verpflichtet, Sie zu warnen und vor Überarbeitung zu hüten. Nehmen Sie mir ja nicht Ihre Nächte zu Hilfe. Ich erinnere mich noch recht gut, wie mir die alte Weißenthurn einmal sagte, sie erlaube sich nie, in der Nacht zu dichten, obwohl sie fühle, daß sie da viel Besseres leisten könne als bei Tage, aber es ruiniere die Nerven.

Sie wissen wohl kaum, daß je eine Weißenthurn lebte? Und doch gingen ihre Theaterstücke mit Erfolg über alle deutschen Bühnen. Das ist freilich schon fast achtzig Jahre her. Alles hat si Zit. Auch die gute Birch-Pfeiffer ist fast ganz vergessen. Aber von mir nicht. Ich mit meinem Lorle und Friederike Goßmann mit ihrer Grille nehmen das Andenken dieser vortrefflichen Frau voll Dank mit ins Grab.

In weitern achtzig Jahren gibt es wohl gar kein Theater mehr, denn was jetzt noch kommen soll nach Stücken wie „Die ledigen Leute“, das kann mein Verstand nicht ausdenken. Aber mir blutet mein altes Komödiantenherz ob dieser Dekadenz.

Adieu, mein liebes Herminle, und seien Sie tausendmal bedankt für die Freude, welche Sie bereiteten

Ihrer uralten Freundin
Luise Schönfeld.

Eichhorn, 30. September 1898.

Mein liebes, treues Herminle!

Seit dem furchtbaren Schicksal, das unsern armen Kaiser traf, habe ich keinen andern Gedanken als: Die Kaiserin ist tot!

Die Sonne seines Lebens ist untergegangen. Was sie für ihn war, sprach er ja öffentlich aus. Erst nach ihrem Tode lernte man die seltenen Eigenschaften dieser hohen Frau kennen, die vielen Züge ihres edlen Herzens, ihre große Kunstliebe. Sie selbst zog sich immer mehr zurück. Sie war nicht für den Thron geschaffen. Ihr erstes Wort nach der

Bewerbung in Possenhofen war: Wär Franz Josef doch nur nicht Kaiser! Ich sprach sie nur einmal im Leben und darüber sind sechsundvierzig Jahre verflossen, aber der Zauber, den sie ausübte, wirkt noch in meiner Seele nach. Sie war von Liebreiz umflossen.

Ja, die Schönheit ist eine Macht, der auch wir Frauen uns gefangen geben. Meine Mutter erzählte mir, sie habe in Berlin verschiedene Male auch Rahel-Varnhagen getroffen, und diese sei immer ganz begeistert auf sie zugestürzt mit dem Ausruf: O Schönheit! Schönheit!

Ich zehre noch an unserm lieben Zusammensein. Sie haben auch meine sonst so spröde Tochter im Nu gewonnen, worüber sich sehr gefreut

Ihre getreue, uralte Freundin
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 3. Dezember 1898.

Teuerste Freundin!

Auch Ihnen muß ich gratulieren, daß unsre Marie Ebner die österreichisch-ungarische Medaille für Kunst und Wissenschaft vom Kaiser verliehen bekommen hat. Das freut in der Seel'

die Dritte im Bunde.

Wien, 10. Mai 1899.

Mein liebes Herminle!

Heute kriegen Sie vor allem einen kleinen Wischer, daß Sie die Ratschläge Ihrer alten Freundin so ganz außer acht lassen. Ihr letztes Schreiben vom 12. April drückt eine große Müdigkeit der Nerven aus. Ich bitte Sie, liebes Kind, gönnen Sie sich Ferien. Es gibt einen Wasserfall bei Mariazell, der wird auch oft wochenlang gesperrt, damit seine Fluten dann um so herrlicher sich ergießen. Dem Menschen geht es nicht anders; er braucht von Zeit zu Zeit eine Ausspannung, um zu neuen Kräften zu gelangen.

Tun Sie mir den Gefallen und machen Sie einen kleinen Ausflug, einerlei, wohin. Das ist immer das beste.

Und nun zu unsrer Marie Ebner. Gestern brachte sie mit Cécile den Nachmittag bei mir zu. Das war eine heimische Stunde. Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen? Ihr Name wurde alle Augenblick genannt. Marie ist erfüllt von ihren römischen Eindrücken. Sie wird uns, was sie erlebt und gesehen, in Briefform erzählen, so wie Rom auf sie gewirkt, wie ihre Seele davon ergriffen worden ist. Sie sieht vortrefflich aus, kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung versichern. Und auch Frau Ida soll sich sehr erholt haben.

Wir freuen uns alle auf ein Wiedersehen mit Ihnen im Sommer. So Gott will erlebt's noch

Ihre uralte Freundin
Luise Schönfeld.

Wien, 6. Juni 1899.

Meine liebe Freundin!

Mit warmer Teilnahme weilen meine Gedanken bei Ihnen und am Sarge der edlen Frau Ida, die jetzt, zehn Uhr, zur ewigen Ruhe gebettet wird. St. Gilgen, die Insel der Seligen, ist versunken. Von dem Schmerze unsrer armen Freundin Marie Ebner brauche

ich Ihnen nicht zu sprechen. Die Ihrigen nehmen sie mit nach Mähren. Doch der Dahingeschiedenen ist wohl, sie ist von qualvollen Leiden erlöst. Dies ist der einzige Trost für alle, die sie liebten und verehrten.

Wo Sie auch weilen, mit treuer Freundschaft begleitet sie überall hin

die uralte
Landsmännin.

Pontresina (Weißes Kreuz), 18. Juli 1899.

Teuerste, geliebte Freundin!

Wie schön ist es hier, wie unsagbar groß und mächtig! Lange war es mein Wunsch, einmal das Engadin kennen lernen zu dürfen. Das Honorar für meinen Roman „Binchen Bimber" hat es mir endlich ermöglicht. Ach, die Luft! Wenn ich in der Früh ausgehe, bekomme ich eiskalte Finger wie im Winter. Else Billroth wird in einer Woche kommen. So lange bin ich gern allein. Der Luftwechsel macht mir zu schaffen — und — ich muß immerfort an St. Gilgen denken, an Frau Idas gastlichen Tisch in dem schmalen kleinen Eßzimmer. Wie waren wir da so fröhlich und ahnungslos an ihrem Geburtstag im letzten September — Otto von Fleischl und seine Frau, der Londoner Sohn, Cécile war von Ischl herübergekommen, Billroths und Frau Wilbrandt-Baudius. Und Frau Ida saß immer da, als ginge diese ganze große, unbeschreibliche Gastfreundschaft sie selber gar nichts an. Und nun ist's aus — der liebe, abendliche Spaziergang nach Lurg, am himmelblauen glitzernden See entlang — alles aus —

Ich begreife, daß Marie Ebner jetzt für sich sein will. Ich lasse sie auch ganz in Ruhe mit Briefen. Ich denke nur an sie in großer Sorge.

Ich habe hier die Bekanntschaft des Doktor Bielschowsky gemacht. Wir sind Tischnachbarn. Der erste Band seiner Goethe-Biographie hat großes Aufsehen erregt. Er ist jetzt am zweiten. Bielschowsky ist ein ganz schlichter Mann, der wenig spricht, aber was er sagt, gibt einem zu denken. Er ist leidend; ich seh's ihm immer an den Augen an, wenn ihm das Sprechen zu viel wird.

Unsre badischen Herrschaften sind in St. Moritz und ich bin sehr oft zu kleinen Ausflügen nach dem Morteratsch- oder Roseg-Gletscher eingeladen. Am schönsten aber ist's, wenn der Großherzog und die Großherzogin ganz allein herüberfahren und ich sie im Garten des weißen Kreuzes mit Tee bewirten darf.

Sie wissen, wie schwer es mir fällt, in diesem Sommer nicht in mein teures Salzkammergut kommen zu können. Drum schreiben Sie recht bald

Ihrem alten, getreuen Herminle.

Wien, 25. November 1899.

Mein liebes Herminle!

Soeben las ich in der Zeitung den Tod der Fürstin Leiningen, welche ich als Kind bei der unvergeßlichen Großherzogin Sophie kennen lernte. Noch sehe ich die überaus reizende Prinzeß in ihrem mit Schwanenpelz verbrämten Rosakleidchen. Sie und ihr Bruder Wilhelm, zwei wunderschöne blondgelockte Kinder, spielten einst im Salon; auf einmal heulten beide jämmerlich und als die Mutter frug: „Warum weinst du, Wilhelm?" antwortete er: „Weil Marie weint". „Und warum weint Marie?" frug die Großherzogin,

„Weil Wilhelm weint." Wenn Sie Gelegenheit haben, die Herrschaften zu sprechen, so sagen Sie ihnen, daß die uralte Untertanin auch in weiter Ferne Freud' und Leid ihres Fürstenhauses in unverbrüchlicher Treue mitempfindet.

Gott sei mit Ihnen, mein Herminle.

Ihre Sie liebende
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 5. Jänner 1900.

Meine teure Freundin!

Welch einen Genuß hat mir Kainz' Gastspiel bereitet! Ich sah ihn in „Hamlet" „Morituri" und „Traum ein Leben". Als Hamlet war er ganz anders als alle Hamlets, die ich bisher gesehen, aber höchst interessant vom Anfang bis zum Schluß, überzeugend, fortreißend. Als Fritzchen aber — wenn ich diesen dünnen, häßlichen, windhundartigen, grenzenlos echten Offizier jemals vergesse — Aristokrat bis in die Fingerspitzen — daß er sterben muß, das läßt ihn ruhig, daß er gepeitscht wurde — wie er das erzählt und raucht und raucht und schließlich wie ein Kind weint und dann plötzlich zum Mann wird, als er hört, daß er satisfaktionsfähig ist — geistvoll — und die Eleganz, mit der er in den Tod geht . . . . Dieses Fritzchen und die Santuzza der Duse sind mir unvergeßlich.

Liebste Freundin, vor lauter Theater komm ich jetzt erst zu Ihnen. Hoffentlich, hoffentlich sind Sie wohl. Ich möchte Sie so brennend gerne wiedersehen. Warum erfindet niemand ein durch die Lüfte sausendes Mittel gegen Entfernungen? Aber wenn einmal alles erfunden ist in der Welt, vielleicht gibt's dann keine Sehnsucht mehr. Und vielleicht wär das das größte Übel. Von Marie Ebner gute Nachrichten. Wie glücklich bin ich, sie in Rom zu wissen. Gott segne sie dort und Sie in Wien.

Ihr Herminle.

Rabensburg, 12. Jänner 1900.

Mein liebes Herminle!

Niemand kann Ihren Enthusiasmus besser begreifen als ich. Obwohl von der Bande gewesen, macht mir doch noch im hohen Alter nichts ein ähnliches Vergnügen als eine vollendete dramatische Darstellung. Kainz ist höchst interessant, weder jung noch schön, dafür eine Kunst der Rede, einen Geist, der überwältigt und fortreißt, ausdrucksvolle Augen und höchst sprechende Hände. Letztere interessieren mich ganz besonders, nicht nur beim Schauspieler, und ich kann Ihnen sagen, Fürst Windischgrätz hat damals, nachdem Sie in Schwarzenbach waren, einen Tag lang von den Ihren geredet.

Das erstemal sah ich Kainz als Romeo und obgleich mich seine Auffassung sehr befremdete, denn er weicht ganz und gar von der Tradition ab, so ist er doch, wenn auch kein idealer, nach meinem Dafürhalten der einzig richtige Shakespearesche Romeo.

Das zweitemal sah ich ihn in der „Jüdin von Toledo" als König und da hat er mich durch die Gewalt seiner Rede, welche drohte, das zarte Gefäß seines Körpers zu sprengen, geradezu hingerissen. Ich hätte nicht gedacht, daß mich alten Studenten etwas noch so packen könnte. Das Stück ist mir unsympathisch. Ich habe es öfter gelesen und nicht recht begreifen können, daß die Rolle des Königs solchen Effekt hervorbringen könnte. Durch Kainz habe ich diesen Charakter verstanden und wünsche, daß Sie Kainz mit Ihrer

Begeisterungsfähigkeit auch in dieser Rolle sehen könnten. Durch ihn werde ich dem Theater wieder zurückgeführt, und wenn ich wieder daheim bin, werde ich keine Vorstellung mit Kainz versäumen, wenn es meine Gesundheit erlaubt.

Heute bekam ich Nachrichten aus Rom. Marie hat den ersten Band Tolstois „Auferstehung" gelesen und ist überwältigt davon. Nun war in der Presse der zweite Band schon angezeigt und der Inhalt erzählt. Ich glaube kaum, daß ich mich entschließen werde, das Werk zu lesen, denn schon die zur Zeit erschienenen Beschreibungen der russischen Gefängnisse haben mir den Schlaf geraubt.

Treu im neuen wie im alten Jahr

Ihre Luise.

Karlsruhe, 4. April 1900.

Meine geliebte Freundin!

Obwohl ich vor Arbeit nicht weiß wo 'naus, muß ich Ihnen doch schnell was erzählen. Ich stand in der Kaiserstraße vor einem Laden und betrachtete die Bilder unsrer zukünftigen Prinzessin Max. Ein Bauernweible stand neben mir. Mit einemmal sagt's: „Sie, 's gfallt mer. Ihne a?"

Und wissen Sie, daß Ihre Schulgenossin, Fräulein Dill, eine schwere Influenza durchgemacht und sich wieder ganz erholt hat?

Ihr treues, sich nach Ihnen sehnendes

Herminle.

Wien, 24. April 1900.

Mein geliebtes Herminle!

Meine Augen sind noch feucht von Tränen. Ich hatte soeben Audienz bei der Königin von Hannover in Penzing. Ich habe halt immer dieselbe Empfindung von Herzenswärme, wenn ich bei dieser Familie eintrete. Sie sind alle so herzensgut, so menschlich gut. Und welche Freude wurde mir zu teil, ich lernte den Prinzen Max, unsern Bräutigam, kennen. Nein, diese Freude kann ich Ihnen gar nicht beschreiben! Er kam, um mich als Landsmännin zu begrüßen. Er ist ein entzückender Mensch, der einem gefallen muß, auch wenn er kein Prinz wäre.

Die Herzogin kam mit ihren drei Töchtern dazu und ich erzählte, was Sie mir von dem Weible geschrieben, was alle ungemein unterhalten hat.

Daß unser badischer Prinz in diese Familie hineinheiratet, dazu kann man ihm nur Glück wünschen, denn bessere Menschen gibt es nicht.

Und nun noch eine ebenso wichtige als liebwerte Angelegenheit. Im September wird unsre Marie Ebner siebzig Jahre alt. Zu diesem Zweck haben sich ihre Verehrer vereinigt, Doktor Bettelheim an der Spitze, ihr eine Medaille prägen zu lassen, wie jüngst Paul Heyse eine bekam. Dieser wird auch die Widmung auf die Adresse schreiben, welche die Namen jener enthalten wird, die sich vereinen wollen, unsre Marie Ebner zu feiern. Daß Sie mit Feuer und Flamme an unserem Werke teilnehmen werden, weiß ich im voraus. Im Stillen hoffe ich, daß der Ehrentag unsrer Freundin Sie nach

Wien locken wird. Habe ich recht? Und nun Schluß, denn die Augen tun mir weh; ich will aber nicht zögern, den Brief zu expedieren, der Ihnen sagen soll, daß Sie treu und redlich liebt

Ihre uralte Luise.

Karlsruhe, 1. Mai 1900.

Teuerste Freundin!

Freilich komm ich! Du lieber Himmel, ich werd nicht kommen! Es müßt mich nur jemand totschlagen. Aber das leidet der Himmel nicht, da müßt er ja kein Herz haben. Ach Gott, was sag ich da, was sag ich da! Gestern starb hier eine Mutter weg von fünf kleinen Kindern. Er mengt sich in nichts, der liebe Himmel, sondern läßt die Sonne scheinen und regnen über Gerechte und Ungerechte. Amen.

In stiller Vorfreude
Ihr Herminle.

Pontresina, 28. August 1900.

Innigst geliebte Freundin!

Ich bin hier so gar nicht gegenwärtig, gehe immer still beglückt herum mit allen Gedanken in Wien. Daß Sie sich auf unser Wiedersehen freuen, wie tut das wohl!

Es wird nur zwei Wege für mich geben in Wien: den zu Marie Ebner und den zu Ihnen. Und so werd ich immerfort über den Stephansplatz hin und her gondeln und der alte Stephan wird lachen und sagen: da ist's ja wieder, des alt' Herminerl von drauß'n —

Das Beste hier ist mein Zusammensein mit Freund Bielschowsky. Heute feierten wir im Gartenhäuschen des weißen Kreuzes Goethes Geburtstag. Anna Ettlinger war von St. Moritz herübergekommen und Frau Geheimrat Danneel aus Berlin war auch mit dabei. Wir tranken Tee und sprachen von Goethe. Der Himmel war tief blau. Klar und blank hob sich der Morteratschgletscher vom Firmamente ab. Bielschowsky blieb ganz still, während wir drei unsrer tiefen Freude über den ersten Goethe-Band Worte liehen. Anna sagte: „Sie haben Goethe so von innen heraus geschaut —" Ich sah es an Bielschowskys Augen, daß er sich freute. Nur zuweilen sagte er ein stilles, feines Wort. Er lacht oft über mich und sagt mir bei jeder Gelegenheit: „Sie sind noch lange nicht fertig." Meistens geht er aber allein und dann weiß ich, jetzt ist er voll Sorge wegen seines zweiten Goethe-Bandes. Hofrat Dreßler, der Leibarzt unsres Großherzogs, versteht es noch besser, Bielschowsky von seiner Gesundheit abzulenken. Die beiden Männer sind herzlich befreundet und gehen ganz in ihren gemeinsamen Interessen auf. Der so viel jüngere Doktor Dreßler ist gerad' um die Eck' von meiner Heimatsgaß' aufgewachsen und ist auch mein Leibarzt. Sein Vater war schon Hausarzt bei meinen Eltern.

Leben Sie wohl, meine teure Freundin. Am 7. September bin ich bei Cécile in Ischl und dann — und dann — — —

Ihr Herminle.

Kaltenleutgeben, 3. September 1900.

Mein liebes Herminle!

Mit Ihrem Aufsatz über Marie Ebner haben Sie sich selbst übertroffen. Das muß ich Ihnen noch sagen. Sie malten mit dem Herzen nach der Natur, ohne zu schmeicheln



und durch und durch wahr. Wie beneide ich Sie um dies schöne Geschenk, welches Sie unsrer geliebten Freundin zum Geburtstag überreichen. Sie haben alles, was man über sie sagen kann, mit seltener Grazie zusammengefaßt, denn sie steht lebendig vor unsern Augen, und mit warmer Teilnahme bin ich all den feinen Zügen, die Sie von ihr geben, gefolgt.

— — Es sind noch keine zwei Stunden her, da empfing ich auch Ihr Marie Ebner gewidmetes Buch. Die erste Illustration brachte einen Hund. Meine Mädele riefen sofort: „Großmutter, die Geschichte mußt du uns vorlesen!" Da las ich sie ohne Aufenthalt und greife mit nassen Augen zur Feder. Herminle, diese erste Geschichte ist einzig, das dürfen Sie Ihrer alten Freundin glauben. Ich freue mich auf die folgenden.

Und nun noch die Versicherung — Sie können sich auf unser Wiedersehen nicht mehr freuen als ich. Und so werden wir, so Gott will, recht bald in der Weihburggasse sitzen und sagen: Wir haben einander so lieb.

Grüßen Sie unsre Cécile aufs herzlichste von

der uralten, getreuen

Landsmännin.

Wien, 8 Uhr morgens
vor der der Abreise, 14. Oktober 1900.

Meine Innigstgeliebten!
Meine Teuern! Verehrten!

Ich weiß, Sie sind heute zum Teestündle beisammen und da möchte ich dabei sein. Der Portier soll diese Zeilen um fünf Uhr in der Weihburggasse 10 abgeben. Ich war so glücklich, so rechtschaffen glücklich, daß ich immer nur dank! dank! sagen muß. Das Herz tut mir freilich weh. Aber wenn's nicht weh tät, wär's dann schön gewesen?

Gott segne Sie beide, daß ich diese einzige Zeit mit Ihnen hab erleben dürfen. Und wie schön, daß ich nun im Ischlerhäusle mit Cécile alles Erlebte wieder und wieder erleben darf.

In liebe—liebevollstem Gedenken

Ihr Herminle.

Wien, 15. Oktober 1900.

Mein liebes, treues Herminle!

Was haben Sie für ein warmes Herzle! Marie und ich wußten nach Empfang Ihrer lieben, guten Zeilen nichts Besseres zu tun, als Ihnen sofort telegraphisch unsre Gefühle auszudrücken. Ja, ich hatte schrecklichen Katzenjammer nach unserm heimischen Zusammensein. Sie fehlten mir in jeder Stunde des Tages, wo ich gewohnt war, Ihr rosiges Gesicht zu meiner Tür hereingucken zu sehen. Noch jetzt klingt mir Ihr frohes Lachen in den Ohren. Sagen Sie, was war das? Plötzlich, nachdem wir Abschied genommen, sah ich Sie noch einmal unter der Tür erscheinen. Ich lief Ihnen nach. Da waren Sie fort.

So alt ich bin und so viel und oft ich Abschied nehmen mußte, es ist und bleibt das abscheulichste Gefühl, das ich kenne.

Gott mit Ihnen! Was Besseres wüßte nicht zu sagen

Ihre getreue, uralte

Freundin Luise.



Karlsruhe, 22. Oktober 1900.

Meine teure, liebe, liebe Freundin!

Noch einmal und noch zwanzigmal haben Sie herzinnigen Dank für all die guten Stunden bei Ihnen. Sie werden mich den ganzen Winter hindurch beglücken. In einer kleinern Stadt kommen ja nicht hundert, sondern höchstens zwei Eindrücke im Tag; da kann sich die Seele so recht mit dem Behagen einer wiederkäuenden Kuh ihren Erinnerungen hingeben.

Draußen stürmt's; die Blätter auf dem Platz vor meinem Fenster fallen und fallen. Der Herbst ist da, die Zeit meiner Blüte. Aber erst muß der Abschied überwunden sein, bevor ich an die Arbeit gehen kann. Wissen Sie was so schön ist: bei Ihnen, wenn Sie Ihre lieben Augen auf mich richten, sausen plötzlich alle Nullen meiner Lebensjahre über Hals und Kopf davon und meine ganze innerliche Dummheit, die ich so oft anstandshalber unterdrücken muß, freut sich mit himmlischer Unbekümmertheit ihres Lebens. Denken Sie, daß ich manchmal ganz heimtückisch hinter Ihnen hergegangen bin, um Sie gehen zu sehen. Sie sind ja eine Schweberin, Sie treten kaum auf.

Ja, teuerste Freundin, ich trat, nachdem ich Abschied von Ihnen genommen, noch einmal bei Ihnen ein. Es überkam mich plötzlich: Du kannst sie ja noch einmal sehen — Sie saßen in der Sofaecke und sahen vor sich nieder. Da nahm ich Sie noch einmal in mich auf, so ganz schnell, mit aller Kraft.

Auch Marie Ebners Ehrentag, das Fest im Palais Dubsky, hat sich mir für alle Zeiten in die Seele eingeprägt. Wie die drei feierlichen Gestalten, Seine Magnifizenz und die Herren Professoren im Ornat dastanden und Marie Ebner ihre Doktorwürde mit zuckendem Mund und umflorten Augen hinnahm und hilflos das Haupt schüttelte, weil sie sprechen sollte und nicht konnte — das alles werde ich zeitlebens so sehen wie in dieser Stunde und immer wird mein ganzes Herz davon bewegt sein.

Und nun leben Sie wohl, meine teure Freundin und grüßen Sie mir Ihre Tochter mit dem ehrlichen, forschenden Blick. Ich bin ihr sehr gut.

Ihr Herminle.

(Schluß folgt.)

Aus dem Lande der Märchen.

Von Alice Schalek.

Alle Geschichten aus „Tausend und einer Nacht" hab' ich lebendig werden gesehen, seit ich den ersten Schritt auf afrikanischen Boden gesetzt. Scheherezade ist mir begegnet und ich durfte in ihre geheimnisvoll durch das verhüllende Gesichtstuch blitzenden Augen schauen; Sindbad, der Seefahrer in grauem Kittel und gelben Pluderhosen, ist an mir vorbeigeschritten, den mächtigen Sultan in reichgeschmückten Gewändern, Ali Baba den Zerlumpten und den schnurrigen Abu Hassan, all die trauten Freunde meiner Kindheit hab' ich wiedererkannt. Was sie reden, kann ich nicht verstehen. Aber das stört mich nicht, denn aus Bildern bestehen all die anstürmenden Eindrücke in diesem Lande. Zu den aufgewachten Märchengestalten gesellen sich Bekannte aus späterer Jugendzeit, Johannes der Täufer und Jesus von Nazareth, der unfehlbare Salomon und Nathan der Weise,

die schöne Rebekka und Mohammed der Heilige. Unverändert sind sie alle geblieben, seit jener fernen, versunkenen Zeit. Versunken für uns Moderne, die wir sie nur mehr aus Märchen und Gemälden kennen und uns etwas darauf zu gute tun, sie weit hinter uns gelassen zu haben. Sie ist aber stillgestanden für die Kinder dieses Landes, die wunderlicherweise eben darauf ihren feierlichen Anspruch auf Vorrang stützen.

Wie ein buntes Bilderbuch ist's, dies Afrika. Wir besehen Blatt um Blatt, sind so bezaubert von dem Farbenrausch, daß wir wie verwunderte Kinder Märchen für Wirklichkeit nehmen und Wirklichkeit für Spiel. Lachen und Fürchten, Ergötzen und Gruseln folgen einander ganz unvermittelt, wie Rute und Zuckerwerk aus dem unergründlichen Sack des heiligen Nikolaus. Da ist z. B. der weißbärtige, kindisch gewordene Kadi Maleki in Algier. In seiner engen, mattenbelegten Amtsstube, die der Muselman, wie eine Moschee, nur unbeschuht betreten darf, während es für den Europäer Strohpantoffel über die Stiefel gibt, empfängt uns der Operettenrichter mit einer possierlichen Würde, an deren zum Lachen reizenden Wirkung es nichts ändert, daß die Komik eine unfreiwillige ist. Wir bekommen duftenden Tee in winzigen, blechernen Kännchen vorgesetzt, den wir in farbige Puppengläschen eingießen, und wir dürfen die prächtigen, unseren gravitätischen Wirt offenkundig beseligenden Siegel seines Diploms und seiner Anerkennungsdekrete und seine französischen Orden bewundern. Dann sogar einer Amtshandlung beiwohnen. Der eingeborene Richter schlichtet zwar nur Familienangelegenheiten und Privatstreitigkeiten, aber die leidenschaftlichen Gebärden und das schrille Schreien der bloßbeinigen, turbangeschmückten Rechtsbeiständе deuten auf einen verwickelten Rechtsfall hin. Da — nach einer kaum fünf Minuten langen Verhandlung — mitten im besten Geschrei, verstummt der arabische Singsang und die eben noch so erregten Parteien verlassen gemessen den Raum. Es ist schon aus. Das salomonische Urteil ist erflossen.

Ein anderes Bild. Wir drei Europäer sitzen in tiefer Nacht in einem ganz schmalen, nur von flackernden Öllämpchen notdürftig erhellten Hof eines schmutzigen Araberhauses. Hinter unseren Stühlen — zwischen uns und dem einzigen Ausgang — stehen drei Araber, ein ehrwürdig aussehender, reichgekleideter Scheich, neben diesem der Hauswirt, der wohlbeleibte Chef der Aissauahs, der selbstquälerischen Fakire, und unser eingeborener Führer, der schlaue Hallunke Mohammed. Vor uns kauern auf bloßem Lehmboden, um ein qualmendes Weihrauchbecken, zehn dunkelbraune Männer, von denen einige gurgelnde Kehllaute krampfhaft hervorstoßen und mit schellenbehangenen Tamburins wüste, eintönige Musik machen. In der Mitte, dicht unter unseren Augen, hüpft unter ekstatischen Zuckungen, mit verglasten Blicken und gefletschten Zähnen ein heulender Fanatiker, der plötzlich den Kopf zurückwirft und einen zackigen Glasscherben zu zermalmen beginnt, den der Scheich vorher andächtig mit den Lippen berührt hat. Dann verschlingt er zwei lange rostige Nägel und beißt grinsend von einem Kaktusblatt ab. Nach jedem „Gang" leuchtet der Chef in das breit vor uns aufgerissene Maul, um uns zu zeigen, daß die greuliche Mahlzeit wirklich verspeist worden ist. Diesmal wirkt die Komödie nicht im geringsten spaßhaft. Ich denke vergeblich daran, daß die französische Regierung einst während eines Araberaufstandes — den die Wundertaten der Fakire angezettelt — Taschenspieler übers Mittelmeer schickte, die viele dieser vom heiligen Nimbus umwehten Stückchen nachgemacht haben sollen. Undenkbar ist's nicht. Sie sind ja alle miteinander durchtriebene Gauner, diese Araber. Ränkespinner, die nur das Erwischtwerden als

Schande betrachten. Und doch — der Gedanke an einen Betrug ist nur der Weisheit erster Schluß. Auch das Bewußtsein, die eigens für uns arrangierte Vorstellung mit einem Louis bezahlt und zuvor, wie bei allen anderen orientalischen Handelsgeschäften, ernsthaft um den Preis gefeilscht zu haben, hält nicht lange die Laune aufrecht. Denn jetzt verrenkt ein zweiter seine Glieder und steckt in höchster Verzückung einen lebenden Skorpion in de Mund. Ich höre das Krachen unter den kauenden Zähnen. Ein dritter springt auf, beugt sich über den Kessel und atmet den Dampf des Weihrauchs ein. Der Lärm, der Gesang, die betäubenden Düfte und die eigenen Zuckungen versetzen ihn rasch in einen bacchantischen Taumel.

Der Scheich küßt alle Gegenstände, die mitspielen. Es heißt, daß jeder Fakir seine ihm eigens vom Marabu — dem Hohenpriester — zugewiesenen Requisiten hat, deren Handhabung er vom Tage des Eintritts in die Sekte angefangen immer wieder übt. Diesmal wird auf diese Weise ein langer, eiserner Spieß geweiht, an dem eine zirka fünf Kilogramm schwere Metallkugel befestigt ist. Das spitze Ende bohrt sich der Verzückte tief in den Augenwinkel, so daß die furchtbare Last frei über sein Gesicht herabhängt, und so springt und hüpft er weiter, zähnefletschend, heulend wie ein Wolf. Ich würde etwas darum geben, wüßte ich's sicher, daß dies ein Taschenspielertrick ist. Ich zwinge mich, es zu glauben, meine Glieder zittern aber vor Aufregung und Grauen. Jetzt steigt einer bloßfüßig in brennendes Halfagras, ein anderer legt sich mit nacktem Leib über die Schneide eines keineswegs ganz stumpfen Schwertes. Keine Wunde, kein Mal, nicht die geringste Verletzung.

Plötzlich aber höre ich zu prüfen, zu überlegen, zu denken auf. Ein Gruseln überläuft mich. Denn da steht einer dicht vor mir und hämmert mit dumpfen Schlägen einen eisernen Stift in den eigenen, kurzgeschorenen Schädel. Hämmert mit einem Stein unter wilden Sprüngen und tierischem Geheul. Hört gar nicht auf zu hämmern, während mir die Angst den Hals zuschnürt. Endlich entwindet der Chef ihm den Stein. Der Kerl grinst wie geistesabwesend, klatscht sich selbst Beifall, taumelt dann zu uns hin und kauert sich nieder, mir den Kopf darbietend. Ich soll den Stift herausziehen. Ich fasse an, ich zerre daran. Umsonst. Er steckt ganz fest. Meine Begleiter — starke Männer — versuchen ihre Kraft. Vergeblich. Sie reißen nur den ausgemergelten Araber in die Höhe, der uns wie ein Wahnsinniger in die Augen stiert. Da — das letzte Öllämpchen glimmt nur noch ganz wenig — verlassen die drei hinter uns plötzlich den Raum, flüstern draußen erregt, während die Fakire sich drehen und der Schädel mit dem Eisenspieß vor mir hin und her taumelt. Wir springen auf, kampfbereit. Fallen sie jetzt über uns her? Nein, Mohammed kommt wieder herein, lächelnd, zufrieden. Silbergeld blitzt in seiner halbgeschlossenen Hand. Wir lachen verstehend auf, wie befreit. Wir kommen uns vor wie Statisten bei einem Schauerdrama, die sich vor dem Gespenst im Leintuch wirklich gefürchtet haben. Man hat erst unser Goldstück wechseln lassen und dem Führer eine Provision dafür zahlen müssen, daß er Publikum herbeigebracht, ehe wir uns wieder daran erinnert haben, daß hier Komödie gespielt wird. Gut gespielt, allerdings. Denn es soll noch keinem gelungen sein, die Aissauahs zu entlarven. Mohammed bringt es fertig, den Spieß aus dem Schädel zu reißen. Wieder keine Wunde, kein Blut. Aber mir fehlt jetzt die Lust zu eingehenden Untersuchungen. Fort will ich und dränge gegen den Ausgang. Aber den verstellt mir der Chef.

»Pardon, ces dames vous attendent«.

Am hellen Mittag, unten auf dem Boulevard, habe ich bei der Vereinbarung mit dem Chef den Besuch seines Harems als Bedingung unserer Einwilligung gestellt. Jetzt würde ich gerne darauf verzichten, aber es wäre unklug, durch Unhöflichkeit unser Mißtrauen zu verraten. Und würdelos obendrein. Denn so falsch und ränkevoll, unverläßlich und gerieben sie auch sind, äußerlich halten sie eine Grandezza fest, von der Fürsten lernen könnten. Unmöglich, sich weniger kaltblütig zu zeigen als sie. So steige ich denn ganz allein, eine Kerze in der Hand, tief gebückt, weil die Decke so niedrig ist, über die enge, finstere, steile Treppe zum oberen Stockwerk empor. Die fensterlosen, kalkbeworfenen Räume liegen um einen schmalen, den Hof umgebenden Gang. Hier empfangen mich acht uralte Weiber, nötigen mich auf ein teppichüberzogenes Lager und bieten mir grinsend Kaffee an. Eine setzt sich zu mir. Die Hausfrau sei sie nicht, radebrecht sie auf meine französische Frage. Die Tante bloß. Denn die junge Gattin des Chefs — die se — die sei — —. Sie stottert. Auf Besuch sei sie. Da es stockfinstere Nacht ist, die auch hier kaum als Besuchszeit gelten dürfte, errate ich, daß der vorsichtige Gatte sie weggebracht hat, ehe die Gäste ins Haus kamen. Im allgemeinen empfangen die Mauresken europäische Damen, aber da diesmal auch Herren angesagt waren, hatte der Chef sich vor allen Möglichkeiten geschützt. Ich suche weitere Einzelheiten zu erfahren, aber das Weib läßt keine Frage mehr zu. Sie nimmt mich dagegen förmlich ins Verhör. Meine Eindrücke von Algier wünscht sie zu kennen und zu wissen, welcher mein Gatte sei, von denen da unten. Keiner? »Ah, une demoiselle!« Warum ich noch nicht geheiratet habe? Ich bin mir ganz klar, daß ich mich vor dieser zahnlosen Hexe mit der gleichsam gedörrten, zerknitterten, braunen Haut, der seuchenzerfressenen Nase und der skelettartigen Totenhand fürchte. Dennoch kann ich mich des Lachens kaum erwehren, denn diese sonderbare Umgebung paßt wahrlich nicht zu der Unterhaltung, die wir führen und die Wort für Wort an einen heimatlichen Damentee erinnert, mit allen höflichen Redewendungen und Banalitäten eines europäischen Salons.

Endlich ziehen wir mit Mohammed ab, hinaus in die stille, heiße Finsternis. Durch das schmale Treppengäßchen klingt nichts als unser Schritt. Plötzlich gleitet ein Schatten auf Mohammed zu. Ein Flüstern wird hörbar. Der Führer stutzt, bleibt leise fluchend stehen, drängt uns dann eilig ins Haus zurück. Jetzt scheint es wahrhaftig ernst zu werden. Lautlos wie Gespenster marschieren die Aissauahs auf, machen Spalier und geleiten uns ins Freie, aus dem Araberviertel hinaus. Er sei gewarnt worden, erzählt nun Mohammed keuchend: »Il vous attendaient des coups de conteau : .« Vielleicht ist das erst die eigentliche Komödie. Kann man denn je wissen, wann ein Araber lügt? Dünkt ihnen doch jeder Franken gesegnet, um den ein Giaur betrogen wird, ein Ungläubiger, den sie von der Höhe ihrer unfehlbaren Religion und ihrer rascher arbeitenden Schlauheit verachten und mit tausend Listen und Schlingen umgarnen. Die Europäer, die sich hier ansiedeln, müssen sich auf Winkelzüge verstehen. Und da es manch einen Deklassierten unter ihnen gibt — verläßt doch der Franzose die geliebte Heimat meistens nur notgedrungen —, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie ein Reisender, der nicht fortwährend in diesem Lande auf seiner Hut ist, ausgebeutet wird.

Wir erfahren das am nächsten Tage am eigenen Leibe, da wir einen Ausflug nach Blida und in die Chiffaschlucht unternehmen, um dort die wilden Affen in den Bäumen umherklettern zu sehen. Der Hotelier in Blida versichert uns, die beste Zeit dazu sei

nach Tisch. Der arabische Wirt in dem kleinen Gasthause am Ruisseau de singes in der Chiffaschlucht rät uns, nächstens vor dem Lunch wiederzukommen, da wimmelten die Affen geradezu um sein Häuschen. Der blatternarbige Araber schaut freilich auch für die nur Tee trinkenden Gäste aufs eifrigste und ernsthafteste nach rechts und links in die Wipfel hinauf. „Schade, schade," meint er bekümmert, doch man merkt, wie er uns innerlich verhöhnt, „gerade um diese Zeit sind keine zu sehen." Der Anblick der »Grande cascade« soll uns entschädigen. Der Kutscher, ein hellbrauner, verwahrloster Kerl im Fes, versichert, der große Wasserfall des Atlasgebirges lohne jede Mühe. Und da es keinen Baedeker gibt und man doch nichts versäumen will, willigen wir in die Fahrt.

Nach einer halben Stunde bleibt der Wagen stehen.

„Was gibt's?"

»Nous y sommes!«

„Beim Wasserfall? Wo ist er denn?"

Der würdige Mohammedaner weist mit großartiger Gebärde auf einen zwirnsdünnen Wasserstrahl, der sich über die steile Mooswand der sogenannten „Schlucht", herabschlängelt und unten unsichtbar in der Luft versprüht. Ich ärgere mich beinahe. Doch da entdecke ich, daß der Araber diesmal wirklich begeistert ist. Für ihn ist dieser ununterbrochene Wasserfaden ein leibhaftiges Naturwunder und da erscheint er auch mir in anderem Lichte, der „große Wasserfall" im Atlasgebirge.

Wieder ein anderes Bild. Diesmal ist es die Bibel, die sich vor uns auftut, da wir am nächsten Tage über eine in Serpentinen bis zum 2000 Meter hohen Djebel Djurdjura ansteigende Kunststraße, die 30.000 französische Soldaten in 14 Tagen erbaut haben, in die Kabylie hineinfahren. Unendlich eigenartig und pittoresk ist das Gebiet, das die Kabylen bewohnen. Das reißende Schmelzwasser des ewigen Schnees auf dem Hochgebirgskamm hat tiefe Furchen in das Land gerissen, ehe es in die großen Ströme mündete, die hier im Winter die breiten Haupttäler durchfließen. Jetzt ist unten alles ausgetrocknet, versandet und dürr, die durch die Schluchten entstandenen Hügel aber sind von märchenhafter Vegetation überwuchert. Feigenalleen und Kaktushecken wechseln mit früchteübersäten Ölbäumen, an deren starken Ästen sich armdicke Rebenstöcke mit taubeneigroßen Beeren viele Meter hoch emporranken; Äpfel und Birnen von unwahrscheinlichem Umfang, die für eine ganze Mahlzeit genügten, schimmern durch das sich verschlingende Laub, Korkeichen und der wilde Mastixbaum vermischen ihre hier immer grünenden Blätter, und es sieht aus, als hätte der Sommer seine lebenspendenden Kräfte mit den herben des Winters vereint, um einen unendlichen Frühling hervorzurufen. Die Straße windet sich um die Hügel herum, zum Fort National empor, das 1000 Meter hoch und ganz frei auf einer Bergspitze liegt; als Zufluchtsort für die im Lande verstreuten Europäer im Falle einer neuerlichen Empörung der Eingeborenen. Denn es ist ein stolzes, unabhängiges Volk, das von den alten Berbern, den Ureinwohnern des Landes, abstammt und am allerhartnäckigsten gegen die fremden Eroberer kämpfte. Aus Gründen der Notwehr sind ihre Dörfchen auf die Hügelspitzen hinaufgekrochen und, wie die Küken um die Henne, drängen sich die kleinen Häuschen auf den malerischen Gipfeln um ihre minarettgeschmückte, winzige, armselige Moschee.

Auf dieser Straße mit dem unvergleichlichen landschaftlichen Zauber ziehen nun die biblischen Gestalten mit ihren alttestamentarischen Gesichtern unaufhörlich an uns vorüber.

Auf ihren kleinen widerspenstigen Eselein reiten sie durch den zollhohen Staub, oft zwei Männer auf einem mageren Langohr. Ein grauweißes, ärmelloses Hemd aus Sackleinwand, das über der Brust offen steht und die mattbraunen, hageren Beine bis übers Knie bloß läßt, ist ihre einzige Kleidung. Ein breitkrempiger, spitziger, von der glühenden Sonne gebräunter Panamahut sitzt auf dem Kopfe oder hängt über dem Rücken und mit dem knorrigen Ast in der Rechten treiben sie ohne Unterlaß das störrische Grautier an. Die Kabylen passen überraschend gut in ihre Landschaft, sie wirken wie die künstlerisch abgetönte Staffage zu einem Rembrandtbild. Aber sie wollen nicht als solche genommen werden. Für das Malerische ihres Aussehens haben sie wenig Verständnis. Weil sie „schlecht gekleidet" sind, weichen sie meiner Kamera aus und nicht einmal der sonst so beliebte Bakschisch vermag sie von ihrer Weigerung abzubringen. Im übrigen kommen sie uns viel herzlicher und offener entgegen, als die kriecherischen, hinterlistigen Araber, weil ihr Hauptthaß diesen gilt. Die verabscheuen sie nämlich als ihre ersten Verdränger aus angestammtem Lande; es ist ja eine alte Geschichte, daß man den um ein wenig besser gestellten Nachbar inbrünstiger beneidet als irgend einen unbekannten Krösus. Trotz gemeinsamer Schrift und Religion würde nie ein Kabyle eine Araberin freien. Die Kabylin ist jener bedeutend überlegen, sie geht unverhüllten Gesichtes aus, wenn sie von ihrem hochgelegenen Dörfchen herabsteigen muß, um Wasser zu holen, während die Araberin entweder überhaupt nicht oder nur in dichte Schleier gehüllt aus dem Hause darf. Die Kabylin duldet auch nicht wie jene, daß der Gatte Nebenfrauen freit, und beteiligt sich sogar an der hier noch mehr als in Korsika üblichen Vendetta, die den Verurteilten so lange unerbittlich verfolgt, bis der tödliche Streich ihn getroffen hat.

Ein kleiner Kabylenjunge führt uns durch sein Heimatdorf Agonni Hamed, das von dem Stamme der Benni Jenni bewohnt wird. Armut ist der Tenor seiner in gutem Französisch vorgebrachten Erklärungen. Und der Augenschein vertieft noch den Eindruck seiner Worte. Diese ungeheuerliche Armut, diese herzergreifende Anspruchslosigkeit sind fast zu groß, um von einem Europäer erfaßt zu werden. „Wenn man Arbeit findet", sagt der Junge in dem alltäglichen Ton, in dem man etwas ganz Selbstverständliches erzählt, „dann verdient man pro Tag einen Sou. Wenn man keine bekommt — dann ißt man eben einmal nichts."

Von weitem gesehen, gibt's wohl kaum etwas pittoreskeres, als diese hüttenbesetzten Hügelspitzen, die sich wirkungsvoll vom schneebedeckten Djurdjura abheben; klimmt man aber den steilen Pfad zu einer der mit Kaktus umfriedeten Ansiedlungen hinauf, so findet man hier denselben jammervollen Schmutz wie in allen Araberdörfern. In der Mitte der bambusgedeckten, erdgebackenen Häuschen stehen zwei große, aus Stein gehauene Urnen, die das Öl und die Feigen für den Winter enthalten. Sie teilen den fensterlosen, niedrigen Raum in zwei Hälften, in einen etwas tiefergelegten, für das Vieh bestimmten und einen mit einem Lehmboden versehenen, für die Familie. Ein an der Wand angebrachter Behälter ist für das wenige Getreide bestimmt, das ein Hausvater sein Eigen nennen kann und aus dem das landesübliche Gericht: Couscous, eine Art Polenta, bereitet wird. In diesen stallartigen Wohnstätten leben hungernde, halbnackte Menschen, — wie fast alle Einwohner dieses lichtdurchfluteten Erdteiles meist im Finstern — die im Gegensatz zu dem Fatalismus der Araber den Wunsch haben, den fremden Eroberern so viel als möglich abzugucken, und deren Kinder einen enormen von Fleiß

und Intelligenz unterstützten Lerneifer zeigen. Dreitausend Schulen gibt es in diesem Berglande, einfache, weißgetünchte Kalkhäuschen, in denen je ein französisches Ehepaar wohnt, auch in meilenweit vom Fort National entfernten, nur auf Eseln erreichbaren Dörfchen, und so ist begründete Hoffnung vorhanden, daß diese bläulichbleichen, hungrigen Kindergesichter bald bessere Tage sehen werden.

In Tizzi-Ouzou, wo wir übernachten, gibt's zum Fünfuhrzug des Morgens kein Extrafuhrwerk für uns. Ich muß in die schreckliche, von lauter Eingeborenen besetzte Diligence steigen, die wie ein Gefängniswagen aussieht. Kaum aber sitze ich unter den Kabylen, spricht mich auch schon mein Nachbar in tadellosem Französisch an. Das anfängliche Unbehagen weicht bald einer stetig wachsenden Bewunderung für den Afrikaner, der, wie er mir erzählt, als Wanderlehrer von Ort zu Ort zieht, um seine Stammesbrüder im Französischen zu unterrichten. Er hat ein schönes, intelligentes, mattgelbes Gesicht, das bis auf einen Schnurrbart tadellos rasiert ist, und ein lebhaftes, klarblickendes Auge. Das zweite ist von der schrecklichen Landeskrankheit zerstört. Er ist wie ein vornehmer Araber gekleidet; unter dem weißen, malerisch gerafften Burnus trägt er eine graue, gestickte Weste und unter dieser zwei hemdartige Kutten, Haik und Gandura, die bis unters Knie reichen und ein Stückchen des wohlgebildeten Beines bloß lassen. Weiße Socken und schwarze Lederpantoffel, sowie ein aus dem seidenen Turban über den Hinterkopf fallendes Nackentuch und ein Gewehr vervollständigen die seltsame Tracht.

Er fragt mich im Laufe der Unterhaltung, ob ich über die Kabylie etwas schreiben werde und bittet mich, ihm den Aufsatz zu senden.

„Sie können ihn doch nicht lesen", wende ich ein.

„Nun ja," meint er sinnend, „hier gibt's allerdings keinen, der Deutsch versteht. Aber in Ägypten habe ich einen Freund, der kann ihn übersetzen. Und wenn Sie mir antworten wollen, würde ich Ihnen gerne von Zeit zu Zeit schreiben."

Dieser Antrag paßte gerade recht in meine Märchenstimmung. Der weißumwallte Halbwilde, der mir eben noch Furcht einflößte, bietet mir in aller Form einen Briefwechsel an! Dabei schließt seine bescheidene Würde demütige Untertänigkeit ebenso aus wie zudringliche Kühnheit. Beleidigende, kecke Blicke von Männern europäischen Frauen gegenüber gibt es in diesem Lande überhaupt nicht, ausgenommen bei den allerhöchsten Würdenträgern, die von ihrem europäischen Umgang meist nur das Schlechte angenommen haben. Jedoch sind Ehen zwischen Mohammedanern und Christinnen nichts Seltenes. Jene betrachten jede solche Heirat als eine der ganzen Rasse widerfahrende Auszeichnung, trotzdem ihre Religion ihnen verbietet, am nicht rituellen Tisch eines Giaurs zu essen. Ein kabylisches Wort besagt: „Du darfst die Frau eines Christen lieben, aber nicht mit ihm speisen, du darfst hingegen an der Mahlzeit eines Juden teilnehmen, doch sein Weib nicht berühren." Der Jude gilt in der Kabylie für unrein. Mehr noch als in der ganzen Welt wird er hier verfolgt. In früheren Jahren noch geduldet, wenn er auch mit gesenkten Augen und links an einem Berber vorüberschreiten mußte, darf er sich jetzt gar nicht mehr blicken lassen, will er nicht Gefahr laufen, erschlagen zu werden.

In Konstantine hingegen, der großen Stadt an der Ostgrenze der Kabylie, finden sich sämtliche Völker Nordafrikas zusammen und da sieht man Araber und Berber, Beduinen und Juden, also Ackerbauer und Viehzüchter, Nomaden, Handwerker und Kaufleute reichlich vertreten und in dieses bunte Durcheinander von braunen Gesichtern und schneeigen

Mänteln mischen noch die eingeborenen Soldaten, die Turkos und Spahis, ihre farbigen Uniformen und die nur als eine Art Spaßmacher geduldeten Neger ihre schwarzen Wollschädel. Dreimal in der Woche hat Konstantine Feiertag. Am Freitag für die Mohammedaner, die aber nur um ein Uhr für eine Stunde, des „großen Gebets" halber, ihre Arbeit unterbrechen; am Samstag für die Juden, die festtäglich geputzt mit ihren Frauen, die weiße Hosen, schwarze Seidenjäckchen und spitze Goldmützen tragen, den ganzen Tag in der Synagoge sitzen; Sonntags endlich für die Christen, die hier aber im tiefsten Sinne des Wortes „Ungläubige" zu sein scheinen, weil Kirchen und Geistliche sehr kleine Nebenrollen spielen. Konstantine ist eine der merkwürdigsten, malerischesten Städte in Nordafrika. Auf der trapezförmigen Oberfläche eines riesigen, steilen Felsens erbaut, der gleich einer Halbinsel in die über 100 Meter tiefe, ihn von drei Seiten umschließende Rummelschlucht hineinragt, hängt diese natürliche Festung nur an einer einzigen, noch dazu unwegsamen Stelle mit dem Festlande zusammen, ist daher nur durch eine künstliche Brücke von drüben aus zugänglich. Die Sage, daß Konstantine achtzigmal belagert und neu erobert werden mußte, stammt wohl von dieser schier uneinnehmbaren Lage her. Man kann die Schlucht, die der reißende Rummel gegraben hat, tief unten auf einer eisernen Galerie durchschreiten, doch jetzt, wo das halb ausgetrocknete Flüßchen gar üble Gerüche ausatmet, gehört diese kellerartige Klamm nicht zu den vergnüglichsten Aufenthalten. Schöner ist eine Fahrt über die Landstraße auf dem jenseitigen Rande der ungeheuren Schlucht, die wie die meisten aussichtsreichen Straßen in Frankreich nach der Bezeichnung frei hinausgebauter Hausgesimse »la corniche« heißt. Sie führt bis zu dem überhängenden Felsen, über den einst die Araber die Ehebrecherinnen in den Rummel stürzten und von wo der letzte Souverän Bei Hadsch Achmed vor der Übergabe der Stadt an die Franzosen seine sämtlichen Gattinnen in den Abgrund schleuderte.

Im Judenviertel herrscht der Handel, im Araberviertel das Handwerk vor, während in den Basaren beide Rassen friedlich nebeneinander ihre Mitmenschen über das Ohr hauen, wobei vielleicht der Araber dem Juden noch den Rang abläuft. Die Juden erscheinen aber ihrem Äußeren nach als die weitaus höherstehende Rasse. Schlaue, wohlgebildete Gesichter mit geraden feinen Patriarchennasen und funkelnden Falkenaugen. Unter den Alten, mit ihren ehrwürdig herabwallenden, silbernen Bärten und den farbigen, um den Leib mit einem roten Tuch umgürteten Pluderhosen gemahnt manch einer an den Lessingschen Weisen. Viele der Frauen sind schön und gepflegt und nur die landesübliche Unförmigkeit der Gestalten beeinträchtigt die Wirkung ihrer neugierig spähenden, klugen und lebhaften Augen.

Der jüdische Trödelmarkt ist wieder die Verkörperung eines jener uralten Bilder, die im Kopfe jedes Gebildeten ihre Kopie lassen. Neu ist mir nur, daß er hier bis zu einer der heiligsten Moscheen reicht, in deren Hof unter einer ernsten Sykomore ein toter Marabu vom Paradiese träumt. Außen an dem schmiedeeisernen Tore selbst sind, wie zum Hohn auf die poetische Stimmung im Innern, alte Beinkleider und zerrissene Wäsche zum Wiederverkaufe aufgehängt. Die arabischen Händler hocken mit untergeschlagenen Beinen in ihren kleinen, ebenerdigen, nur zur Straße zu offenen Lädchen und haben ihre Waren so dicht rings um sich ausgebreitet, daß sie drübersteigen müssen, wollen sie ihren Platz verlassen. Meist aber sind die mohammedanischen Einwohner fleißige Arbeiter, die unermüdlich nähen, sticken, weben, hämmern und feilen. Wer nicht weiß, daß die ganze

Umgebung hier ihren Bedarf an Pantoffeln deckt, muß staunen über die unglaubliche Menge von Schustern, die viele Gassen weit Laden an Laden innehaben. Auch prachtvolles Riemenzeug, kunstvolle Goldstickereien werden hier verfertigt, tausende von weißen Burnussen und grauen Westen mit feinen Schnürchen ausgenäht. Niemals rasten tagsüber die fleißigen Hände, außer zur Stunde des Gebetes, wenn die Gläubigen auf den Ruf des Muezzin zur Moschee eilen, sich dort auf die geweihten Matten hocken und im Takt mit den Stirnen auf den Boden schlagen. Vor dem Tore aber sammeln sich um diese Zeit die bresthaften Bettler, deren es unzählige gibt. Das ist ein unvergeßlicher, abscheulicher Anblick. Eine Frau hat statt der Nase ein Loch mitten im Gesicht, dessen obere und untere Teile aber sittsam verhüllt sind. Ein Greis trägt ein Bruchstück eines menschlichen Körpers, das aber noch lebt, auf dem Rücken herbei. Blinde, Lahme und Krüppel wanken heran.

In Konstantine besuchen wir auch den Kerker der Eingeborenen. Zwei auf nackter Erde kauernde, zerlumpte, dunkelbraune Kerle, die im Loch stecken, weil sie ihre Frauen geprügelt haben, grinsen uns hinter Gitterstäben aus ihren feuchten modrigen unterirdischen Verließen an. Es scheint, daß die Frauen, die hier fast die Sklavinnen ihrer Gatten sind, von der Obrigkeit vor dem Totschlagen beschützt werden müssen. Man begegnet ihnen fast gar nicht auf der Straße, nur die ganz Alten gehen unter großen, schwarzen Schleiern aus, so daß sie wie wandelnde Graburnen aussehen. Aber offenbar — wie das Gefängnisbild zeigt — dürfen sie nicht immer auf den Minnelohn für ihre unmenschliche Absperrung von Luft und Licht und Leben hoffen und, so fremdartig sie auch aussehen, sie sind die einzigen orientalischen Bilder, die mir aus keinem Märchenbuch auferstanden scheinen. Es ist mir, als sei ihr Schicksal, mit dem europäischer Frauen verglichen, nicht gar so wunderlich, denn auch hier, wie überall, wird nur die ehrbare Frau vom Manne beherrscht, der sich auch hier, trotz aller Paschalaunen, der sonderbarerweise „ehrlos" genannten demütig unterwirft.

Die zeigen sich unverhüllten Gesichtes in ihrer eigenen Gasse, die nicht wie in Europa als verfehmt gilt, sondern von den Führern als eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten bezeichnet wird. Da sitzen sie, die »petites femmes«, in dem schmalen Treppengäßchen auf den Stufen, die zu ihren Haustoren führen, und sind weit entfernt davon, ihren Beruf als den untergeordnetsten aufzufassen. Sie sind meist tätowiert und bemalt, mit Münzen und Perlen behängt, phantastisch kostümiert und viel hübscher als die legitimen Frauen, die der Gatte als Katze im Sack kaufen muß. Widerlich sehen nur die Französinnen und Spanierinnen aus, die sich mit ihren auffrisirten, papierblumengeschmückten Haaren und lasterhaften Gesichtern unter sie mischen und förmlich unangenehm aus den Araberinnen herausstechen. Abends wird von den Mauresken der Danse de ventre, von den Spanierinnen die freche Quadrille ihrer Heimat getanzt. Natürlich gibt es hier, wie überall, alle Rangstufen unter den Priesterinnen der Liebe. Die schönste und berühmteste in ganz Algerien ist »la belle Fatma«, der übrigens seit Jahren auch europäische Edelleute und amerikanische Multimillionäre huldigen. Wie eine Königin beherrscht sie von ihrem Palast aus das ganze Land und lacht mitleidig und ein bißchen verächtlich über all die Tausende von Namenlosen, die im unerträglichsten Joche ziehen und sich schuhriegeln lassen, um als einzigen Lohn für die Entbehrungen eines ganzen Lebens die Berechtigung einzutauschen, bei der Nennung des verruchten Namens „Fatma" ihrerseits verächtlich lächeln

zu dürfen. Dieses Lächeln des Hochmuts der „Dienstmagd ohne Lohn“ für die bezahlte Geliebte ihres Gatten ist gewiß ebenso uralt, wie all die anderen Bilder hier. Es ist aber ewig jung geblieben und hat daher nichts zu schaffen mit den „Märchen aus tausend und einer Nacht“.

Karl Freiherr von Lemayer.

(Gestorben am 13. Mai 1906.)

Ein Gedenkblatt von Dr. Rudolf von Herrnritt.

Um Karl von Lemayer trauert eine gar große Gemeinde: das Parlament und die Staatsregierung, die nun einen weisen Berater vermissen, die Beamtenschaft, der Lemayer ein Muster höchster Auffassung ihrer Aufgaben war; die Wissenschaft, die einen begeisterten Schätzer und Förderer, die Kunst, die einen feinfühligen Pfleger verlor. Wenn wir in der kraftvollen Persönlichkeit Lemayers, gleich den großen Geistern der Renaissance die verschiedensten Seiten geistigen Lebens nebeneinander hochentwickelt vorfinden, so darf auch seiner dichterischen Versuche nicht ganz vergessen werden; nicht etwa, weil es sich hier um unvergängliche Werke der Poesie handelt — waren sie doch nur Früchte der seltenen Mußestunden des nie rastenden Mannes — sondern weil sich gerade in ihnen der Charakter ihres Schöpfers treu widerspiegelt. Es sind nicht rasch entstandene Kinder einer leichtbeflügelten Phantasie, sondern gedankenschwere, in langen Versen dahinströmende Reflexionen eines hohen Zielen zustrebenden Geistes. Und so war der ganze Mann: eine auf die Wirklichkeit gerichtete Verstandesnatur. Die Richtung auf das Positive war die dominierende Seite seines geistigen Lebens; tiefes Eindringen, scharfes Durchdringen jedes Tatbestandes war seine Arbeitsmethode, Kürze und Klarheit die Signatur seines Ausdrucks. Lemayer war deshalb auch kein hinreißender Redner, sein Wort, jeder Phrase abhold, war das sorgfältig ausgearbeitete Produkt steter Gedankenarbeit.

Diese Eigenschaften prädestinierten Lemayer vor allem für den Beruf des praktischen Juristen. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten tragen immer die Richtung auf die Bedürfnisse des wirklichen Lebens; abstrakte Spekulation lag ihm ferne. Daher sind vorzugsweise große Verwaltungsprobleme, organisatorische Arbeiten Gegenstand seiner Untersuchungen. Wie verstand er es, beispielsweise in seiner für die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 bestimmten Schrift über die Verwaltung der österreichischen Hochschulen, die Entwicklung weiter Zeiträume umfassend zu überblicken, die gegenwärtigen Ideen aus der Gedankenarbeit vergangener Zeiten zu erklären. Die genauere Betrachtung konkreter Erscheinungen des öffentlichen Lebens Österreichs ließ ihn, nach seinen eigenen Worten, erkennen, „daß sich deren Entwicklung nirgends von dem großen Gange der Geschichte entfernte, daß vielmehr in der Gestaltung derselben stets nur die partikuläre Darstellung allgemeiner historischer Prozesse zu erblicken ist.“ In diesem Sinne sind seine späteren Arbeiten, die bekannten „Apologetischen Studien“ sowie über „den Begriff des Rechtsschutzes im öffentlichen Rechte“, durch welche er seine große Schöpfung, den österreichischen Verwaltungsgerichtshof, nachträglich theoretisch begründete, Muster dogmengeschichtlicher und rechtsvergleichender Darstellung.

Allein die Lebensarbeit Lemayers lag in seiner amtlichen Wirksamkeit selbst. In der Zeit des wiedererwachten konstitutionellen Lebens in das Ministerium für Kultus und Unterricht berufen, in welchem die große Frage der Neuregelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sich vorbereitete, wußte er sich durch seine überragende Persönlichkeit schnell Geltung zu verschaffen, und wir sehen ihn alsbald als maßgebendsten Mitarbeiter Hasners und Stremayrs in rascher Folge von Stufe zu Stufe emporsteigen, als Seele des politischen Bestrebens „gewisse im Konkordate zum Teil der Kirche überlassene öffentliche Belange vollständig für die staatliche Gesetzgebung zurückzuerlangen". In diesem Kreise entstanden seine großen legislatorischen Arbeiten, so der bekannte Vortrag über die Aufhebung des Konkordates, mit welchem die Regierung die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas beantwortete, der berühmte Motivenbericht zum Gesetze vom Jahre 1874 über die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, jenes klassische Muster einer historisch-politischen Staatsschrift, wodurch sich Lemayer in die erste Reihe der Kirchenpolitiker stellte. Hier festigten sich aber auch seine freiheitlichen Grundsätze, die im Staate allein die letzte Quelle und den obersten Pfleger der öffentlichen Wohlfahrt erblickten, Grundsätze, denen er im Wandel der Zeiten bis zu seinem letzten Atemzuge treu blieb.

Es ist ein eigenes Verhängnis dieses reichen Lebens, daß sein Bestes, wie es in der stillen Amtsstube entstand, vorzüglich auch für diese bestimmt war. Nur wenigen st es beschieden, die reichen Schätze praktischer Erfahrung, die hier erliegen, unmittelbar kennen zu lernen. Wenn das Studium amtlicher Akten bekanntlich nur selten einen Genuß bietet, so bilden die von Lemayer bearbeiteten eine erfreuliche Ausnahme; sie wäen vermöge ihrer Gründlichkeit, Klarheit und Frische der Darstellung, die beste Schule für jeden Verwaltungsbeamten. Mit Staunen sieht man da, wie die schwierigsten Materien mit voller Sicherheit behandelt sind; so ist z. B. der bekannte Erlaß vom 14. Mai 1876 über das Administrativverfahren in der flüchtigen, so schwer leserlichen, dem raschen Gedankenfluge kaum nachkommenden Schrift, in *einem* Zuge, ohne jede Streichung entworfen. Wie Lemayer seine beste Kraft den amtlichen Pflichten widmete, stellte er auch an seine Beamten die höchsten Anforderungen. Als einer der ihm Untergebenen sich einst weigerte, einen ihm zugewiesenen italienischen Akt wegen mangelnder Kenntnis der Sprache zu bearbeiten, wies ihn Lemayer mit der charakteristischen Bemerkung zurück: „Ein gebildeter Mensch hat italienisch zu verstehen."

Trotz dieser hervorragenden Arbeiten war es Lemayer doch nur beschieden, in zweiter Linie als interner Berater der leitenden Staatsmänner zu stehen. Daraus mag sich ein gewisser Zug der Verbitterung im Wesen dieses sich seines Wertes voll bewußten Mannes erklären, der sehen mußte, wie jüngere, schmiegsamere Kräfte unter den geänderten politischen Verhältnissen in den Vordergrund des öffentlichen Lebens traten. Eine gewisse Härte, eine mitunter schroffe Vertretung politischer Grundsätze ist dieser Kampfnatur stets eigen gewesen und es ist nicht Lemayers geringster Ruhmestitel, daß er, unbekümmert um wechselnde Zeitströmungen und persönliche Vorteile, bei seinen Anschauungen verharrte, ja diese bis zum Äußersten verfocht. Erst in den letzten Jahren, als ein schweres Leiden bereits an seinem Leben zehrte, war die Strenge einer milderen Stimmung gewichen und der wohlwollende Grundzug seines Wesens, der den gesellschaftlichen Verkehr mit dieser mächtigen geistigen Individualität so anziehend ge-

staltete, trat auch in seinen amtlichen Funktionen stärker hervor. So war es geradezu rührend, wie der einst allgemein gefürchtete Prüfer als Vorsitzender der Staatsprüfungskommission die größten Überredungskünste anwendete, um bei der Kommission eine milde Beurteilung zweifelhafter Kandidaten durchzusetzen.

Seit dem Ausscheiden Lemayers aus dem Unterrichtsministerium in der Ära Taaffe gehörte seine Haupttätigkeit dem Verwaltungsgerichtshofe an, den er als treuer Mitarbeiter Ungers ins Leben gerufen hatte. Wenn dieser Gerichtshof trotz der seither erweiterten Tätigkeit in seinen Erkenntnissen nichts an Sachlichkeit und Tiefe einbüßte, vielmehr sich im Vertrauen der Staatsbürger festigte, ist dies nicht zum geringen Teil das Verdienst seines zweiten Präsidenten. Auch hier kamen die geistige Klarheit und das Talent Lemayers zur Leitung und zur Beherrschung schwieriger Fälle voll zur Geltung. Es wird gesagt, daß eine Beratung unter Lemayers Vorsitz ein wahrhaft ästhetischer Genuß gewesen sei. Jeder Weitschweifigkeit, jeder Zerflatterung der Argumentation abhold, ließ er, wie er selber sich ausdrückte, die Debatte „sich sättigen", dann faßte er die Gründe zusammen, klärte die Widersprüche und dirimierte, wenn erforderlich, mit der ihm eigenen geistigen Energie.

Bis zu den letzten Lebensstunden Lemayers, da schon die Fittiche des Todes ihn gestreift hatten, galt der Rest seiner Arbeitskraft den Berufspflichten. Der österreichischen Beamtenschaft, deren Ansehen Lemayers Leistung hochgehoben hat, wird er stets ein leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung sein; auch werden ihm alle, die von der reichen, geistigen Saat, die er ausstreute, ernten konnten, ein dankbares Andenken bewahren.

„Salome" in Graz.

Von Max Morold.

Nicht nur von dieser Stelle aus sind schon harte Hiebe gegen Richard Strauß geführt worden. Allerorten regt sich der Widerspruch gegen seine überhitzte und überspitzte Art, Musik zu machen, gegen das Gewaltsame und Erklügelte seiner Schöpfungen, in denen alle festen Formen und ruhigen Farben aufgelöst und verwischt sind, ohne daß uns in dem Schimmern und Gleißen, Stöhnen und Dröhnen der gesteigerten Mittel auch ein neuer, großer Zweck sichtbar würde, ohne daß uns der Atem einer starken, geistigen Persönlichkeit oder eines edlen, einsamen Herzens von einer hehren Melodie entgegengetragen würde. Gerade das bedeutendste Kennzeichen musikalischen Genies, die schöne, tiefe Eingebung, die mit innerer Notwendigkeit ein Unsägliches auszudrücken scheint, haben wir bei Strauß immer schmerzlich vermißt. Aber nie und nirgends ist verkannt worden, daß er ein staunenswürdiges Talent besitzt und über ein außerordentliches Können gebietet. Wenn dieses Können einmal mit dem rechten Wollen gepaart wird, wenn sein Talent sich einmal eines dichterischen Stoffes bemächtigt, der seiner Natur von selbst entgegenkommt, dann freilich muß es ein echtes Kunstwerk geben, dem mit prinzipiellen Einwendungen nicht mehr beizukommen ist. Und ein solches Werk hat Strauß — nach meinem Empfinden — nun endlich geschaffen. Die Oper „Salome" ist ihm aus der erregten Seele, nicht bloß aus dem rechnenden Kopf entsprungen. Strauß hat bewiesen, daß seine Art, so bedenklich sie sich im Verlauf der deutschen Musikgeschichte ausnimmt, individuell berechtigt ist.

Als jüngst Strauß vor der ersten Aufführung des Werkes in Graz, der ich anwohnte, beim Erscheinen am Dirigentenpult vom Orchester mit einem Tusch und vom Publikum mit Applaus begrüßt wurde, konnte ich mich eines ironischen Lächelns nicht erwehren. Denn nur ein skeptisches Zuwarten hätte meinen bangen Vorurteilen entsprochen. Hieß es doch sogar in den Lobeshymnen auf das Werk, die ich früher gelesen hatte, es sei die genialste „sinfonische Dichtung", die Strauß jemals geschrieben, eine „sinfonische Dichtung mit Singstimmen und dramatischer Szene" — also ein Unding, etwas Barbarisches, worüber Richard Wagner (siehe die Einleitung zu „Oper und Drama") unbarmherzig den Stab gebrochen hätte. Aber schon beim Aufgehen des Vorhanges, das hier beinahe gleichzeitig mit den ersten Takten des Orchesters erfolgt, schon da merkte ich, daß es keine willkürliche Reklamenotiz war, wenn von Strauß berichtet wurde, er habe eines Tages die Wildesche Dichtung aufgeschlagen und sei von den Anfangsworten gleich so gepackt worden, daß er sofort zu komponieren begann. Ich muß gestehen, daß der Komponist auch mich zu packen wußte mit diesem verblüffenden Losgehen auf die Sache, mit den schwärmerisch gesungenen Worten des syrischen Hauptmannes an der Schloßtreppe: „Wie schön ist die Prinzessin Salome heute nacht", mit dem unheimlich beklemmenden Festeslärm, der aus dem Innern des Schlosses ertönt, mit diesen hastig-nervösen Schritten, mit denen Strauß in eine fremde Welt, in eine seltsam-schwüle Handlung hineinschreitet und uns unwiderstehlich mit fortzieht. Als der Vorhang fiel, war der enthusiastische Beifall auch für mich etwas Notwendiges. Gewiß haben die Grazer sich „verpflichtet" gefühlt: sie hatten das Bewußtsein der „Sensation", sie wollten zeigen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden habe, und sie mußten in jedem Fall für die ungewöhnlich lebendige, temperamentvoll überzeugende Darstellung danken. Aber auch der Teil des einmütigen Beifalles, der einzig und allein von der ehrlichen Begeisterung für das Werk bedingt war, mußte Strauß mit der freudigsten Genugtuung erfüllen.

Das Werk hat keineswegs durch Einzelheiten gewirkt, durch jene vielbesprochenen Wunderkünste der Partitur, die beim Studium sich allerdings am meisten aufdrängen und so die Vermutung nähren, sie seien für Strauß das Wichtigste. Ich selbst habe häufig den Vorwurf gegen ihn erhoben, er sei kein Dramatiker, sondern schreibe wieder die alte Musikantenoper, nur nicht wie einst, für blonde und schwarze Singstimmen, sondern für sein ultraviolettes Orchester. Ich möchte ihn heute von diesem schweren Vorwurf feierlich lossprechen. Er ist zum mindesten ein starker Theatraliker; die Musik zur „Salome" übt gerade im Theater einen unmittelbaren Eindruck, von dem sich der Kenner der Partitur keine ausreichende Vorstellung macht. Dieser Eindruck löscht das Detail der musikalischen Arbeit sozusagen aus; er läßt uns nicht zum Bewußtsein dieser Arbeit kommen; trotzdem aber war sie in keinem Takte überflüssig, da sich bei näherer Prüfung herausstellt, daß doch nur sie jenen Eindruck hervorgerufen hat. So ist es ja auch bei Richard Wagner: der Riesenbau seiner Musik verschwindet für unser Bewußtsein völlig in der dramatischen Wirkung. Und es gibt kein höheres Lob für Richard Strauß als Nachfolger Richard Wagners, für den modernen Opernkomponisten Richard Strauß, als wenn wir bekennen müssen, daß wir, gebannt von den Vorgängen auf der Bühne, seiner Musik gar nicht mehr zu achten glaubten, daß wir nur ergriffen waren von dem grauenvoll-süßen Ge-

schicke der Prinzessin Salome, die sich zuerst nur dumpf und trübe heraussehnte aus der Öde und dem Unheil, die sie umlauerten, die dann von dem ersten heiligen Lichtstrahl ihres Lebens getroffen wurde, die aber, geblendet und verblendet, ihr Entzücken nur auf irdisch-törichte Weise zu bejahen wußte, die in ihrer wütenden Bejahung unverstandener Triebe mörderisch gegen sich selbst und das Heilige tobte, bis ihr vor dem blutigen Haupte des Propheten endlich das Geheimnis der Liebe aufging und sie begreifen durfte, daß die Liebe gewaltiger ist als der Tod — und wenn wir zugleich bekennen müssen, daß wir dieser Durchleuchtung ihres Innern doch nur durch den Musiker teilhaftig wurden, da wir sie von der Dichtung Oskar Wildes allein, ohne Musik, noch nie in gleichem Maße und so frei von aller Unnatur und „Perversität" empfangen haben.

Betrachtet man die musikalische Arbeit des Komponisten, so wird man über vieles den Kopf schütteln; und manchmal ist es schwer zu begreifen, daß bei der ruhelosen, mit verstimmender Absichtlichkeit auf das Ungewohnte und Unerhörte hinzielenden Technik dennoch die rechte Bühnenwirksamkeit und äußere Klarheit sich einstellen. Das Technische des Werkes scheint sich oft geradezu vom Drama zu entfernen, so vor allem die Behandlung der Singstimmen. Von Gesang läßt sich da kaum mehr sprechen. Strauß hat in der fieberhaften Erregung, mit der er diesmal ans Werk ging, die ihm vorliegende Übersetzung nur hie und da gekürzt, sonst aber wortgetreu beibehalten. Er hat die Prosa auch an Stellen, die nicht den geringsten musikalischen Schwung verraten, mit allen ihren Unebenheiten in Musik gesetzt und diese „Musik" ist denn auch so kehlenwidrig, daß Mime oder Beckmesser daneben den »bel canto« vertreten. Und doch kommen auf allen Höhenpunkten des Werkes auch die Singstimmen deutlich und wirksam zur Geltung. Ein heißer Strom geht durch das Ganze und tilgt das verstandesmäßig Konstruierte, das nun einmal einer jeden Straußschen Arbeit anhaftet. An Tonmalereien und Instrumentaleffekten leistet er zwar Unbeschreibliches, aber doch eher zu wenig als zu viel, denn unaufhaltsam drängt es ihn vorwärts und hindert ihn, bei Stellen zu verweilen, die, so verlockend sie für den musikalischen „Koloristen" wären, doch nicht zur Beseelung der Handlung beitragen. Wo es sich aber aus der Handlung rechtfertigt, da kargt er nicht mit den gewagtesten Ausdrucksmitteln. Und stets hat er den Erfolg für sich. Er verachtet die göttliche Harmonie, aber den verborgensten Klängen aller Instrumente hat er ihren sündigen Zauber abgelauscht und wenn er die entlegensten, feindlichsten Tonarten durcheinander mengt, empfindet das Ohr trotzdem Wohllaut oder eine wohltuende ästhetische Erschütterung.

Strauß hat sich durchaus nicht geändert; er ist noch immer kein bedeutender Erfinder und hat noch lange nicht die erhabene Schlichtheit der Unsterblichen. Wir bleiben gegen seine Verführungen gefeit. Wenn er den großartigsten Naturbildern mit gelungener Tonmalerei, den schwersten Seelenkämpfen mit instrumentaler Übertreibung, den tiefsten philosophischen Problemen mit kontrapunktischem Witz beizukommen sucht, so gewahren wir nicht so sehr die Geschicklichkeit der Mache als vielmehr das Leere und Ungenügende der künstlerischen Anschauung; wenn er ein mit einfacher Empfindung oder auch nur mit dürftiger Sentimentalität aufgefaßtes kleines Lied durch eine verrucht „pikante" Begleitung oder irgend eine seltsame Führung der Singstimme zum artistischen Kuriosum umschminkt, so vermag uns das über den Kern der Sache nicht zu täuschen; und wenn er aus allen seinen gefährlichen Tugenden und verderblichen Untugenden die sprühenden Garben der

„Feuersnot" bindet, bloß um sich selbst und — einen Begattungsakt zu beleuchten, so sagen wir ruhig: das ist geschmacklos. Aber in der „Salome" hat er endlich jene Einheit von Stoff und Form, von Inhalt und Ausdruck gefunden, die wir bei ihm vergebens suchten. Kaum irgend ein anderer deutscher Komponist würde just diesen Stoff geformt haben, der dem Gemüt so wenig zärtliche Nahrung gibt; aber auch keiner würde so wie er die Sinnlichkeit der Salome, die Lüsternheit des Herodes, die Verbuhltheit seines Hofes und das Schauerliche der Vorgänge in Musik verwandelt haben.

Auch das Weichliche seiner Ekstasen, die Annäherung seiner Melodie an den Charakter einer wagnerfreundlichen Salonmusik, sobald er uns rühren und erheben will, steht hier im glücklichsten Verhältnis zum Stoff. Wir erlangen dadurch die richtige Erkenntnis, daß die Prinzessin Salome bei all dem Außerordentlichen, das sie tut und leidet, doch kein ungewöhnliches Geschöpf ist, daß diese Fürstentochter, in einem andern Jahrhundert geboren, in einer anderen Umgebung aufgewachsen, ganz gut die Heldin eines Marlitt-Romanes sein könnte, den jeder lesen darf, der sich vor Wildes Dichtung bekreuzigt. So bringt er uns den Stoff näher, so mildert er das „sezessionistisch" Grelle der Dichtung und erhöht die schreckhaft aussehenden Masken Oskar Wildes zu allgemein verständlichen Typen. Das Orientalische und das Altertümliche des Stoffes und seiner Einkleidung wird bei ihm zur Nebensache. Gerade in dieser Hinsicht beweist der „Kolorist" Strauß eine auffallende Mäßigung. Er, der Raffinierte, war diesmal ein naiver Künstler: er war von seinem Stoffe beherrscht und wollte ihn los werden; er konnte dies gar nicht anders als in seiner Weise; und indem er frisch drauflos komponierte, jeder Takt Richard Strauß, hat er die Dichtung nicht verzehrt, sondern wiedergeboren und damit die Mission erfüllt, die dem Opernkomponisten nach Richard Wagner zukommt.

Habe ich nun hier von einem künstlerischen Erlebnis berichtet, so wäre es undankbar und ungerecht, wollte ich nicht zum Schlusse feststellen, daß seine Stärke auch durch die Vollkommenheit der Aufführung bedingt war. Was die Grazer Bühne geleistet hat, ist vielleicht noch höher zu bewerten als das Werk. Aus dem mit feinstem Verständnis geschulten Ensemble, für das es keine Schwierigkeit zu geben schien, ragte Jenny Korb als Salome bedeutsam hervor; ihr Tanz mit den sieben Schleiern vor Herodes war eine Sehenswürdigkeit, ein Drama für sich. Das 90 Mann starke Orchester spielte glänzend. Richard Strauß wird selten besser aufgeführt. Bleibt in dem Becher unserer Freuden nur der bittere Tropfen zurück, daß eine solche Anspannung aller Kräfte, eine so hingebungsvolle Arbeit für andere, nicht so Aufsehen erregende Werke von minder berühmten und minder anspruchsvollen Autoren in der Regel nicht geleistet wird und mancher edle Künstler umsonst nach ähnlicher Wirkung strebt, weil sie ihm eben nicht ermöglicht wird.

Epilog zu den olympischen Spielen.

Von Dr. Otto Herschmann.

Wenn der Amerikaner Irving Hancock in seinem interessanten Buch „Dschiu Dschitsu, die Quelle japanischer Kraft", das den Weg über die ganze zivilisierte Welt mit Windeseile zurücklegte, bemerkt, es habe die methodische körperliche Durchbildung die Japaner

zum stärksten, ausdauerndsten und glücklichsten Volke gemacht, so wird diese Behauptung manchen Menschen gewiß ein ironisches Lächeln abgewinnen. Es ist ja bekannt, daß selbst Männer von dem überragenden Genie eines Tolstoj in der intensiven Betätigung körperlicher Übungen eine fruchtlose Beschäftigung sehen, welche die Menschen an der glücklicheren Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten hindert; und daß Gelehrte die großartige Entfaltung des englisch-amerikanischen Sports als einen Auswuchs der Kultur betrachten, an dessen Eindämmung rechtzeitig zu erinnern sie für notwendig halten.

Da die Mißerfolge Englands im Kriege mit den Buren dort Bestürzung, hier Befriedigung hervorriefen, glaubte der englische Dichter Rudyard Kipling für diese Inferiorität keine andere Begründung finden zu können, als den Umstand, daß seine Landsleute infolge der allzu großen Sportwut die harmonische, disziplinäre Durchbildung der Truppen versäumt und in ihrer Rekordsucht des schöneren Zieles der gleichmäßigen Massenausbildung vergessen hätten. Nunmehr jedoch, wo die Waffenerfolge Japans die Bewohner des Westens in berechtigtes Erstaunen versetzt haben, wo das aufmerksame Europa sich über die körperlichen und geistigen Kräfte der östlichen Zivilisation zu orientieren beginnt, um jene Welt kennen zu lernen, deren erstes kraftvolles Einsetzen gegenüber europäischer Kultur energisch genug war, tritt die Lehre von der harmonischen Durchbildung, in unserem Vaterlande noch nicht genugsam gewürdigt, scharf in den Vordergrund.

Darum war es ein ungemein glücklicher Gedanke des französischen Barons Pierre de Conbertin, die alten griechischen Wettspiele in moderner Gestaltung wieder aufleben zu lassen. Sie sollten in ihrer großartigen Form, in ihrer kosmopolitischen Tendenz ein beredtes Zeugnis von der körperlichen Entwicklung der Jugend aller zivilisierten Nationen geben, sie sollten ein Wettkampf wohltrainierter vaterländischer Kräfte und nicht zuletzt eine hervorragende Propaganda des Friedens sein, zu deren Betätigung die Einladung an die gesamte Kulturwelt erging. Baron Conbertin, der mit einer Beredsamkeit sondergleichen an die Sportkreise aller Staaten appellierte, hatte viel Glück mit seiner Anregung. Als vor zehn Jahren Athen den Athleten die gastlichen Tore öffnete, strömten tüchtige, körperlich gewandte Jünglinge von allen Seiten zu und der klassische Boden, auf welchem das geschäftige Volk der Griechen mit Hilfe reicher Sportfreunde das moderne Stadion erbaut hatte, sah die Freude von so vielen Tausenden begeisterter Zuschauer, sah die unvergleichliche Begeisterung der Epigonen des Temistokles und Miltiades, als einer der Ihrigen vom Marathonlaufe als Sieger heimkehrte. Dann kam die unglückliche Idee, die olympischen Spiele alle vier Jahre in einer anderen Metropole zu veranstalten. Aber die Spiele in Paris und in St. Louis giengen glanzlos vorüber; im Trubel der alles verschlingenden Weltausstellungen, schlecht organisiert und über endlose Zeitläufte verteilt, in chauwinistischer Weise zu gunsten der Landsleute ausgebeutet, waren sie kaum mehr ein schwacher Abglanz dessen, was das griechische Stadion den Sportleuten geboten hatte.

Inmitten dieses unhaltbaren Zustandes entschlossen sich die wackeren Athener zu einer energischen Tat. Sie ließen das olympische Komitee, das den Gedanken, alle Großstaaten jeweils mit olympischen Spielen zu beglücken, nicht fallen lassen wollte, einfach links liegen, und luden, gerade zehn Jahre nach der Wiedergeburt der klassischen Spiele, die Nationen zum zweiten Male nach Athen. Dem gastlichen Rufe folgte die zehnfache Zahl derer, die einst als Wettkämpfer in Griechenland erschienen waren.

In diesen zehn Jahren hat die Menschheit, so weit sie sich mit der methodischen Durchbildung des Körpers beschäftigt, einen gewaltigen Schritt nach vorwärts getan. In den Leistungen der jugendlichen Repräsentanten heimischen Sportes spiegelt sich weit mehr als die individuelle Körperkraft einzelner Auserwählter wieder; sie sind dem prüfenden Auge des Kulturhistorikers gewichtige Dokumente nationalen Emporstrebens und kultureller Fähigkeiten, ja, sie sind in weiterer Folge die Grundlage zur Messung der allgemeinen Kapazität jener Staaten, welche an diesem Wettkampfe teilnehmen. Sie zeigen die Vorliebe und das Temperament der einen, die Disziplin und den Ernst der anderen, sie zeigen Zerfahrenheit oder Gleichgültigkeit, die Massendurchbildung und den Zug ins Allgemeine hier, die Tendenz zur Individualisierung und die Freude an der Höchstleistung dort. In diesem Sinne sind ihre Ergebnisse dem Statistiker und dem Psychologen ein wertvoller Beitrag, sind sie weit mehr als nur Stoff für ärmlich anmutende Berichte von Sportjournalisten.

Unzweifelhaft ist der Sport ein Zeichen von Kultur, seine Bedeutung steht in geradem Verhältnis zur Höhe der Zivilisation eines Volkes, die Art seiner Betätigung aber kennzeichnet, wie ich eben erwähnte, den Charakter der Nation. Darum fehlten unter den Repräsentanten des Sportes in Athen diejenigen Staaten, in welchen geistige Knechtung und wirtschaftliche Schwäche ein Emporblühen verhindern. Es fehlten die Russen und die Spanier, es fehlten die kleinen nördlichen Balkanstaaten fast vollständig. Achtunggebietend und überragend traten die Amerikaner und Engländer auf den Spielplan. In der leichten Athletik, in der Betätigung jenes Sportes, der dem praktischen Leben am ähnlichsten ist führen sie mit unendlichem Vorsprunge. Ihr Sinn geht auf die Individualisierung des Sportes, sie freuen sich an der Höchstleistung; der Massendrill und die Ästhetik der körperlichen Übung sind ihnen gleichgültig. Sie siegen im Laufen und Springen wie sie wollen, und lassen das Turnen und die schwere Athletik abseits liegen. Ihnen am ähnlichsten und nach ihnen die tüchtigsten in Einzelleistungen sind die Franzosen. Ausgezeichnete leichte Athleten, pflegen sie noch das mühsame Training des Radfahrens, sie senden die besten Fleuret- und Degenfechter und kämpfen im Lawn-Tennis in gleicher Front mit den Angelsachsen. An diese leichte, schnellfüßige Truppe reiht sich die ernste, machtvolle Schar der nordischen Athleten. Muster disziplinärer Durchbildung, Glanzparaden ebenmäßig durchgebildeter Frauen- und Männerkörper, dem Winke des Führers, wie viele kleine Maschinen prompt gehorchend, sind sie eine zur vollkommenen Einheit wohlerzogene Masse, die in ihrer imponierenden Schulung dem Zuschauer das höchste Lob abringt. Aus dieser einheitlichen Schöpfung heraus holt sich der Trainer die Tüchtigsten für den Kampf in den leichtathletischen Sportzweigen. Glänzende Läufer, Diskus- und Speerwerfer, Stabspringer stellt er uns vor; aber auf Kommando treten sie in die Reihen der übrigen wieder zurück und verschwinden bescheiden inmitten der Gesamtvorführung. Hier tritt der Staat in offizieller Form als der Teilnehmer an den olympischen Spielen auf, er entsendet Offiziere als Delegierte nach Athen, die in voller Paradeuniform die Gesamtübungen ihrer Riegen leiten und als Preisrichter im Stadion wie auch bei festlichen Empfängen erscheinen. Die nordischen Völker, die der Welt einen Ibsen und einen Björnson schenkten, sind heute die Träger des Gedankens vernünftiger Leibeszucht. An ihrer Hygiene und ihrem Sporte mögen sich die übrigen ein Beispiel nehmen.

Die Herren aus dem Deutschen Reiche können sich, so glanzvoll auch ihre turnerische Vergangenheit ist, mit ihnen nicht messen. Freilich in turnerischen Einzelleistungen, zumal am Reck und Barren, sind sie allen anderen turmhoch überlegen; sie sind auch in der schwierigsten Übung noch immer vollendete Ästhetiker, aber ihre Gesamtvorführungen standen weit hinter jenen der Norweger und Dänen zurück und in der leichten Athletik sind sie so wenig bedeutend wie wir Österreicher. Dagegen bewahrten sie im Tremplinspringen den alten Ruf ihrer Fähigkeiten und verloren selbst im Springen aus schwindelnder Höhe, so ungewohnt es ihnen auch war, nicht die klassische Form des fliegenden Körpers, indes die Schweden in vielfachen schwierigen Luftevolutionen die Lage ihrer Beine und Arme beim Eintauchen ins Wasser nicht mehr beherrschen konnten. Daß die Deutschen in Kasimir den besten Fechter, den die olympischen Spiele sahen, stellen konnten, sei ihnen gewiß recht hoch angerechnet, zumal diese moderne Kunst in ihren Landen noch jung und wenig gepflegt ist. Italien hat uns mit seinen Turnern eine überaus angenehme Überraschung gebracht. Im Riegenturnen an den Geräten haben die Italiener Vorzügliches geleistet. Es fehlt ihnen noch die freie, schöne Haltung, wodurch sich die Nordländer auszeichneten, und deren wohldurchdachte Art der Freiübungen; aber schwierig und exakt bis ins kleinste Detail sind ihre Arbeiten an den Geräten und würden sie auf den theatralischen Effekt gewisser Bewegungen und Gesten verzichten, dann wären sie rasch an der Seite derer, denen wir in turnerischer Beziehung das höchste Lob gespendet haben.

Mit wenig einheitlichen Gefühlen wende ich mich nun meinen engeren Landsleuten zu. An ihnen gibt es manches zu loben und vieles zu tadeln. Im Stadion selbst war ihnen ein wahrhaft klassischer Erfolg nicht beschieden. Sie siegten wohl mit Steinbach in der schweren Athletik, mit Watzl im Ringen. Dort aber, wo der achtunggebietende Sport, wo Hygiene und Schönheit regieren, waren sie nirgends. Sie stellten keine Turner und ihre leichten Athleten waren Stümper im Vergleiche zu den Amerikanern, Schweden, Franzosen und anderen. Gewichtheben und Ringen aber, in denen wir allerdings Erstklassiges leisteten, sind minderwertige Sportzweige im Vergleiche zum Turnen und der leichten Athletik. Sie sind unhygienischer und unästhetischer als diese, aber erbgesessen wie sie nun einmal in unseren Landen sind, werden sie nicht so schnell der vernünftigeren Leibeszucht weichen. Dennoch wage ich es an dieser Stelle den begeisterten Schwergewichtsathleten wieder einmal zu sagen, daß sie es versuchen mögen, den Weg von den massigen Gewichten zum leichten Diskus, zum Hammer und Speer zu finden. Daß wir im Schwimmen mit Scheff einen glanzvollen Sieg, mit Satzinger im Tremplinspringen einen achtbaren Erfolg davontrugen, ist tausendmal mehr wert als das ganze Geschrei, das sich im Stadion an die schwere Athletik knüpfte. Hier liegen die starken Wurzeln unserer Kraft und deshalb brauchen wir uns unserer Expedition nach Athen nicht zu schämen. Und, was wir lernen mögen von dieser Expedition, ist, daß Disziplin und Strammheit die ersten Tugenden einer Gesellschaft sind, die im Auslande sportlich zu repräsentieren hat, daß es einen Führer geben und daß man ihm gehorchen muß. Auch verstehen und verzeihen muß man lernen und den Wert der Gastfreundschaft muß man zu schätzen wissen.

Diese Gastfreundschaft — ich weiß nicht, ob sie von unseren Leuten ganz begriffen wurde. Ich habe bloß Berichte gelesen, in denen das Volk der Griechen Tadel zu hören bekam. Die glänzende Administration der Spiele, die prompte Erledigung tausendfacher Wünsche, die charmante Nachsicht gegenüber leichtsinnigen Jünglingsstreichen, wo fand sie ge-

bührende Anerkennung? Die intensive Teilnahme des königlichen Hauses, die Anteilnahme des Königs selbst, die Betätigung der Prinzen in der Jury und in der Organisation verdienen vollstes Lob. Ihre vermittelnde Tätigkeit im Kampfe zwischen dem unvernünftigen Willen der Menge und der Gerechtigkeit war in einigen Fällen geradezu rührend, und nur Unwissenheit oder Bosheit kann ihnen Parteilichkeit zu gunsten ihrer Landsleute zum Vorwurf machen.

Die Wiener Sportleute haben Dank der aufopfernden Mühe des verehrungswürdigen Grafen Hans Wilczek sen. das Glück gehabt, einem Schauspiel anzuwohnen und dabei mitzuwirken, wie es die Welt bisher nicht sah und vielleicht niemals wieder sehen wird. Was Unliebsames dabei war, Ungerechtes und Kränkendes, das mögen sie vergessen. Noch klingt uns der Jubel in den Ohren, der den Siegern entgegenschallte, wenn sie vom Könige den Ölzweig in Empfang nahmen. Daß unseren Sportsleuten solcher Jubel das nächstemal am häufigsten gelte, sei ihre einzige Sorge.

Wirklichkeit.

Von Camill Hoffmann.

Wär' alles nur ein Spiel
Wie loser Silben Klang,
Was grämtest du dich viel,
Mein Herz, die Tage lang?

Der Firne Silberschnee,
Des Sommers schweres Tal,
Die Segel auf der See,
Der Städte Bacchanal

Und deine Sehnsucht gar —
Das kann nicht nur ein Lied
Sein, das ein Traum gebar
Und das im Traum entflieht.

Du fühlst es, noch verzückt
In deiner tiefsten Not,
Die Welt, die dich beglückt,
Ist wahr so wie der Tod.

Chronik.

Gesetzgebung und Rechtspflege.*

Unsere pessimistische Vorhersage, daß der sterbende Reichsrat nicht mehr Zeit und Kraft finden werde, die wichtigeren Gesetzentwürfe zu verabschieden, wurde glücklicherweise Lügen gestraft. Wir haben sowohl ein Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung als ein Scheckgesetz erhalten.

Von den Entwürfen, die heute zur Beratung vorliegen, ist in mehr als einer Beziehung der eines Gesetzes, betreffend den Schutz gegen unlauteren Wettbewerb, der interessanteste. Er trat an die Stelle der im Jahre 1901 eingebrachten Regierungsvorlage und umfaßt gleich dieser Bestimmungen gegen wahrheitswidrige Anpreisungen, gegen die Anmaßung und den Mißbrauch von Unternehmenskennzeichen und die Herbeiführung von Verwechslungen im geschäftlichen Verkehr, gegen die Herabsetzung geschäftlicher Unternehmungen, gegen den Verrat und andere Verletzungen von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen. Auch das sogenannte Gutscheinsystem wird so wie damals abgehandelt nebst der Anmaßung von Auszeichnungen und Vorrechten und es werden Vorschriften über die Bezeichnung von bestimmten Waren nach Menge, Beschaffenheit oder örtlicher Herkunft in die Befugnisgewalt der Verwaltung gestellt. Einige Abänderungen der Gewerbeordnung über die Namensführung und äußere Bezeichnung von Unternehmungen treten hinzu.

Zwischen den beiden Gesetzentwürfen liegt eine ganze Fülle von Gutachten sowohl der Advokaten-, Handels- und Gewerbekammern als auch einzelner hervorragender Praktiker und Theoretiker aus Österreich und aus Deuschland. Gerade diese Masse der Informationen mag es verschuldet haben, daß der Entwurf an einer übertriebenen Kasuistik in einer schwer verständlichen Sprache leidet. Unsere Generation mit ihrer Hast ist nicht dazu bereit, Satzungetüme mit drei und mehr eingeschachtelten Relativsätzen, die noch dazu alle mit „welcher", „welche", „welches" beginnen, weil man offenbar „der", „die", „das" nicht für hoffähig hält, zur Richtschnur ihres Handelns nehmen zu wollen. Vollkommene sprachliche Umgestaltung des Entwurfes ist eine gebieterische Forderung, nicht nur damit er für weitere Kreise gemeinverständlich werde, sondern damit auch die zur Handhabung berufenen Juristen nicht allzu große, überflüssige Schwierigkeiten haben.

In der Sache selbst aber ist gegenüber dem früheren Entwurf der unseres Erachtens große Fortschritt zu verzeichnen, daß eine Generalklausel aufgenommen wurde, während die Regierung im Jahre 1901 aus allerdings beachtenswerten Motiven eine solche allgemeine Klausel abgelehnt hat, weil sie bei der Neuheit der Sache und bei den scharfen Gegensätzen in der Bevölkerung den Richter auf festumschriebene Tatbestände weisen wollte; um nicht eine willkürliche und in den verschiedenen Ländern ungleiche Beeinträchtigung der freien Konkurrenz herbeizuführen, hat der derzeitige Entwurf aus überwiegenden Gründen eine solche allgemeine Bestimmung aufgenommen. Ihre Fassung könnte wohl noch etwas enger lauten; denn, wenn es heißt, daß als unlauterer Wettbewerb auch jede bei dem Betrieb eines geschäftlichen Unternehmens vorgenommene Handlung anzusehen ist, die gegen die guten Sitten gröblich verstößt und geeignet ist, den geschäftlichen Absatz oder sonst den Geschäftsbetrieb eines oder mehrerer Mitbewerber zu beeinträchtigen, so bleibt der Ausdruck „gute Sitten" ein zu vieldeutiger für die so buntfarbige Lebensanschauung der österreichischen Völker. Immerhin ist die Textierung eine Nebenfrage. Wenn man die oft mit Recht hervorgehobene proteusartige Natur der Kniffe und Ränke des Mitbewerbers bedenkt, so kommt man durch die Versagung eines allgemeinen Verbotes entweder zu dem Ergebnis, daß der Richter gegenüber den unter das Gesetz fallenden ganz analogen Tatbeständen die Waffen strecken muß oder daß er ohne gesetzlichen Wegweiser, vollständig souverän, wie das ja in der heutigen Strömung der Interessenabwägung gerade gelegen ist, alles dasjenige unter den unlauteren Wettbewerb zieht, was ihm unterdrückenswert scheint. Bedenkt man, daß fast das ganze französische Recht in Bezug auf die concurrence déloyale mit Ausnahme der strafrechtlichen Bestimmungen und des Verbots des Gebrauches von Medaillen u. s. w. ein richterliches ist, das in Anlehnung an den allgemeinen Schadenersatzparagraphen des Code civil geschaffen wurde, bedenkt man ferner, daß das deutsche bürgerliche Gesetzbuch in einigen seiner Bestimmungen den Mangel einer clausula generalis im deutschen Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb ersetzt, so kann man es nicht billigen, wenn gerade auf diesem Gebiet der Richter an eine, wenn auch noch so weit getriebene, ihrer Natur nach doch niemals erschöpfende Kasuistik gefesselt wird. Es mag übrigens bemerkt werden, daß die Äußerung in der Begründung, es dürfe die Generalklausel bei den einzelnen, genau bezeichneten Tatbeständen nicht zur Anwendung kommen, durch

* Vergl. Bd. V, Heft 63 der „Österr. Rundschau".

die derzeitige Fassung des Entwurfes überholt ist, weil der Entwurf sowohl in bezug auf die Verwechslungen im geschäftlichen Verkehr als auf den Verrat der Geschäftsgeheimnisse auch Generalklauseln enthält.

Merkwürdig ist es, daß bei der Exemplifizierung jener Fälle des unlauteren Wettbewerbs, die durch eine allgemeine Klausel getroffen werden sollen, während sie heute unverboten und ungeahndet bleiben, das breiteste Gebiet, auf dem sich seit der fortschreitenden Munizipalisierung großer Betriebe der illoyale Mitbewerb bewegt, von niemand erwähnt wurde. Wir meinen die Konkurrenz, die von den öffentlichen Körperschaften für ihre geschäftlichen Unternehmungen gegen ihre Mitbewerber durch Gewährung von Vorteilen, die in den Machtbereichen der Gemeinde, des Landes, des Staates liegt oder auch durch Versagung von Konzessionen und Berechtigungen im Rahmen des freien Ermessens getrieben wird. Die Darstellung dieses Kampfes muß einmal vorerst historisch und pragmatisch gegeben werden, um die Verwüstungen des Rechtsgefühls und die Zerstörung wirtschaftlicher Güter als Folgen unlauteren Wettbewerbes durch Mißbrauch der Verordnungs- und Befehlsgewalt würdigen zu können.

Die zweite wesentlichste Änderung der jetzigen Vorlage ist, daß nicht, wie im ersten Gesetzentwurf, nur die wahrheitswidrige Anpreisung, sondern auch die Herabsetzung des Mitbewerbers und der Verrat der Geschäftsgeheimnisse unter strafgesetzliche Sanktion gestellt werden. Es läßt sich nicht verkennen, daß die vereinzelte Strafbestimmung des ersten Entwurfes weder systematisch noch legislativ haltbar war. Man hatte die Wahl, entweder die Strafbestimmungen, wie es von Lammasch, Pattai, Stooß und anderen empfohlen wurde, auszudehnen oder sie ganz abzuschaffen. Der Gedanke ist heute kein ketzerischer mehr, daß das Recht immer und überall ein stumpfes Werkzeug ist, daß es insbesondere die feinsten Tatbestände, die erst von den modernen Gesetzen über die Intellektualrechte überhaupt der richterlichen Beurteilung unterstellt wurden, nur in sehr unvollkommener Weise erfassen kann. Das gröbste und stumpfste Recht ist aber seiner Natur nach ohne jede Rücksicht auf die Person der Richter, die es verwalten, das Strafrecht. Denn es muß in einer großen Zahl von Fällen auf eine Entscheidung der Sache verzichten, da im freisprechenden Erkenntnis nicht sowohl eine sachliche Entscheidung der Rechtssache als vielmehr bloß eine Ablehnung einer positiven Entscheidung gelegen ist. Aber auch die Verurteilung läßt nicht etwa jene abwägenden Dosierungen zu, die das Zivilrecht an die Hand gibt. Dazu kommt, daß, wie das Strafrecht selbst, ganz entsprechend auch das Strafverfahren viel plumper und stumpfer ist als das Zivilrechtsverfahren. Es ist nirgends ein Ort zur schriftlichen Darlegung der auf diesen Gebieten oft so verwickelten und schwierigen Rechtsfragen, es gibt keine meritale Berufung und Überprüfung der Tat- und Rechtsfragen und endlich wird es bei der außerordentlichen Seltenheit der Markenschutz-, Patent- und Urheberrechtssachen nur an zwei oder drei Gerichtshöfen in ganz Österreich auch nur eine kleine Anzahl von Richtern geben, die Gelegenheit haben, sich mit diesen Materien vertraut zu machen. Wir haben es stets als einen vollständigen Irrweg angesehen, daß man so viele Tatbestände der Urheberrechtsverletzung, des Patent- und des Markenschutzeingriffs dem Strafrecht und den Strafgerichten unterstellt hat. Diese Erwägungen sind es, die uns einer strafrechtlichen Behandlung auch von Tatbeständen des unlauteren Wettbewerbs abgeneigt machen. Mit den zivilrechtlichen Mitteln der Untersagung, des Schadenersatzes, der in dem neuen Gesetzentwurf aufgenommenen Buße für Kränkung und persönliche Nachteile, der Veröffentlichung des Urteils kann man wohl jedem Schutz- und Reparationsbedürfnis entsprechen. Durch die Ausschließung der Verantwortlichkeit der nach allgemeinen Grundsätzen Mitschuldigen und Beschränkung der Strafverfolgung auf den Anstifter und den im eigenen Interesse handelnden Täter hat der Entwurf diesen Gesichtspunkt selbst für einen großen Kreis von Personen übrigens Rechnung getragen. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle in die Besprechung der Einzelheiten des Entwurfs einzutreten. Wir möchten nur sagen, daß die Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Presse und die Unterscheidung zwischen redaktionellen Notizen und Inseraten, die zivilprozessualen Bestimmungen, die eine Mehrheit von Prozessen vermeiden sollen, und ebenso die Paragraphen über das Verhältnis zum Ausland Verbesserungen bedeuten. Auch damit muß man einverstanden sein, daß das Bagatellverfahren ausgeschlossen bleibt, so daß also jede solche Entscheidung in Zivilsachen bis zum Obersten Gerichtshof gebracht werden kann. Noch besser wäre es gewesen, das vielfach ausgesprochene Verlangen zu erfüllen und für derartige Rechtsstreitigkeiten die Handelssenate als ausschließlich zuständig zu erklären. Die Konzentration der Rechtssachen besonderen Charakters an bestimmten Stellen bietet große Vorteile durch die höhere Gewähr für eine wirklich zutreffende Entscheidung und für eine gleichmäßige Rechtsprechung.

Da unsere Rechtsprechung unter der alten Gerichtsordnung die Kraft nicht gezeigt hat, um ein solches Schutzrecht wie in Frankreich

aus den Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches hervorzutreiben, während der noch kurzen Herrschaft der neuen Zivilprozeßordnung aber schon durch die Tatsache, daß die Entwürfe ein Spezialgesetz in Aussicht stellten, an einer solchen schöpferischen Betätigung gehindert war, so erscheint uns allerdings die möglichst rasche Herbeiführung der Wirksamkeit des Gesetzes für ein höchst anstrebenswertes Ziel. Wenn das Bedenken erhoben wird, daß unsere Richter nicht die nötige Lebenskenntnis haben, um eine Generalklausel ohne Schaden für die freie Betätigung des Wettbewerbes zu handhaben, so muß man doch daran erinnern, daß nirgends die Juristen eine so vielseitige Ausbildung an der Universität erhalten wie bei uns, daß insbesondere nirgends so umfassende Kollegien über Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft und Verwaltung gehört werden müssen. Damit allein ist freilich die Lebenskenntnis noch nicht erworben. Aber was der mindestens ebenso bureaukratische französische Richter, nur geleitet durch die hohe juristische Begabung der Franzosen und durch seinen Rechtlichkeitssinn geleistet hat, wird wenigstens in den westlichen Ländern der österreichische Richterstand in Auslegung ihm zur Richtschnur gegebener Gesetze zu erzielen wissen. Hat man denn niemals aus der Beobachtung, daß in Berlin, in Leipzig, in Heidelberg, in München, in Halle, in Breslau, in Greifswald, in Freiburg, in Göttingen und Basel aus den österreichischen Universitäten hervorgegangene Professoren lehren und zum Teil führen, darauf geschlossen, daß unsere Schulen, sowohl Gymnasien als auch Universitäten, den deutschen ebenbürtig sein müssen? Man darf also wohl annehmen, daß der Bildungsgang auch unserer Durchschnittsjuristen für die Bewältigung derartiger Aufgaben um so sicherer hinreichen wird, wenn die Streitsachen auf dem Gebiete der Immaterialgüter einer nicht zu großen Anzahl von Kausalrichtern bei den Handelssenaten zugewiesen werden.

Von den literarischen Erscheinungen möchten wir die Denkschrift über das Kartellwesen, die aus einem allgemeinen Teil, der sich hauptsächlich mit den richterlichen Entscheidungen beschäftigt, und aus einem besonderen Teil, der eine Sammlung der im deutschen Reich bestehenden Kartellverträge enthält, erwähnen. Als Herausgeber erscheint das deutsche Reichsamt des Innern. Von Interesse ist auch, daß der Lord-Kanzler von England, der Earl of Halsbury, beabsichtigt, das gesamte englische Recht unter Mitwirkung einer ganzen Reihe von Juristen in 18 bis 20 Bänden zusammenfassend darzustellen. Der erste Band soll bereits im Beginn des nächsten Jahres erscheinen.

Edmund Benedikt.

Besprechungen.

Paul Doumer: Livre de mes fils. Paris, 1906 Vuibert & Novy.

Herr Doumer, der Vorsitzende der französischen Abgeordnetenkammer, der bei der jüngsten Wahl des Präsidenten der Republik nächst Herrn Fallières die meisten Stimmen auf sich vereinigte, zeigt sich in diesem Buch als Familienvater und Erzieher. Er preist die Willenskraft, die Charakterstärke, die Arbeit, den Familiensinn und die Vaterlandsliebe, welche heute vor allem eine starke Vermehrung der Bevölkerung erheische. Der Formel der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gibt Doumer keinen irgend tieferen, namentlich keinen sozialen und wirtschaftlichen Inhalt. Er begnügt sich mit ihrer formellen politischen Auslegung. Überhaupt überrascht an dem Buche der Mangel an Realismus und Welterfahrenheit. Es ist die vielfach mit Gemeinplätzen durchsetzte Laienpredigt eines Nationalisten und Bourgeois. Die heutige nüchterne Jugend aber dürfte den Verfasser zu jugendlich finden. Unrealistisch ist er jedenfalls darin, daß er mit dem Übermenschentum und dem Ichkultus der heutigen modernen Geister gar nicht rechnet und mit glatten Sätzen und Zitaten aus Viktor Hugo etwas auszurichten vermeint.

E. Schwiedland.

„Mit Kosaken durch die Mandschurei." Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege von Alexander Spaits, Rittmeister im königl. ungar. 7. Honvedhusarenregiment. Mit 132 Illustrationen nach eigenen photographischen Aufnahmen sowie vier Kartenskizzen. Wien 1906. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen.

Frisch und energisch, wie ein schneidiger Kavallerieoffizier reitet, so ist dies Buch geschrieben. Man muß daran seine Freude haben. Die Feder des Verfassers scheint aus demselben Metall wie der Säbel an seiner Seite — rein und fest. Offene Augen und ein warmes Herz sind mehr als schätzbare Beigaben, die das militärisch-fachmännische Urteil des Verfassers überall wirkungsvoll ergänzen und ins Reinmenschliche erheben. Und — last not least — der Verfasser besitzt ein ausgesprochen schriftstellerisches Talent. So werden die lebendigen Bilder des Buches — nicht nur die mit der Camera aufgenommenen, sondern noch mehr die mit Worten gezeichneten — gewiß neben den militärischen Fachmännern Tausende von Lesern fesseln und erfreuen, die den Verfasser gern und mit wachsender Spannung auf der Fahrt in den fernen Osten, auf dem Ritt über das mandschurische Kriegstheater begleiten. Und wo er rastet, oft gezwungen lange rastet, auch da bleiben wir gern in seiner Gesellschaft, denn auch da weiß er überall Interessantes zu sehen und zu erzählen.

Brennende Sehnsucht treibt ihn hinaus in das ferne, fremde Land, mitten hinein in den großen Krieg der Russen und der Japaner, um endlich einmal mehr zu sehen und zu hören vom Kriegshandwerk, als Manöver und taktische Studien bieten können. Es wird ihm nicht leicht gemacht, das zu erreichen, da er ohne offizielle Mission ist, aber er kommt gerade noch recht, um viel und Großes, Erschütterndes mit zu sehen und zu erleben. Port-Arthur ist gefallen, doch die große Entscheidungsschlacht in der Mandschurei bereitet sich erst langsam vor, im Frost und Schnee des sibirischen Winters. Ein gutes Vorurteil für die Russen und ihre Armee erfüllt den Verfasser beim Aufbruch zur Reise; viel Gutes, Großes, Rührendes sieht und erlebt er in den Reihen der Russen, viel liebenswürdiges Entgegenkommen verpflichtet ihn zu Dank, doch auch schwere Schäden liegen offen zu Tage und machen sich nur zu schmerzlich fühlbar. Das Soldatenmaterial ist großenteils ein vorzügliches und auch die Offiziere sind vielfach besser als ihr Ruf in der jüngsten Zeit. Aber Drill, Gehorsam, Ergebenheit, selbst heroische Kraft im Leiden, sie vermögen eine höhere Ausbildung, die Fähigkeit zielbewußter selbständiger Aktion bei der Mannschaft nicht zu ersetzen, die zudem nicht begreifen kann, warum sie sich für die Mandschurei aufopfern soll. Das Schlimmste aber sind die Mängel der strategischen Leitung. Der Russe, auch der russische Offizier und Feldherr, sie haben keinen Begriff vom Werte der Zeit! Und die Konsequenzen davon sind verhängnisvoll: immerwährendes Warten, Zuspätkommen, Verpassen der günstigsten Chancen, Unpünktlichkeit, Energielosigkeit. Und das einem Feinde gegenüber, der ein Muster an Präzision und Raschheit darstellt, der begeistert, ja lachenden Angesichts in den Tod geht. Der Verfasser erlebt dies selbst, an dem ersten Japaner, der ihm begegnet, und es wirkt auf ihn wie eine Offenbarung. Heldenhafte Opfer werden auf beiden Seiten gebracht, aber bei den Russen geschieht es immer zu spät und umsonst, umsonst! Das ist das Schwere, Furchtbare, Traurige dabei. Neben den schwächlichen Zauderern Kuropatkin, Liniewitsch, Mistschenko u. s. w. heben sich freilich die Bilder eines Rennenkampff, eines Dolgorukow günstig ab, doch sie stehen nicht an entscheidender Stelle, sie können die Katastrophe nicht aufhalten. Während Rittmeister Spaits mit Rennenkampffs Kosaken im Gebirge reitet, fällt die Entscheidung in der Ebene bei Mukden. Kuropatkins strategische Unfähigkeit bewährt sich bis zuletzt.

So schwer und traurig das alles ist — der Verfasser hat genug vom russischen Volke gesehen, um ihm dennoch eine große Zukunft zu prophezeien, in der neuen, besseren Ära, die jetzt — Gott Lob und Dank — ihren Anfang zu nehmen scheint.

Leopold v. Schroeder.

„Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher." Antwort auf die von Wilhelm Fließ gegen Otto Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen. Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda. Broschüre, 56 Seiten. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Zu Beginn dieses Jahres hat der Berliner Arzt W. Fließ gegen Weininger und mich angebliche literarische Eigentumsrechte geltend gemacht. Wir sollen durch Professor Siegmund Freud in Wien mit seinen Ideen bekannt geworden sein und diese sodann in unseren Werken ihm vorweg publiziert haben. Es handelt sich um die Idee der Bisexualität und Periodizität. Tatsache ist, daß ich durch Freud auf die Bisexualität aufmerksam gemacht wurde und Weininger hievon Mitteilung machte. Allein der Gedanke der Bisexualität ist keineswegs so nagelneu. Weininger hätte das wenige, was er durch mich erfuhr, sich auch sonst aus der Literatur leicht beschaffen können. Daß er, von einem einzigen Faktum ausgehend, zu den umfassenden philosophischen Folgerungen von „Geschlecht und Charakter" gelangte, ist Sache seines Genies. Daß er aber hiebei zum Teil zu denselben naturwissenschaftlichen Ergebnissen gelangte wie Fließ, wird durch das Wesen der Naturforschung ausreichend erklärt. In dieser spielt die Individualität nun einmal keine Rolle und es ist, wie ja auch die Geschichte der Wissenschaften lehrt, durchaus möglich, daß zwei befähigte Forscher, von denselben Tatsachen ausgehend, zu denselben Ergebnissen gelangen. Für den langsameren von den zweien ist das freilich nicht angenehm. Was mich betrifft, so habe ich von Freud nicht mehr gehört als den Titel eines Fließschen Buches, welches damals schon vier Jahre erschienen war. Zwischen meinen, aus eigenen Beobachtungen hervorgegangenen Untersuchungen, die in den „Perioden des menschlichen Organismus" und den „Studien zur Grundlegung der Psychologie" niedergelegt sind, und den Fließschen Arbeiten besteht gar keine innere Verwandtschaft. Übrigens bin ich der erste, welcher sich für Fließ öffentlich eingesetzt hat; ich habe auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um für seine epochalen physiologischen Forschungen in Laien- und Ärztekreisen Interesse zu erwecken. Wie es trotz alledem möglich war, daß Fließ sich zu einer so erbitterten Kampagne hinreißen ließ, hat seine besonderen psychologischen Ursachen. Das Hauptmotiv seines Vorgehens ist in seiner maßlosen Autoreneitelkeit zu suchen, die es nicht einmal verträgt, daß andere auf demselben Gebiete arbeiten. Hiezu kommt der Neid über die uns,

den „jungen Autoren", zu teil gewordene Anerkennung. Er will nicht glauben, daß das mit rechten Dingen zugegangen sei. Er hört gelegentlich, daß Weininger und ich eng befreundet und daß wir beide mit Professor Freud bekannt waren, und von dem Augenblick an bildet sich in seinem Kopf ein ganzes System von Unterstellungen, Entstellungen und Verdächtigungen der tollsten Art. Er macht Beobachtungen auf Grund seines Verdachtes, statt den Verdacht auf Beobachtungen zu gründen. Überall wittert er Tücke, Verrat, Hinterlist; offenkundige Beeinträchtigungsideen. Die Größenideen fehlen nicht. In der geschmacklosesten Weise läßt er sich in einer von ihm selber inspirierten Broschüre verhimmeln. Bezeichnend genug ist ja schon, daß er nicht einmal wissenschaftliche Einwände selber bekämpft, sondern dies durch Unterorgane besorgen läßt. Schade, daß man ein solches Vorgehen ernst nehmen muß. Gegen die Form der von Fließ angezettelten Fehde werden wohl noch andere Einspruch erheben. Wenn wissenschaftliche Polemiken in solcher Weise geführt werden, dann wird sich eine litterarische Genfer Konvention als wünschenswert erweisen, welche derlei vergiftete Waffen als unzulässig erklärt.

Dr. Hermann Swoboda.

Ein Brahms-Bilderbuch. Verlag R. Lechner (Wilhelm Müller) in Wien.

Aus dem engeren Brahms-Kreise ist eine sehr willkommene und wertvolle Publikation hervorgegangen. Viktor von Miller zu Aichholz hat zu gunsten der neugegründeten Brahms-Gesellschaft ein Brahms-Bilderbuch herausgegeben, eine prächtig ausgestattete Schau-Biographie, ein Lebensbild in Bildern, welche die Erdenbahn des Meisters, den Weg von dem ärmlichen Geburtshause auf dem Speckgange in Hamburg zur Unsterblichkeit, dem äußeren und inneren Sinne darstellt. Lichtdrucke leiten die Betrachtung in das Brahmsche Elternhaus, zu seiner Familie; wir sehen dann den Zwanzigjährigen, der schon die C-Dur- und Fis-Moll-Sonate, das Es-Moll-Scherzo, die Lieder aus Opus 6 und 7 geschrieben, in einem Doppelbilde mit dem Geiger Reményi, dem sich Brahms auf einer Konzertreise angeschlossen hatte. Ein Bildnis aus der Mitte der Fünfzigerjahre zeigt den jungen Meister, der schon das D-Moll-Konzert, das H-Dur-Trio, die Variationenwerke Opus 9 und 21 geschaffen hat. Kraft und Milde ist in den Zügen des offenen, freien Gesichtes, Helligkeit des Geistes und des Gemütes. Dann der Brahms des Jahres 1861/62 als Dirigent des Hamburger Frauenchors und in ganzer Figur Brahms vor seiner Abreise nach Wien. Das B-Dur-Sextett, die Klavierquartette Opus 25 und 26, das F-Moll-Quintett, die Magelone-Romanzen und die Chorwerke, welche der Beschäftigung mit dem Frauenchor zu danken sind, waren damals entstanden und das „Deutsche Requiem" rang sich von dem Herzen des jungen Künstlers los. Es folgen Bildnisse aus der ersten Wiener Zeit, aus der Frühzeit der Mannesreife 1863—1867 und Bilder des Mannesalters, die in Doppelporträten auf den Freundschaftsbund mit Joachim und Stockhausen weisen. Die Dekade 1870—1880 bringt die ersten beiden Sinfonien (die erste in C-Moll, schon 1855 am Rhein begonnen und an der Donau 1876 beendet) und mit anderen köstlichen Früchten das Violinkonzert. In den Sinfonien-Jahren ändert sich das Bild des Meisters, das bis dahin nur auf Wachstum und auf keinerlei Wechsel im Gehaben, in der Kleidung deutete; wohl bleibt noch die schmale schwarze Halsbinde aus der Jugendzeit, aber ein Vollbart umrahmt das Gesicht. „Wie traurig," schreibt Brahms 1878 aus Pörtschach an Frau Faber, „daß hier kein Barbier ist und mein Bart stehen bleibt." Brahms und Bülow, Brahms und die Barbi, Brahms und Goldmark, Brahms mit seinen treuen Freunden, im Parke, in dem Landhaus glücklicher Gastgeber wohlgemut und heiter — es war die sonnige Wiener Zeit, wechselnd mit dem Sommeraufenthalt in den österreichischen Bergländern und in der Schweiz. Im Juni 1874 schrieb Brahms: „Ich habe einiges Geschick und viel Glück mit Wohnungen." Die Bilder der „Brahms-Häuser" in Wien und anderwärts bezeugen dieses Geschick, die Wohnung dem eigenen inneren Wesen anzupassen. Die Brahms-Häuser und deren Interieurs, das Gasthaus zum „roten Igel" nicht zu vergessen, ergänzen, wie die faksimilierten Manuskripte von Brahms und die von eigenartigem Humor belebten Briefe und Karten, die Reihe der Brahms-Bildnisse. So leuchtet aus dem Bilderbuche die in sich abgeschlossene, gefestigte harmonische Persönlichkeit des Meisters; in der ganzen Linie vom Geburtshause auf dem Hamburger Speckgange bis zum Sterbegemache menschlich und künstlerisch kein Schritt vom Wege, das äußere und innere Leben wie jedes Werk von Brahms selbst organisch, kraftvoll, prunklos, tief und fest in deutschem, schlichtem Wesen begründet.

Sehr dankenswerte historische Daten hat Max Kalbeck als verbindenden und erläuternden Text zu den zahlreichen Abbildungen beigesteuert. Nur die seltsam gekräuselte und altfränkisch ornamentierte „Ausrede als Vorrede" scheint mir zu dem Ernste und zu dem Charakter des Brahms-Buches nicht recht zu passen. Die Zuverlässigkeit der Kalbeckschen Anmerkungen ist durch einige Störungen nur leicht getrübt.

Auf Seite 5 irrtümlich: „Ich will euch trösten, wie einer seine Mutter tröstet." Im Brahmsschen Requiem lautet die bedeutsame Stelle: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet" ... Auf Seite 84 wird erwähnt, daß in dem Musikzimmer des verewigten Meisters „eine Abbildung des Stephansdoms, im Schützschen Stiche von 1792, dem Todesjahre Mozarts", hing. Die Leser des Brahms-Buches werden trotzdem geneigt sein, als Todesjahr Mozarts, wie bisher, das Jahr 1791 festzuhalten.

Robert Hirschfeld.

Feuilleton.

Der Kasperl.

Zur Erinnerung an Johann Laroche, gest. 8. Juni 1806.

Auch in Wien war man, wenn auch viel später, den Spuren Gottscheds gefolgt und machte dem Hanswurst das Leben sauer. Der Gottsched-Schüler Josef von Sonnenfels, ohne jegliches Gefühl für volkstümliche Kunst, schrieb ihn einfach tot. Als ob sich diese urgesunde Persönlichkeit in gelehrten Tintenströmen hätte ersäufen lassen! Sie hatte allzu viele Gönner, auch in den höchsten Kreisen, da doch Sonnenfels selbst Josef II. vorstellte, bei Burlesken seiner Heiterkeit nicht allzu freien Lauf zu lassen, wodurch dem Publikum kein gutes Beispiel gegeben würde. Man verstand es nicht, die urwüchsigen originalen Formen der Volkspoesie langsam in die Kunstliteratur übergehen zu lassen, die nüchterne Aufklärung riß sie samt den Wurzeln aus, um an ihrer Stelle farblose Verstandesprodukte vegetieren zu lassen. Nicht lange siegte die Pedanterie, auch dem vertriebenen Hanswurst erstand ein Rächer und der grüne Hut wurde wieder auf den Parnaß versetzt: im „Kasperl" fand sich der neue Held des österreichischen Volksstückes, das für die österreichische Literaturgeschichte bedeutsamer wurde, als der Kampf gegen die lustige Person. In diesen Volksstücken erhielt sich die Tradition einer uralten Kultur, und daß selbst Grillparzer aus den stets unverbrauchten volkstümlichen Elementen des „Kasperltheaters", aus dessen „Fiakerideen", wie er sie nannte, einer erlöschenden Nationalliteratur neue Kräfte zuführte, die er in seinen Kunstformen läuterte, hat er selbst eingestanden.*

Freilich, immer wieder mußte der „Kasperl" herhalten, wenn von ausländischen Reiseschriftstellern die kulturelle Rückständigkeit der Wiener demonstriert werden sollte. Indessen gab es genug unbefangene Geister, die noch natürlich empfinden konnten, und ein solcher, Bretschneider, bekannte dem Berliner Nikolai offen: „... ich jähne hier bey den fürtrefflichen Stücken eines Stephanie und anderer von Herzen und sehne mich in der mit Regelmäßigkeit und Reinlichkeit prahlenden Bühne von Herzen nach meinem Freunde Johannes Farcimen."** Diese Sehnsucht war eigentlich schon erfüllt, denn im Jahre 1780 wurde in der Leopoldstadt eine Bühne errichtet, die bald ausschließlich „Kasperltheater" genannt wurde. Hier fand Johann Laroche, der „Fels des Volkstheaters", wie ihn Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst nennt, ein bleibendes Heim. Dieses Haus war gänzlich der Individualität dieses Schauspielers gewidmet, und schließlich nannten sogar die Leute ein Geldstück, womit man den Eintritt bezahlte, einen „Kasperl". Man stürmte das Haus, wenn Laroche auftrat, und es blieb leer, wenn man kein Kasperlstück gab. Und dies alles wenige Jahre nach der Vernichtung des Hanswurstes, der sich nun in neuer Maske zeigte. Er feierte seine Auferstehung in einer nur etwas geschliffeneren Form, speziell verkörpert von einem genialen Schauspieler, der in seinem Genre doch der einzige blieb. Denn unter dem „Kasperl" verstand man in Wien immer nur Laroche und mit seinem Tod wurde auch ein Typus der deutschen Bühne für immer zu Grabe getragen.

Johann Laroche wurde am 1. April 1745 zu Preßburg in Ungarn geboren.** Seiner Abstammung nach war er ein Franzose. „Ich muß selbst lachen" — sagte er in dem Gelegenheitsstück: „Der Anfang muß empfehlen", Wien, 1780, p. 9 — „wenn ich meinen Stammbaum durchsuche. Mein Großvater ein Franzose, mein Vater ein Schwabe, meine Mutter eine Österreicherin, ich ein halber Wiener und ein geborner Preßburger." Die Vereinigung so vieler Nationen ist auch auf seinen Charakter nicht ohne Einfluß geblieben. Seine Beweglichkeit verdankte er dem Franzosen, seine Gutmütigkeit dem Schwaben — und nicht ohne Grund, wie wir sehen, nannte er sich im schwäbischen Idiom Kasperle — seine Lebenslust holte er sich von den Wienern und etwas — Paprika aus seiner

* Siehe Selbstbiographie in „Ges. Werke", 4. Aufl., 15. Bd., p. 200.

* Siehe R. M. Werner, „Aus dem josephinischen Wien", 1888, p. 145.

** Siehe J. Perinet, „Der weyland Kasperl". Bd. I., p. 7., und nach dem Taufbuch der Preßburger Stadtpfarrkirche zu St. Martin: »Joannes Josephus filius Josephi Larosse. Der Vater war Lakai beim Grafen Nádasdy.

Geburtsstadt. Über seine frühe Jugend wissen wir nichts anderes, als daß er sich dem Barbierhandwerk widmete. Lange dürfte er es nicht ausgeübt haben, da ihn die chirurgischen Manipulationen anekelten; bereits im Jahre 1764 ist er in Graz bei der Brunianschen Gesellschaft, wo er den „Kasperl, die Hausknechte und Bediente" spielte. Ob er dort auch debütierte oder schon auf einer anderen Bühne aufgetreten war, darüber findet sich nichts. Immerhin war sein schauspielerischer Charakter als „Kasperl" bereits in seinem 20. Jahre vorgezeichnet. In Graz blieb er bis zum Abgang der Brunianschen Gesellschaft nach Prag, im Jahre 1768. Hierauf solle er bei Noverre im Wiener Kärntnertortheater als Tänzer aufgetreten sein, indessen finden wir ihn bald bei der Menningerschen Gesellschaft in der Eigenschaft als Kasperl und es ist kaum glaublich, daß er diesem Charakter untreu geworden sein sollte. Die Menningersche Gesellschaft kam seit 1767 alle Jahre nach Wien, wo sie gewöhnlich im Herbst im Czerninschen Garten in der Leopoldstadt spielte. Bei dieser Gesellschaft begründete Laroche seinen Ruf und ihr blieb er auch getreu. Da sich die Gesellschaft meistens in Baden aufhielt, so hieß Laroche allgemein der „Badner Kasperl". Die Stücke, in denen er auftrat, waren aus dem alten Hanswurstrepertoire zurechtgeschneidert worden, auch die Maschinenkomödie fehlte nicht. Doch blieb Laroches Darstellungskunst sicher nicht auf einen einförmigen Hanswurstcharakter beschränkt, sondern erstreckte sich auf verschiedene komische Volkstypen.

Die Zugkraft des Kasperls bewog den unternehmenden Marinelli, auf dessen Schultern der alternde Menninger die Direktionsführung bürdete, in Wien ein ständiges Theater zu errichten, das am 20. Oktober 1781 in der Leopoldstadt eröffnet wurde. Gleich zu Beginn war man sich bewußt, welche Persönlichkeit seine Hauptstütze werden sollte. Der Theatermaler hatte dies symbolisch auf dem Vorhang angedeutet. „Auf der linken Seite desselben sitzt Hanswurst mit schwarzem Flor behangen und betrauert seine Verbannung vom Theater. Weiter in der Mitte des Vorhangs tanzen die Charaktere des wälschen Theaters, Skapin, Pierott, Harlekin und Dottore, einen Reihentanz, aber an Hand und Füßen mit Ketten gebunden: anzudeuten, daß sie nicht mehr so frei auf dem deutschen Theater erscheinen dürfen. Auf der rechten Seite sieht man den Parnaß mit einem Schlagbaum, den ein grämischer, pedantischer Kunstrichter mit einer großen Rute bewacht und jenen Spaßmachern den Eingang auf dem Parnaß verweigert. Indessen fährt Kasperle, von Thalien begleitet, oben in den Lüften auf einem geflügelten Wagen, dem grämischen Kunstrichter zum Trotz, den Parnaß hinauf; was ihm denn jeder gern vergönnt, der billig ist, lebt und leben läßt."*

Hier, auf der Leopoldstädter Bühne, fand nun Kasperl sein ständiges Heim, ein Vierteljahrhundert ergötzte er ein dankbares und harmloses Publikum, das fast immer auf seine Späße einging.

Kasperls freundliche Aufnahme bei dem großen Publikum weckte umsomehr den Zorn der literarischen Kritik, als diese durch den Spaßmacher den Untergang des regelmäßigen Stückes argwöhnte. Die Verteidiger der anbrechenden Aufklärung wollten zudem jeden Schein vermieden wissen, der im Auslande als ein Schritt nach rückwärts hätte angesehen werden können. Zum mindesten wollte man sein Wirken auf ein enges Gebiet einschränken. Zahlreiche Pamphlete versuchten die Existenz des Kasperls zu bedrohen.**

Einer der tätigsten Aufklärer Wiens, Johann Rautenstrauch, nimmt das Auftreten Kasperls direkt als reaktionäres Symptom, das anzeigt, wie wenig die Wiener der neuen Zeit und höheren kulturellen Interessen entgegenkamen. Ja, er glaubte sogar,*** daß der Kasperl keine andere Tendenz hätte, als der Reaktion zu dienen und sie zu fördern, indem er die Wiener nur in ihrem gedankenlosen Genußleben bestärkte.

Derselbe Autor konstatierte übrigens in seinem „Teufel in Wien", 1783, p. 71, daß die Kasperlmode vorüber wäre und der Badnerkasperl nicht mehr gefiele. In Wahrheit aber

* Siehe F. Schink, „Dramatische und andere Skizzen ꝛc.", 1783, p. 125.

** Ein Herr Josef Krepler behauptet in seiner „Theaterchronik von der Sündfluth bis auf den großen Kasperle in der Leopoldstadt, Wien, 1782", daß „die Ehre des wiener Geschmacks durch erniedrigende Furien eines Kasperltheaters bei Gelehrten ziemlich leidet. Diese Leute (er meint die Schauspieler des Leopoldstädter Theaters) verhunzen noch obendrein die beßten Stücke mit der launichten Person ihres Kasperls, den aber (Gott sei's Dank) der dritte Stock nicht mehr lang aushalten kann". Eine andere Schmähschrift: „Etwas für Kasperls Gönner, Wien, 1781", nennt Laroche sogar einen Trunkenbold, dessen Humor nur gequält ist und aus unaussprechlichen Grimassen besteht. Noch jämmerlicher ist das Pamphlet: „Kasperl, das Insekt unseres Zeitalters. Wien, 1781", andere, wie „Schreiben an den verstorbenen Kasperl, der durch'n Winter in der Leopoldstadt, und zur Zeit in Baden lebt und spielt, Wien, 1781" und „Hilfer, Vernunftstreit zwischen Kasperle und Hannskaspar. Oder was ist Kasperle in der Leopoldstadt und was ist Hannskaspar beim Kärntnerthor? Wien, 1783" sind verloren gegangen oder gänzlich verschollen. Anderseits entstanden dem Kasperl auch wieder Verteidiger, so: „Emanuel Roßinger, Kasperls Verteidigung", Wien, 1784 (siehe „Post von Wien", 1784, I., p. 411 f) und „Kurze Antwort auf die beyden Schmähschriften 1. ‚Kasperl, das Insekt unseres Zeitalters', 2. ‚Etwas für Kasperls Gönner', Wien, 1781". Letztere Broschüre nimmt sich des Kasperls, dem Zoten und Trunkenheit vorgeworfen worden war, sehr warm an.

*** Siehe „Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Österreich". Leipzig, 1786, II., p. 58 f.

strömte das Publikum in hellen Haufen in das Leopoldstädter Theater. Welche Macht Kasperl auf das Publikum übte, beweisen einige von Castelli (siehe Memoiren I, p. 248 ff.) überlieferte Anekdoten. Danach war Laroche oft noch nicht angekleidet, wenn er schon auf die Szene treten sollte. Dem ängstlichen Inspizienten sagte er dann ganz phlegmatisch, er möge nur einstweilen die Türe aufmachen lassen, zugleich schrie er aus vollem Halse: „Auwedl, Auwedl, Auwedl“ und in diesem Augenblicke hörte man auch das schallende Gelächter des Publikums, welches an diesen Worten, womit er fast immer aufzutreten pflegte, seinen Liebling erkannte. Und als das Einlaß begehrende Publikum einst Skandal machte, genügte die einfache Drohung des Direktors, daß es heute seinen Liebling nicht sehen würde, wenn nicht augenblicklich Ruhe würde.

Selbstverständlich beeilten sich nun die Wiener Theaterdichter, dem Liebling der Wiener eine Anzahl Stücke zurecht zu schneidern, in denen die alten Ingredienzien des Hanswurststückes und der Maschinenkomödie noch reichlich verwendet wurden. Doch suchte man bereits den allgemeinen Typus durch verschiedene Volksfiguren zu individualisieren. In den Jahren 1781—1794 zähle ich nicht weniger als 45 Stücke, in welchen Kasperl in den verschiedensten Gestalten erscheint. Hier seien nur einige der erfolgreichsten angeführt. „Kasperl, der lustige Hechel- und Mausfallenkrämer in drei Aufzügen“ eröffnete am 25. Oktober 1781 den Reigen und wurde 35mal aufgeführt. Dann kamen daran: „Kasperls Schelmereien ꝛc.“ (zum erstenmal 4. November 1781, 56mal), „Kasperle, der Hausherr in der Narrengasse“ (zum erstenmal 25. November 1781, 75mal), „Kasperl bleibt Kasperl“ (zum erstenmal 3. Februar 1784, 53mal), „Alles weiß, nichts schwarz oder Kaspars Trauer und Hochzeitsschmaus“ (zum erstenmal 18. Juni 1787, 38mal), „Das Glück ist kugelrund oder Kasperls Ehrentag“ am 17. Februar 1789 zum erstenmal zum Benefiz Laroches gegeben und in der Folge 55mal, und viele andere. Mit dem Jahre 1794 hören diese eigentlichen „Kasperlstücke“ auf; es kamen nun Stücke, in denen Kasperl mitspielte, ohne Titelheld zu sein. Übrigens wurde schon am 31. Oktober 1783 „Don Juan“ gegeben, in welchem Stücke Kasperl den Leporello mit so großem Erfolge spielte, daß das Stück nicht weniger als 81 Aufführungen in der Folge erlebte.

Laroche schmuggelte also den alten Hanswurst in einer neuen Maske auf die Bühne und behielt von dieser Figur so manche Äußerlichkeit bei. Bekanntlich erschien Hanswurst in dem Anzuge eines Salzburger Bauers, welcher den Bart nur zur Hälfte rasiert hatte. „Was ist der Kasperl?“ — schrieb 1804 ein Reisender — „nichts anderes, als ein steiermärkischer Bauer, mit den Sitten und der Sprache eines solchen Bauers, gewöhnlich in der Rolle eines Bedienten, der durch Tölpeleien, durch Mißverstehen, durch Dummheiten, zu Zeiten auch durch Witz, Lachen zu erregen sucht.“ Indessen scheint gerade in Sprache und Stimme ein Teil von Laroches schauspielerischer Kraft gelegen zu sein, die freilich ein Ausländer nicht ganz würdigen konnte. So wird schon in den „Galanterien Wiens, 1784, I., p. 28“, seine Stimme und sein Gesicht überaus komisch genannt, und er scheint sich eine eigene Sprache erfunden zu haben. Castelli erzählt in seinen Memoiren, daß Laroche den gemeinen Wiener Dialekt sprach, mehr breit als flüssig und oft an einzelne Worte, besonders an das Wort „er“ ein a anhing, worüber man stets lachte. Man war eben damals genügsam.

Es war ja erklärlich, daß Laroche bei der Erbärmlichkeit der Stücke, in denen er auftrat, fast alles aus Eigenem beisteuern mußte. Vielfach waren es die alten Lazzi des Hanswurstes, die auch hier das Publikum erheiterten, und von seinen Grimassen, seinen Fratzen, seinem Geschrei sind alle Berichte über ihn voll. Übertreibung und Karikatur beherrschten ihn ganz, besonders in den Kostümen, so daß seine Nachfolger, die natürlicher wirken wollten, gegen das verwöhnte Publikum zu kämpfen hatten.* Eine Hauptstärke Laroches lag natürlich im Extemporieren. Er extemporierte, wie Castelli berichtet, viel, aber meistens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Gesichterschneiden, den Lazzis und der geschickten Unbehilflichkeit. Das Extemporieren fiel dem Charakter des Vorstadtpublikums gemäß oft sehr derb aus, und Kasperl genierte sich durchaus nicht, nachdem der Vorhang in die Höhe gegangen, mit einer Glutpfanne voll Wacholderbeeren, das Haus auszuräuchern. Über Kasperls Zotenreißerei und Skandalmacherei sind die Klagen so übereinstimmend, daß sie wohl berechtigt erscheinen. Man muß freilich nebenbei wissen, daß das Leopoldstädter Theater ein Hauptliebesmarkt Wiens war, und ein Teil der Besucher ging auch nur deshalb hin.** So ist es begreiflich, daß Laroche seinem Publikum mit einer Menge gemeiner Späßchen aufwartete.

Nicht allein die Zote machte Kasperls Wirken bedenklich, sondern auch eine damit verbundene Skandalmacherei und ärgerniserregende Personalitäten, wie sie schon seine Vorläufer

* Siehe Hadatsch, Launen des Schicksals, p. 144.

** Vgl. Weber, J. C., Sämtliche Werke, 1834, 5. Band, p. 291. „Das Theater war immer gedrängt voll und hieran mögen auch die schönen Hetären viel Anteil haben, denen man freie Billets geben soll, die sich gewiß verinteressieren und alles geschieht mit der größten Decenz.“

Prehauser und Kurz zur Würze ihrer Späße verwendeten. Gegen diesen Unfug, private Verhältnisse vor der Öffentlichkeit breitzutreten, wandte sich sogar eine Broschüre: „Bitte an die Damen Wiens, das Leopoldstädtertheater betreffend. Wien, 1789." Freilich waren die Theaterdichter nicht weniger die Schuldigen. „Alles läuft auf plumpe Grobheiten, Sottisen, Doppelsinn und Zoten hinaus, die man kaum in einer Wachstube, oder bei Matrosen eines halbkultivierten Volks, am wenigsten aber auf einem häufig besuchten Theater der Hauptstadt Teutschlands zu finden fürchten sollte", besagt eine Schilderung des damaligen Leopoldstädter Theaters.*

Wenn wir alle diese Einzelheiten im Spiele des Kasperls zusammenfassen, so kommt schließlich nur der alte Hanswurst heraus, der seine Künste in der Stegreifkomödie glänzend entwickeln konnte. Sein Spiel war auch zugleich die Dichtung und nicht anders war es mit Laroche bestellt, der einzig durch seine Persönlichkeit die zerflatternden Schemen dieser Volkspossen festhielt und ausfüllte. Neben ihm verschwanden die übrigen Akteurs, die nur da waren, um ihm das Stichwort zu geben. Selbstverständlich wurzelte Laroches Kunst ganz im österreichischen Nationalcharakter und konnte so auch nur wieder in ihrer Heimat und von den Zuständigen vollkommen genossen werden. Für den Ausländer blieben oft nur einige Grimassen und Lazzis übrig, die für sich allein betrachtet, allerdings albern genug waren. Und so wurde er ein schlechter Schauspieler genannt, bloß weil man ihn nicht verstand oder auch nicht verstehen wollte.

Es herrschte damals leider bei den Reiseschriftstellern das Bestreben, die österreichische Kultur, die gerade unter Josef II. ihre Flügel regte, in recht liebloser Weise herunterzusetzen, anstatt ihr brüderlich Mut zu machen. Nikolai, der auch Goethes Unmut erregte, war der Chorführer, und seine Nachfolger übertrieben noch um ein erhebliches. Auch Kasperl diente dazu, das Wiener Kulturleben vor dem Norddeutschlands in tiefen Schatten zu stellen. Nikolai selbst sah allerdings den Kasperl nicht und bemerkte nur: „Man sagt, daß er in seiner Art gut sey."** Dafür verabsäumten nun andere Reiseschriftsteller nicht, Nikolai zu ergänzen und über Kasperl um so wütender herzufallen.

Auch die Wiener Kritik war mit dem Treiben des Kasperls nicht ohneweiters einverstanden; wir finden in den literarischen Wochenschriften Kasperls Exzesse wiederholt getadelt.

Im Gegensatz zu diesen strengen Kritikern würdigt der Dramaturg J. F. Schink (s. Dramatische und and. Skizzen, 1783, p. 123 f.) einige glückliche Naturgaben Laroches, „die dem wahren Komischen näher kommen, als seine meisten Lazzis, die dann freilich sehr in Grimasse ausarten". Auch der wackere E. M. Arndt ist kein Sauertopf und sieht den alten Kasperl, der seine Rollen „allerliebst" spielt, mehrmals mit Vergnügen, ebenso ist Pezzl in seiner „Skizze von Wien", 1788, p. 795 f., kein Spielverderber, nennt Laroche daher ein „Originalgenie" und findet es ganz passend, daß auch die unterste Volksklasse eine Bühne hat. Seinen begeistertsten Anwalt hat aber Laroche in dem Dramatiker Reitzenstein („Reise nach Wien", 1795, p. 348) gefunden, der ihn für den besten Schauspieler in Wien hält. „Er vereinigt in seinem meisterhaft komischen Spiele so viel Wahrheit und Natur, wie hier, in seiner Gattung, kein anderer Schauspieler. Er sowohl, als die Zuschauer denken gar nicht an Theater und Spiel."

Es gab übrigens genug Kritiker in Wien, die natürlich fühlten und von keinem falschen Ästhetentum befangen waren.* Am besten drückten sich die ergötzlichen „Eipeldauerbriefe" (1785, 1. Heft, p. 21) aus: „Es geht halt auch gar nichts über'n Kasperl, und ich weiß nicht, was d' Wienstadt machen wird, wenn s' kein Kasperl mehr hat. Wenn man auch die Kommediaanten alle z'sammgießt, die in der Stadt spiel'n, so bringt man kaum ein' halb'n Kasperl heraus. Der Kasperl kommt mir vor, wie 's liebe Brod, das man nicht satt wird. Er macht allemal die nämlichen Spaß, und 's muß einer halt doch lachen."

Bei solcher Würdigung mußte sich Laroche sehr wohl fühlen, und so blieb er sein ganzes Leben jener Bühne treu, deren Ruhm er begründet hatte. Ihre Eigenart war auch die seine, und beide waren organisch verbunden. Von Laroches Privatleben gibt es wenig zu berichten, es verlief still in einer scheinbar geordneten Häuslichkeit, was damals bei Schauspielern noch selten war. Außer der Bühne soll er, wie Castelli (Mem., I., p. 252) erzählt, ein ernster, ja griesgrämiger Mann gewesen sein, doch wird auch hier mancher gutmütige Zug von ihm überliefert.**

Schon im Jahre 1803 hatte er eine schwere Krankheit überstanden, von der er sich nicht mehr ganz zu erholen vermochte. Zum letzten Male trat Laroche am 14. März 1806 in der Zauberoper „Megära" von Perinet auf; am

* Siehe „Reisen durch das südliche Deutschland". 1789, I., p. 420.

** „Beschreibung einer Reise 2c." 4. Bd., p 611.

* Lobende Erwähnungen und Schilderungen Kasperls finden sich: „Wienerische Chronik", 1785, II., p. 167; „Neuestes Sittengemählde v. Wien", Wien, 1801, II. T., p. 136; „Wiener Theateralmanach f. d. J. 1795", p. 107; Arnold, „Schwachheiten der Wiener", 1784, II., p. 35 ff.

** S. „Post v. Wien", 1784, I., p. 474, wonach er bei einer großen Überschwemmung Arme beschenkte.

8. Juni 1806 starb er.* Mit ihm starb auch der Kasperltypus aus, der sich freilich schon in den letzten Jahren mehr und mehr verwischte. Es läßt sich denken, daß ein Schauspieler, der sich nur zu zeigen brauchte und das Publikum zu enthusiastischen Ausbrüchen hinriß, allgemein vermißt wurde. Bei seinem Ableben erschienen zu seinem Gedächtnis zwei Werkchen, und zwar von J. Perinet „Der weyland Casperl aus der Leopoldstadt im Reiche der Todten", 1806, 6 Hefte, und „Todtenfeyer La Roche's", eb. 1806.

Was der »Mercure de France« bei le Cains' Tode so emphatisch ausrief, kann daher weit mehr von Laroche gelten: »Ce n'est qu'un Individu, qui manque, et c'est une Nation entière à consoler!« Gustav Gugitz.

* S. Hinterlassenschaftsakten im k. k. Landesgericht in Zivilsachen, 4521 ex 1806. Kurator war merkwürdigerweise der Vater Johann Nestroys.

Von der Woche.

13. Mai. Karl Fürst Fugger von Babenhausen (geb. 1829), Mitglied des Herrenhauses, in Babenhausen †. — Karl Freiherr von Lemayer (geb. 1841), zweiter Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, in Baden †.

14. Bei den Ergänzungswahlen für den Wiener Gemeinderat aus dem dritten Wahlkörper werden durchwegs die christlichsozialen Kandidaten gewählt. — Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi (geb. 1859), Legationssekretär a. D., auf Schloß Stockau †.

15. Wiedereröffnung des Reichsrates. — 406. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst gibt eine Erklärung ab, in welcher er die Reform des gegenwärtigen Wahlsystems als ersten Punkt des Regierungsprogramms bezeichnet und betont, daß die Regierung die Interessen Österreichs in der Regelung des Verhältnisses mit Ungarn mit der größten Tatkraft vertreten werde. Die Verständigung müsse aber auf der ganzen Linie erfolgen, einseitige Modifikationen des Bestehenden zu ungunsten Österreichs seien ausgeschlossen. Mit 149 gegen 108 Stimmen wird beschlossen, über die Erklärung des Ministerpräsidenten die Debatte zu eröffnen. Dem Antrag der Abgeordneten Schönerer, Stein und Genossen, betreffend den Ausgleich mit Ungarn, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. — Erste Aufführung von E. delle Grazies Schauspiel »Ver sacrum« im Deutschen Volkstheater in Wien.

16. 58. Sitzung des Herrenhauses: Der Ministerpräsident legt das Programm der Regierung dar. Die Gesetzentwürfe, betreffend die zu Zwecken des Landesgesetzes für das Königreich Galizien vom 17. Februar 1905 über die Errichtung von Rentengütern gewährten staatlichen Begünstigungen (Berichterstatter Freiherr von Niebauer); die höheren Adjuten (Berichterstatter Edelmann); die Erhöhung der Ruhegenüsse der Zivilstaatsbeamten (Staatslehrpersonen) und Diener im Wege der Selbstversicherung (Berichterstatter Freiherr von Czedik) sowie der Antrag des Grafen Friedrich Schönborn und Genossen auf Abänderung des § 2 des kaiserlichen Patents vom 24. Oktober 1852, betreffend die Bestimmungen über die Erzeugung, den Verkehr und den Besitz von Waffen und Munitionsgegenständen, dann das Waffentragen (Berichterstatter Freiherr von Pranbau) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Bei den Ergänzungswahlen für den Wiener Gemeinderat aus dem zweiten Wahlkörper werden die christlichsozialen Kandidaten gewählt. Die christlichsoziale Partei gewinnt dadurch von den Fortschrittlichen vier Mandate (in der Leopoldstadt).

17. Eröffnung der deutschböhmischen Ausstellung in Reichenberg. — Der kroatische Landtag wählt die Delegierten in den ungarischen Reichstag (29 Resolutionisten, 3 Parteilose und 11 Virilisten) und wird hierauf vertagt.

18. Bei den Ergänzungswahlen für den Wiener Gemeinderat werden im ersten Wahlkörper ein christlichsozialer und ein fortschrittlicher Kandidat gewählt. — 406. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Antrag der Abgeordneten Dr. Kramarz und Genossen, betreffend die Erbauung einer neuen, den modernen sanitären Anforderungen entsprechenden gynäkologischen Klinik in Prag wird im Dringlichkeitsweg angenommen. Debatte über die Erklärung des Ministerpräsidenten in der letzten Sitzung.

Ungarn und der gemeinsame Zolltarif. Von maßgebender Seite wird uns geschrieben: Wie vorauszusehen war, beginnen sich bereits die traurigen Folgen des famosen Friedensschlusses in Ungarn und des Sieges der Unabhängigkeitspartei einzustellen. Es heißt, daß die ungarischen Politiker und an ihrer Spitze die Regierung selbst wünschen, daß zwischen den beiden Reichshälften ein „Handelsvertrag" auf Grund der vollen gegenseitigen Zollfreiheit abgeschlossen und der bisher als gemeinsam behandelte autonome Zolltarif in Ungarn als ein selbständiges ungarisches Gesetz inartikuliert werde.

Das erste Begehren ist an sich von geringerer Bedeutung, nur charakteristisch für die bestehende Tendenz, bei jedem Anlasse die staatliche Selbständigkeit Ungarns auf wirtschaftlichem Gebiete laut hinauszurufen und mit der seit 1867 eingehaltenen, also durch fast 40jährige Übung bekräftigten Form zu brechen. Auch bisher wurde, in Übereinstimmung mit den 1867er Gesetzen, welche ja theoretisch die Selbständigkeit Ungarns auf wirtschaftlichem Gebiete ausdrücklich anerkannten, das „Zoll- und Handelsbündnis" als ein von den beiderseitigen Regierungen mit Genehmigung der Parlamente und Sanktion der Krone abgeschlossener Vertrag angesehen, welcher einen Zollverein zwischen den beiden Staatsgebieten konstituiert. Die diesfälligen beiderseitigen Gesetze sprechen dies auch aus; sie enthalten die Ermächtigung für die betreffende Regierung, mit der Regierung des andern Staatsgebietes ein Zoll- und Handelsbündnis des in dem bezüglichen Gesetze enthaltenen Inhaltes „zu vereinbaren" oder „abzuschließen". Die beiden Parlamente haben also ein Ermächtigungsgesetz an die Regierungen zum Abschlusse eines Zoll- und Handelsbündnisses, also eines Handelsvertrages — auf Grund der Einheit des Zollgebietes — beschlossen. Welchen Wert es haben soll, dieses Abkommen „Vertrag" und nicht „Bündnis" zu nennen und bei analogen Verträgen mit auswärtigen Staaten die Mit-

wirkung des Parlaments lediglich auf das Recht der Zustimmung oder Ablehnung des ganzen Vertrages einzuschränken, soll nicht weiter untersucht werden. Wesentlich anders steht es aber mit dem Begehren Ungarns, den zwischen beiden Regierungen als Zolltarif für das gemeinsame Zollgebiet vereinbarten, als solchen vom österreichischen Reichsrate votierten, die wesentlichste Grundlage wichtigster, bereits abgeschlossener und bereits in Wirksamkeit getretener internationaler Handelsverträge bildenden Zolltarif als einen autonomen ungarischen Zolltarif durch das dortige Parlament zu inartikulieren. Das ist staatsrechtlich einfach ein Unding. Zunächst kann das zu ungezählten Konflikten mit dem Ausland Veranlassung geben und für Österreich eine Quelle ständigen Streites oder zumindest dauernder Beunruhigung werden und für die mit dem Auslande noch abzuschließenden Handelsverträge große, ja vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Ist der Zolltarif kein gemeinsames, sondern für Ungarn nur ein ungarisches Gesetz, so kann er natürlich, wie jedes ungarische Gesetz, von der ungarischen Gesetzgebung abgeändert werden, und wer gibt Österreich, wer dem Ausland die Garantie, daß dies nicht geschehen wird? Gibt es doch keine Garantie für die Unabänderlichkeit eines parlamentarischen Beschlusses als die Abmachung mit einem andern Paßziszenten. Die Handelsverträge mit dem Auslande sind auf der Basis eines gemeinsamen österreichisch-ungarischen Tarifs abgeschlossen worden und die Monarchie als solche hat hiedurch eine Verpflichtung gegenüber den Vertragsstaaten übernommen. Es ist einfach unmöglich, daß an der gemeinsamen Unterlage dieser Verträge eine selbst nur formelle Änderung gemacht wird. Würde der Zolltarif als ein zwar gleichlautendes, aber selbständiges Gesetz in Österreich und Ungarn erscheinen, so hätte nicht die Monarchie, sondern es hätten die einzelnen Reichshälften die Grundlage für die Verträge festgesetzt und dem Auslande gegenüber könnte nicht mehr die Monarchie als vertragsschließend angesehen werden, sondern es könnte nur von selbständigen, wenn auch gleichlautenden Verträgen zweier Staaten: Österreich und Ungarn die Rede sein. Dadurch wäre aber der Zerfall der Monarchie dokumentiert und Ungarn würde auch — worauf es seinem chauvinistischen Stolz freilich am meisten ankommt — als ein im Verkehre mit dem Auslande selbständiger Staat erscheinen. Unsere Regierung verhält sich daher mit vollem Rechte solchem Ansinnen gegenüber ablehnend.

Es ist sehr zu bedauern, daß einzelne Wiener Zeitungen, einzelne österreichische Publizisten und Politiker diese Tragweite des Ansinnens der ungarischen Regierung nicht ermessen können oder wollen. Die Inartikulierung des Zolltarifes als selbständiges ungarisches Gesetz wäre das erste Attentat gegen die Einheit der Monarchie nach außen und hier kann es für jeden wirklichen Österreicher nur heißen principiis obsta! Wohl kann man, ja muß man einer gründlichen Reform unseres Verhältnisses zu Ungarn das Wort reden. Eine Verletzung der noch zu Recht bestehenden Abmachung darf aber nicht zugelassen werden.

*

Deutsches Volkstheater. Zwei Preisstücke zogen vorüber. Das ländliche Schauspiel „Die Versöhnung“ von Helene Hirsch und das Drama »Ver sacrum« von Marie delle Grazie. Zufällig haben beide Erzeugnisse weiblicher Dichtkunst ein höchst ähnliches Grundmotiv: mütterliche Untreue wider die Liebe zum Kinde. In beiden Stücken laufen unbefriedigte, von Leidenschaft betörte Frauen zu ihren Liebhabern über. Fräulein Hirsch verlor sich nach nett und nicht ohne manchen guten Zug angelegter Exposition in verlogenes, hilfloses Theaterspiel. Aus den vielfältigsten Erinnerungen formte hier geschickter Dilettantismus ein Theaterstück; das unglückliche Wörtchen „relativ“ der Normen dieser Konkurrenz brachte es unverdient in den Verdacht, ein Preis- und Meisterstück abzugeben.

Das Schauspiel des Fräuleins delle Grazie hat sich auf der Bühne nicht erhalten, ist aber doch eines Dichters Werk. Schon der harte, strenge Vorwurf — ein dem Leben entgegenwankendes Menschenkind erfährt frühzeitig von der Gemeinheit, Haltlosigkeit im Weltgetriebe — ist nicht ohne Größe. Sabine hat in der Hedwig Ekdal eine Schwester. Sie stirbt aus Ekel vor der Lüge. Dieser Mädchengestalt hat die Dichterin viele feine Züge gegeben; es ist ihr geglückt, das durch Glaubensfragen und physiologische Wandlungen überreizte Seelenleben Sabinens zu verklären. Der Stoff hätte sich zu einer ergreifenden psychologischen Novelle geeignet.

In Fräulein Ritscher fand die Sabine eine schöpferische Darstellerin. Die junge Künstlerin war außerordentlich. Eine solche Einfachheit, Tiefe des Erlebnisses, quellen nur aus unmittelbarem Gefühle hervor. Neben ihrer theatralischen Partnerin nimmt sich ihr elementares, aus dem Innern brechendes Miterleben freilich wie ein Zuviel aus; ist aber nur der Unterschied zwischen einem angezogenen Automaten und einem seelenvollen Naturkind. Empfindung und Körperlichkeit gab Herr Raeder einem weltblinden Pastor. Haltung verlieh Herr Kramer dem Liebhaber. Gewinnend flötete Frl. Hannemann ein teutsches Mädchen moderner Fassung. —lz—

Gastspiel des Berliner Lessing-Theaters. Ich fürchte, Direktor Brahm wird heuer mit einer ungünstigen Bilanz nach Berlin zurückkehren. Aus dem Gastspiel seiner Truppe, das bereits dem Ende naht, ist ihm bisher noch kein lohnender Gewinn erblüht. Weder an Lorbeer noch an Gold. Und das begreift sich leicht. Daß sich mit der verunglückten „Elga" von Gerhart Hauptmann oder dem „einsamen Weg" von Artur Schnitzler keine Geschäfte machen lassen, mußte er voraussehen, und es war eine unbedachte Vermessenheit, „Rosmersholm" durch zwei Wochen hindurch als eine Sensation zu forcieren. Was Direktor Brahm aber sonst noch aus dem älteren Repertoire des Lessing-Theaters brachte, war in der schauspielerischen Wiedergabe kaum so hoch und vollendet, daß man es unbedingt gesehen haben muß. Ob die Berliner Hauptmann, Ibsen, Schnitzler oder Arno Holz spielen, es ist halt immer der gleich pedantische Drill mit dem gleich nüchternen Realismus, wenig Phantasie, viel Verstand und noch mehr Prätention und als Fettaugen auf der Bettelsuppe zwei wirklich hervorragende künstlerische Individualitäten: Else Lehmann und Albert Bassermann. Dagegen gerät Emanuel Reicher immer mehr in ein schmalziges Pathos und Irene Triesch in eine immer unsteter flackernde Psyche, bar jeder Großzügigkeit. Und gerade diesen beiden Leuten ist im Gastspielplane des Lessing-Theaters der größte Wirkungskreis eingeräumt. Ihnen ward nicht nur die Aufgabe, den Pastor Rosmer und die Rebekka West zu spielen, sie hatten auch in Schnitzlers Schauspiel „Der einsame Weg" die heikelsten Gestalten zu verkörpern. Was sich ihrem nachspürenden Verstand entzog, blieb ihnen jedoch unerreichbar, dem einen der melodische Ausklang eines Lebenskünstlers, in dem noch die suggestive Kraft einer überschäumenden Jugend melancholisch nachzittert, der anderen die seelische Depression eines selbstsüchtigen Mädchens, das, nach der ersten Befriedigung des ersehnten Lebensgenusses, vom Ekel erfaßt, lieber das Leben fortwirft, als es mit einem moralischen und physischen Katzenjammer in eine ungewisse Zukunft fortzufristen. Was Schnitzler in seinem Schauspiel darzustellen sucht, ist an sich schon so versonnen und ins Gedankliche verstiegen, daß den Darstellern die Aufgabe erwächst, das Problematische der Dichtung durch eigenes, warm pulsierendes Empfindungsleben zu paralysieren. Dieses ausgleichende Werk der Ergänzung aber wollte nur Frau Lehmann und Herrn Bassermann gelingen. Und was man hier noch als eine besondere Störung empfand, das ist die prononciert norddeutsche Mundart, in der die Berliner Gäste das in Wien spielende Stück sprechen. Dennoch wurde die Aufführung mit demonstrativem Beifall aufgenommen, und man konnte aus ihm deutlich den an die Wiener Theaterdirektoren adressierten Vorwurf heraushören, daß erst Berliner Schauspieler nach Wien kommen mußten, nm uns die Bekanntschaft eines Wiener Schauspieles zu vermitteln. Und der Vorwurf war um so berechtigter, als es sich hier um das Ernsteste und Tiefste handelt, was wir aus der Feder Artur Schnitzlers besitzen. Ebenso gewiß aber auch ist es, daß der „Einsame Weg" auch in der denkbar vollkommensten Darstellung durch heimische Schauspieler nicht mehr als einen Achtungserfolg errungen hätte. Denn das Werk ist ein dialogisierter Roman, zwar überaus fein und geistvoll dialogisiert, aber von direkt antitheatralischer Struktur. Wer einmal Bühnenerfolge eingeheimst hat, scheint ihren süßen Lockungen nicht mehr widerstehen zu können. Er wird aus einem Stoff, der nach epischer Behandlung schreit, lieber ein schlechtes Theaterstück machen, als eine gute Novelle. Zu Hause, ganz zu Hause waren dagegen die Berliner Gäste wieder in Hauptmanns „Biberpelz". Diese in ihrer Art einzige Komödie hat zwar schon viel von ihren naturalistisch-satirischen Reizen eingebüßt: was an ihr Zustandsschilderung ist, beginnt uns heute bereits an die Nerven zu gehen, und was in ihr an Spott auf das preußische Junkertum aufgespeichert ist, mutet uns oft wie ein alter Jahrgang des „Simplizissimus" an. Allein wie Frau Lehmann die Waschfrau Wolff und Herr Oskar Sauer den Amtsvorsteher spielt, das steht noch immer außer Wettbewerb, das bleibt noch immer unerreicht. Unerreicht wie die grandiose Leistung des Herrn Bassermann als Professor Niemeier in „Traumulus". Durch sie wurde das streng gehütete Prinzip des Ensemblespieles beinahe zum Starsystem.

Theodor Antropp.

Österreichische Rundschau, Heft 82, 83. Redaktionsschluß 19. Mai 1906. Ausgegeben 24. Mai 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Verlosungsverlust. Im Monate Juni finden die Ziehungen der 1864er Staats-Lose, Ofener Lose, Staatsdomänen-Pfandbriefe sowie mehrerer anderer Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, beziehungsweise Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines, dessen Exposituren sowie dessen Filialen in Prag, Brünn, Graz, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Bielitz-Biala, Lemberg, Czernowitz, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel, Karlsbad, Teplitz und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

Im Verlage Hugo Heller & Cie., Wiener Dürerhaus, Wien-Stadt, erscheint in wenigen Tagen: Otto Wittner, Österreichische Porträts und Charaktere. Eine Schilderung des geistigen und geselligen Lebens im Vormärz, und anschließend: Biographische Studien über Grillparzer, Bauernfeld, Lenau, Anastasius Grün, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Hieronymus Lorm und Ferdinand Kürnberger.

Von neuen alpinen Gipfelführern sind bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart soeben erschienen: V. Der Dachstein. Von Alfred v. Radio-Radiis. Mit 16 Abbildungen und 2 Karten. 79 Seiten; VI. Bettelwurf- und Speckkarspitze. Von H. Cranz. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. 104 Seiten; VII. Der Großglockner. Von Jos. Gmelch. Mit 18 Abbildungen und 2 Karten. 79 Seiten; VIII. Der Triglav. Von Rudolf Roschnik. Mit 17 Abbildungen, 2 Karten und 1 Umrißzeichnung. 84 Seiten. IX. Der Watzmann. Von F. Bohlig. Mit 16 Abbildungen und 2 Karten. 66 Seiten; X. Der Monte Cristallo. Von Hans Biendl. Mit 16 Abbildungen und 1 Karte. 64 Seiten; XI. Die Wildspitze. Von Richard Schucht. Mit 16 Abbildungen und 2 Karten. 69 Seiten.

Als handlichen, für den Laien bestimmten Auszug aus seinem großen und kostspieligen Werke „Aegina, das Heiligtum der Aphaia“ hat Adolf Furtwängler eine Abhandhandlung, „Die Aegineten der Glyptothek König Ludwigs I.“, geschrieben, die als Buch in Kommission bei A. Buchholz, München, erschienen ist.

Der Privatdozent an der Wiener Universität Dr. Alfred Grund hat in der Sammlung Göschen in Leipzig eine „Landeskunde von Österreich-Ungarn“ herausgegeben.

Büchereinlauf.

Grundriß des Finanzrechts von Dr. Franz Freiherrn von Myrbach-Rheinfeld, Professor der politischen Ökonomie an der Universität Innsbruck. Leipzig, 1906. Duncker & Humblot.

Studien zur österreichischen Reichsgeschichte von Dr. Alfred Fischel. Wien, 1906. Alfred Hölder.

Der Lebensglaube. Betrachtungen über Gott, Welt und Seele von Ellen Key. Übertragung von Francis Maro. Berlin, 1906. S. Fischer.

Alkohol und Eisenbahn. Von Dr. Aladár Békéß, Bahnarzt in Wien. Ö. N.-W.-B. Wien, 1906. Verlag der Zeitschrift für Eisenbahnhygiene.

Ferdinand Strobl von Ravelsberg. Metternich und seine Zeit 1773—1859. Erster Band. Wien, 1906. C. W. Stern.

Ehe und Eherecht. Von Dr. Ludwig Wahrmund, Professor der Rechte zu Innsbruck. Leipzig, 1906. B. G. Teubner.

Sonnige Tage. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Kurt Liebich. Stuttgart, 1906. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Rudolf Kassner: Motive. Essays. Berlin, 1906. S. Fischer.

Felicien Rops. Von Franz Blei. Mit 17 Vollbildern. Berlin. Bard, Marquardt & Co.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 84, 85: 2. Juni 1906.

Theorie und Praxis des allgemeinen Wahlrechts.*

Von Theodor Eglauer.

Nachdem der Wahlreformausschuß des Abgeordnetenhauses die Generaldebatte beendet und das Eingehen in die Spezialdebatte über die zwei wichtigsten Wahlreformvorlagen der Gautsch-Bylandtschen Regierung nahezu einstimmig beschlossen hat, nachdem ferner Prinz zu Hohenlohe die selbständigen Kompromißvorschläge der Regierung wegen teilweiser Abänderung jener Gesetzentwürfe verkündigt hat, stehen wir nunmehr vor der Entscheidung über diese bedeutungsvolle Reform der Grundlagen unseres Staatswesens. Wir dürfen füglich annehmen, daß das Abgeordnetenhaus der großen Mehrheit nach sich im Prinzipe für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht entscheiden wird. Das Begehren einer Erweiterung des geltenden Stimmrechtes auf alle großjährigen und vollberechtigten österreichischen Staatsbürger, welche nicht aus besonderen Gründen davon ausgeschlossen sind (Vollbürger), ist so natürlich und gerecht, daß kein rechtlich Denkender dagegen offen auftreten kann. Soll dieses eminente Friedenswerk jedoch allgemein befriedigen und nach dem Wunsche aller Patrioten „ein sozial und national in sich geeinigtes Österreich" begründen, so muß das allgemeine Wahlrecht nicht bloß in der Theorie sondern auch in der Praxis verwirklicht, es muß jedem Vollbürger unverkürzt und unbehindert zu teil werden. Diese Forderung zu erfüllen ist die Aufgabe der einzelnen Bestimmungen der beiden Gesetzentwürfe. Bevor der Wahlreformausschuß in die Spezialdebatte darüber eintritt, wird es daher nicht unangebracht sein, die letztere Forderung etwas näher ins Auge zu fassen.

Weder der Adel und der Großgrundbesitz, noch die Fabrikanten und auch nicht die sogenannten geistigen Arbeiter sind Gegner des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts an sich; sie fordern nur mit umsomehr Gewicht, als ihre Vertreter im Parlament die Majorität besitzen, daß ihnen selbst dieses Wahlrecht in keiner Weise geschmälert werde. Sie können Garantien dafür verlangen, daß ihnen nicht vielleicht die Masse der anderen Wähler ihr freies Selbstbestimmungsrecht illusorisch mache oder daß sie nicht etwa gar durch diese terrorisiert werden. Auch sie wollen, gleich den Arbeitern, selbst die Hüter ihrer Rechte und Interessen sein. Leider hat das in den Regierungsvorlagen aufgestellte regionale Wahl-

* Dieser Aufsatz wurde noch vor der neuesten Phase der österreichisch-ungarischen Krise geschrieben. Anmerkung des Verfassers.

system mit Einzelwahlen* den Nachteil, daß ohne gleichzeitige Berücksichtigung der Minoritäten nicht nur zahlreiche Wähler sondern mitunter selbst bedeutende Volksteile, wie z. B. die Deutschen in Krain, die Italiener in Dalmatien oder die Slowenen in Kärnten, ganz unvertreten bleiben. Die Summe der auf solche Weise vernachlässigten Stimmen ist im ganzen Reiche so groß, daß hiedurch das allgemeine Wahlrecht zur Schimäre wird. Eine Wahlordnung, die dieses Wahlrecht praktisch verwirklichen will, darf deshalb die Mandate nicht ausschließlich territorial, sondern muß sie nach den wichtigsten politischen Parteien, d. h. nach Nationalitäten, Berufsklassen und sozialen Schichten der Bevölkerung aufteilen, um den verschiedenen Strömungen im Staate gerecht zu werden und dadurch eine möglichst gleichmäßige Vertretung des ganzen Volkes im Parlamente zu schaffen.

Am vollkommensten in dieser Beziehung wäre wohl das scharfsinnige Wahlsystem der sogenannten ganz freien Wahlliste, das einst Hare für England und Andrä für Dänemark vorgeschlagen hat. Danach würde die Vertretungseinheit oder Wählerzahl, welche berechtigt wäre, je ein Mitglied ins Parlament zu entsenden, derart festzustellen sein, daß man die Summe der Wahlberechtigten durch die Anzahl der Mandate dividiert und jeden Kandidaten, der diese Quote von Stimmen erhielte, als gewählt betrachtet, gleichviel wo immer im ganzen Lande die Stimmen für ihn abgegeben worden wären. Dieses Wahlsystem würde auf die idealste Weise das Wahlrecht aller erheblichen, wenn auch im Lande zerstreuten, sonst von der Volksvertretung ausgeschlossenen Minoritäten zur Wahrheit und entschieden die besten oder populärsten Männer ohne viel Wahlkosten zu Volksvertretern machen. Jedoch müßten hiebei alle Stimmzettel in ein Zentralwahlamt gesendet werden, was in einem größeren Staatswesen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Umsoweniger wird es jemand wagen, für ganz Österreich mit seinen großen kulturellen und wirtschaftlichen Differenzen und dem hier herrschenden nationalen Mißtrauen ein solches Wahlsystem zu befürworten. Innerhalb der einzelnen im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder oder deren Kreise, respektive für die Landtags-, Bezirks- und Gemeindewahlen hingegen wäre dieses oder ein ähnliches Listenwahlrecht nicht ganz von der Hand zu weisen.

Demselben Zwecke, doch in einfacherer Weise, entspräche ein Wahlsystem, nach welchem die verschiedenen im voraus bekannten größeren politischen Parteien in besonderen Wahlkörpern ihre Stimmen abzugeben hätten. Denn zur wahren Volksvertretung im Parlament führt kein anderer Weg so sicher, als die Trennung der widerstreitenden Meinungen bei der Wahl und die nachfolgende Vereinigung der innerhalb der Parteien erwählten Vertrauensmänner im Parlamente. Abgesehen von den ehemals tonangebenden, aber neuestens allmählich immer mehr in den Hintergrund tretenden liberalen und konservativen Parteien, die sich überhaupt nicht organisieren lassen, haben wir es in unserem vielsprachigen Vaterlande hauptsächlich

* Nach den §§ 34 und 35 der Reichsratswahlordnung werden nämlich die Minoritäten nur für die galizischen Landgemeinden-Wahlbezirke mit zwei Abgeordneten berücksichtigt.



mit **antagonistischen** Bestrebungen zu tun, mit nationalen und beruflich-sozialen Gegensätzen, dann mit jenen der städtischen und ländlichen Wirtschaftsinteressen. War nun die Regierung in den Wahlreformvorlagen bemüht, die Reibungsflächen der nationalen sowie der städtischen und ländlichen Interessentengruppen durch abgesonderte Wahlen zu vermindern, so liegt der Gedanke nahe, zum gleichen Zwecke auch die beruflich-sozialen Antagonisten bei den Wahlen zu scheiden, zumal da die sozialen Wahlkämpfe um so erbitterter sind, als es sich bei ihnen um die wichtigsten Lebensinteressen handelt.

Wir sind bereits wiederholt in der „Österreichischen Rundschau"* für die Einführung solcher, in Stadt und Land, sowie nach nationalen und beruflich-sozialen Gruppen abgesonderten Wahlen eingetreten, ohne daß von irgend jemandem die namhaften Vorteile dieser Art des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes ernstlich angefochten worden wären. Allerdings begegnete unser Vorschlag, wie jede Neuerung, manchem Mißverständnisse und noch mehr Vorurteilen. Ist etwa das in besonderen Wahlkörpern abgegebene Votum aller Vollbürger nicht ebenso allgemein und gleich, wie das von diesen kunterbunt ausgeübte Wahlrecht oder kann ein vernünftiger Mensch diese Wahlkörper mit den gegenwärtigen privilegierten Kurien verwechseln? Der Einwand, als ob wir an die Wiederaufrichtung der alten Stände und Korporationen dächten, ist ebenso ungereimt als der, daß die berufsgenossenschaftlichen Wahlen schwer ausführbar seien, weil wir derzeit noch nicht für alle Berufszweige Genossenschaften haben. Wie der Reichsratsabgeordnete Alfons Graf **Mensdorff**** überzeugend dargetan hat, handelt es sich uns nicht um Wahlen in den Berufsgenossenschaften, sondern um gemeinsame Wahlen der einer Hauptberufsklasse Angehörigen und zu diesem Zweck in besonderen Wahllisten verzeichneten Vollbürger. Was aber die sonstigen Bedenken in bezug auf die Durchführbarkeit solcher Wahlen anbelangt, so übersieht man ganz, daß allgemeine Wahlen schon derzeit ohne Anstand stattfinden und die Anlegung einer Gesamtliste aller Vollbürger eines großen Wahlbezirkes (in der allgemeinen Wählerklasse haben wir bekanntlich solche) wohl kaum viel leichter fällt als die Zusammenstellung mehrerer Listen der in einem größeren Wahlbezirke befindlichen Vollbürger nach ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Hauptberufsklasse und sozialen Schicht. Hinsichtlich dieser enthalten doch schon jetzt die Wahllegitimationen außer deren Namen und Wohnort den Beruf der einzelnen Wahlberechtigten. Übrigens könnte man zur Vereinfachung des Wahlmodus permanente Wahllisten und nach einem

* „Das Problem einer gerechten Wahlreform" (Band VI, Heft 53) und „Betrachtungen über die Wahlreform" (Band VI, Heft 71). Auch **Lingg** („Allgemeines Wahlrecht", 1895) ist der Überzeugung, daß nur auf dem Wege der Ausgestaltung des Kurienwesens für Österreich ein wahrhaft gleiches und allgemeines Wahlrecht zu erreichen sei.

** „Berufsgenossenschaftliche oder berufliche Wahl." („Vaterland" Nr. 100, vom 12. April 1906.) Nur erlaube ich mir die Priorität der Idee von Sonderwahlen der verschiedenen beruflich-sozialen Interessentengruppen für mich in Anspruch zu nehmen.

praktischen Vorschlage des Reichsratsabgeordneten Dr. Weißkirchner Wahllegitimationen einführen, die zugleich als Identitätsnachweis des Wählers dienen.

Daß unsere Anträge nicht allen Politikern erwünscht sind, darüber geben wir uns freilich keiner Täuschung hin. Das Gros der Bevölkerung aber wird sicherlich einverstanden sein, wenn der Bauer, Bürger und Staatsbedienstete immer seinesgleichen zum Volksvertreter wählt, da nur ein Berufsgenosse die Bedürfnisse, Wünsche und Beschwerden seines Standes genau kennt und im Parlamente mit Nachdruck zu vertreten befähigt ist. Man mache doch nur einmal den Versuch und veranstalte ein Plebiszit über diese grundlegende Frage des allgemeinen Wahlrechtes, ob gemeinsame oder Sonderwahlen und ob bei letzteren auch andere als Berufsgenossen gewählt werden dürfen: das Ergebnis würde uns vollkommen befriedigen. Das Volk will Freiheit, aber auch Ordnung!

Eine ungenügende politische Vertretung irgend welcher Volksklassen begünstigt, wie Dr. Leo Wittmayer* ausführt, „sicherlich die Tendenz, gerade wirtschaftliche Streitigkeiten auf dem Wege gesellschaftlicher Selbsthilfe, also außerhalb des Parlaments auszutragen und dieses ausschließlich als politische Tribüne zu verwerten". Durch Erlangung eines entsprechenden Wahlrechtes erhielte hingegen das „Parlamentsleben einen kräftigeren wirtschaftlichen Einschlag, welcher mit der allfälligen Zunahme der Stabilisierung innerhalb dieser Wählerschaften noch gesünder wirken könnte. Das innere politische Leben entspräche dann weit mehr als heute dem ruhigeren, unvermeidlichen Atemzug einer arbeitenden Welt und vielleicht rückte wirklich das politische Ideal eines staatlichen Arbeitsorganismus um ein Beträchtliches näher".

Was ferner den Einwand betrifft, daß dieses Wahlsystem veraltet sei und sich für die Gegenwart nicht eigne, so sehen wir im Gegenteil die amorphen allgemeinen Wahlen für die modernen Verhältnisse nicht mehr passend an. Während die Gesellschaftsordnung im XVIII. Jahrhundert bekanntlich eine geburtsständische und im XIX. Jahrhundert eine allgemein staatsbürgerliche war, wonach das allgemeine, gleiche Wahlrecht auf dem bereits überwundenen Manchesterliberalismus beruhte, gehen wir im XX. Jahrhundert einer neuen sozialen Gesellschaftsordnung entgegen, in welcher überall kollektivistische, und zwar meist berufliche Organisationen entstehen und wachsen (Genossenschaften, Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände u. a. dgl. Interessengemeinschaften). Die Wissenschaft aber betrachtet heutzutage die menschliche Gesellschaft nicht als eine lose Menge von Individuen, sondern als einen organischen Körper, der gleich dem Menschen mit allen seinen Bestrebungen und Empfindungen ein Gewordenes ist, wie die gesamte organische Natur. Für unser von nationalem, konfessionellem und sozialem Hader durchwühltes Vaterland, in welchem die staatstreuen, uneigennützigen, friedlichen und ordnungsliebenden Elemente nur selten die ihnen gebührende Beachtung finden, würden bei pêle-mêle von allen Vollbürgern mit ihren heterogensten Interessen vorgenommenen Wahlen voraussichtlich die radi-

* „Die organisierende Kraft des Wahlsystems." Wien, 1903 (Seite 27).

kalsten Kandidaten in das Abgeordnetenhaus einziehen. Insbesondere müßten gemeinsame Wahlen der Arbeitgeber und ihrer Bediensteten oder Arbeiter unerquickliche Verhältnisse hervorrufen und unwillkürlich das Leben am häuslichen Herde und bei der Arbeit vergiften. Schon die Vorbereitungen zu solchen Wahlen stören die Ruhe und Ordnung in der Bauernstube, in der Werkstätte oder Fabrik, im Kontor oder Bureau.

Wenn Professor Dr. A. Menzel* von der Interessenvertretung eine Verschärfung der Interessengegensätze befürchtet, indem er meint, sie errichte künstliche Dämme zwischen den sozialen Gruppen und hindere deren natürliche Bewegung, so sind wir überzeugt, daß jene Interessengegensätze und diese Dämme zwischen Arbeitgebern und Arbeitern schon von Natur aus bestehen und gerade durch gemeinsame Wahlen wegen der damit verbundenen Kämpfe verschärft, beziehungsweise erhöht werden. Den weiteren Einwand Menzels, daß man zum Behufe einer vollständigen Interessenvertretung „wohl auch den Vegetarianern, den Radfahrern, den Anhängern der Leichenverbrennung u. dgl. eine besondere Vertretung im Parlament nicht versagen dürfe," brauche ich wohl nicht ernst zu nehmen.

Dafür, daß das ungeregelte Wahlrecht aller Vollbürger eines Bezirkes auch außerhalb Österreichs für bedenklich gehalten wird, haben wir schließlich mehrfache Zeugen, vor allem den englischen Staatsmann, dessen 100jähriger Geburtstag am 20. Mai d. J. gefeiert wurde. John Stuart Mill, um dessen Werke sich Professor Dr. Th. Gomperz durch eine autorisierte Übersetzung** verdient gemacht hat, tritt in seinen „Betrachtungen über Repräsentativ-Regierung" (1861)*** gleichfalls für eine Sonderung des allgemeinen Wahlrechts zwischen den Arbeitgebern und Arbeitern ein und erklärt es als ein „Repräsentativsystem von idealer Vollkommenheit", wenn es in einer Weise organisiert würde, daß diese beiden Klassen darin ins Gleichgewicht gebracht wären. Ferner ist selbst im klassischen Land des allgemeinen Wahlrechts, in Frankreich, ein angesehener Publizist, Charles Benoist, zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wie wir. In einer größeren Abhandlung über »La crise de l'État moderne« † legt er nämlich dar, die allgemein herrschende Unzufriedenheit sei ein Zeichen, daß der moderne Staat infolge des „unorganischen und anarchistischen" allgemeinen, gleichen Stimmrechts sich in einer gefährlichen Krise befinde. Zu deren Heilung müsse man dieses Wahlrecht derart organisieren, daß die Millionen Wähleratome in mehrere freie und offene Gruppen (nicht Stände oder Korporationen) von Interessenten an den wichtigsten, den nationalen Berufszweigen, vereinigt werden. Nach Ausscheidung der vom Wahlrecht ausgenommenen

* „Die Systeme des Wahlrechts." Neue Ausgabe 1906 (S. 12 ff. und 35). Vgl. Georg Meyer, „Das parlamentarische Wahlrecht", nach dessen Tode herausgegeben von G. Jellinek. An unserer heutigen kläglichen Interessenvertretung kann Dr. R. Springer („Staat und Parlament") allerdings mit Grund ausstellen, daß sie diesen Namen keineswegs verdiene.

** Leipzig, 1873.

*** VIII. Band der genannten Sammlung, übersetzt von Eduard Wessel, S. 93 ff.

† Separatabdruck aus der »Revue de deux mondes« (a. 1895 & 1896), wo die Abhandlung unter dem Titel »De l'organisation du suffrage universel« erschien.

Mitglieder der öffentlichen Gewalt stellt Benoist für die Wahlen in die Deputiertenkammer folgende sieben Gruppen von Interessenten auf: Ackerbau, Industrie, Handel, Transport, öffentliche Verwaltung, freie Berufe und Rentner. Die letzten drei minder zahlreichen Wählergruppen wären wenigstens für österreichische Verhältnisse, ebenso wie die Gruppen Handel und Transport, als einander nahestehend, wohl besser in eine einzige zusammenzufassen. Wie Prof. Dr. Mich. Mayr (Innsbruck)* hiezu bemerkt, würde ein derartig zusammengesetztes Parlament aber kein Abbild der sozialen Schichtung der Bevölkerung bieten, da in den einzelnen Berufen die selbständigen Personen und die unselbständigen (Angestellte, Arbeiter, Dienstboten u. dgl.) nicht geschieden sind. Hingegen stellt unser Vorschlag nach Mayr ein „organisch aufgebautes Wahlsystem mit wirklich gemeinsamen, gleichmäßigen Interessen“ dar, wobei „die politische Bedeutung der Gruppen nach der Kopfzahl, die wirtschaftliche nach der Steuerleistung zur Geltung“ kommt. Für den französischen Senat schlägt Benoist ein gemischtes System von allgemeinen und Körperschaftswahlen vor, das einige Ähnlichkeit mit den Propositionen Schäffles hat, der wiederholt in seinen „Deutschen Kern- und Zeitfragen“** für Deutschland eine Mischung von Interessenvertretung und allgemeinen Wahlrecht befürwortete. Die Deputiertenkammer soll hienach teils aus allgemeinen Volkswahlen, teils aus Körperschaftswahlen hervorgehen; die ersteren Wahlen sollen aber insofern vorwiegen, als durch sie zwei Drittel oder mindestens drei Fünftel aller Mandate besetzt werden. Die Abgeordneten der Korporationen wären zu einer Hälfte von den Gebietskörperschaften (Land, Bezirk, Gemeinde), zur andern Hälfte von den wirtschaftlichen und geistigen Berufskörperschaften (Landwirtschafts-, Gewerbe- und Handelskammern, dann solchen der Anwälte, Ärzte, Geistlichen, Lehrer, Beamten u. dgl.) zu entsenden.

Eine solche Mischung zweier ganz verschiedener Wahlsysteme für das Volkshaus erklären Menzel und Mayr als keinen glücklichen Gedanken, was nach unserer Auffassung auch hinsichtlich des Oberhauses gilt. Sollte unser Herrenhaus einmal gleichfalls aus Wahlen hervorgehen,*** so wäre dann das Abgeordnetenhaus wohl am besten aus allgemeinen Volkswahlen, das Herrenhaus dagegen aus Körperschaftswahlen ungefähr im Schäffleschen Sinne zusammenzusetzen, damit im Parlamente nicht die Staatsbürger als Individuen allein, sondern auch die wirtschaftlichen und geistigen Knotenpunkte des öffentlichen Lebens, sowie die historisch-politischen Individualitäten der Königreiche und Länder vertreten sind. Mit einem Wort: das Volk, wie es lebt und strebt.

Schäffle hat überdies speziell zur österreichischen Wahlreformvorlage vom Jahre 1893 † nachgewiesen, daß die Taaffesche Wahlreform nicht deshalb abzu-

* „Zur Frage moderner Interessenvertretung.“ („Reichspost“, Nr. 77, vom 4. April 1906.)

** Berlin, 1894. (S. 120 ff. und neue Folge, S. 53 ff.)

*** Vgl. Th. Gomperz: „Zur Reform des Herrenhauses“. („Österr. Rundschau“, Band VI, Heft 67.)

† „Volksvertretungsprobleme aus Anlaß der österr. Wahlreform.“ („Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“, 50. Jahrgang, 1894.)

lehnen war, „weil sie für den größeren Teil der Volksvertretung etwas wie das allgemeine Wahlrecht verlangte, sondern weil sie für die in dessen Einführung liegende Schwächung des städtischen Groß- und Kleinbürgertums keinen Ersatz schaffte, also daneben nicht die erforderliche Fortbildung und Verstärkung des kurial-körperschaftlichen Elementes vorgesehen hat".

Die heutige politische Lage hat einige Ähnlichkeit mit der damaligen. Allgemein wünscht man eine gründliche Reform der geltenden Reichsratswahlordnung, aber nicht, ohne daß der städtische und ländliche Großbesitz und Mittelstand verläßlich gesichert werden. Vernünftigerweise kann niemand verlangen, daß die bisher privilegierten besitzenden Klassen sich selbst für das allgemeine Wahlrecht aufopfern.

Bei Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes wären also zur Abwendung jener Gefahr und behufs Verwirklichung der Allgemeinheit und Gleichheit dieses Wahlrechtes in jedem Kronlande, um die Wahlen nicht zu komplizieren, vier Wahlkörper einzurichten, und zwar für a) städtische Bürger (Gewerbe- und Handeltreibende, Fabrikanten, Beamte, Lehrer, Ärzte, Priester, Advokaten, Notare, Privatiers und andere wirtschaftlich selbständige Personen), b) städtische Arbeiter (Bedienstete, Taglöhner, Fabriks- und gewerbliche Arbeiter, Diener u. dgl. wirtschaftlich unselbständige Personen), c) ländliche Bürger und selbständige Bauern und d) ländliche (bürgerliche und bäuerliche) Arbeiter. In gemischtsprachigen Kronländern aber wären die Wähler dieser vier Gruppen weiterhin nach Nationen in zwei (ausnahmsweise mehr) Unterabteilungen zu scheiden. Jeder solchen Gruppe oder Unterabteilung wäre, wie von uns bereits früher des näheren auseinandergesetzt wurde, eine ihrer Kopfzahl und direkten Steuerleistung entsprechende Anzahl von Reichsratsmandaten zuzuweisen, wofür nicht bloß die Wahlberechtigten, sondern alle Personen, welche in dem betreffenden Berufszweige ihren Unterhalt finden, samt deren Angehörigen in Betracht kämen.

Bei einer solchen unparteiischen Verteilung der Reichsratsmandate unter alle Klassen und Schichten, bei der kein Volksteil unbeachtet bleibt, wird es weder eines Ausgleiches der Mandatsziffer des deutsch-romanischen und slawischen Blocks, die gegenseitig immer höher hinaufgeschraubt wird, noch einer qualifizierten Majorität zur Sicherung des gegenwärtigen nationalen Besitzstandes bedürfen. Nach Überwindung des toten Punktes in unserer Staatsmaschine wird die Volksvertretung sich endlich den vielen anderen wichtigen Fragen zuwenden können, die in Österreich noch nicht befriedigend gelöst sind. Infolge des langen Stillstandes unseres politischen Lebens sind wir hinter dem rührigen Auslande ziemlich weit zurückgeblieben. Dieses Defizit heißt es nun durch doppelte Regsamkeit wettzumachen; hiezu müssen alle in unserer Bevölkerung schlummernden Kräfte für einen energischen, dabei besonnenen und stetigen Fortschritt erweckt werden. Ist es doch die sittliche Grundlage des Staates, die harmonische Entwicklung aller seiner Bürger zu fördern und zu immer höheren Aufgaben zu befähigen. Ein solcher allgemeiner

Fortschritt wird nur unter zwei Voraussetzungen erreichbar sein: einmal daß jedermann, ohne Unterschied der Geburt, Nation und Konfession, sich innerhalb der gesetzlichen Schranken möglichst frei bewegen könne und von anderen in seiner Arbeit nicht gestört werde, daß aber auch er die Kreise anderer Personen nicht störe. Dies gilt sowohl von einzelnen Personen und Unternehmungen als von wirtschaftlichen Vereinigungen und öffentlichen Korporationen. Diese beiden wichtigsten Bedingungen jeder gedeihlichen wirtschaftlichen und politischen Tätigkeit, Freiheit und Ordnung, leiten uns nicht nur hier bezüglich des Wahlrechts, sondern müssen ebenso die Grundpfeiler sein, auf welchen unsere in mancher Hinsicht lückenhafte oder unausgeführte Verfassung, deren Geist übrigens manchen Männern entschwunden ist, weiter ausgebaut und das gesamte öffentliche Leben, sei es in der Verwaltung, Rechtspflege oder in nationalen und sozialen Belangen, geregelt werden soll. Außerdem leiden wir in Österreich unter vielen staatsrechtlichen Fiktionen und Unklarheiten, sowohl im Innern als in unserem Verhältnisse zu Ungarn, weshalb als weitere Fundamente einer gründlichen Besserung notwendig sein werden: Klarheit und Offenheit!

Brioni.

Ein Kulturmärchen aus unseren Tagen.

Von Universitätsprofessor Dr. Carl Brockhausen.

I.

Wo die Eisenbahn von der Höhe des istrianischen Plateaus bei Dignano sich nach Pola senkt, da haftet der Blick der Reisenden wie gebannt auf einer buchtenreichen, grünen Inselgruppe, die sich gleich einem riesigen Fragezeichen aus dem Meere erhebt. Schön ist des Meeres unabsehbare Fläche, aber schöner sind die grünbewachsenen Inseln Brioni. Vielgestaltig sind der Hauptinsel kleinere Küsten vorgelagert, und so tief schneidet das Meer allerorten ins Land ein, daß man in der grünen Insel selbst wieder blaue Landseen eingeschlossen glaubt. Die Mitreisenden drängen sich an die Coupéfenster, jeder sucht ein Plätzchen, um diesen zauberhaften Anblick nicht zu versäumen, und auf jedem Gesicht leuchtet der Wunsch, verweilen zu dürfen in diesem Garten, spiegelt sich die Begierde nach Besitz und Genuß dieses eigenartigen Landes.

Nur einer ist Jahr um Jahr stumpfen Sinnes an diesem Bilde vorübergefahren. Nur seinem vielbeschäftigten Geiste ist der Wunsch nie lebendig geworden, hier sich umzutun, und gerade er hätte bloß die Hand auszustrecken gebraucht, sein mächtiges Wort hätte das weltentrückte Eiland entzaubert. Dieser eine, der Berufene heißt — doch ich will ihn noch nicht nennen. Der Leser wird ihn bald erraten.

Jahrhundertelang hat Brioni als eine Perle der Adria gegolten; römische Prinzen, heißt es, bewohnten hier ein Lustschloß; Göttertempel schmückten die reizende Bucht Catena; Bäder luden zum Genuß der lauen Flut ein; mächtige Tonkrüge, aus dem Schutte römischer Vorratskammern ausgegraben, zeugen von intensivem Weinbau, Ölpressen von Olivenkultur, mächtige Zisternen von rationeller Bewässerung zur Zeit des römischen Weltreichs. Auch das Mittelalter und die Neuzeit haben den Wert Brionis geschätzt; von hier stammt die mächtige Steinkuppel auf Theodorichs Grab in Ravenna, ein vielbewunderter Monolith; in jeder Bucht, auf jeder der sanften Höhen dieser lieblichen Inselwelt finden sich die Spuren der klugen Venezianer — hier ein Wartturm, dort ein Kirchlein, eine Komturei, Wirtschaftsgebäude und Wohnhäuser, vor allem aber die unaufgeräumt zurückgebliebenen, mächtigen Steinbrüche — überall Reste und Trümmer regsamen Lebens. Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, dies alles dem Verfalle preiszugeben; man ließ die Macchia walten, jene struppige Wildnis mannshoher Sträucher, die keines Menschen Fuß durchdringen kann, und um alte Mauern und Schutt rankten sich Dornen und Schlinggewächse zu kulturfeindlichem Dickicht; es überwucherte den fruchtbaren Boden, umklammerte den Ölbaum, erstickte, was nutzbringend war und vertrieb den Menschen, der zu schwach wurde, Einhalt zu tun. Kein männermordender Krieg, keine Pest wirkt gründlicher zerstörend, als dies Gestrüpp, sobald es die Herrschaft erlangt. Zwei bis drei fieberkranke Bauernfamilien, eine wert- und ertraglose Saline, ein Fort, mehr eine Strafkolonie denn ein menschenwürdiger Aufenthalt — das waren die Kulturerrungenschaften bis in die Neunzigerjahre des abgelaufenen Jahrhunderts auf diesen Inseln, wo einst glückliche Menschengeschlechter in ewigem Frühling gelebt. Und der Besitzer dieser Wildnis, ein Ausländer, der in Portugal lebte, hat sich gehütet, sie jemals zu betreten.

Und heute — ein Jahrzehnt später? Ein Naturpark im größten Stile, mit hundert lauschigen Plätzchen; Bäder und natürliche Terrassen am Meere; alte Steinbrüche in tropische Gärten verwandelt; dazu 35 Kilometer fahrbarer Straßen, umsäumt von Alleen seltener Bäume, ein Dorado für Spaziergänger und Radfahrer. Den Jagdfreund entzücken hunderte Hasen, die sich auf den Wiesen tummeln, tausende Fasane, die im Gebüsch kriechen — Abkömmlinge einiger ausgesetzter Exemplare; kein Raubtier, keine Giftschlange und kein Automobil auf der ganzen Insel! Pola hat den reizendsten Sonntagsausflug erhalten; einen Kurort seltsamster Art, einen Garten am Meere, ein Unikum, vielleicht nur vergleichbar mit der Insel Wight, aber in ewigem Frühling, umworben von Gesunden und Kranken; schon können die Hotelgebäude die Zahl der Erholungsbedürftigen nicht fassen. Daneben eine ausgiebige Bodenwirtschaft; Ackerland, Wiesen und Weinberge; eine moderne Kellerwirtschaft; überhaupt eine Musterwirtschaft für die ganze, so sehr vernachlässigte Gegend; Milch- und Käseerzeugung (Brionikäse), Ölbäume, Zedern, Palmen, Lorbeerhaine, Steinbrüche u. dgl. Und noch stehen wir am Anfange der Entwicklung. Haus um Haus wird gebaut, Wirtschaftsgebäude entstehen, eins ums andere, und die

Gewerbetreibenden können kaum liefern, was man ihnen bestellt. Noch ist erst der zehnte Teil des Landes der Urbarmachung zugeführt, und wenn einmal die kühne submarine Wasserleitung vom Festlande herüber durchs Meer hieher geführt ist, dann wird die Kulturarbeit ein ganz anderes Tempo einschlagen können!

II.

Wer hat diese große Wandlung vorgenommen? Hat die Gemeinde Pola eingesehen, daß hier ein herrlicher Erholungsplatz liege, sozusagen vor den Toren der Stadt? Hat der Landesausschuß von Istrien helfend eingegriffen, um die Insel der Wildnis zu entreißen? Hat die Bezirkshauptmannschaft Pola entdeckt, daß vor ihren Augen kulturelles Neuland zu finden sei? Hat die Forstbehörde erkannt, daß, während sonst Karstboden mit Mühe aufgeforstet werden muß, hier eine üppige Flora von selbst wächst und es nur darauf ankommt, der schaffenden Natur nutzbare Wege zu weisen? Haben unsere Sanitätsbehörden die Initiative ergriffen, um die Gegend fieberfrei zu machen? Hat endlich die Kriegsverwaltung in Pola eingesehen, daß der Mund des wichtigsten Kriegshafens nicht Ausländern gehören dürfe? Nichts von alledem ist geschehen!

Ein Jahrhundert lang dauerte der Dornröschenschlaf und die Entzauberung klingt wie ein Märchen, das deshalb nicht weniger romantisch ist, weil es sich in unserem Vaterlande und vor unseren Augen ereignet hat.

Es war einmal ein Forstmann, der kam im garstigen Nebelmonat November des Jahres 1884 nach einer Insel und sah, wie hier alles in ewigem Frühling grünte und wucherte; mannshoch wuchs hier, was anderwärts am Boden kriecht, leider erstickt und überwuchert von Unkraut und Dornen. Und er atmete die balsamische Luft des Landes und die reine des Meeres, er hackte und sein Kennerauge sah die tiefe Schicht rotbrauner fruchtbarer Erde, und es kam ihm wie eine Erleuchtung, hier könnten glückliche Menschen wohnen, hier würde Wein, Obst und Gemüse wachsen, hier könnte Vieh gezüchtet werden, kurz, hier müßte wieder geschaffen werden, was einst da war: eine große Kulturstätte. Und er hörte, wie der Besitzer dieses Landes, unbekümmert um dessen verborgene Schätze, weit von hier lebe und nicht das mindeste Interesse an demselben habe — genau so wie die Großen des Landes. Aber ihm fehlten die Mittel, die Insel zu kaufen, so gering ihr Kaufpreis im Vergleich zu ihrer Größe war. Und er ging herum zu den Reichen und Mächtigen des Landes und schilderte ihnen das verborgene Juwel, aber sie lachten ihn aus und nannten ihn einen Phantasten; vielleicht dachten sie gar, er sei ein Schwindler. Der oberste Arzt der Gegend aber riet Jedem ab, solch einem Schwindler aufzusitzen; nur giftiges Gewürm hause auf der Insel; Mensch und Vieh müssen binnen kurzem elendig sterben. Und die verständigen Leute im Lande, die sprachen mit hoheitsvoller Weisheit: Für solche Pläne ist in unserem Vaterlande kein Geld und keine Lust; denn wir sind ein Volk von Pessimisten und Satirikern; ja wenn wir in der Schweiz wären! Aber die Liebe zur Insel hatte ein Feuer ent-

zündet in der Brust des Mannes, das sich durch Spott und Hohn und Verleumdung im Vaterlande nicht ersticken ließ. Er wandte sich an einen Schweizer und siehe da acht Tage später kaufte eine Gesellschaft von Schweizern die Insel. Aber es waren Spekulanten, die schnell reich werden wollten und kein Herz für die schöne Insel hatten, nicht sie urbar machen, sondern blos Holz holen wollten, mochte darüber die Insel nur noch mehr zu grunde gehen. Und als es mit dem Reichwerden nicht so schnell ging, trachteten sie, das „Objekt" möglichst rasch wieder los zu werden.

Da erlebte die arme Insel einen Glücksfall, wie er seit Menschengedenken ihr nicht geblüht. Ein bemittelter Mann hatte einen Jugendtraum. Als er noch ein ganz kleiner Praktikant in einem düsteren Eisenwerke war und Maschinen um ihn klapperten und die Kohle ihm den Atem benahm, da träumte er: wenn ich einmal ein volles Menschenleben hindurch geschafft und gewirkt habe, dann will ich mich zurückziehen auf ein Landgut, und zwar auf ein solches, das ich selbst urbar machen muß, am liebsten im sonnigen Süden meines Vaterlandes. Und ein glücklicher Zufall wollte es, daß er hörte, was jener Forstmann unaufhörlich gepredigt hatte — er kam, sah und kaufte die Insel.

Hier endet mein Märchen, und was nun folgt, ist bittere, harte Prosa, ein Jahrzehnt schwerer, gefährlicher, schier hoffnungsloser Arbeit, ein fast todbringender Kampf mit der Natur und ein ebenso aufreibender mit den Menschen. Dieser Kampf, der ein Stück Kulturgeschichte unseres Vaterlandes enthält, wird wohl noch seinen Geschichtschreiber finden; er ist spannend wie ein Roman und dramatischer als manches Drama, das unsere Theater aufführen. Hier sei nur eine kurze Skizze gegeben.

Also am 15. März 1893 kaufte der ehemalige Generaldirektor der Witkowitzer Eisenwerke Herr Paul Kupelwieser die Inseln Brioni (Groß- und Klein-Brioni) im Ausmaße von 1200 Joch von dem Schweizer Wildi, und bald darauf bewog er den Forstbeamten Alois Zufar, den Pfadfinder Brionis und dessen heutigen Güterdirektor, in seine Dienste zu treten. Nun hatte die Insel einen Eigner, wie sie ihn brauchte, keinen herzlosen Spekulanten, der sie ausbeuten wollte, sondern einen Idealisten, der in ihrer Urbarmachung ein neues, schönes und erhebendes Lebensziel erblickte, zugleich einen Mann, wohlhabend genug, um auch Geld auf ihre Hebung zu verwenden; und ihm zur Seite stand ein anderer, der mit dem Feuer der Begeisterung Jahr um Jahr für die Verwirklichung eines Ideales arbeitete, der buchstäblich sein Leben in die Schanze schlug und in übergroßer Rastlosigkeit auf ein Haar sich den Tod geholt hätte. Viel war zu tun; mehr als ich, ohne zu langweilen, schildern kann. Eine Aufräumarbeit im großen; Fuß um Fuß wurde Kulturland gewonnen — konnte doch die einzige Kuh, welche Kupelwieser auf die Insel brachte, anfänglich auf den 1200 Joch nicht genügend Futter finden; die Schutthalden der Steinbrüche mußten beseitigt werden, das Dorngestrüpp abgehackt, die Macchia gerodet werden. Mit den beinharten Wurzelstöcken mußte aufgeräumt werden, sollte nicht immer wieder das undurchdringliche Dickicht emporschießen; nur die edlen, hoffnungsvollen Schößlinge der ligurischen Flora wurden geschont und aus todbringender Umklam-

merung befreit. Sümpfe wurden getrocknet, Bodenlöcher ausgefüllt, Wege und Straßen gebaut. Hierauf wurden Baumschulen gegründet, Haine und Wälder angelegt, Alleen gepflanzt, Weinstöcke gesetzt, Wiesen gewonnen, eine Kellermusterwirtschaft eingerichtet, Viehwirtschaft eingeführt, Molkerei und Käserei eröffnet. Dann kam das Größte: die Insel wurde assaniert; die Malaria, jenes furchtbare Fieber, dem Kupelwieser und Zufar beinahe erlegen wären, ist gebannt worden in der verständnisvollen Arbeit eines Jahres (1901), und, wie es scheint, für immer. Endlich ging es an die Verschönerung der Insel, an die Herstellung jenes einzig gearteten Naturparkes, und schließlich kam auch noch die Wissenschaft auf ihre Rechnung. Die Ausgrabungen an der Catena-Bucht, geleitet von Professor Gnirs in Pola, hatten einen unerwarteten Erfolg; zum ersten Male, seit Archäologen graben, wurde das Gesamtbild einer antiken Luxusvilla aus augusteischer Zeit mit allen Nebengebäuden bloßgelegt, und noch etwas Merkwürdiges zeigte sich: jede Kultur, die sich jemals an den Küsten der Adria etabliert hat, von der Castelliere-Periode mykenischer Zeiten angefangen, hat eine Probe ihres Könnens hier hinterlassen, genau so wie die Kulturunfähigkeit unserer Tage.

So wurde Brioni zuerst ein Kulturland, dann auch ein Kurort; unser Vaterland hat eine kleine Provinz gewonnen, aus dem Nichts ein Wertobjekt erlangt, nicht durch Krieg und Eroberung, sondern durch friedliche Arbeit.

III.

Aber nicht um die Trommel zu rühren für einen in Aufschwung begriffenen Kurort will ich diese Zeilen schreiben. Mich interessiert ein anderes. Brioni ist nur ein kleines Land, ein Teil der einst vielbesiedelten, dann halbvergessenen Küsten Istriens und Dalmatiens, und nicht das einzige, das einer Hebung wert wäre. Was hier geschieht, kann symbolisch, kann vorbereitend oder abschreckend wirken für ähnliche Kulturtaten. Brioni ist ein Fragezeichen für Österreich, und für den Freund und Forscher der Verwaltung ist die Frage nicht abzuweisen, die ich vorhin aufgeworfen: was haben Gemeinde und Landesvertretung, was haben Bezirks- und Landesbehörden, was haben Sanitäts- und Postbehörden, was hat die Zivil- und Militärverwaltung geleistet, als es galt, unserem Vaterlande ein wüstes Eiland, das es längst besessen, zu einem Wertobjekte umzuschaffen, und mehr noch, wie werden sie sich künftig in ähnlichen Fällen verhalten?

Nachdem alles sich so glücklich gefügt und die Behörden gesehen, was ohne ihr Zutun ein Einzelner geschaffen, da haben sie sich wohl in dankbarer Anerkennung dem Schöpfer des großen Werkes geneigt und in neidloser Bewunderung ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Was nun an uns liegt, wollen wir dir jetzt helfen aus vollem Herzen und mit all unseren Kräften! Gewiß, eine Bürgerkrone hat der verdient, der als einzelner mehr getan, als wir alle zusammen." So sollte man meinen, hätten jetzt die maßgebenden Personen gesagt, gedacht und gehandelt. Aber hier krampft sich das Herz zusammen, wenn man sieht, wie nun Faktoren,

die jahrelang um nichts sich gekümmert, jetzt einsetzen, um Schwierigkeiten zu machen; wie neben dem Kampfe mit der Natur der mit den Menschen beginnt; wie dieser vornehme, selbstlose Mann mit dem konzilianten Wesen und den weltmännischen Manieren gewiß alles andere als ein Spekulant und ein Krakehler, in die kleinlichsten Konflikte hineingezerrt, wie sein braver, kluger Gehilfe von oben herab behandelt wird; wie statt der Bürgerkrone eine Dornenkrone geflochten wird, geeignet, den Schöpfer aus seinem Werke hinauszuekeln! Vieles habe ich erkundet — es sind ja keine Geheimnisse, sondern an Ort und Stelle allbekannte Dinge, die in hundert Details von Mund zu Mund gehen, und das wenige, was ich hier hervorhebe, möge als Beispiel dienen und dazu führen, daß, wenn wieder einmal ein Wohltäter des Landes auftritt, er besser behandelt, sein Werk sogleich gefördert werde.

Denn, wie gesagt, nicht um Brioni allein handelt es sich, sondern um große Strecken ähnlicher Art, die noch heute im Dornröschenschlaf liegen und gleich Brioni einst ertragreiche Kulturstätten waren. Könnte nicht aus den Reihen wohlbemittelter, tatendurstiger Inländer, die jetzt im Sporte ihr Leben vertändeln, angespornt durch die Fürsorge der Behörden, ein zweiter, ein dritter Kupelwieser erstehen. Müssen es wieder Ausländer sein, die zu ganz anderen Zwecken sich des Brachlandes bemächtigen? Freilich, was würde ein Nachahmer Kupelwiesers erfahren, wenn er sich an Ort und Stelle erkundigt?

IV.

Die ersten und wichtigsten Arbeiten zur Urbarmachung waren, wie schon angedeutet, die gröbsten: die Bodenreinigung, die Rodung, das Schutträumen, Applanieren rc. Schwer ist es, Arbeiter aus dem dünnbevölkerten Istrien zu bekommen, zumal die zahlreichen Fortsbauten und deren stete Umgestaltung dem Ackerbau viele Hände entziehen. Se. kaiserliche Hoheit der Thronfolger selbst war es, der bei einem Besuche im Jahre 1900 den Gedanken aussprach, daß für jene Fortsarbeiten die Kerkersträflinge von Capodistria mit Erfolg verwendet werden könnten. Die Gefangenhausverwaltung, an welche Kupelwieser sich wandte, stimmte gerne zu; denn in den Mauern der Festung sterben die Verurteilten zahlreich an Tuberkulose; Leute, gewohnt ihr Leben im Freien zuzubringen, vertragen den Kerker besonders schlecht. Da aber kamen die Lokalbehörden dazu, Stellung zu nehmen. Verbrecher in der Nähe, um keinen Preis! Eine rührende Fürsorge für die Gesundheit der Mörder in Capodistria hat diesen Plan hintertrieben! Hätte man doch wenigstens jene Sträflinge die sich gerne zu solcher Arbeit melden, dazu verwendet! Daß gleichzeitig 1500 freie Arbeiter an den Forts arbeiten; daß statt der Sträflinge ebensoviele Taglöhner dieselben Dienste leisteten; daß die Jugend unseres Volkes in diesen Forts garnisoniert wird, scheint jener Fürsorge entgangen zu sein. Ich weiß nicht, ob die betreffenden Ortsorgane seither aus den Zeitungen erfahren haben, welch wunderbarer Gesundheitszustand in Brioni herrscht; jedenfalls aus eigener Initiative sind sie nicht mehr auf dieses Ansuchen zurückgekommen, und ob das jetzt von Kupelwieser

erneute Gesuch Gnade finden wird in den Augen jener, denen dieser Zweig unserer Verwaltung anvertraut ist, mag die Zukunft lehren; fünf kostbare Jahre sind leider verstrichen. Schwer lastet bekanntlich die Sorge einer angemessenen Sträflingsbeschäftigung auf den Kerkerverwaltungen; aber solche Beispiele zeigen auch, warum das Problem unlösbar erscheint. Könnte nicht so manche südliche Wildnis durch dieses billige, mangelhaft beschäftigte, dem Kerkersiechtum geweihte Menschenmaterial kultiviert, die Eroberung im eigenen Lande fortgesetzt werden?

Eine Lebensfrage war die Assanierung der Insel, ihre Befreiung von der Malaria. Die Geschichte dieser Assanierung ist bereits geschrieben und hier sei nur kurz hervorgehoben, daß sie nicht von heimischen Behörden, sondern durch Koch in Berlin und die von ihm nach Brioni gesandten Professoren Frosch und Elsner durchgeführt wurde. Bemerkenswert ist die Raschheit des Vorgehens. An dem Tage, als Koch aus Neuguinea in Berlin eintraf, erreichte ihn ein Brief Kupelwiesers, er möge sich Brioni als Assanierungsfeld ansehen. Als Antwort kam ein Telegramm, ob Unterkunft für 2—3 Ärzte gesichert sei und welche Eisenbahn- und Schiffverbindung dahinführen. Vier Tage später, am 2. Dezember 1900, trafen Frosch und Elsner hier ein; die Assanierung wurde sogleich in Angriff genommen und seit 1901 ist kein autochthoner Fieberfall mehr zu verzeichnen.*

Bedeutend länger freilich, nämlich durch ein volles Jahrzent zieht sich die, unsere lokalen Behörden berührende Frage der Wasserversorgung hin; im Jahre 1896 begonnen, nähert sie sich 1906 der Lösung. Eine Kultivierung Brionis in größerem Stile bedarf einer reicheren Menge Süßwassers, als jetzt vorhanden ist, und der unternehmende Mann, der hier wirtschaftet, richtete seinen Blick auf das jenseitige Meeresufer, wo oberhalb Fasanas eine ergiebige Quelle zwecklos und nutzlos ins Meer verläuft. Unser Vaterland sollte es erleben, daß zum ersten Mal auf der Erde — wenn ich recht berichtet bin — eine submarine Wasserleitung geschaffen werde. Ein einzelner wollte das leisten, auf seine Kosten, ohne staatliche Unterstützung! Als nun Kupelwieser 1896 den kühnen Plan faßte, das überschüssige Wasser in Röhrenleitung durch das Meer nach Brioni zu bringen und auf die Bestimmungen des Wasserrechtsgesetzes baute, welche die Handhabe bieten zu solcher Kulturförderung, da begannen, wie es in in solchen Fällen üblich ist, die Bewohner Fasanas den Wert ihrer gänzlich vernachlässigten und ungenützten Wasserquelle zu erkennen, aber nicht so sehr, um sich selbst eine Leitung einzurichten, sondern um von dem Fremdling Geldleistungen und sonstige Forderungen zu erlangen. Die naturgemäße Aufgabe der Bezirksbehörde ist es, in solchen Fällen ausgleichend, vermittelnd und fördernd zu wirken. Was soll man dazu sagen — zehn Jahre lang ist es gelungen, diese Lebensader der Insel fern zu halten. Jetzt endlich wird die Leitung doch kommen; aber wie? Kupel-

* Was in Brioni binnen Jahresfrist so glänzend gelang, wurde auf dem gegenüberliegenden Festlande bis heute trotz staatlicher Subvention nnd trotz amtsärztlicher Intervention nicht erreicht; allerdings herrschen hier schwierigere Verhältnisse.



wieser hat die Grundstücke rings um die Quelle aufkaufen müssen, und will auf eigenem Grund und Boden eine Bohrung durchführen, die ihm das ersehnte Naß bringt.*

Erheiternd wirkt es, daß der Kultivator dieser Insel mit der Behörde in Konflikt kam — wegen Waldverwüstung! Aus dem Gestrüpp hat er Kulturland gemacht, die Hochwaldpflanzen der ligurischen Flora, Zedern, Zypressen, Meer- und Strandkiefern hat er freigelegt, Myrten, immergrüne Eichen, Pistazien, Erdbeerbäume geschützt, Bambusse und Palmen eingesetzt; Alleen umzäunen jeden Weg, Lorbeerwälder, Pinienhaine, kurz, was das Auge des Naturfreundes sich ersehnt, entsprießt der wohlgepflegten Erde. Aber dieselbe Behörde, die ein Jahrhundert lang die elendeste aller Bodenmißwirtschaften geduldig hinnahm, als Ausländer die Insel brach liegenließen oder ausholzten, glaubte jetzt auf einmal Anlaß zum Einschreiten zu haben, vom Standpunkte der Forstkultur! Im Jahre 1896 erschien eine Forstkommission, nicht etwa um zu lernen, wie eine Wildnis kultiviert wird, sondern um dem angeblichen Forstfrevel Einhalt zu tun; aber angesichts des Geschaffenen zog sie sich zurück und ersparte uns die Schande, den Erschließer der Wildnis wegen Waldfrevels bestraft zu haben. Hatte doch noch kurz vorher der Bezirkskommissär gedroht, er werde mit Gendarmeriegewalt die sämtlichen, ihm unverständlichen Arbeiten auf Brioni einstellen lassen!

Ernster als solche Kleinlichkeiten berührt die Frage der Postverbindung. Obwohl täglich zweimal ein Militärdampfer von Pola zur Insel fährt, übernimmt dieser die Post nicht und gestattet Privatpersonen die Überfuhr nach Willkür oder versagt sie, so daß bis zum letzten Momente kein Passagier weiß, ob er zur Insel gelangen, wann er sie verlassen kann. Doch dafür mag die Militärverwaltung ihre besonderen Gründe haben, uns interessiert etwas anderes. Die ärarische Post wandert trotz jener staatlichen Dampferverbindung wie in alten Zeiten zu Wagen von Pola nach Fasana und von da mittels Segelbarke nach Brioni! Kupelwieser erbot sich für ein mäßiges Pauschale die Post auf seinem Dampfer zweimal täglich zwischen Pola, Fasana und Brioni für Güter und Personen zu befördern; er adaptierte eine Jacht, stellte für alle Fälle ein Reserveschiff bereit und, als die Postbehörde Bedenken trug, diese beiden Schiffe der Segelbarke an Sicherheit gleich zu stellen (!), noch ein drittes Schiff, falls die beiden ersten versagen sollten. Nach langen Verhandlungen wurden die drei Kupelwieserschen Schiffe geprüft, geeignet befunden und das ur-ursprüglich in Gulden in Aussicht genommene Pauschale hierauf in Kronen gleicher Anzahl angesetzt. Zugleich aber machte die Postbehörde eine Fahrordnung, wonach der Reisende, der mit der Bahn in Pola ankommt, oder von Brioni abreisen will,

* Nur nebenbei sei bemerkt, daß der ursprüngliche, in allen Details ausgearbeitete Plan Kupelwiesers, die Ortschaften Dignano, 8000 Einwohner, das kleine Dorf Fasana, 900 Einwohner und Brioni durch eine gemeinsame Bohrung mit Wasser zu versorgen, ins — Wasser fiel. Es ist schade, denn, von dem sonstigen Nutzen des Wassers zu schweigen, in Dignano wird der gute Wein binnen Jahresfrist zu Essig, weil es, um die Fässer zu reinigen, an — Wasser fehlt.



jedesmal mindestens ein und eine halbe Stunde wartend absitzen müßte — eine Fahrordnung geeignet, das ganze Postprojekt unmöglich zu machen. Mehr als ein Jahr rostete die von Kupelwieser adaptierte Jacht im Hafen; er läßt sie neu herrichten und vom 1. Mai 1906 an soll sie den Verkehr vermitteln — ohne die ärarische Post. Ob eine italienische Gesellschaft, wenn sie die Verbindung der Küstenpunkte in Angriff nimmt, ebenso lange hingehalten wird? Oder gibt es vielleicht in jenen Gegenden keine Irredenta, die in planvoller Geschäftigkeit immer neue Verbindungsfäden mit dem Mutterlande knüpft?

Das Bild der Verwaltungstätigkeit wäre nicht vollständig, würde man die Militärverwaltung vergessen. Solange Brioni in den Händen eines Venezianers, eines Portugiesen eines Schweizers war, schienen die Inseln keiner sonderlichen Überwachung bedürftig; seit dem Augenblick aber, als ein guter Österreicher sie in Händen hat, ist sie ein gefährliches Objekt. Das hängt gewiß mit der Kultivierung des Landes zusammen und eine erhöhte Aufmerksamkeit der Militärbehörden mag daher gerechtfertigt sein. Freilich kann man nicht sagen, daß etwa Brioni der Militärverwaltung vor der Nase weg angekauft wurde und daß die Urbarmachung gegen ihren Willen erfolgt sei; denn als loyaler Staatsbürger wandte sich Kupelwieser, sobald er in Verkaufsverhandlungen trat, an den damaligen Kommandierenden Baron Sterneck, eröffnete ihm seine Absicht und fragte, ob nicht das Militär die Insel an seiner Stelle zu dem gleichen Preise kaufen wolle. Sterneck meinte: „Nein, wenn wir die Insel kaufen, werden unsere Offiziere sie als Jagdrevier benützen, anstatt zu arbeiten und das will ich nicht. Wenn Sie sie aber kultivieren und ein gebildetes, intelligentes Publikum hinbringen, so wird dies eine sehr wünschenswerte, geistige Anregung für die Garnison Pola bieten." Es scheint, daß diese Denkungsweise eines hochgebildeten Admirals anderen Anschauungen Platz gemacht hat. Streitigkeiten wegen unbefugten Jagens durch Offiziere und Mannschaften, Besitzstörungen, Aufreißen sorgfältig angelegter Straßen, ohne den Eigentümer vorher zu befragen und nachher die Straßen ordentlich herzustellen, Grenzüberschreitungen u. dgl. trüben das Verhältnis. Anstatt eines kleinlichen Krieges wäre hier ein ernstgemeinter und strenge eingehaltener Ausgleich zwischen öffentlichen und privaten Interessen gewiß nur förderlich und die Persönlichkeit des Erschließers von Brioni scheint ganz danach geeignet, dies zu ermöglichen.

Würde doch auch die Suche nach Spionen, die jetzt in wenig erfreulicher Weise betrieben wird, sich wesentlich erfolgreicher gestalten, wenn man nicht die über alle örtlichen Verhältnisse wohlinformierte Verwaltung der Insel vor den Kopf stieße und ein wohlwollendes Verhältnis anbahnte. Die Spionsucherei in jener Gegend soll nach einem mäßigen Anschlage jährlich 40.000—50.000 Kronen kosten und eine nette Quote hievon auf Brioni entfallen. Würde sie ein Resultat liefern oder nach der Art ihrer Inszenierung liefern können, so wäre nichts dagegen zu sagen. Gewiß, Spione waren auf der Insel; von einem, dem bekannten Contin, weiß man es offiziell; dieser Herr wurde nämlich von einem hohen Militärkomman-

danten als Gast persönlich in die Inselfestung Peneda eingeladen und darin herumgeführt. Spione werden möglicherweise wieder kommen; aber so einfältig werden sie kaum sein, mit einem offen sichtbaren Kodak zu photographieren, was jedes Kind kennt, oder abzuzeichnen, was man auf Ansichtskarten finden kann. Für wirkliche Spione sind die mit den Verhältnissen absolut unvertrauten Gendarmen, die hier unablässig auf und ab laufen, harmlose Spaziergänger arretieren und die Frau des Direktors, die zehn Jahre auf der Insel wohnt, anhalten, mit der Aufforderung, sie solle ihre Legitimationsdokumente aus der Tasche ziehen, ungeeignete Organe. Aufpasser, welche nicht einmal die wenigen Einheimischen von den Zugereisten zu unterscheiden wissen, dürften einen echten Spion wohl nur dann einfangen, wenn er sich ihnen als solcher legitimiert.* Es wird patrouilliert, arretiert, protokolliert und rapportiert und durch eine ganz sinnlose Geschäftigkeit der Schein nutzbringender Tätigkeit erweckt.

V.

Betrachten wir, rückblickend, was die Geschichte Brionis im abgelaufenen Jahrzehnt uns lehrt, so darf man folgendes als erwiesen annehmen: In jedem Einzelfalle haben die maßgebenden lokalen Faktoren so ziemlich das Gegenteil von dem getan, was eine rückschauende Kritik von ihnen erwartet hätte; sie sahen zu, wie ein Wertobjekt verwilderte, sie ließen einen bedenklichen Angriffspunkt in den Händen von Ausländern, obwohl deren Verkaufsabsicht kein Geheimnis war. Wäre doch auf ein Haar die Insel in direkt irredentistische Hände gefallen! In der Frage der Urbarmachung durch Sträflinge verweigerten sie die Hilfe; von der Assanierung hielten sie sich fern und vermögen auch nicht das ihnen vorgezeigte Beispiel mit Erfolg nachzuahmen. Bei der Aufforstung machten sie Schwierigkeiten; eine rationelle Bewässerung, ein vernünftiger Postverkehr wurde hintangehalten, der Fremdenzufluß behindert.

Man hat das Gefühl, daß jede Einzelfrage, die sich als natürlicher Schritt der Entwicklung von selbst ergab, die betreffenden Organe als eine gänzlich unvermutete, beispiellose Neuerung überraschte, immerfort wie ein Nervenchok wirkend und zu heftiger Abwehr reizend. Deshalb kann die Geschichte dieses kleinen Fleckchens heimischer Erde so ungemein lehrreich wirken; sie könnte eine Lehr-

* Während ich diese Zeilen schreibe (Gründonnerstag 1906), befindet sich der Maler Charlemont, derselbe, der 50 Landschaftsbilder von Brioni im Wiener Künstlerhause ausgestellt hat, als Gefangener im Fort Tegetthoff; einem Gendarmen ist es gelungen, diesen „Übeltäter“ in flagranti zu ertappen, als er in einem ringsum abgeschlossenen, aussichtslosen Steinbruch einen — Baum abzeichnete. Besonders erheiternd wirkt es, daß dieser „verdächtige Arrestant“ auf das Fort selbst eskortiert wurde, in dessen Nähe zu kommen im Vorjahre für den Wiener Regierungsrat Svetlin eine Arretierung und eine Zitierung nach Pola zur Folge hatte. Als Entschuldigung für den Gendarmen, der eine sinnlose Instruktion kopflos durchgeführt hat, möge dienen, daß bis zum Vorjahre dieses jetzt so streng bewahrte Fort einen beliebten Abendspaziergang der Besucher Brionis bildete, zur Beobachtung des Sonnenunterganges. Es dürfte also den Interessenten nicht ganz unbekannt geblieben sein.

meisterin für die Verwaltung sein; vor allem deshalb, weil die Kulturarbeit noch im Gange, die Lehrzeit noch nicht abgeschlossen ist.

Wie ich schon andeutete, ist zwar die allerschwerste und gröbste Arbeit getan; aber da noch immer neun Zehntel der Insel ihrer Kultivierung harren und bei der Energie des Eigners möglicherweise das Zehnfache des Bisherigen in Angriff genommen wird, so droht den verschiedensten Verwaltungsorganen noch so mancher Nervenchok. Werden sie nicht erschrecken, wenn man ihnen sagt, daß Post- und Bahnverbindung der Gegend sich nun auch nach Brioni richten müssen, und wird es ihnen eine Neuigkeit sein, zu erfahren, daß hier ein brauchbarer Hafen not tut?

Doch vielleicht dürfen wir auf eine wesentliche Änderung der bisher maßgebenden Anschauungen hoffen. Indem diese Zeilen alles unterdrücken, was einen persönlichen Vorwurf beinhalten würde, und die sogenannten Skandalfälle grundsätzlich beiseite lassen, wollen sie anregend wirken auf alle, die es angeht. Gegenden, die einst fern vom Schuß lagen, sind auf einmal der Kritik nahegerückt; die Idylle wird aufgestört durch Kulturforderungen, die immer wieder kommen werden, und zwar in verstärktem Maße. War der erste Einblick in die lokalen Verhältnisse ein unerfreulicher, so darf man doch darauf rechnen, daß aus dem trefflichen Menschen- und Beamtenmateriale, über welches Österreich verfügt, geeignete Kulturträger ausgesucht werden, die den Samen, der durch Brionis Erschließung gezogen wurde, in der ganzen dortigen Gegend verbreiten helfen. 600—700 Millionen sind nach einer mäßigen Schätzung in den letzten 37 Jahren auf die militärische Sicherung jenes Landstriches verwendet worden; ein Zehntel dieses Goldstromes würde genügen, aus diesen unkultivierten, fieberkranken, verelendeten Leuten von großer natürlicher Begabung ein Volk zu machen, das sich glücklich fühlte, einem Kulturstaate anzugehören, der etwas für sie leistet, der ihnen hilft, die gottgesegneten Gefilde an der herrlichen Adria zu dem zu machen, was sie ein Jahrtausend lang waren.

Ibsen.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

In den allermeisten Nachrufen, die Ibsen gewidmet werden, wird er mit großer Zuversicht als ein Unsterblicher proklamiert. Es ist möglich, daß die Nachwelt das kritische Urteil eines großen Teiles der Zeitgenossen bestätigen wird und daß Ibsens Dramen auch auf spätere Geschlechter, welche nicht mehr die geistige Atmosphäre atmen werden, deren Niederschlag Ibsens Werke sind, die nämliche tiefgehende seelische Wirkung üben werden wie auf uns. Ja, vielleicht wird diese Wirkung lauterer und richtiger sein. Denn die Gedanken wahrhaft großer Geister finden oft erst Jahrhunderte später Köpfe, die sie wirklich verstehen. Auch bemerkt das Zeitalter, dem ein Dichter entsprungen ist, in seinen Schöpfungen vornehmlich diejenigen Elemente, durch die er mit seiner Zeit zusammenhängt und ihre Lieblings-

ideen und Stimmungen widerspiegelt oder doch widerzuspiegeln — scheint, während die andern, die allen Zeiten oder keiner angehörigen Bestandteile, für seine Sinne noch nicht existieren. Diese aber sind es gerade, auf denen die Dauerhaftigkeit eines Geisteswerkes beruht, während die in einem bestimmten Zeitalter entstandenen der Verwitterung unterworfen sind und mit der Zeit, die sie hervorgebracht hat, vergehen. So niedrig ich nun auch meine eigene Urteilskraft im Vergleich mit der anderer Literaturmenschen einschätzen mag, kann ich doch keinem mir bekannten kritischen Auge die untrügliche Sehschärfe zugestehen, deren es bedürfen würde, um in Ibsens oder eines anderen bedeutenden Geistes Werken die ephemeren Stoffe von den ewigen zu sondern. Das soll keine Verkleinerung Ibsens sein, höchstens eine gelinde Abwehr plumper Versuche, seinen Namen vor der Zeit und gewaltsam in das Goldene Buch einzutragen, auf dessen Blättern nur selten ein Name zu stehen das Recht hat.... Man sollte auch bei weltlichen Kanonisierungen von der katholischen Kirche ein wenig Geduld lernen. Die Kirche hat noch keinen Sterblichen heiliggesprochen, während sein Leichnam noch warm war, sie knüpft den günstigen Ausgang des Kanonisationsprozesses an die Erfüllung schwieriger Bedingungen und läßt ihn erst spät zur Wirklichkeit werden. Wenn aber eine moderne Geistesgröße im Geruch der Unsterblichkeit stirbt, so ist das erste, was wir tun, daß wir nach einem Monument für sie schreien... Gerade bei Ibsen dürfte in dieser Beziehung Vorsicht geboten sein. Ist doch, um sich kantisch auszudrücken, ein starker Unterschied zwischen dem Ding an sich Ibsen und dem Phänomen Ibsen, wie es im Bewußtsein der Zeitgenossen erschien, nicht zu verkennen.

Niemand dürfte das besser gewußt haben als Ibsen selbst, und mancher Äußerung des über sich und seine Werke schweigsamen Dichters, am meisten aber vielleicht aus eben dieser Schweigsamkeit ist zu schließen, daß ihm gegenüber all den Wunderdingen, die Freunde und Gegner in seinen Dramen deutlich zu sehen behaupteten, oft kurios ums Herz wurde. Ein klein wenig Schadenfreude wird sich das ironische, unerkannte Ding an sich Ibsen gegenüber dem weltberühmten Phänomen Ibsen gelegentlich auch vergönnt haben.

In einer Rede, mit welcher der Dichter der „Nora" am 26. Mai 1898 bei einem Fest des norwegischen „Vereins für die Sache der Frau" ein auf ihn ausgebrachtes „Hoch!" beantwortete, sagte er: „Alles, was ich gedichtet habe, ist ohne bewußte Tendenz gewesen. Ich bin mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen geneigt ist, anzunehmen. Ich danke für das „Hoch!", muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtsein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich ist: die „Sache der Frau"... Meine Aufgabe ist die Menschenschilderung gewesen. Doch die Sache mag wohl so liegen, daß der Leser, wenn die Schilderung einigermaßen zutreffend ist, seine eigenen Gefühle und Stimmungen hineinlegt. Man schreibt das dem Dichter zu. Aber nein, dem ist nicht so: man dichtet hübsch und fein um, ein jeder nach seiner Persönlichkeit. Nicht nur die, die schreiben,

sondern auch die Leute dichten, die lesen; sind Mitdichter — sie sind manchmal poesievoller als der Dichter selbst." Täusche ich mich, wenn ich hinter diesen Worten ein feines Koboldkichern zu vernehmen glaube?

Übrigens hat Ibsen in diesen Worten treffend auf diejenige Eigenschaft seiner Werke gedeutet, von welcher ein großer Teil des Zaubers ausstrahlt, mit dem sie sich der modernen Menschen bemächtigt haben. In weit höherem Grade als die Schöpfungen anderer Dichter zwingen sie den Leser zu dem von Ibsen erwähnten „Hineinlegen" und „Mitdichten", und zwar im Sinne der Gedanken und Instinkte, die heute allgewaltig in allen Kulturländern durch die Geister und Gemüter gehen und sie aufwühlen, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse umwandeln oder auflösen. So stark ist dieser Zwang, daß auch der Leser, der Ibsens Abwehr Glauben schenkt, nicht umhin kann, in manchen Ibsenschen Dramen tendenziöse Sinnbilder herrschender Zeitideen zu erblicken und sie nicht als Menschenschilderungen auf sich wirken, sondern sich durch sie wie durch leidenschaftliche Predigten eines neuen Evangeliums so oder so aufregen zu lassen.

Daß Ibsen seine Dramen vorwiegend als Menschenschilderungen schlechthin gemeint hat, glaube ich ohneweiters. Gerade das ist so schön an ihm, daß bei ihm der „Brustton der Überzeugung," wie ihn die „unentwegten" Philister lieben, nie zu hören ist. Mit den Menschen, und ebenso ironisch wie diese, schildert er auch die Ideale, welche die Menschen haben und zu haben wähnen. Aber nie geht die objektive Schilderung in subjektives Bekennen zu einem Ideal über, auch nicht zum extrem individualistischen. Hinter jedes Ideal setzt Ibsen ein Fragezeichen und hinter das Fragezeichen wieder eines . . . Auch diese schrankenlose Skepsis, die sich, wie die Naturwissenschaft nach Kirchhoffs berühmter Formel, mit dem Beschreiben der Phänomene, die Ideale inbegriffen, zu begnügen scheint, gehört zu den Reizen Ibsens, durch die ers uns angetan hat.

Ein Schilderer, der den Leser zwingt, in seinen Bildern Sinnbilder für die Ideen zu sehen, mit denen dieser selbst erfüllt ist.

Hier, scheint mir, berühren wir den Punkt, an den sich ein Zweifel an Ibsens „Unsterblichkeit" mit einigem Grund heften mag. Er läßt sich in die Frage fassen: Ist die nackte Menschen- und Lebensschilderung, die Ibsens Dramen enthalten, abgesehen von dem, was die Phantasie des Publikums in sie hineinsieht und hineinfühlt, stark und wertvoll genug, um auch spätere Geschlechter zu ergreifen, die von andern Ideen erfüllt sein werden? Dies zu entscheiden ist deshalb schwierig, weil es uns auch bei redlichster Absicht fast unmöglich wird, Ibsens Dramen nur als Menschenschilderungen, wie etwa die Shakespeares, zu lesen, ohne uns durch die von uns hineingelegten Ideen hinreißen zu lassen. Ins klare bringen kann dies nur das Experiment: Warten wir hundert Jahre. Vielleicht sind fünfzig auch genug. Der Kritiker aber, von dem man hierüber Auskunft haben will, kann sie mit Ibsens Worten verweigern:

„Ich frage nur, antworten ist mein Amt nicht!"



Zum Jubiläum des Freiherrn von Beck.

Von * * *

Zum 25. Male leitet FZM. Friedrich Freiherr von Beck die große Generalreise in voller körperlicher Frische und mit einer Elastizität des Geistes, die in diesem hohen Alter — der greise General hat am 21. März das 76. Lebensjahr überschritten — nur wenigen Sterblichen beschieden ist.

Seit jenem 11. Juni 1881, an dem der Kaiser den damaligen Vorstand der Militärkanzlei FML. Freiherrn von Beck an die Spitze des Generalstabes stellte, sind fünfundzwanzig Jahre verflossen und in wenigen Monaten, am 18. Oktober l. J., werden es 60 Jahre sein, seit Friedrich Beck, ein gebürtiger Freiburger, des Kaisers Rock trägt.

Kaum neunzehnjährig, machte er bereits 1849 die furchtbaren Straßenkämpfe in Brescia mit und erreichte bei dem Ausfall aus der Zitadelle als erster das Rathaus. Der junge Leutnant der 59er wurde für seinen Mut öffentlich belobt, den er übrigens schon im Vorjahr, bei der Armee in Ungarn, betätigt hatte.

Zehn Jahre später, 1859, sehen wir den 29jährigen Hauptmann abermals in Italien: als Generalstabschef der 7. Infanterie-Truppendivision, die sich bei Magenta blutige Lorbeeren errang. Zu Fuß, an der Seite des FML. Reischach, führte er im heftigsten Kugelregen die Bataillone der Kaiserinfanterie zum Sturm auf Ponte nuovo, als ihm ein Schuß die Kniescheibe zerschmetterte; schwerverwundet wurde er vom Kampfplatz getragen, aber trotz seiner Schmerzen hatte er noch die Kraft, von der Tragbahre aus, das ihm begegnende 3. Bataillon der braven Einser, aus eigener Machtvollkommenheit, zum Angriff zu disponieren.

Damals wurde die Brust des jungen Offiziers mit der eisernen Krone 3. Kl. geschmückt, gleichwie er sich das Militärverdienstkreuz bei Candia mit dem Säbel in der Faust erworben hatte!

Nach 1859 wurde Beck Flügeladjutant des FM. Freiherrn von Heß, dem er gleich nach seinem Austritt aus der Kriegsschule eine Zeitlang zugeteilt war. Von den 24 Hörern, welche den ersten Jahrgang dieser 1852 neugeschaffenen Anstalt frequentierten, ist Beck der einzige, der noch in Aktivität ist. Damals genügten als Lehrsäle zwei bescheidene Zimmer eines längst demolierten Hauses in der Teinfaltstraße, später wurden die Unterrichtsräume, etwas erweitert, in das Gebäude der alten Gewehrfabrik in der Währingerstraße verlegt.

1863 der Generaladjutantur zugewiesen, war es Beck vergönnt, durch volle 18 Jahre in unmittelbarer Nähe des Obersten Kriegsherrn zu wirken. In diese Zeit fällt die bemerkenswerte — mit Unrecht vielfach angegriffene — Tätigkeit des Oberstleutnants Ritter von Beck, der vom Monarchen 1866 wiederholt mit Aufträgen nach dem Hauptquartier der Nordarmee entsendet, späterhin als Chef der Militärkanzlei auch auf die Operationen gelegentlich der Kämpfe in Bosnien und der Hercegovina ungewöhnlichen Einfluß hatte.

Seine großen Erfolge setzen mit dem Tage ein, da er, in der Vollkraft der Mannesjahre — er zählte erst 51 Jahre — an die Spitze des Generalstabes trat.

Damals nach jeder Richtung hin dem Kriegsministerium untergeordnet, erstreckt sich heute der Einfluß des Generalstabschefs auf alle Gebiete der Wehrmacht: des Heeres, der Kriegsmarine und der beiden Landwehren. Aus den zahlreichen Errungenschaften des Freiherrn von Beck seien die Veranstaltung der großen Manöver, die General- und Generalstabsreisen, die Organisation des Geniestabes und Armeestandes, der Pioniertruppe, des Eisenbahn- und Telegraphenregimentes, des Bureaus für instruktive Arbeiten des Generalstabes, des Kriegsarchivs, welches er zu einem der ersten militärwissenschaftlichen Institute aller Staaten erhob, die Erweiterung der Kriegsschule, die Schaffung der Korpsschulen rc. besonders hervorgehoben.

An allen organisatorischen Arbeiten, von der Einführung des Territorialsystems angefangen bis zur Bearbeitung der Reglements und Feldvorschriften, hat Freiherr von Beck den tätigsten Anteil genommen.

War Erzherzog Albrecht lange Jahre hindurch das Herz der Armee, so war Beck ihre Seele. Heute ist er ihr beides.

Kinder.

Von Thaddäus Rittner.

Große Blätter lagen krank auf der Erde und dufteten noch im Sterben. Schlüpfrig wie Schnecken, rot wie Wangen im Fieber. Sie bedeckten den feuchten Boden, die niedrigen Gartenbänke, und dufteten vor Lust, weil sie die Menschen zertraten. Die Süßigkeit ihres Atems erfüllte die Luft wie Sehnsucht.

— Ich sterbe im Frühling — sagte zu sich selbst ein weißes Fräulein.

Es sagte es ruhig, obwohl es ihm schien, daß es die Wahrheit sagte.

Es war an die Ballustrade gelehnt und schaute hinab auf die Straße.

Es wartete auf seine Mutter, die bei der Tante war, im zweiten Stocke des großen Hauses gegenüber dem Parke.

Die Tante war siebzig Jahre alt und ging vielleicht einmal in der Woche aus. In ihrem Zimmer roch es nach den Lieblingszigarren ihres Mannes, obwohl der Mann vor fünf Jahren gestorben war. Denn es gab keinen Luftwechsel in dieser Wohnung und in diesem Leben.

Die Tante saß in einem großen Fauteuil, mit der Zeitung auf den Knien. Sie begrüßte Hannas Mutter mit einer Stimme, als hätten sie erst vor einer Stunde miteinander gesprochen.

— Ein Unglück, Marianne . . . Zwei Menschen auf dem Felde vom Blitz erschlagen.

Die Mutter sagte hastig und verlegen:

— Ich komme nur auf zwei Minuten ... Wo wurden Menschen vom Blitz erschlagen?

— Da lese ich in der Zeitung ... In Podolien hat der Blitz ...

— Warum liest du im Dunkeln, Tante? Ich war im Park und dachte mir: machst einen Sprung zur Tante und schaust nach wie es ihr geht ... Aber ich habe nur einen Moment Zeit ... Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

— Hm ... Du warst immer unruhig ... Kannst nicht lange auf einem Platz sitzen .. Es freut mich, daß Sophie Amalie heiratet.

— Wer?

— Mein Gott ... Die Prinzessin Sophie Amalie ... Da lese ich in der Zeitung ... Eine gute Partie.

Die Mutter setzte sich demütig auf den Rand eines Stuhles und dachte: gut, reden wir von Blitzen und von Sophie Amalie ...

... Aber es war dunkel im Zimmer und durch das Fenster wehte der Duft sterbender Blätter vom Parke und Mamas Herz wurde schwer und ängstlich ... Sie seufzte und sagte plötzlich:

— Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ... Nämlich ... Niki ist wieder da ..

— Wie alt ist er? — erkundigte sich freundlich die Tante — warum kommt er nicht zu mir?

Ja, Niki war ein lieber Junge. Die Tante mußte lachen, wenn sie nur seinen Namen hörte.

— Ja, Niki ... Einmal — erinnerst du dich? — habe ich ihm einen Gulden gegeben, und der Bursch geht hin und kauft sich um den ganzen Gulden Stachelbeeren ... Ha, ha ... Um den ganzen Gulden ...

Mama seufzte. Sie erzählte, man habe Niki von der Schule gejagt ... Darum ist er wieder da ... Der Mensch wollte absolut nicht lernen ... Achtzehn Jahre alt und erst in der sechsten Klasse ... Ein Kreuz mit ihm ...

— Gib ihn zu einem Schuster — sagte trocken die Tante — muß denn jeder Mensch lernen?

Schließlich begann Mama zu weinen.

— Was soll ich mit ihm anfangen ... Er will Schauspieler werden ...

— Nein, nein ... er soll nur zum Schuster — wiederholte die Tante zerstreut. Und dann sagte sie:

— Die Leute sind selbst schuld, wenn sie der Blitz trifft ... Bist du auf dem Felde und kommt ein Sturm, so legst du dich einfach hin ... Das ist das beste ... Gleich auf die Erde, da kann dir nichts geschehen ...

... Hanna stand im Park, an die Ballustrade gelehnt und schaute hinab auf die Straße.

— Ich sterbe im Frühling — sagte sie zu sich selbst — diesen Winter lebe ich noch, aber dann ... Eines Tages komme ich von der Nähschule zurück, so müde, daß ich mich nach dem Bett sehnen werde ... Und die Mama merkt gar nichts. Sie wird schrecklich viel sprechen ... Von Dienstboten, oder von Niki oder von Stephas Kindern, oder davon daß sie wieder so viel Geld ausgeben mußte ... Und ich werde mich hinlegen, furchtbar müde, und nie wieder aufstehen.

Es war ihr, als fühlte sie schon jetzt das Fieber, welches im Frühling kommt. Die Blätter im Parke rochen fade und süßlich und plötzlich rauschten sie leise. Da ging jemand vorüber.

Der Tod — dachte Hanna und schaute sich nicht um. Nein, nein. Da unten fährt der Tod in der Droschke. Die Laternen des Wagens brannten rötlich und blinzelten wie schläfrige Augen. Das Pferd ließ den Kopf hängen und ging schwerfällig und apathisch, als wäre ihm alles ein Ekel, die Straße, der Wagen, den es ziehen mußte, und die ganze Welt ... Die Räder ächzten und drehten sich langsam, langsam ...

— Wann kommt die Mama? — klagte Hanna mit leidender Stimme, wie ein Kind.

Die Mama ist gekommen. Hatte rote Augen.

Sie hat geweint — dachte Hanna — ach, diese Mama ... Sie hat der Tante von Niki erzählt ... ihr Herz ausgeschüttet ... Wozu? ... Der Tante, die alt und gleichgültig ist ... Was nützt das?

Die Mama sagte:

— Du, die Tante meint, ich sollte Niki zu einem Schuster geben ...

Was nützt das? — dachte Hanna kalt und nüchtern — ob er zu einem Schuster kommt oder wieder in eine Schule, er bleibt ein Lump. So oder so. Ein armer Teufel. Das wird immer so gehen. Er wird scheinbar das Leben genießen. Er wird sich mit diesem oder jenem berauschen. Er wird planlos durch das Leben schlendern. Er wird alles mit Füßen treten, ohne böse Absicht. Uns, seine Gesundheit, die Mama, unseren Namen. Und schließlich wird er sich irgendwo verwickeln, wird ausgleiten, stürzen ...

Die Mama lächelte.

— Und dabei sagt sie immer von Niki: ein lieber Junge, ein lieber Junge ... Was glaubst du, wird er von ihr etwas erben?

Plötzlich fuhr sie Hanna an:

— Warum hast du nichts Wärmeres genommen? ... Muß ich immer aufpassen? Wirst dich wieder erkälten.

Sie gingen an der Oper vorbei und Hanna schaute hinauf zu den großen Fenstern. Und ihre Seele sah das Innere; hörte Stimmen, Violinen. Und sie hörte nicht, was die Mutter sagte.

Niki war nicht zu Hause. Aber auf dem Schreibtisch Mamas lag sein alter Rock und auf dem Klavier seine Weste. Die Köchin meldete, der junge Herr habe einen Fünfer von ihr geliehen.

Hanna schaute lächelnd vor sich hin, als hätte sie nicht vor einem Augenblick an den Tod gedacht. Sie warf die Weste Nikis vom Klavier hinunter ... setzte sich und begann zu spielen. Dieselbe Arie, die ihre Seele hörte, als sie bei der Oper vorübergingen.

... Als Niki um zwei Uhr in der Nacht zurückkehrte, war die Mama noch wach und gar nicht schläfrig.

— Ich habe keinen Heller zu Hause ... Hörst du? Ich habe meine Uhrkette verkauft, um das Schulgeld für dich zu bezahlen ... Und jetzt hat man dich davongejagt. Du treibst dich herum von einem Wirtshaus ins andere ... Als hätte ich Gott weiß wie viel Geld. Wie schaust du aus? Wo warst du? Weißt du, was die Tante gesagt hat?

Ich soll dich zu einem Schuster in die Lehre geben ... Und du wirst sehen, ich tu's, ich tu's. Zu Ostern habe ich dir den Anzug gekauft, und wie sieht er aus? ... Lauter Flecken von Bier oder Wein ... Und die Schande sollst du haben, daß ich der Köchin den Fünfer nicht zurückgebe, den du von ihr geliehen hast ...

Niki glaubte einige Male, daß die Mutter mit dem „Schimpfen" fertig ist und wollte schon in sein Zimmer gehen ... Aber es war jedesmal eine Täuschung. Sie fing von neuem an. Schließlich setzte er sich. Hut und Stock hielt er in der Hand, schaute gleichgültig auf seine schmutzigen Schuhe und dachte, daß man hie und da im Leben etwas Unangenehmes ertragen müsse.

Dann aber kam eine längere Pause, die Lampe auf dem Nachtkasten neben dem Bett der Mutter brannte immer schwächer ... Die Augen der Mutter waren geschlossen ... Das Buch, welches sie gelesen hatte, glitt über die Bettdecke zu Boden.

Niki stand vorsichtig auf und entschloß sich, auf den Fußspitzen in sein Zimmer zu gehen. An der Schwelle blieb er stehen und sah sich noch einmal um. In dem Moment hörte er eine Stimme vom Nebenzimmer, eine sehr schwache, leise Stimme ... Er stand unbeweglich und horchte ...

Ein zweites Mal. Das ist Hanna, dachte er, sie spricht im Schlafe. Er ging in sein Zimmer und begann sich auszuziehen.

Kaum war er eingeschlafen, weckte man ihn ... Er öffnete die Augen. Im Zimmer brannte eine Lampe. An seinem Bette stand die Mutter.

— Steh auf — wiederholte sie einige Male.

Niki hatte das Gefühl, als hätte er dieses „Steh auf" schon früher, im Schlafe gehört.

— Schnell ... Du gehst zum Arzt.

Er rieb sich die Augen. Setzte sich im Bette auf:

— Zu welchem Arzt?

— Zieh' dich an ... Hanna ist krank ... Schnell!

Sie reichte ihm selbst die Schuhe, den Rock ... Dabei sprach sie von Fieber, von einem geschwollenen Hals ... und ärgerte sich, daß er sich so langsam ankleide ... Dann stieß sie ihn fast hinaus, in den dunkeln Flur.

Er zitterte vor Kälte und fragte noch immer:

— Zu welchem Arzt?

* * *

Den ganzen Tag hatte sie Tränen in den Augen. Ohne Grund.

— Du weinst? — fragte die Mutter.

Sie hat früher beim Fenster hinausgeschaut und wieder einmal die Welt gesehen. Alles von der Sonne vergoldet und neu. Jede Farbe wie ein Stich. Als sähe sie zum ersten Male weiße Pferde und rote Räder und blaue Hüte ...

Die Mutter schloß das Fenster.

Hanna durfte nachmittags ausfahren „wenn sie artig bleibt". Der Arzt behandelte sie wie ein Kind. Und sie selbst fühlte sich wieder als Kind. Sie zankte sich wegen jeder Dummheit, die man ihr verbot und hatte unglaubliche Launen.

Aber sie fuhr nachmittags nicht aus. Denn Robert ist gekommen.

— Schade — empfing sie ihn spöttisch — Sie sind zu früh gekommen. Einige Minuten später hätten Sie mich nicht zu Hause getroffen.

Ja, man konnte auch einmal nicht zu Hause sein. Wie andere gesunde Leute. Sie strahlte vor Stolz.

— Was denken Sie! ... Glauben Sie, ich werde immer im Zimmer hocken? Immer in dem Schal und mit dem faden Buch? ... Natürlich ...

Robert war still und feierlich. Er betrachtete sie mit einem Blick, welcher fragte: Nun? ... Ja ... oder nein.

Hanna setzte sich an das Klavier und begann zu klimpern. Als wäre niemand da.

Die Mutter hatte aus irgend einem Grunde ein besorgtes Gesicht und war zerstreut. Sie nahm ein Heft und ging ins Nebenzimmer, um zu „rechnen".

Hanna spielte nervös; hörte auf und spielte wieder ... Robert saß unruhig da, schaute sie an und dachte: Ja ... oder nein?

— Hören Sie — sagte Hanna — alle Töne sind wie gewaschen. Wie Bäume nach dem Regen ... Darum, weil das Klavier ausgeruht hat während meiner Krankheit ... Ich spiele erst zum dritten Male ...

— Sie haben heute geweint ... nicht wahr?

— Ich? Sie sind lächerlich.

— Sie haben rote Augen.

— Lassen Sie meine Augen. Warum quält mich jeder Mensch? Sie sehen doch, daß ich krank bin.

Sie schlug das Klavier zu.

— Gehen Sie nach Hause — sagte sie wütend.

Er überlegte ernst, ob er gehen sollte oder nicht. Sie saßen einige Zeit schweigend da. Es war ihm, als hätte Hanna genau den gleichen Ausdruck in den Augen wie gestern. Und er fühlte, er würde es wieder nicht aushalten und ihr dasselbe sagen wie gestern.

— Hanna — begann er —

— Bleiben Sie nur sitzen.

Sie war blaß, zitterte, und ihre Augen glänzten.

— Kommen Sie mir nicht zu nahe. Sie quälen mich. Sie sehen ja, ich bin krank. Ich werde sterben. Bestimmt. Gehen Sie. Wie konnten Sie nur gestern solche Sachen reden ... Heute Nacht habe ich mir geschworen, wenn Sie noch einmal solche Dummheiten fragen, so werde ich ...

— Was werden Sie?

Sie weinte.

— Nichts, nichts ...

— Bitte, sagen Sie.

— Ja, dann müssen Sie doch ...

— Was?

— Dann müssen Sie doch ... zuerst fragen, um Himmels willen!

Er begann sie wie ein Narr zu küssen.

Später kam die Mutter herein. Da lag Hanna auf dem Sofa und weinte. Und Robert war nicht im Zimmer.

Mama hatte den Kopf voll Zahlen. Dachte: Was machen wir? Es ist ein Kreuz ... Die Krankheit Hannas kostete zweihundert ... Und jetzt die neue Schuld ... Kein Ende ... Soll man wieder für Niki zahlen? ...

Hanna weinte.

— Was ist geschehen? — fragte die Mutter — wo ist Robert?

— Robert ist schon weg ...

Mama schaute sie an. Plötzlich wußte sie alles. Und sie begann zu lachen ... vor Aufregung.

— Ah, so? ...

Ja — antwortete Hanna mit den Augen.

Die Mutter lief auf und ab.

— Nein, geh ... So was, so was! — wiederholte sie laut und lachte.

Hanna hatte sich vom Sofa erhoben und war plötzlich ganz gesund. Sie fühlte, sie würde nicht mehr sterben.

Den nächsten Tag, in aller Früh, war die Mutter schon angekleidet und zum Ausgehen bereit.

— Du gehst? — sagte Hanna schläfrig und streckte sich im Bette — sicher zu Stepha ... Erzähle ihr nichts von Robert und mir.

— Fürchte dich nicht — rief die Mutter so laut, als wäre es schon elf Uhr — glaubst du, ich habe an nichts anderes zu denken? Tausend unangenehme Dinge ... Eine Angelegenheit wichtiger als die andere.

Sie lief hin und her in furchtbarer Eile. Fortwährend vergaß sie irgend etwas und machte alles zweimal. Dabei schrie sie auf das Stubenmädchen, öffnete verschiedene Schubladen und Schränke, nahm allerlei Zettel und Schlüssel heraus und war überhaupt lange nicht fertig.

Sie denkt aber doch nur an mich und Robert — fühlte Hanna — und tut nur so, als wäre sie mit ihren unangenehmen Angelegenheiten beschäftigt.

— Sollte ich vor zwölf Uhr nicht zurückkommen ... — begann die Mutter.

Aber Hanna fiel es ein, daß Robert kommen könnte.

— Vor zwölf — fragte sie fast erschrocken — und wenn jemand kommt ...

Die Mutter lachte unangenehm.

— Schau, schau ... Du meinst, ich soll zu Hause sitzen und warten, bis es dem Herrn beliebt, zu mir zu kommen ... Jemand!¡

Hanna duckte sich. Die Stimme kannte sie. Mama hatte sie immer, wenn sie gerührt war und sich über diese Rührung ärgerte. Eine schmerzhafte Stimme.

Übrigens war sie gleich wieder zurück.

— Na — fragte sie sofort — was ist vorgekommen?

— Nichts.

Hanna saß beim Ofen, schlecht gelaunt und frierend.

— War er da?

— Nein.

— Na ... also!

Dieses „also" war wieder schrecklich ... Er kann ja noch immer kommen ... Wußte sie ja selbst, daß er erst Nachmittag kommen würde ... Wo macht man in der Früh Besuche? ...

Hanna saß beim Ofen, hielt ein Buch vor sich und machte, als ob sie läse. Da kam auf einmal die Mutter zu ihr — noch im Regenmantel und Hut — und umarmte sie plötzlich und küßte sie so, wie niemals.

Beide begannen zu heulen.

— Ich habe dir Handschuhe gekauft — sagte nach einer Weile die Mutter, ganz gleichgültig, als wäre nichts geschehen — ich weiß nicht . . . wirst du zufrieden sein?

Sie war zufrieden. Und wollte noch einige zärtliche Dinge der Mama sagen . . . Aber diese hatte wieder ein strenges, besorgtes Gesicht und fragte:

— Ist diese Stelle, die er bekommen soll, auch sicher?

— Oh! . . .

— Bin neugierig . . .

— Aber ja! . . . Ganz gewiß.

Gleich nach dem Essen kam Robert und die Mutter empfing ihn allein. Hanna hörte vom Salon her ein lautes Gespräch. Dies dauerte so eine halbe Stunde. Hanna hielt sich die Ohren zu, um ja nichts zu hören. Dann mußte sie sich doch zeigen . . .

Sie tat verwundert:

— Ach, Sie sind es . . .

Er wollte ihr die Hand küssen.

— Ich hab' es nicht gerne — sagte sie und wußte selbst nicht, warum.

Abends, nach dem Nachtmahl, zeigte ihr die Mutter einen Stoff.

— Hübsch, was? Das ist für Stepha. Die Arme tut mir leid . . . Hat ihre Sorgen.

— Ja, sehr hübsch — sagte Hanna.

Erst vor dem Schlafengehen begann die Mama von Robert zu reden.

— Er ist noch ein wenig dumm — meinte sie nachdenklich.

— Danke sehr — lachte Hanna und verbeugte sich.

— Ich sage ihm, daß du keinen Heller bekommst, und er antwortet: das trifft sich prächtig, denn auch ich habe keinen Heller . . .

Hanna schüttelte sich vor Lachen.

— Das sieht ihm ähnlich . . .

— Lache nicht — ärgerte sich die Mutter — das ist eher traurig, wenn man kein Geld hat.

Aber dann murmelte sie:

— Ich war in der Restauration und habe für Niki die Schulden gezahlt . . . Den Oberkellner hat er angepumpt . . . So was! . . . Aber ich sage es ihm, es ist das letztemal. Dann soll er machen, was er will . . .

Hanna saß mit aufgelöstem Haar und kämmte sich vor dem Spiegel.

Woher hat die Mama Geld? — dachte sie — Sicher von einer Bank . . . Der Leichtsinn! Aus Freude über meine Verlobung kauft sie alles mögliche ein, schmeißt das Geld einfach beim Fenster hinaus . . .

Aber sie beruhigte sich bald. Und dachte an Robert. Was waren auch schließlich alle diese Geldsachen im Vergleich mit . . . mit . . . Sie lächelte.

Sie legte sich nieder, aber konnte lange nicht einschlafen. Es war zu heiß.

Von Zeit zu Zeit hörte sie die Uhr schlagen. Und auch die Mutter seufzen.

* * *

Niki begleitete Hanna in die Nähschule. Er sah aus, als wäre er fünfzehn Jahre alt, denn er trug keinen Schnurrbart. Auch hatte er einen sehr zerknitterten Hut mit breiter Krämpe, und Hanna schämte sich seinetwegen ein wenig vor den Leuten. Seit einiger Zeit hatte er sich einen sonderbaren Gang angewöhnt, als wären seine Beine von Gummi. Die Hände hielt er in den Hosentaschen und pflegte ziemlich laut zu pfeifen.

— Jeremias Puff — sagte er plötzlich und schaute Hanna durchdringend an.

— Was soll das?

— Niente. Der Großvater deines Bräutigams heißt Jeremias?

— Na . . . und?

— Nichts. Das habe ich gestern in der Theaterkneipe erfahren. Der Herr Großvater deines Bräutigams hat sehr schöne Einkünfte . . . Das ist angenehm.

— Ja — für ihn.

— Vor allem, natürlich . . .

Hanna ist stehen geblieben. Sie war sehr müde und vom Frühling geschwächt. Alles erregte sie. Über die Straße ging ein kühler Wind und duftete nach Wärme. Die ganze Straße war verweint und in den Pfützen spiegelte sich die lichtblaue Luft.

— Vielleicht geh' ich zu schnell? Bitte nur zu sagen . . .

Seit Hannas Verlobung war Niki ungemein zuvorkommend.

— Ja — murmelte er nach einer Weile — vor allem ist es für den Herrn Großvater angenehm, das Geld . . . Keine Frage. Aber auch für dich, für alle . . . Entschuldige, ich meine nur so . . . Ohne Hintergedanken. Wiederhole nur das, was man mir in der Theaterkneipe . . .

— Robert braucht von ihm gar nichts — unterbrach ihn Hanna und warf den Kopf zurück.

Der Bruder nickte zustimmend.

— Ganz richtig, natürlich . . . Ich sage immer: Selbst ist der Mann . . .

Hanna schaute ihn von der Seite an und blieb stehen. Sie waren auf der Großen Brücke.

— Mein Gott — seufzte sie — du machst wieder jemand nach . . .

Niki lachte zufrieden.

— Gut . . . was? Hast du erkannt? Ich habe Talent . . . wie? Beachte gefälligst die Stimme . . . Und dann diese Bewegung . . . So . . . ha . . . ha . . . Wer ist das?

— Der Lehrer, der die Kinder Stephas unterrichtet.

— Nicht wahr? Ich beobachte den Menschen seit einer Woche. Er ist fabelhaft schwierig. Aber das reizt mich . . . Ich weiß schon, wie er grüßt. Paß auf. Der Unterarm bleibt unbeweglich, ganz steif . . . das ist die Hauptsache . . . So! . . .

— Niki, die Leute schauen sich um . . . Ha, ha . . .

— Na, du lachst . . . Gott sei Dank. Ich kann dich nicht ausstehen, wenn du traurig bist. Warte, ich zünde mir nur eine Zigarre an.

Sie blieben auf der Brücke stehen und Niki zündete sich die Zigarre an. Genau so wie der Lehrer von Stephas Kindern.

Hanna bereitete das Lachen ein physisches Vergnügen und sie ärgerte sich nicht mehr über Niki. Auf dem Wasser schwammen Flöße. Sie lehnte sich an das Geländer

und hatte ein Gefühl als schwimme sie mit. Das Wasser hatte einen scharfen Geruch, floß schnell und mit Brausen ...

— Das ist Leben — sagte sie leise.

Niki seufzte.

— Mein Gott, ja ... das ist Leben ... Was ist da zu reden, der Mensch ist nicht zum Philister geschaffen ... Der Mensch kann nichts dafür, daß es ihn so zum Leben zieht ... Sage doch selbst ... Die Mama glaubt, ich werde meine Jugend in einer Kanzlei verbringen oder in einem Laden ... Ho ho ... meine Liebe ... nein! ... Das ist nicht meine Bestimmung ...

— Ja, was willst du denn werden?

Ich? ...

Er schüttelte den Kopf und auf seinem Munde schwebte ein rätselhaftes Lächeln. Und dann wiederholte er leise, mit einer merkwürdigen Betonung:

— Ich ... werden ...

— Na ja, du wirst doch nicht dein Leben lang bummeln? Das ist klar.

Er machte eine originelle Bewegung mit der linken Hand.

— Bummeln? ... Gut, ihr sollt schauen! ... Wartet nur, ich werde euch zeigen ... Nur Geduld! ... Übrigens ... (leiser, im Tone einer kalten Resignation) wenn ihr mich für verloren haltet ... meinetwegen, meinetwegen ... Laßt von mir ab ... Kennt mich einfach nicht ...

Hanna wurde ungeduldig.

— Gott, was für eine gräßliche Affektation!

Niki sah sie beleidigt an.

— Man sieht, du hast nicht das geringste Verständnis ... Ich spreche ja absichtlich so. Hjalmar in der „Wildente", spricht genau mit der gleichen Stimme, mein Ehrenwort ...

Jetzt war er wirklich böse und fuchtelte mit den Händen.

— Das sollte eben so wirken ... Das sollte Affektation sein. Du verstehst die Rolle nicht ... Es muß so klingen, daß jeder sofort erkennt: er lügt ... Oder glaubst du vielleicht, daß ich ohne Absicht ...

— Ich glaube gar nichts. Wir müssen uns beeilen, sonst komme ich zu spät ...

Aber Niki schwätzte weiter:

— Ich spiele, mußt du wissen. Ich spiele fortwährend, übe mich von Früh bis Abend. Ich muß. Der Teufel hole mich, ich kann nicht anders. Siehst du, gestern war in der Kneipe der Direktor selbst ... Und sah mich. Ich zeigte ihnen den neuen Stil ... Meinen Stil. Der Direktor hatte früher keine Ahnung von meinem Talent. Die anderen wußten es natürlich längst, aber ... du kannst dir denken, die Lumpen, Kabotins ... vergehen schon jetzt vor Neid. Die Weiber weniger, weil ich ihnen weniger schade ... Aber nehmen wir z. B. diesen Drazetti ... der alte Esel ... fühlt, was ich kann und rät mir ab, bittet mich „wie ein Freund" ich soll meine künstlerischen Pläne aufgeben, brav und ordentlich in die Schule gehen und ...

Hanna sah ihn entsetzt an.

— Wie? Du willst aso wirklich zum Theater?

— Ich muß! — sagte Niki mit fatalistischer Stimme.

Sie standen schon im Tore des Hauses, in dem die Nähschule war. Hanna begann zaghaft:

— Sage mir . . .

— Was?

— Glaubst du, daß Mama dir erlaubt?

Niki lachte mit einer so lauten und „klangvollen" Stimme, daß Hanna sich ängstlich umschaute.

— Du bist gut! Ob die Mama erlaubt? . . . Ausgezeichnet. Mit der Mama läßt sich alles machen. Mama ist einfach . . . Wachs. Sie ist so weich, daß, wenn ich ihr heute sage . . .

— Mama ist ein Engel.

— Eben. Ein Engel. Du hast es. Übrigens, habe ich einmal meinen Kontrakt in der Tasche . . . verstehst du . . . vis major! . . .

— Na . . . auf Wiedersehen. So was wäre mir nicht im Traum eingefallen . . .

Niki drückte ihr herzlich die Hand.

— Siehst du, Schwesterchen, ich habe Vertrauen zu dir . . .

— Sprich nicht „Schwesterchen" und überhaupt . . . spiele nicht fortwährend Komödie.

— Mein Gott, du bist die einzige . . .

— Auf Wiedersehen.

Niki senkte schamhaft den Blick und flüsterte:

— Könntest du mir nicht . . . eine Kleinigkeit . . .

— Leihen? Nein, ich kann nicht.

— Nun . . . so lebe wohl.

Diese letzten Worte sagte er mit einer so merkwürdigen, heiseren und schmerzlichen Stimme, daß Hanna sich unwillkürlich umdrehte.

— Wozu brauchst du?

— Oh, wenn du nicht willst . . .

Er schrumpfte gleichsam zusammen, knöpfte seinen Mantel oben zu und leise hüstelnd, ging er auf die Straße, klein, niedergedrückt, plötzlich um zwanzig Jahre älter.

— Niki . . .

Er blieb stehen.

— Was? — fragte er so, als hielte er nur mit Mühe die Tränen zurück.

— Sage mir nur, wozu du brauchst.

Er flüsterte:

— Ich habe Karten gespielt und verloren.

— Das verstehe ich nicht. Du kennst doch unsere Verhältnisse?

— Ja, ja . . .

— Wieviel hast du verloren?

— Dreißig.

Hanna schwieg und blickte ihm in die Augen. Er sah schlecht aus, hatte einen trüben Blick und um den Mund einen Ausdruck von Müdigkeit, wie Ekel vor sich selbst.

In Gedanken berechnete sie ihre Ersparnisse. Und sie wollte schon zusagen, natürlich mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß es das „letzte Mal" sei . . . und daß er ihr das Geld jedenfalls zurückgeben müsse . . .

Da erriet Niki ihren Entschluß ... und seine Augen leuchteten auf. Er ließ sich künstlerisch gehen. Er sprach schnell, angeregt und laut:

— Du verstehst doch, was Ehrenschuld bedeutet ... Binnen vierundzwanzig Stunden ... Wenn ich die Schuld nicht zahle, bin ich verloren ... Bürgerlicher Tod ... Die Ehre zu verlieren wegen dreißig Gulden ... Wegen einiger lumpigen ...

Hanna lachte plötzlich auf:

— Ha, ha ...

Niki schaute sie kalt und enttäuscht an:

— Was denn? ... Was?

— Miserabel gespielt ... Adieu!

— Wieso?

— Wärst du mir nicht mit dieser komischen „Ehrenschuld" gekommen ... Ha, ha ... Und dann diese Bewegungen des Herzogs de Bligny aus dem „Hüttenbesitzer". Ha, ha ... Gar nichts bekommst du ... Servus!

— Entschuldige, wieso?

Sie lief schnell die Stiegen hinauf, ohne sich umzusehen.

Niki stand wütend da, mit dem Gefühl einer furchtbaren Niederlage.

— Verpfuscht ... Hm ... Schade, denn der Anfang war gut ... Hol' mich der Teufel ...

Er ging nach Hause, mit traurig gesenktem Kopfe, mit den Händen fuchtelnd und murmelnd ...

— Die kennt sich aus ... Der Schluß war tatsächlich elend ... Ohnet ... ja. Sie hatte Recht. Wie Ohnet auf einer Provinzschmiere. Aber der Anfang ... z. B. dieses leise Hüsteln, die Haltung ... gar nicht übel ... machte wirklich Effekt ... Man darf sich nie hinreißen lassen ... Der Mensch muß kalt arbeiten ...

Er zündete sich die Zigarre wieder an.

— Übrigens ... die ist zu gescheit ... Überhaupt ... Das richtige Publikum ist naiv ... Man sollte doch einmal probieren ... Die Mama ist ein Engel ... Die Mama ist das richtige Publikum ...

* * *

Stepha machte vor dem Spiegel ihre Toilette. Mitten unter den schreienden Kindern. Eines war in der Wiege, zwei balgten sich auf dem Boden. Das störte sie nicht. Manchmal fuhr sie die Kinder an, blieb aber kalt und ruhig. Sie war vorwiegend mit ihrem neuen Kleid beschäftigt, aber sie bemerkte es jedesmal, wenn Karl den Edi mit der Schere erstechen oder wenn Edi die Lampe umwerfen wollte. Sie antwortete aus Prinzip auf alle Fragen Karls und Edis, mit Überlegung, sachlich und mit Berücksichtigung der betreffenden Individualität.

Im Zimmer roch es nach der Wiege, nach Eau de Cologne, nach türkischen Zigaretten und nach der Küche.

Im Hofe spielte eine Drehorgel, und im Nebenzimmer arbeitete eine Näherin auf der Maschine.

Da kam die Mama.

Die Kinder überfielen sie wie kleine Hunde. Sie wurde entsetzlich geliebt.

— Ach! Mama — sagte Stepha, ein wenig erschrocken — und ich bin noch immer nicht angezogen.

Die Mama küßte Stepha und warf sich dann, schwer atmend, auf einen Sessel.

— Beeile dich nicht — sagte sie — ich warte . . .

— Hanna kommt nicht?

— Später . . . Mein Kind, meinetwegen brauchst du dich nicht zu beeilen . . . Muß ohnehin gleich nach Hause . . .

Stepha drehte sich rasch um.

— Wieso? . . . Du wirst nicht bei uns essen?

— Ich kann nicht . . . Hanna kommt bestimmt . . . Aber ich habe so viel zu tun . . . Sei nicht böse! . . . Denke nur, die Aussteuer Hannas und andere Sachen . . .

Stepha wurde rot. Sie war beleidigt. Sie wendete sich wieder dem Spiegel zu und schwieg.

— Du hast doch gestern versprochen — sagte sie nach einer Weile . . .

— Ja, gestern . . . Ich dachte, es würde gehen . . . Aber du weißt nicht, wie viel ich noch zu besorgen habe . . . Du ladest mich ein anderes Mal ein . . .

Sie stockte. Sie fühlte immer, was die anderen fühlen. Und Stepha tat ihr leid.

— Butter—brot . . . Butter—brot — sangen die Kinder im Chor.

— Nein! — rief Stepha zornig.

Die Kinder heulten.

— Gleich ist das Mittagessen . . . Was heißt das! . . . Dann mag keines von euch das Fleisch . . .

— Butter—brot . . .

Stepha schellte.

— So gib ihnen — bat lächelnd die Mutter.

Aber Stepha ließ sich nicht erweichen. Die Gouvernante kam herein.

– Mademoiselle, que faites vous dans la cuisine? Pourquoi ne restez vous auprès des enfants?

Sie war krebsrot. Mademoiselle begann mit einem unglücklichen Gesicht Eisenbahn zu spielen.

— Ich wäre schon längst angezogen — sagte Stepha — aber ich mußte in der Küche stehen, denn sonst wird mir Anna nicht fertig und Fritz kommt heute früher nach Haus . . . Fortwährend ist etwas los, zuerst der Tapezierer, dann die Schneiderin . . .

Sie setzte sich zur Mama.

— Du siehst nicht besonders aus . . .

— Ich?

— O, Mama . . . du schonst dich gar nicht . . . Diese ewige Hetz . . .

— Das Wetter ist schuld . . . In der Nacht konnte ich nicht schlafen . . . Vielleicht hatte ich etwas Fieber . . . Gott, mein gewöhnlicher Katarrh . . .

— Du tust auch gar nichts für deine Gesundheit.

Mama seufzte.

— Meine Liebe, die anderen Sorgen sind ärger . . . Wenn man Geld hätte . . .

Stepha dachte: „Wenn Mama für Geschenke nicht so viel ausgeben würde“ . . . Aber sie sagte nichts. Sie vermied jedes Gespräch von den „Sorgen“.

— Obendrein hatte ich mit Niki viel Kummer ... Mußte wieder Schulden für ihn zahlen ..

Stepha fragte nicht wie viel. Aber sie schüttelte den Kopf und machte entrüstete Augen.

— Was tut er jetzt? — fragte sie.

— Nichts ... Er bummelt mit Schauspielern ... Was weiß ich ...

Stepha errötete vor Zorn.

— An deiner Stelle würde ich für ihn überhaupt nicht zahlen.

— Hm, siehst du ... das sagt man so ...

— Es wäre am besten, wenn man solche Individuen ausrotten könnte ... Wie tolle Hunde ...

Empört, stand sie auf und begann auf und ab zu gehen.

— Er wird dich ruinieren ...

— Na, na ...

— Es ist der reinste Luxus, solche Faullenzer zu erhalten ... Niemand von uns hat Geld dafür ... Du weißt es doch selbst, Mama ... Wir haben es auch nicht ... Ich gebe gewiß nur das Notwendigste aus ... Und Fritz pflegt weder zu trinken noch zu spielen ... Und doch ist es manchmal schwer, auszukommen ... Kannst mir glauben ... Und so ein Kerl, so ein Lump ...

Die Mama saß immer unruhiger auf ihrem Stuhl. Endlich stand sie auf.

— Sei nicht böse ... aber ich muß nach Hause.

— Für mich hast du niemals Zeit, Mama ...

Später kam Hanna ... Stepha zeigte ihr den Stoff, den sie von Mama bekommen hatte ...

— Elegant ... was? ... Aber muß schrecklich viel kosten ... Mama ist doch leichtsinnig ... Denke nur an deine Aussteuer ... Muß man denn alles bei den teuersten Lieferanten bestellen?

Hanna hatte solche Augen, als wäre sie vor einem Augenblick vom Traume erwacht.

— Ja ... ganz recht ...

Stepha lachte.

— Du denkst natürlich an etwas ganz anderes ... Du bist ausschließlich verliebt ...

Sie begann sie zu küssen.

— Ein sehr netter Bursche, dein Robert ...

Fritz kam noch immer nicht. Stepha beschloß, auf ihn nicht zu warten.

— Ich bin überzeugt — sagte sie, die Suppe einschenkend — daß Mama zu Hause nichts zu tun hat ...

— Nein, sie ist wirklich beschäftigt — verteidigte Hanna die Mutter.

— Ach was, beschäftigt! ... Karl, sei brav, sonst rufe ich Mademoiselle ... Mama ist merkwürdig ... So oft sie einen Kummer hat, versteckt sie sich vor uns ... Sie betrachtet mich schon als Fremde ...

Stepha war in diesem Punkte geradezu eifersüchtig ... Sie hatte überhaupt „Heimweh", als hätte sie kein eigenes Heim und obwohl sie ziemlich gleichgültig schien.

— Ich weiß, sie hat wieder Geldsorgen ... Ich fragte sie nicht danach, denn ... wozu? ... Wäre ich reich ... Es könnte vielleicht jemand glauben, daß wir Geld haben ... Und ich weiß manchmal nicht, was tun, damit es stimmt ... Fritz arbeitet von früh bis abends ... Hat kaum Zeit, einen Löffel Suppe zu essen ...

— Mama spart doch auch, aber ...

— Mama spart? Ha, ha ... Im kleinen, ja ... aber dafür im großen ...

Stepha senkte die Stimme.

— Als wir im Frühling umziehen mußten, liehen wir uns von der Mama einige hundert Gulden ... Voriges Jahr ... Fritz hätte ihr das Geld schon längst zurückgegeben, aber er sagt: die Mama gibt es gleich aus und muß sie später etwas für ihre Gesundheit tun, z. B. nach Meran fahren, so hat sie gar nichts ... Und das ist wahr ... Es ist besser, wir geben ihr jetzt kein Geld ... Sie schaut immer schlechter aus. Es kann ein Blutsturz kommen, so wie vor einigen Jahren.

— Gott, sprich nicht solche Sachen ...

— Ich sage nur das, was ich denke. Was nützt es, wenn man von diesen Dingen nicht redet! ... Sie kann erkranken und dann ... Woher nimmt sie das Geld?

Fritz ist gekommen, um „einen Löffel Suppe“ zu essen. Er war schwarz, breitschultrig, roch nach Karbol und hatte karrierte Hosen.

— Ach, Fräulein Hanna — begrüßte er die Schwägerin mit ironischer Artigkeit. Er begrüßte sie immer ironisch.

— Wieder Einbrennsuppe — sagte er mit mildem Vorwurf. Er aß leise, rasch und ernst, wie ein Arbeiter.

— Wo ist Mama? — bemerkte er nach der Mehlspeise und manipulierte mit dem Zahnstocher.

* * *

Mama war zu Hause. Allein.

Sie hatte eigentlich nichts mehr zu tun. Aber sie lief geschäftig von einem Zimmer ins andere. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß sie gar nichts tut. Die Sachen für Hanna waren schon fertig ... Noch fünf Tage. Und dann ist die Trauung.

Das Wichtigste ist schon vorüber. Sie ist allein und wird jetzt immer allein bleiben. Eine Angst ergriff sie bei dem Gedanken, daß sie jetzt „ausruhen“ kann. Ist denn alles schon fertig? ... Sie schaute überall nach ... Wollte durchaus, daß noch „etwas geschieht“. Sie machte alle Fenster auf und begann, den Staub abzuwischen von Möbeln, die gar nicht bestaubt waren. Sie begann Tische und Kasten umzustellen. Sie sagte sich einige Male laut, daß „man sich auf diese Dienstboten nicht verlassen kann“.

Es wurde elf Uhr. Sie freute sich, daß das Mädchen nicht zu Hause ist und daß sie das Mittagessen selbst bereiten muß. Aber für wen? Hanna ist bei Stepha. Niki speist jetzt immer außer Haus.

Niemand braucht jetzt ihr Mittagmahl. Alle haben, was sie wollen.

Sie tröstete sich: jetzt werde ich sparen ... Für sich allein wird man doch nicht kochen ... Man ißt irgend etwas ... Es braucht niemand zu wissen, was man ißt ... Man wird so viel ersparen, daß man alle Schulden bezahlt ... Alles kommt zurück, das, was man für die Ärzte ausgegeben hat, und die Aussteuer Hannas und die Schulden Nikis ...

Sie begann zu husten ... Lange, ekelhaft ... Es war ihr, als verdunkle sich wieder alles ... Nur nicht erkranken, da kann man nichts ersparen ... Nur das nicht. Die Kinder müßten sie zu sich nehmen, sie pflegen ... Sie verlöre ihre Freiheit, fiele den anderen zur Last ...

Der Husten ging vorüber. Sie saß beim Fenster, trank Tee und aß dazu „irgend etwas" ...

Es klopfte. Niki ist eingetreten. Langsam, unsicher, schüchtern ...

Richtig — dachte Mama mit einer gewissen Freude — da ist noch Niki.

— Was gibt's? — fragte sie trocken.

— Nichts ... Wollte nur sehen, was du machst.

— Setz' dich ...

Er sah ungesund aus. Schaute auf ihren Teller. — Das ist dein ganzes Mittagessen? — fragte er — diese paar Würstchen? ...

Sie fuhr auf.

— Na ... und? ... Ich werde doch nicht einige Speisen kochen, wenn niemand zu Hause ist ... Hanna speist heute bei Stepha ...

Eigentlich war er ziemlich anständig gekleidet. Hatte sogar einen reinen Kragen.

— Was treibst du jetzt?

— Ich? ...

Er lachte kurz, ein wenig bitter.

— Lieber nicht von mir reden ... Mama. Du verstehst mich ja doch nicht ... Ich will Künstler werden ... c'est tout. Aber das ist eine Tragödie ... Ich bin dazu verdammt, Künstler zu werden ...

Sie schaute ihn mißtrauisch an.

— Ach ... was! ... Geschwätz! ... Vor allem mußt du ein Mensch werden. Verstehst du? ... Du mußt lernen ... Wenn der Vater noch lebte! ... Du würdest dir schon die Schauspielerei aus dem Kopf schlagen und ordentlich arbeiten.

Niki zuckte mit den Achseln.

— Du kannst dich nicht beklagen — sagte die Mutter — ich bin ohnehin geduldig ... Gestehe selbst ... Und was tust du? Sage ...

Niki seufzte.

— Wie das leibhaftige Unglück schaust du aus — murmelte sie — hast sicher wieder die Nacht durchschwärmt ...

— Mama, ich bestrebe mich ...

— Ja, ja! ...

— ... Ich arbeite an mir — fuhr Niki mit leiser Stimme fort und fixierte dabei aufmerksam das Würstchen auf dem Teller — aber ich bin in einen Sumpf geraten ... So oft ich mich rühre, um emporzukommen, sinke ich noch tiefer ...

Eigentlich ... ein armer Junge — dachte Mama, welcher der Vergleich mit dem Sumpfe gefiel.

— Vielleicht ißt du ein Stück? Denn ich kann nicht mehr.

Niki schien geradezu empört.

— Was denkst du! ... Das ist ja dein Mittagmahl.

— Ich sage dir ja, daß ich keinen Appetit habe.

Niki begann melancholisch und mit einer müden Gleichgültigkeit zu essen. Wie ein Schwerkranker, den man gewaltsam nötigt, einige Tropfen Bouillon zu trinken.

Es schmeckt ihm — dachte Mama mit einer gewissen Genugtuung. Sie fühlte ungefähr: Armer Junge ... Ist in einen Sumpf geraten ... Ißt mit Appetit alles, was ich ihm gebe ... Und die anderen Kinder wollen nichts mehr von mir ...

— Vielleicht ißt du noch etwas?

— Nein ... nein — sagte Niki errötend und wischte sich mit der Serviette schnell den Mund ab.

Dann begann er sich gleichsam zu entschuldigen, daß er das Würstchen verspeist hat.

— Du mußt nämlich wissen, Mama ... seit zwei Tagen hatte ich nichts Warmes im Mund ...

— Wie? Was heißt das? Bist du krank, oder?

— Nein, aber ...

— Hast du kein Geld?

Niki senkte die Augen und überlegte sich, ob er ja oder nein sagen sollte.

Aber Mama ist aufgesprungen, rot vor Aufregung und Ärger.

— Ach so?! Gut. Wenn du nicht einmal anständig zu Mittag speisest ... Na, wart' mein Lieber! Von heute angefangen bekommst du von mir keinen Kreuzer ... Wenn du mit dem Gelde nicht auskommst, das ich dir monatlich gebe, so wirst du wieder bei mir wohnen und essen ... Na, warte! Dein lustiges Junggesellenleben ist aus ...

Sie war empört, daß Niki kein Mittagmahl gegessen hat, und gleichzeitig zufrieden, daß sie ihn zu Hause haben kann.

Sie dachte: Gleich nach der Trauung Hannas wird er zu mir übersiedeln ... Er wird in ihrem Zimmer schlafen können ... Der Bücherschrank kommt auf den Boden ... Der Waschkasten kann beim Fenster stehen ...

Sie schaute Niki an. Er saß gebückt und finster da. Wird eben müssen, der Lump ... Ob er will oder nicht ...

— Dein lustiges Leben ist aus — wiederholte sie herausfordernd.

Niki lachte düster, unheimlich ...

— Ach, wäre doch schon alles zu Ende ...

Die Mama zuckte zusammen.

— Was heißt das?

Niki dachte einen Augenblick nach, ob er noch weiter „unheimlich" lachen oder ganz einfach weinen sollte. Aber da rief schon die Mutter:

— Niki, sage die Wahrheit, was ist geschehen? Was willst du tun?

Aha — lächelte Niki seelisch — Mama fürchtet sich ... Eine Rolle fiel ihm sogleich ein.

— Nichts — sagte er — wirklich nichts ... Scheinbar leicht ... Scheinbar ... Als wollte er einen inneren Schmerz verbergen.

— Sag', sag' — bat die Mutter und blickte ihm angstvoll in die Augen.

Niki stand auf. Kerzengerade. Preußischer Offizier. „Fritzchen" ...

— Nichts — wiederholte er schnell und nervös — ich gehe, wollte dich ... einmal sehen ...

Es klang wie „noch einmal" ...

— Niki ... Was heißt das? ...

Er wankte. Stützte sich auf den Tisch ...

— Es heißt, daß ...

— Sag' — schrie die Mutter.

— ... daß, wenn mich bis 8 Uhr abends niemand rettet ... Er stockte. Sein Gesicht war wirklich bleich. Seine Lippen zitterten.

— Warum retten? ... Wie? ... Was ist geschehen?

— Bis acht Uhr abends ... muß ich ... vierhundert ... vierhundert Gulden ... haben, sonst ... bleibt mir nichts übrig, als ...

Er schloß mit einer Geste „mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen".

* * *

Der ganze Park bebte wie ein Mensch im Fieber. In der Dunkelheit leuchteten schlanke Birken wie kleine Mädchen in weißen Kleidern ... Es schliefen unzählige halbgeschlossene Knospen und dufteten im Schlafe ... Und die Süßigkeit ihres Atems erfüllte die Luft wie Sehnsucht.

Die Wege waren dunkel und verlassen. Mama hörte nichts außer ihren eigenen Schritten und begegnete keinem Menschen ... Aber in ihrem müden Kopfe war ein Gedränge von Stimmen und Gesichtern ... Und ihre Brust schmerzte ...

Das kommt vom Frühling — dachte sie — von diesem Geruch und von dieser Luft ...

Nein, nein ... Das kommt von dieser Hochzeit ... Ist sie schon vorüber? ... Oder sitzt man noch immer bei Tische und trinkt und lächelt und hört unendlich lange Reden? ...

... Sie ist gegenüber dem Brautpaare gesessen ... Zwischen dem Herrn Pfarrer und dem alten ... wie hieß er doch? ... Jeremias ... richtig ... Jeremias Puff ... Ein merkwürdiger Name ... Davon hat sie Kopfweh ... Hauptsächlich von diesem Namen ... Und dann von dem vielen Trinken ... Und auch von den vielen Toasten ...

... Alle redeten. Zuerst trank jemand auf das Wohl ihrer Kinder und dann ein anderer auf ihr eigenes Wohl ... Aber die Worte kann man sich nicht merken ... Und wenn man versucht, daran zu denken, so schmerzt die Brust und man beginnt zu fiebern ...

... Niki war nicht auf der Hochzeit ... Trotz ihrer Bitten war er fortgefahren ... Niki ist ein Schauspieler ... Aber das ist nicht das Ärgste.

Die Kinder hatten sie nicht mehr lieb. Stepha sagte heute bei Tische zu Hanna: „Mama ist leichtsinnig." Das hörte sie deutlich. Sicher erzählte Stepha von dem Gelde. ... Und sicher wußten schon alle anderen davon. Auch Robert. Alle sagten schon: „Mama ist leichtsinnig."

Aber sie mußte doch ihr Geld von Stepha zurückverlangen ... Denn Niki drohte, er würde sich das Leben nehmen. Zuerst glaubte sie nicht daran.... Nein, du bekommst es nicht ... gerade nicht.... Aber dann wurde es Abend. Und sie bekam Angst. Sie dachte, Niki könnte sich wirklich um 8 Uhr erschießen.... Und um 6 Uhr lief sie wie närrisch zu Stepha....

— ... Wie peinlich, um das Geld zu bitten! ... Sie schämte sich entsetzlich ... Und Fritz war dabei.... Und obendrein hatten sie das Geld nicht zu Hause. Und Fritz mußte es von einer Bank holen lassen.... Und während des Wartens ein Gespräch, das sie nie vergessen wird.... Eine Konversation ... wie Eis.... Wie mit fremden Leuten....

Dieser Niki ... Jetzt konnte sie ohne Zorn an ihn denken. Sie fühlte nur: ein Schauspieler ... Aber damals, an diesem Abend ...

Sie war vor acht bei ihm ... Gerade vor acht ... Und er — nicht zu Hause. ... Zu spät — dachte sie ... Es wurde ihr kalt ... „Er ist nie zu Hause" — sagte ihr eine alte Frau ... Sie wartete eine Stunde vor dem Hause, zitternd vor Aufregung und Kälte. ...

... Endlich ... ist er gekommen. Lächeld. „Ach, Mama!" ... Erstaunt, als hätte er schon an alles vergessen. ... Sie gab ihm das Geld. ... „Ach so, ja" ... Nun erinnerte er sich. ... „Danke, danke" ... Er küßte ihr die Hände. ... Und dann erzählte er, daß er an das städtische Theater in Troppau engagiert sei und gleich abreisen müsse ... „Ja, in zirka fünfzehn Minuten ... Endlich, endlich!" — schrie er — „welcher Triumph!" ... Er redete irgend etwas von Kunst und von Schnellzügen. ...

... Und ihr wurde es plötzlich kalt, übel und ... sie fiel in Ohnmacht. Und als sie zur Besinnung kam, war sie zu Hause. Und bei ihr saß das Dienstmädchen. Sonst niemand.

Das von Niki hat sie keinem Menschen erzählt. Übrigens wird es kalt ... Und dunkel. ... Da ist irgendwo ein Teich mit Schwänen ... und jetzt sieht man gar nichts. ... Es ist spät. ... Wohin wollte sie noch? ... Sie fühlt einen Schmerz im Kopfe, in der Brust und in allen Gliedern. ... Nur nicht krank werden ... Nur das nicht.

... Wohin wollte sie noch? ... Richtig ... morgen ist der Wohnungszins zu zahlen. Woher soll sie es nehmen? ... Sie wollte zu irgend jemand gehen und bitten ... Zu wem? ...

Zu Stepha?

Nein, nein ... das geht nicht. Das ist der schlechteste Einfall. Stepha würde ihr gewiß geben ... Und auch Fritz ... Sicher. Aber das geht nicht. Vor denen schämt sie sich am meisten ... Mit dieser letzten Geschichte hat sie sich's bei ihnen verdorben... Wenn sie nur daran denkt ... Diese „Konversation" ... Nein ...

... Hanna? ...

Dort erst recht nicht. ... Hochzeitstag ... Lächerlich. Hanna ist anhänglich ... Ein gutes Kind. ... Aber heute? ... Übrigens ... Robert weiß auch schon, daß „Mama leichtsinnig ist" ... Vor ihm wird sie sich auch immer schämen. Immer.

Die Tante ... Ja. Zur Tante könnte sie gehen ... Das ist ohnehin am nächsten. Zur Tante ist es viel näher als zu den Kindern ... Darum ist es das Einfachste ... ein paar Schritte ... Gegenüber dem Parke.

... Da sind ihre Fenster. Es ist noch Licht in der Wohnung. Sie schläft nicht ... Man kann ruhig hingehen. Man kann einfach sagen, daß man gerade in der Nähe war, im Parke.

... Die Tante saß in einem großen Fauteuil, mit der Zeitung auf den Knien. Sie begrüßte Mama mit einer Stimme, als hätten sie erst vor kurzem miteinander gesprochen.

— Ein Unglück, Marianne ... Da lese ich gerade in der Zeitung ... Die Komische Oper in Paris ist abgebrannt ...

— Ich komme nur auf zwei Minuten — sagte leise die Mutter — ich war zufällig im Parke und da dachte ich mir: machst einen Sprung zur Tante und schaust, was sie macht ...

Sie setzte sich demütig auf den Rand eines Stuhles. Sie war blaß und elend, auf ihren Wangen brannten rote Flecke und ihre Augen glänzten. Sie lächelte wie ein krankes Kind.

— Du hast dich sehr verändert — bemerkte die Tante unzufrieden — früher sagten alle, daß du hübsch bist.

Mama begann mit zitternder, schüchterner Stimme zu erzählen. Von Hanna und von der Hochzeit, von Niki und von ihrem Husten.

Und schließlich fing sie an zu weinen.

— Meine liebe Marianne — sagte die Tante zerstreut — früher warst du viel lustiger ... Jeder hat seinen Kummer. Die Leute sind selbst schuld, wenn es ihnen schlecht geht. ... Jeder hat das Leben, das er verdient. ... Man soll weder Gott noch das Schicksal anklagen, man schlage sich reuig auf die Brust ... Selbst ist man schuld ...

Sie begann zu husten.

— Schließe das Fenster, Marianne: es ist kalt ... Hast du schon gelesen vom Brande der Komischen Oper in Paris?

Briefe von Luise Gräfin Schönfeld-Neumann und Hermine Villinger.

(Schluß.)

Wien, 20. Jänner 1901.

Mein geliebtes Herminle!

In diesen Tagen habe ich mit Klärchen im „Egmont" gefühlt: Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Seit langem war es mein innigster Wunsch, Agnes Sorma zu sehen. Endlich wurde er mir erfüllt. Sie trat in „Nora" auf. Sie wissen, daß ich das Stück nicht ausstehen kann, aber Agnes hat die Nora in einer solchen Vollendung gebracht, daß ich ganz „Nora"-krank war und zwei Nächte fieberte. Solche Stücke sind für die heutige Jugend gemacht, die mit ganz anderen Voraussetzungen gewappnet ist als wir Alten; ich wenigstens muß jedes Ibsen-Stück mit Fieber bezahlen. Ich dachte, mein Interesse am Theater sei erloschen. Das ist nicht wahr! Der Funke glimmte immer fort unter der Asche und nun schlug die Flamme mir über dem Kopf zusammen. Ich fürchtete ernstlich krank zu werden, aber mein Doktor, der mich eben verließ, konstatierte: Aufgeregte Nerven; in ein paar Tagen wird sich das geben.

So sitze ich denn hier und labe mich an meinem Christkindle, Ihrem neuesten Werk. Der Großherzog hatte sehr recht, Ihnen die Medaille für Kunst und Wissenschaft zu geben. Was wüßte man hier vom Schwarzwald ohne Sie! Auch für den Bielschowsky-Band, die reiche Quelle, aus der ich Nahrung und Erinnerung schöpfe, danke ich Ihnen von Herzen. Zahlreiche Namen, die ich durch Tradition von meiner Mutter her kannte, habe ich darin gefunden. Sie wissen ja, sie selbst war bei Goethe und hat mir ihn und Weimar hundertmal beschrieben.

Wenn Besuch gemeldet wurde, mußte ich mich immer erst besinnen, wo ich eigentlich war, so tief hatte ich mich in jene längst vergangenen Zeiten eingelebt.

Doch nun genug, ich bin müde und der Tag ist dunkel. Daher nur rasch noch eine Umarmung von

Ihrer uralten, getreuen
Luise Schönfeld.

Wien, 26. Dezember 1901.

Wie danke ich Ihnen, mein getreues Herminle, für das mir gewidmete Buch! Ich hätte gar nicht erwartet, daß ich mich noch so freuen könnte, meinen Namen gedruckt zu lesen, ich, die ich so sehr die Öffentlichkeit hasse. Aber Arm in Arm mit Ihnen ford'r ich alle Engherzigen in die Schranken.

Nun muß ich Ihnen schnell sagen, Lewinsky wurde vom Kaufmännischen Verein in Karlsruhe zu einer Vorlesung eingeladen. Sie wissen, er ist der erste Redekünstler des Burgtheaters, und wie hat er hier Ihr „Heiligs Dirndl" populär gemacht! Ich freue mich, bald von Ihnen zu hören, wie der Vortrag ausgefallen und ob Sie Lewinsky gesprochen haben. Er wird auch in Mannheim lesen. Alle meine Erinnerungen aus der Kindheit, wie ich in Manem zwei Jahre zubrachte, werden wieder lebendig in mir, und wie ich als Erwachsene auf der Mühlau tanzte. Da war mir kein Tänzer so angenehm als ein Heidelberger Student. Wie schön und harmlos waren diese Zeiten!

Ihre dankbare, uralte
Luise Schönfeld.

Karlsruhe, 8. Jänner 1902.

Meine teure Freundin!

Nun muß ich Ihnen erzählen. Vorgestern las Lewinsky im Kaufmännischen Verein. Er las mein „Heiligs Dirndl — so wundervoll wie ich's in Wien von ihm gehört habe. Aber meine lieben Karlsruher sind halt keine Wiener. Man ist hier auf dergleichen Genüsse nicht eingeschult, sitzt da und geht nicht mit. Wenn ich an Fifis Vorlesung in Gmunden denke! Jedes Lächeln rief bei ihren Zuhörern ein Lächeln hervor, jede tiefe Empfindung in ihrer Stimme erweckte Tränen. Der ganze Saal war wie erfüllt von dem einen Gefühl des Aufgehens in dem, was die veilchengeschmückte Künstlerin auf ihrem Podium bot. Und so in Wien, im Bösendorfer-Saal — aber auch, was waren das für Namen, die hier ihre Zuhörer erzogen haben.

Gestern las Lewinsky bei mir. Über zwanzig Menschen waren anwesend. Lewinsky las „Ein schwerer Sieg", und zwar so, daß ich über meine eigene Geschichte weinen mußte. Er machte daraus etwas so Großes, daß kein Mensch mir die Geschichte zutraute.

Und dann, wie erzählte er! Wir saßen alle um ihn herum und lauschten. Die alten Burgtheater-Zeiten lebten vor uns auf. Er erzählte uns, was Sonntag über Luise Neumann gesagt, daß sie die feinste, liebenswürdigste jugendliche Salondame Deutschlands gewesen sei, die eine Reihe von Rollen geradezu geschaffen habe, so daß selbst die Dichter sie kaum wieder zu erkennen vermochten. Die Gabe zu rühren und zu erheitern sei ihr in der höchsten Vollendung zu Gebote gestanden.

Er erzählte auch von Fanni Elßler. Da habe ich viel gelernt, sagte er so ungefähr, ich habe zum erstenmal gesehen, welch eine Ausdrucksfähigkeit in den Bewegungen des Rückens liegen kann.

Ach, er hat noch viel, viel erzählt; man vergaß die Zeit, hätte ihm stundenlang zuhören mögen.

Wie armselig, wie kurz und eng und schmal geht's doch bei uns zu! Nit emal lache könne sie! Er hat's auch empfunden. Und wissen Sie, was mir an diesem Nachmittag

klar geworden ist: Menschen, die keine Begeisterungsfähigkeit haben, nichts empfinden und kalt sind wie eine Hundsnas', lachen über die Begeisterungsfähigen, nennen sie überspannt und abgeschmackt und halten sich in ihrer Kärglichkeit hoch über sie erhaben. Denn da sie nichts empfinden können, so muß notwendig der andre, der empfindet, ein Narr sein.

Lewinsky war mir ein Ereignis. Man sitzt hier in einem Teich und einer quakt den andern an. Nur 'naus, so oft man kann.

Ihr aufgeräumtes, Sie treu liebendes
Herminle.

Wien, 11. Jänner 1902.

Mein liebes Herminle!

Ihr Brief ist ganz köstlich. Lewinsky hat sie ganz aufgepulvert. Ich begreife das vollkommen. So etwas fällt wie ein Sonnenstrahl in die Winterlandschaft. Es hat mir einmal eine große Künstlerin gesagt: Es ist der Fluch eines Talentes, in einer kleinen Stadt geboren zu sein. Fräulein von Freystedt zitiert Goethe, der 1779 in Karlsruhe war, folgendermaßen. Er schrieb an Frau von Stein: „Von Karlsruhe sind wir gestern früh ab. Die Langweile hat sich von Stunde zu Stunde verstärkt. Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

Es muß ja nach allem, was Sie mir jetzt erzählen, ganz anders dort sein, aber klein und eng bleiben die Verhältnisse doch und dadurch das Urteil ebenfalls beengt.

Daß Sie über Ihr eigenes Werk Tränen vergossen haben, begreife ich vollkommen, denn Lewinsky hat herausgefunden, was Sie hineingelegt. „Der schwere Sieg" ist durch und durch dramatisch, und diese Knappheit! Ich habe ihn gleich wieder vorgenommen, halblaut gelesen und ebenfalls geheult . . .

Ihre uralte, getreue
Luise Schönfeld.

Berlin, 26. März 1902.

Meine teuerste Freundin!

Die Herrlichkeiten einer großen Stadt sind mit allerlei Beschwerden verknüpft, mit denen sich ein Kleinstädter erst eine Weile atemlos herumbalgen muß, bis er ins richtige Fahrwasser kommt. Übrigens alle Einzelheiten des hier Erlebten berichte ich wie immer getreulich an Marie Ebner und mache mir's Ihnen gegenüber leicht, indem ich alles nur streife. Ich bewohne ein schönes, großes Zimmer im Hotel Saxonia, recht im Mittelpunkt der Stadt. Aber meine Fenster gehen nach hinten, in einen Garten, wo's natürlich noch stumm und kahl ist, aber fein still. Mein Bett steht im Alkov und so habe ich einen netten, behaglichen Salon, in dem sich's gut leben und Besuche empfangen läßt. So schwirr ich denn 'rum und schau und schau. Nicht alle Größen, deren Werke man liest oder deren Vorstellungen man im Theater bewundert, sind in der Nähe erquicklich. Ja, es will mir fast vorkommen, daß es nicht nur der Fluch eines Talentes ist, in einer kleinen Stadt geboren zu sein, sondern daß es für ein Talent auch sehr seinen Haken

hat, in einer großen Stadt auf die Welt zu kommen. Da fehlt's an jener bescheidenen Stille des Werdens; alle Knospen brechen zu früh auf und auf der Stell' hält sich jeder für ein Genie.

Sehr wohl ist mir's im Hause Bielschowsky. Wenn er doch nur gesund wäre! Nach all dem Lauten, Sicheren, das man so im Laufe des Tages zu hören bekommt, ist die schlichte, feingeistige Art Bielschowskys wohltuend wie ein plötzlich still schattiges Waldplätzle nach grellem Sonnenschein. Auch mit Theo Schücking bin ich viel. Sie wissen, wie befreundet sie mit Marie Ebner ist; ebenso mit mir seit meinem ersten Wiener Aufenthalt. Schmerzlich ist mir, Frau von Helmholtz, die mich so sehr aufgemuntert hat, nach Berlin zu kommen, nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Dafür nahm mich Frau Ellen von Siemens, ihre Tochter, aufs liebenswürdigste in ihrem wunderschönen Heim auf. Ich selber, wissen Sie, bin in großer Geselligkeit stumm wie ein hypnotisiertes Huhn. Nur schauen kann ich. Lernte auch allerlei Kollegen und Kolleginnen kennen. Ossip Schubin und ihre Schwester haben mich ungemein freundlich zu ihrem Donnerstag geladen und denken Sie, dort habe ich mich recht blamiert. Ein junges Mädchen, bleich, zart wie eine Flocke, eine Schülerin der Schulze-Asten, sang Marie Ebners Gedicht:

Grabschrift.

Im Schatten dieser Weide ruht
Ein armer Mensch, nicht schlimm noch gut,
Er hat gefühlt mehr als gedacht,
Hat mehr geweint, als er gelacht,
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat schwer gekämpft und — nichts erstritten.
Nun liegt er endlich sanft gestreckt,
Wünscht nicht zu werden aufgeweckt.
Wollt' Gott an ihm das Wunder tun,
Er bäte: Herr, o laß mich ruhn!

Dieses Gedicht aus einem so jungen Munde, aus tiefster Seele herausgeholt mit der holdesten Stimme, hat mich so ergriffen, daß ich heulte, und zwar nicht nur ein paar Tränen, sondern regelrecht mit allen Nebenumständen. Stellen Sie sich das vor — in einem Kreis hocheleganter und äußerst gefaßter Damen.

Natürlich schwelge ich in Theater und sah die Sorma schon einige Male.

Wissen Sie, gearbeitet wird in Berlin, das ist schon kolossal! Überhaupt tut hier jeder über seine Kraft, nicht nur der Tüchtige, auch der Vergnügungssüchtige und gewiß auch der Lump.

Ein Gewinn ist mir Luise Dumont. Ich sah sie im Deutschen Theater in: „Es lebe das Leben." Aber neben oder hinter der Rolle entdeckte ich sofort eine Persönlichkeit, die durchaus nicht in dieser Aufgabe erschöpft war.

Dies bewahrheitete sich beim Kennenlernen. Margarete Danneel führte mich in das schöne Künstlerheim der Luise Dumont. Schon nach kurzer Unterhaltung fühlte ich, wie sie plötzlich in den so dichtbesetzten Sperrsitzreihen meines Herzens Umschau hielt nach einem freien Plätzle. Da wurde ein wenig zusammengerückt und bums saß sie drinnen. Sagt nicht Marie Ebner, man kann nicht genug Menschen lieben? Das mache ich mir recht zur Richtschnur.

Eine der liebenswürdigsten Berliner Erscheinungen ist Marie von Olfers. Heute traf ich sie auf der Straße in einem Lilakleid und einem Lilamantel. Blütenweißes Haar unter dem Lilahute. Und ein Gesicht voll Liebe. Das ist auch so eine wie Sie, liebe Freundin, wie Marie Ebner — so eine unablässig an sich selbst schaffende Seele, die Wohltat verbreitet, wo sie erscheint.

Aber um Gottes willen, da sitz' ich und schreib' einen langen Brief. Das wollte ich ja gar nicht —

Liebe, teure Freundin, ja recht wohl bleiben für alle Ihre Lieben und nicht zuletzt für

Ihr Herminle.

Karlsruhe, Allerheiligen 1902.

Teuerste Freundin!

Nun ist mein lieber Freund Bielschowsky gestorben, mitten aus dem Werk seines Lebens heraus. Ich traure tief um ihn. Mit mir trauert sein junger Freund Dreßler. Wir sind ihm beide sehr nahe gestanden.

Ihr Herminle.

Wien, 10. November 1902.

Mein liebes Herminle!

Daß Sie einen so treuen Freund verloren haben, darüber bin ich sehr betrübt. Denn meinen Gefühlen nach ersetzt sich nichts Verlorenes, wenn auch neue Individuen in unser Leben treten.

Aus Rom von Marie habe ich gute Nachrichten. Sie ist froh um Theo Schücking, die mit ihr ist. Sie sagten mir einmal, Theo sei eine so selbstlose Natur, Sie machten es sich oft zum Vorwurf, nicht ebenso selbstlos sein zu können. Mein liebes Kind, Theo ist ja keine Schaffende. Der Künstler aber muß Egoismus haben, sonst kann er sich nicht behaupten.

Ein jedes Tierl
Hat sein Manierl.

Gute Nacht. Ihre getreue
Uralte.

Wien, 24. Jänner 1903.

Mein liebes Herminle!

Gestern brachte mir Cécile Ihre Freundin Luise Dumont. Auch mir machte sie sofort den Eindruck einer Persönlichkeit. Sie spricht vortrefflich und hat einen Mund voll beneidenswerter Zähne, die wie Perlen aneinandergereiht sind. Für ihren Beruf ist sie Feuer und Flamme und flößte mir deshalb Respekt ein, da sie es mit ihrer Kunst so ernstlich meint, sogar ein Theater gründen will, um dem Idealismus wieder eine Tür zu öffnen. Leider scheint sie eine große Ibsen-Verehrerin zu sein. Gewiß aber ist Ihr Gemüt befriedigt, wenn Sie erfahren, daß mit Ihnen und Cécile auch ich, als dritte im Bunde, unter dem Charme der Luise Dumont stehe. Für ihre Unternehmungen interessiere

ich mich aufs lebhafteste. Denn alles, was das Theater angeht, erregt noch immer mein größtes Interesse. Das wissen Sie, und darum versäumen Sie nicht, mich von allem au courant zu setzen, was Sie von den Unternehmungen Ihrer Freundin erfahren.

Durch Cécile weiß ich, daß Sie eben bis über die Ohren in der Arbeit stecken. Da wünsche ich Ihnen eine glückliche Entbindung, und bitte, schreiben Sie nicht, bevor die überstanden ist, denn wenn Sie auch schweigen, so weiß ich doch, daß Sie ebenso treu an mich denken wie ich an Sie.

Ihre uralte
Landsmännin.

Hohenaschau, Bayern, 14. Juli 1903.

Meine teuerste Freundin!

Die Zeit ist hier knapp zum Schreiben, aber erzählen muß ich Ihnen doch eine ganze Menge; ich stehl' mir halt die Minuten, wenn dann auch der Brief eine Weile liegen muß.

Es ist prächtig hier, und wenn ich auch nur für ein bescheidenes Dasein geboren bin, so ist's doch wundervoll, wenn's einem dann und wann einmal über die Begriffe gut geht. Baronin von Cramer-Klett ist eine Wirtin par excellence — liebenswürdig, heiter, und wie versteht sie es, trotz ihrer großen Pflichten, sich und andern das Leben aufs angenehmste zu gestalten. Ich machte die Bekanntschaft dieser liebenswürdigen Dame in Baden-Baden im Frühjahr und entschloß mich rasch, ihrer Einladung Folge zu leisten.

Und hab's wahrlich nicht bereut. Mit Baron Cramer-Klett, dem jungen Herrn des Tals, verbindet mich schon jetzt eine herzliche Kameradschaft, an deren Dauer ich nicht zweifle, denn uns verbindet der Humor. Auch ist eine Freundin aus meiner Kindheit im Hause, Mimi Hacker, die nicht wenig dazu beiträgt, mir das Leben hier zu verschönern.

Denken Sie sich, einen Park rings um's Haus, in dem man sich müde spazieren gehen kann und von dem aus man auf einem schattigen Bergweg in anderthalb Stunden zur Alm gelangt, in die wunderbarste Einsamkeit, mit braunscheckigen weidenden Kühen.

Neulich aber machte ich die Bekanntschaft der Frau Generalin Bomhard. Nicht weit von hier, auf Ehrensberg, liegt das Landhaus dieser liebenswürdigen Familie. Erst unterwegs erfuhr ich, daß Frau von Bomhard die Tochter der einst so berühmten Künstlerin Konstanze Dahn ist. Da fielen mir gleich Ihre Erinnerungen ein, in denen Sie erzählen, daß Konstanze Dahn in vollendeter Weise die Minna von Barnhelm gab, damals in München, als Sie die Franziska mit so unbeschreiblichem Erfolg spielten. Sofort fing ich bei Frau von Bomhard von Ihnen an, und ihr liebes, feines Gesicht verklärte sich. Sie zeigte mir das schöne Bild ihrer Mutter, und im Garten erzählte sie mir: hier auf diesem Landsitz hätten Sie einmal vor einer Reihe von Jahren Ihre alte, schwer leidende Kollegin aufgesucht. Und sie seien miteinander langsam im Garten auf und ab gegangen. Da habe Konstanze Dahn plötzlich gesagt: „Ich möchte nur noch einmal in meinem Leben: ‚Herr Wachtmeister, braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?‘ so sprechen hören, wie Sie es gesprochen haben.“ Da hätten Sie gesagt: „Das können Sie haben.“ Und sie schritten mit ihr in den dunklen Laubgang links vom Haus. Nach einer Weile seien Sie wieder herausgetreten, beide mit tränenüberströmten Augen.

Auch vom Goßmännle sprachen wir, von der unvergeßlichen Grille. Frau von Bomhard hat ein ganzes Album voll der reizendsten Bilder von ihr.

Künstlerluft — ah — 's isch halt doch was Feins!

Liebevollste, innigste Grüße soll ich von Frau von Bomhard ausrichten, und ob Sie sich ihrer noch erinnern?

Im August geht's nach Österreich in Marie Ebners hannakische Heimat. Dort wird dann kombiniert und Möglichkeiten werden in Betracht gezogen — denn selbstverständlich muß ich Sie, meine teuerste Freundin, und meine liebe Cécile sehen. Anders tu' ich's nit.

In herzlicher Sehnsucht
Ihr Herminle.

Schloß Löschna, 3. August 1903.

Meine teuerste Freundin!

So fahre ich denn von Schloß zu Schloß, was ich mir im Waldsträßle anno 1870 nicht hätte träumen lassen. Denn damals ungefähr fing's bei mir an, wie's in selbigem Pfälzerlied heißt:

„Ich hab's geahnt, ich bin zu ebbes an'rem gebore" —

Unterwegs in Hullein traf ich mit Marie Ebner, die von Zdislavitz kam, zusammen. Ach Gott, ich bin ganz verzwirbelt vor Glück in ihrem Coupé angekommen. Gottlob, sie sieht gut aus und ist lieb und heiter, nicht zu sagen.

Denken Sie, nun täglich mit ihr zusammensein zu können, des Morgens ihre liebe Stimme draußen vor meinem Fenster zu hören: „Hermine" — mit dem ihr eigenen Tonfall, den sonst niemand hat. Und dann gehen wir die schönen Parkwege und sprechen von allem — viel von der Arbeit, viel von Ihnen und viel von Theo Schücking, die nun in Rom an der Pyramide des Cestius liegt, uns für immer entrissen.

Des Abends beim Sonnenuntergang treten wir aus dem schattigen Wald ins freie Feld. Da sieht man rechts und links sich wellenförmig hinziehendes Hügelland; die Luft ist frisch und rein; wir wandeln die schmale Allee inmitten der Felder entlang, zur Abora, dem Wildpark, wo wir die Rehe mit ihren Kitzlein durch die Lichtung der Bäume belauschen.

Des Abends liest uns Marie Ebner zuweilen etwas vor. Kennen Sie die „Spitzin"? Es ist zum Heulen. Neue Sachen, eben fertig geworden, bekommen wir zu hören. Es ist immer ein Fest für die ganze Familie, die Tant' Marie auf Händen trägt. Auch ich muß oft etwas lesen. Und nichts freut mich so, als wenn Marie Ebner lacht. Ihr Lachen ist mir ein Genuß.

Auch hier habe ich wieder einen Menschen ins Herz geschlossen: Gräfin Marie Kinsky, die Herrin des Hauses, die liebevolle Mutter aller Kranken und Armen im Dorfe. Sie treibt es gerade wie ihre Tante Marie, deren Leben nur Hilfe und Güte ist.

Ach, ich bin sehr glücklich, und es gibt nur eine Aussicht, die mir den Abschied von Marie Ebner zu erleichtern vermag — die Aussicht — wenn Ihre liebe Lisi mir in der Weihburggasse die Tür öffnet und meine teuerste Freundin mir drinnen die Arme entgegenstreckt, in die 'neinfliegt

's alt Herminle.

Karlsruhe, 23. April 1904.

Meine liebe, liebe Freundin!

Wie glücklich bin ich, daß es mit Ihrer Genesung täglich besser wird. Innigsten Herzensdank Ihrer lieben Rosalie, die mich so treulich mit Nachrichten versorgte. Es ist alles so harmonisch bei Ihnen. Sie beteten Ihre Mutter an, Ihre Kinder beten Sie an. Wie man in den Wald schreit, so schreit's halt heraus.

Ich weiß, es interessiert Sie, und darum will ich Ihnen getreulich über das Gastspiel der Luise Dumont am hiesigen Theater berichten. Sie wohnte bei mir, und das war wunderschön, und die Sonne meinte es gut und durchleuchtete die ganze Fremdenstube.

Es war nur so kurz. Jeden Morgen Probe und drei so anstrengende Rollen: „Heimat", „Minna von Barnhelm" und „Rosmersholm". Denken Sie, welche Anregung für mich — eine so reiche, vielseitige, mitten im Leben stehende Persönlichkeit! Denn, liebe Freundin, wenn Sie auch unsere Heimat im Strahlenkranze der Erinnerung sehen, bei Tag betrachtet ist's Futter oft recht knapp, das einem ewig hungernden Schriftsteller hier zu teil wird. Und nun, wieder einmal eine Vollkünstlerin auf der Bühne zu sehen! In „Rosmersholm" saß Herr Lange vor der Intendantenloge. Im vorigen Jahre feierte er sein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum. Jetzt ist er nicht mehr tätig, aber auch nicht ersetzt worden. Mit eins erhob sich dieser einst so ausgezeichnete Künstler und seine Augen leuchteten: „Das ist ja etwas ganz Eminentes," sprach er in die Loge herein — „geistvoll im höchsten Grade — eine durchaus originelle Künstlerin — Phantasie — und welche Einfachheit — das verstehen ja die Leute hier gar nicht — die wollen Komödie — und das ist keine Komödie — das ist Wahrheit — höchste Kunst —"

Besseres als dieser Künstler kann ich Ihnen über Luise Dumonts Spiel nicht sagen.

Sie lieben „Rosmersholm" nicht. Sie sagten einmal, Rebekka sei eine fürchterliche Natur. Hier muß ich wieder meinen Goethe zitieren: „Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundneunzig Gerechte."

Denken Sie, ich durfte den Proben im Theater beiwohnen und hatte für sämtliche Aufführungen mein Plätzle in der Intendantenloge. Die langjährige Freundschaft unserer Mütter verbindet mich mit dem Hause Bürklin. Im Jänner dieses Jahres starb die Tante des Intendanten, die letzte Freundin meiner Mutter. „Tante Poldin" war ein Original. Herzenswarm, ein wenig scharf, aber voll zutreffenden Humors, ging sie mit ihrem kerzengeraden Rücken unbefangen durchs Leben, pflegte ihre vielen Schwestern und Schwäger bis zum Tod und blieb bis zu ihrem eigenen eine freudige Genießerin des Daseins. Sie ließ sich auch trotz ihres Herzleidens „ihr Kaffeele" nicht vom Arzt verbieten. Und eines Tages um die Nachmittagsstunde im großen Familienkreise fiel ihr plötzlich die Tasse aus der Hand und Tante Poldin war nicht mehr.

Nun ist's wieder still bei mir nach den acht lebendigen Tagen. Luise Dumont stand am liebsten am Fenster, hörte den Vögeln zu und versenkte sich in das junge Grün. Sie hatte einen schweren Arbeitswinter hinter sich. Jetzt ist sie in Düsseldorf, mit dem Plane, dort ihr Theater zu gründen.

Nun aber leben Sie wohl — in vollster Gesundheit, teuerste Freundin.

Dies ersehnt sich von ganzem Herzen
Ihr Herminle.



Wien, 1. Mai 1904.

Mein geliebtes Herminle!

Tout vient à bout pour ceux qui savent attendre.

Endlich kann ich wieder an meinem Schreibtisch sitzen und Ihnen für Ihre Liebe, Güte und Treue danken, mit welcher Sie meine Leidenszeit begleiteten. Wenn ich ein Vöglein wär', flög' ich auch zu Ihnen und ergötzte mich an dem Erwachen der Natur durch Ihre sonnenbeglänzten Fenster, wie Luise Dumont. Ich kann mir recht gut denken, wie sie sich bei Ihnen erquickte, an der Natur draußen und der Harmonie Ihres Daheim. Außerordentlich interessierte mich, was Lange über Luise Dumont sagte. Natürlich ist es immer nur ein kleiner Teil des Publikums, der wahre Kunst versteht, denn:

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann.
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib.
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so und morgen so gesinnt.
Das Publikum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt.
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr tut, findet schlecht.
Das Publikum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und nicht gescheit.
Ich hoffe, das nimmt keiner krumm,
Denn einer — ist kein Publikum.

Ich kann mir wohl vorstellen, wie sie in den engen Verhältnissen einer Kleinstadt oft mit den Ellenbogen anstoßen. Die größere Umrahmung wirkt wohl größer, aber die Begriffe und Interessen erweitern sich nicht immer, denn es gibt ja überall nur einen kleinen Kreis.

Was Sie mir von Tante Poldin erzählten, heimelte mich sehr an. Ich mußte an meine Base Nägele denken und bleibe dabei, bei uns daheim ist das beste Erdreich für Humor. Wenn ich nur an meine Mutter denke. Und an Sie!

Daß Luise Dumont der Idee, die sie bei mir ausgesprochen, in Düsseldorf Leben verleihen will, freut mich ganz besonders. Und ich denke, diese Stadt freut sich auch, die Manen Immermanns wieder aufleben zu sehen. Der war eine gute Vorschule für Luise Dumonts Tendenzen, die schön und ideal in der Theorie sind, doch schwer in der Praxis auszuführen. Ja, wenn sie einen reichen Mäzen dafür fände, einen zweiten Grafen Hahn, der seiner Theaterpassion neunzig Dörfer opferte. Auch schon der Künstler wegen ist es schwer, heutzutage ein Theater zu leiten. Die jetzigen Komödianten tun alles mögliche, um wieder in die Dekadenz zurückzufallen, aus der sie sich mühsam emporgehoben haben. Ach, überall, auch in anderen Verhältnissen, gilt ja jetzt das Motto: sich ausleben wollen. So viel ich gelernt habe, heißt Evitation Bekämpfung des Tieres im Menschen — ein Beweis, wie altmodisch ich bin, die ich an dem Wort festhalte: Ohne Kampf keinen Sieg. Jetzt will niemand mehr kämpfen, sondern sich ausleben

um jeden Preis, und wenn auch dabei jedes Gefühl von Pflicht und Moral mit Füßen getreten wird. Nur nicht sich selbst verleugnen, selbst beherrschen. Was aber die, welche davon nichts wissen wollten, später für ein Alter haben mögen? Das kann kein schönes sein.

Nun habe ich mich warm geredet und habe eigentlich noch gar nicht die Erlaubnis, zu schreiben. Es geht mir ja erträglich, aber das alte Schiff hat doch sein Leck fürs Leben bekommen, ich fühl's nur gar zu deutlich. In allem muß ich mich beschränken, nur nicht in der Liebe, die für Sie hat

Die marode, uralte
Freundin.

Karlsruhe, 6. Mai 1904.

Meine teure Freundin!

Aus dem Kreise meiner Freunde ist ein lieber Mensch geschieden: Magdalene Koelle. Sie wissen, sie war Künstlerin — und ist es geblieben bis an ihr Ende. Ich höre nie mehr die Musik ihrer Stimme, sehe nie mehr die Musik ihrer Bewegungen. Wir trafen uns oft auf unserem Nachmittagsspaziergang in der Linkenheimer Allee. Da sah ich sie schon von weitem mit ihren beiden Hündchen. Sie war sehr kurzsichtig. Eines Tages stürzte sie mir entgegen: „Hermine, denke dir, was mir passiert ist. Ich sah eine Dame daherkommen, war überzeugt, du bist's, und tanzte ihr entgegen mit dem Kastagnettentanz aus dem „Schwarzen Domino". Mit eins sehe ich eine ganz fremde Dame vor mir, die mich mit dem Ausdruck größten Entsetzens ansieht —"

Ach, sie war voll Humor. Wieder ein Stück Sonnenschein weniger auf der Erde.

* * *

Eben komme ich von Herrn Lange. Das ist auch noch ein guter Freund aus der Jugendzeit; ich verkehrte im Hause Lange schon mit sechzehn Jahren. Damals schwärmte ich für seine Frau. Wie schon oft, brachte ich die Rede auf jene Zeit, da Sie und Ihre Mutter noch unter den Künstlern weilten. Da leuchteten seine Augen. Es geht nichts über das Erzählen eines Schauspielers. Seine Mimik stellt uns alles vor Augen. Wie er Ihre Mutter beschrieb, als sie in „Einer muß heiraten" in Berlin gastierte. Ich sah sie hereinkommen mit ihrem weißen Häubchen, den Haarschnecken rechts und links an den Schläfen — strickend kam sie herein, strickend setzte sie sich nieder, sprach einiges und ging, immer weiterstrickend, wieder hinaus. Die Rolle war ein Nichts, sagte Herr Lange, aber das ganze Theater jubelte ihr zu — wissen Sie, so eine kleine Bewegung der Mundwinkel, und das Publikum lag ihr zu Füßen — Überhaupt in Berlin — wer war nicht in die Haitzinger verliebt — alles, bis zum letzten Kulissenschieber — Sie und Luise Neumann im „Eigensinn" — der feinste künstlerische Genuß, den ich je gehabt. — Luise Neumann erfand Dinge, die die gewiegtesten Schauspieler in Erstaunen setzten. Ich habe nie wieder eine Franziska gesehen wie damals, als Luise in München gastierte und sie ist auch von keiner jugendlichen Schauspielerin jemals übertroffen worden. Später hat unsere Frau Schönfeld hier auch eine sehr gute Franziska gegeben — nicht annähernd wie Luise Neumann, aber doch auch Natur und durch und durch ursprünglich.

Er schwieg einen Augenblick und meinte dann: Wie es einen österreichischen Humor gibt, so gibt es auch einen durchaus badischen — jenen Humor, wie ihn die Haitzinger hatte, Luise Neumann, Frau Schönfeld, Mayerhofer, Reif — dann Hebel, Stadler, Kobell in ihren Schriften — Bürklin — Sie —. Es ist ein naiver Humor, daher seine große Wirkung. Wenn Sie unserem Landesherrn in die Augen sehen, da sitzt er auch —.

Deckt sich das nicht mit Ihrer Behauptung, teuerste Freundin, daß bei uns zu Lande gutes Erdreich für Humor sei?

Und wissen Sie, mit dem „sich ausleben wollen", wie's eben unter den Menschen grassiert, das sehe ich wie eine böse Seuche an. Sie war schon oft da, wie die Cholera auch, und wie diese, kann auch jene nicht bestehen, da beide vernichtend wirken. Wenn die Mütter und Väter, die sich jetzt ausleben, die grenzenlose Pietätlosigkeit und Verkommenheit, die sich in ihren Kindern gegen sie kehrt, erduldet haben, da wird's ein großes Grauen geben unter den Menschen und sie werden eiligst trachten, den Enkeln ein besseres Los zu bereiten.

Übrigens, da fällt mir das Wort Ihrer Mutter ein: Was denksch — 's wird doch alles anders.

Verzeihen Sie das ellenlange Schwäzedle und seien Sie von ganzem Herzen umarmt von

Ihrem Herminle.

Wien, 14. April 1905.

Mein liebes, teures Herminle!

Ja, endlich will es Frühjahr werden! Wir haben zwölf Wärmegrade und dürfen auf grüne Ostern hoffen. Wie verlockend schildern Sie mir die Heimat! Was war es doch immer für eine Freude, wenn wir Kinder die farbigen Eier in den grünen Büschen unseres Gartens suchen durften. Wenn nur die Sonne hervorkommt, dann erträgt sich alles leichter, auch die Gefangenschaft. Es sind nun volle sechs Monate, daß ich die Stube nicht verlassen habe. Nächstens holt mich meine Tochter, nach der ich eine krankhafte Sehnsucht habe.

Aber ich will nicht versäumen, Ihnen zur neuesten Entbindung zu gratulieren. Wie ist's getauft? Eben lese ich den Beginn von Marie Ebners „Kinderjahren". Schon das Vorwort ist klassisch und die Erzählung ganz reizend. Sehr erzieherisch, die Art der Kinder gegenüber den Eltern. Das ist mit der Zeit ganz anders geworden, wie fast alles übrige. Aber das Gute, das Wahre kommt wieder einmal zur Geltung, wenn große Umwälzungen über die Menschen hereinbrechen. Wie wird mit einem Mal unser Schiller wieder aufs Piedestal gestellt, von dem ihn die Modernen heruntergeworfen. Hier ist alles in Aufruhr, um ihn zu feiern.

Das Heftchen über die Theaterakademie in Düsseldorf hat mein ganzes Interesse in Anspruch genommen. Die Idee einer Akademie zur Ausbildung junger Kräfte ist sehr wichtig, denn reden haben die jetzigen Schauspieler nicht gelernt, und so wäre, künftige Redner zu bilden, ein großes Verdienst. Anastasius Grün hat durch schlechtes Reden seine vortrefflich stilisierte Rede umgebracht. Da fällt mir der alte Holtei ein, ein unvergleichlicher Rezitator. Er brachte uns in Graz einmal Gottschall, damit er uns seine Gedichte vorlese, und wie der im besten Zuge war, riß ihm Holtei das Buch aus der Hand mit

den Worten: „Sie sind ja ein Kindermörder" — und fing an zu lesen, was natürlich ganz was anderes war.

Daß Luise Dumont unsern Freund Lewinsky für ihr Unternehmen gewonnen, freut mich sehr. Wie schade, daß ich so fernestehen muß und dieses mir so interessante Unternehmen nur durch Hörensagen verfolgen kann. Wie viel lebhaften Anteil hätte ich noch, wenn die Kraft nur reichte.

In einem alten Singspiel, das ich einmal in Karlsruhe gesehen, heißt es:

„Es ist das Los des Schönen auf der Erde,
Daß es im Alter mürbe werde!
Ach, die Schönheit vergeht
Und die Backen fallen ein
Und die Ellichkeit kömmt hinterdrein.
Als ich jung war, da war ich wohl nett und fein,
Das sieht mir jetzt kein Mensch mehr an."

* * *

So weit kam ich gestern, da versagten mir die Augen den Dienst. Unterdessen kam die Fortsetzung von Mariens „Kinderjahren", in der sich schon die Dichterin meldet. Wie hat man diese in ihrem keimenden Wesen durch Vorurteile zu ersticken gesucht! Aber — chassez la nature par la porte, elle rentre par la fenêtre.

Und nun bin ich in gespannter Erwartung auf Ihre Jugendjahre, die Sie ja auch gekämpft haben, um zu werden, was Sie geworden sind.

Möchte das Erscheinen dieses Büchleins noch am Leben finden

Ihre Sie liebende, uralte
Freundin Luise.

Karlsruhe, 2. Juni 1905.

Teuerste Freundin!

Nun weiß ich Sie bei Ihrer lieben Tochter, und so oft die Sonne scheint, freu ich mich, daß Sie im Freien sein können, die langentbehrte Luft genießend. Ich möchte zusehen können, wie die lieben Kinder Sie auf Händen tragen. Lili ist doch nicht schon erwachsen? Sie haben mir ja erst die Kinderbildchen geschickt. Es ist unerhört, immerfort ist alles schon erwachsen, was man noch eben kleinwinzig sah.

Mitte Juni fahre ich mit meinem Bruder in die Schweiz, und im September kommt Cécile endlich einmal zu mir heraus, nachdem ich über zehn Jahre bei ihr drinnen war. Das heißt, ich glaub's noch nicht recht. Dann im Spätherbst, wenn Sie und Marie Ebner in Wien sind und wohl genug, geht's Planen los ... Ach ja, nicht wahr?

Bei Hof war neulich eine Schiller-Feier, die das Gymnasium unter der Führung seines würdigen Direktors, des Herrn Geheimrat Wendt, aufführte. Das war so wunderschön, diese frische Jugend, so warm die Sprache, so kernig der Gesang. Nach der Feier gab's Tee und Kuchen und Champagner und Gefrornes. Da hätten Sie einmal die Naturlaute hören sollen, die sich im Großherzoglichen Schlosse hören ließen. Hei, war das ein

Kampf! Eine ganze Ladung Champagnergläser ging in die Brüche. Denken Sie, es war ein Büble da, das allein nichts nahm. Als die anderen fragten: „Warum nimmst du nichts?“ antwortete der Kleine: „Ich hab so Angst, ich muß es bezahlen, und ich hab doch kein Geld.“ — Ist da nicht eine ganze Familiengeschichte dahinter? Übrigens, er wurde beruhigt und griff zu.

Herzig war's, wenn die hochroten Bubenköpfle sich um den Landesvater drängten und strahlend zu ihm aufschauten. Und unvergeßlich bleibt mir, wie sich die Herrschaften verabschiedeten. Es war ein ästhetischer Genuß. Wenn man sich vorstellt, eine Welt ohne schöne Form ... Da möcht ich nimmer drin sein.

Gottlob, ich kann mir einen guten Erholungssommer gönnen, das Sümmle ist erschrieben. Ich geh für's erste mit Hermann in die Schweiz.

Hier hab ich neulich was erlebt; ein in Amerika sehr reich gewordener Herr saß mir gegenüber und erzählte von einem Maler, der ihm geklagt, wie schwer er's habe, sich durchzubringen. „Mein lieber Herr,“ sagte der Amerikaner und machte ein Gesicht wie einer, der alle Weisheit mit Löffeln gefressen hat, „mein lieber Herr, sagte ich zu dem Künstler“ (Sie denken wohl, er hat gesagt — wenn Sie in Not sind, so kommen Sie zu mir?) Er hat aber gesagt: „seien Sie froh, daß Sie künstlerisch schaffen können, alles andere ist ganz und gar Nebensache.“ — „Sie haben ja recht,“ meinte ich über den Tisch hin, „künstlerisches Schaffen ist wunderschön — wenn nur der Künstler nicht zufällig auch ein Mensch wäre, der essen und trinken und eine Familie erhalten sollte. Auch hätte er vielleicht ebensogut als irgend ein anderer den Wunsch, seine Kinder möchten gut gekleidet herumgehen und überdies etwas lernen. Ja, er könnte sich am Ende gar nach einer kleinen Erholungszeit sehnen, was man ihm nicht einmal verargen dürfte.“

Ich fühlte ordentlich, während ich sprach, wie der Mensch mir gegenüber eine Rauchsäule des Hasses zu mir entsandte. Und ich gab sie aufs kräftigste zurück.

Mir ist's immer ein Genuß, wenn sich ein paar Buben auf der Gass' recht durchprügeln. Das beste Mittel, seine Antipathie los zu werden. Ich hab mich als Kind auch tüchtig gehauen mit andern; das freut mich noch heut.

So etwas kommt in Marie Ebners „Kinderjahren“ freilich nicht vor. O, wie fein, wie lieb und köstlich! Das ganze Milieu, in dem sie aufgewachsen, ist das nicht ein Kulturbild der eigensten Art? Man sieht alles und möcht' immer noch mehr wissen. Und wie muß man diese kleine Marie lieb haben! Und daß man sich sagen darf: sie ist deine Freundin!!

Ich trage mich mit dem Gedanken, im Herbst nach Wien zu fahren — und wär's nur für drei Tage.

Es geht Ihnen doch gut, teuerste Freundin? Bitte, beruhigen Sie

Ihr Herminle.

Marbach, 10. September 1905.

Mein treues Herminle!

Mir scheint, ich habe Ihnen neulich in einer deprimierten Stimmung geschrieben? Das muß ich gutmachen und Ihnen erklären, daß mich einen Moment die Hitze so angriff, daß ich „halber hin“ war. Jetzt fühle ich mich wohler, frischer und bin auf dem Punkte, zu meiner Tochter zu fahren, um den Rest des Herbstes bei ihr zu verbringen.

Mir tut es leid, daß Sie sich damals nicht entschließen konnten, den kleinen Umweg zu machen, mich in Marbach aufzusuchen. Das Schloß selbst hat eine Geschichte. Es gehörte einer Margarete von Dambach, über welche verschiedene Geschichten kursieren. Auch ein Lied über sie wird im Volke gesungen mit dem Refrain: Lustig war mein Leben, traurig war mein Tod.

Man behauptet, an gewissen Tagen höre man ihre traurige Stimme in einer Ecke des Speisesaales — des späteren Refektoriums. Denn in ihren alten Tagen suchte sie Trost in dem nahen Stifte Florian, dem sie nach ihrem Tode das Schloß vermachte. Auf dem Boden fand man ein Ölbild von ihr, in einer Art klösterlicher Tracht, und ich bat, man möchte es in einer der Hallen aufhängen, was geschah.

Gestern kam ein Brief von Marie Ebner, der mir eine Enttäuschung bereitete. Ich hoffte, sie schon im Oktober für mich zu haben, statt dessen muß sie nach Baden. Nun habe ich sie seit November nur ein paar Tage in Wien gesehen und soll sie so lang noch entbehren! Wer weiß, wie viel Zeit mir noch gegönnt wird, mich ihrer Nähe zu erfreuen.

Und wenn Marie im Oktober nicht in Wien ist, wird auch Ihr Kommen sich verzögern, mein geliebtes Herminle. Aber ich will nicht verzweifeln, sondern mich einstweilen freuen, Sie mit Cécile zusammen zu wissen, was jetzt der Fall sein wird.

Ich hoffe, daß Düsseldorf seiner Vergangenheit Ehre macht und dem Unternehmen der Luise Dumont mit Wärme entgegenkommt. Ich wünsche ihr von Herzen Erfolg und vor allem die nötige Kraft, denn ihr Leben wird Kampf sein, auch unter den günstigsten Verhältnissen.

Leider muß ich schließen, der Augen wegen, die so schnell ermüden. Tout lasse, tout passe, tout casse — or mon amitié pour vous.

Ihre Uralte.

Karlsruhe, 30. September 1905.

Meine geliebte Freundin!

Heute kommt wieder ein Stückle Vergangenheit. Ich habe Ihnen doch einmal gesagt, daß ich glaube, überall in Karlsruhe sitzen noch Menschen 'rum, denen bei dem Namen Amalie Haitzinger und Luise Neumann das Herz aufgeht.

Ich habe wieder so einen Menschen gefunden. Die Letzte aus einem Familienkreise, in dem Ihre Mutter verkehrte. „Sie war ein Original," erzählte mir die alte Dame, „dabei bildschön und herzensgut. Wenn sie uns einen Nachmittagsbesuch versprach, war's immer ein Fest. Eines Tages blieb meiner Schwester der Kugelhupf, den sie bei dieser Gelegenheit immer backte, im Teig sitzen. Sie war unglückselig. Als Frau Haitzinger kam und den Schaden sah, flog sie meiner Schwester um den Hals mit den Worten: ‚Guck, du hättsch mer kei größere Freud mache könne, nix ess i lieber als en klotzige Kugelhupf.' Sie gab immer, ihre Hand war immer offen. Das wußten ihre Schulgenossinnen und bettelten ihr regelmäßig ihren Zehnuhrapfel ab. Da wurde es ihr eines Tages zu bunt. ‚Mädle,' sagte sie in der Klasse, ‚da gucket' — und nahm ihren Apfel und leckte ihn ringsum ab. Da durfte sie ihn behalten. Ihr Haus war das Asyl stellenloser Dienstmädchen. So oft eine kam und ihr vorheulte: ‚Ich hab kei Platz' — sagte sie: ‚Bleib Sie da, bis Sie ein' hat.'"

Als ich von meinem Besuch zurückkam, begegnete mir eine alte Schulkamerädin aus meinen Jugendjahren. Sie sah genau aus, wie damals, als wir jung waren, ihre brave, spießbürgerliche Mutter aussah. Nicht ein Zug, nicht eine Linie in dem Gesicht der ehemaligen Schulgenossin deutete auf eigenes Erleben und Fühlen. Da wurde mir der Reichtum und die Kraft Ihrer Individualität so recht klar. Neben einer so starken Natur, wie Ihre Mutter, sich nicht nur zu behaupten, sondern zu einem eigenen, ganz andern Selbst entwickeln zu können, das ist höchste Lebenskraft. Wozu aber hat nun so eine wie meine Schulkamerädin gelebt? Sie ist im Teig sitzen geblieben, wie jener Kugelhupf, den Ihre Mutter ganz gewiß nur aus Herzensgüte gern zu essen vorgab.

Sie sind nun wohl bei Ihren lieben Rabensburger Kindern, die wie die Marbacher Sie mit inniger Liebe umgeben. Jawohl, Liebe immer und von allen Seiten, das ist halt der Vorzug jener, die Herr über ihren Teig geworden sind.

Ihr getreues, sich arg nach Ihnen
sehnendes Herminle.

Rabensburg, 30. September 1905.

Mein geliebtes Herminle!

Wie freut es mich, daß es zurzeit in Karlsruhe noch Menschen gibt, die meiner Mutter und meiner gedenken. Dort hat man uns glücklich und jung gekannt. Aber man wußte von der Mutter nur, daß sie allem Traurigen und Ernsten aus dem Wege ging, daß sie nichts von Krankheit und noch weniger vom Sterben hören wollte und weiß dort nicht, daß sie, die Leichtlebige, als ihre Zeit gekommen war, in frommer Ergebung wie ein Held starb. Sie segnete Kinder und Enkel und nahm Abschied von allen. Plötzlich rief sie: „Wie viel Uhr isch's?“ und auf die Antwort: „Ein Viertel vor zwei“ — verschied sie.

Zu unsrer Zeit waren in Karlsruhe ungefähr 20.000 Einwohner. Alles drehte sich damals um den Hof und um's Theater. Wenn meine Mutter des Weges daher kam, wußte jeder: das ist die Haitzinger — und freute sich ihrer Schönheit und Freundlichkeit, denn sie sprach mit jedermann und half auch jedem, der ihr seine Not klagte.

Wir Kinder aber liefen jubelnd zusammen und machten unsre Knixe, wenn die kleinen Prinzessinnen in ihren pelzverbrämten Mäntelchen durch die Waldgasse fuhren.

Um Ihnen einen Begriff von der Naivität der damaligen Verhältnisse zu geben, schreibe ich hier den Anfang eines Gedichtes nieder, das die Mutter verfaßt. Es war im Juli 1855, als wir in Karlsruhe gastierten. Die Großherzogin Sophie wohnte einem Wohltätigkeitskonzert bei, das wir veranstaltet hatten. Da trat die Mutter zum Schluß vor die Landesfürstin hin und sprach die Worte:

„Un jetzt zum Schluß a Wörtle noch
In unsrer schöne Landessprach.
A badisch's Herz isch wie a Pflanz',
In fremder Erd gedeiht's net ganz,
Und blüht's zum Schein auch frisch und grün,
Der Farbeschmelz isch doch dahin;

Es nagt a Würmle an der Blüt,
Weil Sehnsucht nach der Heimat zieht;
Da hilft net Rege, Sonneschein,
Da arme Herz, es trocknet ein —"

Von dem Enthusiasmus damals machen Sie sich keinen Begriff. Die Mutter heulte, und alles heulte mit.

Ja, mein liebes Herminle, die Zeiten ändern sich. Es geht nicht mehr so harmlos zu in der Welt wie anno dazumal, als ich — wie's in „sellem" Gedichtle heißt:

„Noch jung war und wohl nett und fein —"

Jetzt stehe ich im 87. Lebensjahr, und nur langsam noch geht's am Stock voran. Was mich aber nicht hindern soll, mich von ganzem Herzen auf unser Wiedersehen zu freuen.

Ihre getreue, uralte
Luise.*

Fünfzig Jahre Sonnenthal.

(Burgtheater, 31. Mai 1906: Sonnenthal-Jubiläum.)

Von J. Minor.

Als ich Sonnenthal, den Schauspieler, im Jahre 1867 zuerst kennen lernte, nahm er schon als reifer Künstler im Repertoire des Burgtheaters eine erste Stelle ein. Die jugendlichen Liebhaber und Helden in den Tragödien, die Ferdinande und Romeos, hatte er damals bereits aufgegeben und in das Fach der männlichen Liebhaber und Helden wuchs er erst langsam und allmählich hinein. Seine eigentliche Domäne aber war damals das Konversationsstück und das feinere Lustspiel, wo er eben das Erbe Fichtners angetreten hatte. Seine persönliche Physiognomie hatte er damals schon gefunden. Weich und warm war die Signatur seines Geistes wie seiner Kunst. Sonnenthal war und ist mit einem Worte, das leider trivial geworden, aber darum nicht weniger wahr ist, ein Schauspieler, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Einen Text von innen heraus erwärmen und beseelen; einen Charakter liebenswürdig und warm zu vergegenwärtigen; den Stimmungen, Empfindungen und Leidenschaften ergreifenden Ausdruck zu geben, das liegt mehr in der Macht seiner Kunst, als rhetorische Kunststücke und mimische Ausgestaltung. Da, wo der Dichter ein bloßes Ausrufungszeichen zu setzen gezwungen ist, da war sein Talent immer am besten zu Hause, da ergänzt er den Dichter. Der weite Kreis von menschlichen Empfindungen, der zwischen dem Derbkomischen und dem Hochtragischen in der Mitte liegt, hat auf der Bühne nie einen reineren, wahreren und innigeren Ausdruck gefunden, als durch Adolf Sonnenthal. Sein Herz ist lauteres Gold. Wer hat jemals ein so buntes Repertoire von unfehlbaren Liebeserklärungen besessen wie er in seinen jungen und sogar noch in den besten Jahren? Lachend und scherzend, bittend und schmeichelnd, schüchtern werbend und trutzend, offen und heimlich durch die Blume, demütig und keck, dann wieder mit fliegenden und jagenden Pulsen haben wir ihn damals um Liebe flehen gehört!

* Letzter Brief der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann. Sie wurde den Ihren entrissen am 17. Oktober 1905.



Nur in seiner schönen und reinen Innerlichkeit hält Sonnenthal seine Gestalten fest. Er ist deshalb nicht der Mann scharf individualisierter und schroff auseinandergehaltener Charaktere. Sein Repertoire besteht, wie das unserer Klassiker, aus Typen; und hinter jeder seiner Glanzrollen steht ein halbes Dutzend ähnlicher. Wie viele sieche Kinder unfähiger Autoren hat er nicht auf seinen ebenso starken als gütigen Armen aus der Taufe gehoben! Und an jedes dieser Patenkinder hat er, wenn es galt, sein bestes Herzensgut gewendet und an seine Zukunft felsenfest geglaubt. Nie hat er am Abend der Schlacht an dem Dichter verzweifelt! Darin liegt zugleich der Wert und die Bedeutung Sonnenthals für das Repertoire des Burgtheaters, dessen pflichtgetreuestes und meistbeschäftigtes Mitglied er seit Jahrzehnten ist.

Unter diesen Typen war zunächst der des modernen Lebemannes oder des Bonvivant, den die Franzosen geschaffen haben und der von Bauernfeld dann ins Wienerische übersetzt wurde. Von Bauernfeld über Gustav Freytag bis auf Paul Lindau und Konsorten, von Scribe bis auf Sardou hat Sonnenthal, keine der zahllosen Mittelstufen überspringend, dieses Fach auf dem Burgtheater vertreten. Tadellos in der Toilette und stets elegant in ihrem Auftreten, gaben sich seine Lebemänner wie die österreichischen Kavaliere stets ungezwungen, leicht und natürlich. Die Natürlichkeit und Wahrheit, zu der er es im modernen Lustspiel gebracht hatte, erschien damals als die äußerste Grenze, zu der man es auf dem Theater überhaupt bringen könnte. Wie die ernsten Rollen durch innere Wärme, so beseelte er die humoristischen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, ohne die er nach Fichtner nicht hätte aufkommen können. Wenn ich aber das Bild Fichtners aus der Theatergeschichte richtig erfaßt habe, so waren seine Gestalten doch mehr liebenswürdig-harmlose Durchschnittsmenschen, Wiener aus der Zeit des Vormärzes, warm, lebenslustig und gescheit, aber doch ein bißchen unbedeutend und beschränkt. Bei Sonnenthal nahmen die Salonmänner schon modernere Züge an und ein größeres geistiges Gewicht für sich in Anspruch. Eine ernste Grundlage und ein Fonds innerer Tüchtigkeit fehlte Sonnenthals Lebemännern nie. Einen bloßen Gecken oder einen leeren Windbeutel hätte er niemals spielen können; Charaktere ohne persönliche Würde lagen ganz außerhalb seiner Begabung. Seine Spezialität dagegen waren die leichtlebigen Diplomaten, hinter deren gesellschaftlicher Bummelei man den weltklugen und gewandten Geist auch dort ahnte, wo der Dichter selber ihn nicht durchscheinen zu lassen verstanden hatte. Zu den Diplomaten gehört aber im Leben und auf der Bühne stets ein Champagnerdiner und ein leichter Spitz. Auch in diesem billigen Kunststück wußte Sonnenthal jeder leisesten Übertreibung auszuweichen und den Mann von Welt hat er auch dabei nie aus den Augen verloren.

Auch im ernsten Drama war Sonnenthal zu jener Zeit der gefährliche und unwiderstehliche Mann, dessen Zauber nicht in schroffer Männlichkeit sondern in seinem zarten und weichen Wesen liegt, der aber auch umgekehrt wieder mit diesem weichen und reizbaren Herzen jedem weiblichen Zauber zum Opfer fällt. Diesen Typus der liebenswürdigen, aber schwachen Halbmänner hat bekanntlich Lessing in seinen bürgerlichen Dramen eröffnet und Goethe, Schiller und Grillparzer haben ihn weiterentwickelt. Sonnenthals Mellefont, sein Prinz in der „Emilia Galotti", sein Clavigo, sein Antonius, sein König Alfons u. s. w. waren durch die Bank Meister- und Musterleistungen, wie sie in dieser Art von niemand wieder geboten wurden. Namentlich ist sein Clavigo allen unvergeßlich, die ihn gesehen haben.

Ein Seitenstück zu den reizbaren Liebhabern mit dem schwachen und schwankenden Herzen bilden die scheinbaren Stoiker, die, wie der Cato von Eisen, nur eine künstliche Rinde um das volle Herz tragen. Die männliche Würde aber, die in Sonnenthals Bonvivants nur die Untertöne abgab, gewann dann die Oberhand in den gesetzten Helden und Liebhabern. Hieher gehörten die schwermütigen und ernsten Gestalten Lessings: der melancholische Appiani und der stolze Tellheim, dem Sonnenthal nur wenig von der Lessingschen Herbheit und Bitterkeit entzogen, dafür aber auch den ganzen Adel seiner Persönlichkeit verliehen hat. Noch heute klingt mir seine strenge und doch milde Drohung: „Just, wir bleiben nicht beieinander!" deutlich in den Ohren. Dann aber kommen die betrogenen Ehemänner des französischen Repertoirs mit ihren beiden typischen Szenen: der Abrechnung mit der Frau und der Abrechnung mit dem Verführer, wo es immer eine dankbare Aufgabe für unseren Künstler war, dem Manne die Sympathien gegenüber dem Liebhaber zu sichern. Endlich der herrliche Fürst Lübbenau in Bauernfelds „Aus der Gesellschaft", das treue Abbild eines der Edelsten und Freisinnigsten unter den österreichischen Kavalieren, vielleicht die vornehmste und männlichste Gestalt, die der Künstler im Salonrock geschaffen hat.

Aber es kam die Zeit, wo Sonnenthal, der keinen Stillstand kennt, nicht bloß die altgewordenen Kleider zu wenden, sondern sich selber umzuhäuten begann. Seine Kunst lebte nicht bloß von der Jugend. Er klammerte sich nicht an die Vergangenheit, sondern er war klug und weise genug, bei Zeiten an die Zukunft zu denken, dem vorderhand erst noch aus der Ferne winkenden Alter, das sonst die Schauspieler noch mehr als die Frauen fürchten, mutig ins Auge zu schauen und sich als Künstler eine zweite Jugend selbsttätig zu erobern. Er gab nicht bloß die Rollen, denen er sich mit der Zeit entwachsen fühlte, den Jüngeren ab; es war auch gar nicht mehr der frühere Sonnenthal, den man aus seinen neuen Rollen kennen lernte. Wenn früher die korrekten Gesellschaftsmenschen sein eigentliches Fach waren, so wagte er sich jetzt an die wildgenialen Sonderlinge. Freilich waren die exzentrischen Naturen auch später ebensowenig seine stärkste Seite als die abnormen, unberechenbaren und sprunghaften psychologischen Zustände, wie z. B. der Wahnsinn; der unschuldig verurteilte Zuchthaussträfling Fabrizius war hier das Höchste, was ihm auf dem Gebiet der pathologischen Seelenschilderung und des revolutionären Kampfes gegen die Mängel der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung gelang. Waren aber seine betrogenen Ehemänner bis dahin nicht bloß innerlich sondern auch äußerlich ohne Tadel und vornehm nicht bloß in der Gesinnung sondern auch in der Erscheinung, so spielte er jetzt den schwerfälligen, fast täppischen Schweizer Risler und aus dem Lande der Yankees brachte er den exotischen Hüttenbesitzer mit. Die Situationen waren freilich dieselben wie in den früheren Ehebruchsstücken. Aber wenn es jetzt zur Abrechnung mit der Frau und dem Verführer kam, da galt es, schärfer zu charakterisieren und grellere Lichter aufzusetzen. Man weiß, wie ihm die alten Aufgaben auch in dem neuen Kostüme gelungen sind: mit einer einzigen Szene hat er als Risler ein schlechtes Stück durchgebracht und bis heute auf dem Repertoir erhalten ... Alles das aber ging allmählich und langsam vor sich; mit einer Klugheit, die an den großen Schröder erinnert, betastete er erst vorsichtig prüfend den Boden und wagte sich nur selten einen Schritt zu weit vor, um nicht wieder einen Schritt zurück machen zu müssen. Jedem dieser Schritte aber sah man im Publikum und in der Kritik nur mit

Zweifel und Mißtrauen entgegen; aber mit ganz wenig Ausnahmen blieb der Künstler im Recht und man lernte endlich einsehen, daß Sonnenthal ein großer Künstler sei, auch wo er gar nicht mehr der richtige Sonnenthal war. Und so kam allmählich der paradoxe Namen „Sonnenthal-Rolle" für Rollen in Gebrauch, wo man — lucus a non lucendo — den eigentlichen Sonnenthal gar nicht fand. Eine Sonnenthal-Rolle war einfach eine Rolle, die nur in seinen Händen volle Wirkung versprach. Und nur das eine hatten sie alle gemeinsam: der Mann, den er spielte, behielt zuletzt immer recht. Auch seine Helden mußten, wie er selbst, das Herz immer am rechten Fleck haben, wenn sie es auch unter schlechter oder unscheinbarer Hülle verbargen. Einen innerlich häßlichen, abstoßenden Menschen hat er nie gespielt.

Unter dem Einfluß der Italiener, besonders Salvinis, war Sonnenthal schrittweise immer objektiver und realistischer geworden: bei seinem Nero und Fabrizius schlugen manche alte Burgtheaterbesucher die Hände über dem Kopf zusammen und eine hohe Gönnerin, die Fürstin Hohenlohe, rief ihm nach dem König Erich zu: „Gehen Sie nicht viel weiter auf dieser Bahn!" Nur ein paar Jahre noch und es meldeten sich die Jungen, denen Sonnenthal wiederum nicht weit genug gegangen war, die ihn als den „Schauspieler der Vergangenheit" rühmen zu müssen glaubten. So stand der Mann, der so lange Zeit als Vertreter der Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit auf der deutschen Bühne gegolten hatte, plötzlich wiederum vor der Pilatus-Frage: „Was ist Wahrheit?", auf die bekanntlich nicht bloß jede Generation, sondern jedes Jahrzehnt eine andere Antwort gibt. Er hatte auch jetzt noch einmal einen Fortschritt, wo nicht über sich selbst hinaus, so doch bis an die äußerste Grenze seiner Begabung, zu verzeichnen; und auch die Richtung der Modernen hat ihm manchen Erfolg auf dem Burgtheater zu verdanken.

Ein Glück ist es aber dennoch, daß seine Kunst nicht bloß von der Tagesproduktion lebt. Mit Baumeister teilt er sich in das Fach der Heldenväter; und mit den größten Aufgaben der Schauspielkunst erst hat er sich auf die höchste Stufe erhoben, die ihm erreichbar war. Es ist ein weiter, spiralförmig in die Höhe strebender Weg, der ihn in einem halben Jahrhundert auf diese Höhe geführt hat; und weit weg von der Wiege seiner Kunst hat er sich sein Denkmal errichtet. Denn so wie einer von hinnen geschieden ist, so lebt er, nach Goethes Wort, im Gedächtnis der kommenden Geschlechter fort. Weit zurück hinter der lebenden Generation liegen sein Clavigo, Bolz, Fürst Lübbenau u. s. w., für die heutige Jugend ist Sonnenthal in erster Linie Wallenstein, Lear und Nathan. Die bloße Ankündigung seines Wallenstein hat vor mehr als 20 Jahren (1884) wie ein Schreck auf jeden gewirkt, der davon hörte, vom Regiekollegium und dem Direktor bis auf die Kritik und das Publikum. Und es hat sich herausgestellt, daß dieser Wallenstein den Intentionen des Dichters vielleicht am nächsten unter allen gekommen ist; wenn heute ein Geist herniederstiege, so würde der Dichter des Wallenstein unter den Glückwünschenden sicher nicht fehlen. Ganz ohne Rest ist ja die Rechnung mit den vielen irrationalen Größen beim Wallenstein noch keinem Schauspieler, wie auch dem Dichter selbst nicht, aufgegangen; indem Sonnenthal aber den Akzent auf die menschlichen Seiten des Helden legt, unterstreicht er nur das, was Schiller selbst in wiederholten Äußerungen als den Kern seiner Gestalt betrachtet hat. Wie der Sternseher und Zeichendeuter im Wallenstein zurücktritt, so bilden auch die großen Wahnsinnsszenen nicht den Höhepunkt seines Lear, der nach einem kräftigen Einsatz in der Exposition dann doch erst in den Familienkonflikten seine volle Stärke

entfaltet und in der unbeschreiblich rührenden Szene mit Cordelia gipfelt. Gegen den Vorwurf, an Stelle Nathans des Weisen Nathan den Guten gespielt zu haben, hat sich Sonnenthal selber mit triftigen Gründen verteidigt, indem er sagte, daß Lessings Nathan eben doch nicht bloß der Weise, sondern auch der Gute sei. In dem Wort steckt der ganze Sonnenthal! Man sieht, wie er als Künstler die Gestalt aus dem Vollen und Ganzen ergreift; und man fühlt den tüchtigen und vortrefflichen Menschen heraus, der, hinter dem Künstler verborgen, instinktiv doch seine ganze Auffassung bestimmt. Der Satz ist so wahr, wie alles, was Sonnenthal aus seinem richtigen Empfinden heraus, mit seinem klugen, natürlichen Verstande je über seine Rollen gesagt hat. Er hätte sich auch auf den Satz der Ebner-Eschenbach berufen können: „Es gibt eine Güte, die Weisheit, und eine Weisheit, die Güte ist." Diesen klugen und gütigen Nathan hat er uns auch an seinem Ehrentage gegeben und sich nicht bloß als großer Bühnenkünstler, sondern als mindestens ebenso großer Lebenskünstler bewährt, indem er als Siebziger dem Donner des Beifalls zwar nur mit schwerer Mühe, aber dennoch standhielt. Im neuen Burgtheater sind die Wogen noch niemals so hoch gegangen, wie an diesem Abend; Lessing ist streckenweise gar nicht zu Wort gekommen und sogar um eine wichtige Szene verkürzt worden. Das Publikum, das den Gefeierten bei jedem Auftreten und Abtreten mit Salven begrüßte, hat kaum etwas davon gemerkt; es hatte auch für die andern Lieblinge kein Auge und kein Ohr. Der „Nathan" gab für die Ovationen nur die Motivierung und den verbindenden Text ab. Der Abend gehörte ganz allein Sonnenthal und seiner ehrlichen Kunst.

Streiflichter über Italiens innerpolitische Lage.

Von Leopold Freiherrn von Chlumecky.

Nach ziemlich langer Dauer ist die italienische Ministerkrise beigelegt. Für Giolitti war es nicht leicht, das neue Ministerium derart zu bilden, daß eine nur halbwegs verläßliche Parlamentsmajorität gesichert schien. Sonnino war nicht dem Ansturme einer homogenen Mehrheit unterlegen, auch war es nicht eine Prinzipienfrage oder ein ehrlich eingestandener Widerstand gegen sein weitausgreifendes wirtschaftliches Programm, die seinen Sturz herbeigeführt haben. Personenfragen spielten hiebei eine große Rolle, und am Schlusse gab eine Zufallsabstimmung den Ausschlag. Die sozialdemokratischen Abgeordneten hatten bekanntlich ihre Demission gegeben, nachdem — ihren abmahnenden Stimmen zum Trotze — an verschiedenen Orten Italiens der Generalstreik in wirklich mutwilliger Weise inszeniert und von den Arbeiterkammern gutgeheißen worden war. Die Regierung mußte sich beeilen, ihre durch den Wegfall einer so bedeutenden Abgeordnetengruppe namhaft geschwächte Position sobald als möglich wieder zu befestigen, und schrieb die Ersatzwahlen für den frühesten Termin aus, der nach dem Gesetze zulässig war. Die bunt zusammengewürfelte Opposition kam ihr zuvor. In einer bloßen Formfrage — der Zulässigkeit des von einem Ausschusse über Verlangen der Regierung beschlossenen Termines für die Berichterstattung wegen Einlösung des südlichen Bahnnetzes — wurde die Regierung desavouiert und überstimmt. Das Fehlen einer

gemeinsamen politischen Plattform und eines sachlichen Programmes verursachte jedoch der auf ihren Sieg nicht vorbereiteten Opposition bei der Bildung des neuen Kabinetts nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Giolittis nachhaltige Bemühungen, sich die Unterstützung wenigstens einer Fraktion der Rechten zu sichern, blieben vorerst so gut wie erfolglos, und zahlreich waren die Absagen, welche er sich anfangs von dieser Seite bei seinen Portefeuilleanboten holte. Und wenn auch schließlich der Abgeordnete Gianturco sich bewegen ließ, das gerade in diesem Augenblicke so wichtige Portefeuille der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen, so bedeutete dies doch nur einen sehr geringen Gewinn, denn Rudinis Organe hatten mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erklärt, daß die Rechte durch derlei — Abschwenkungen einzelner ihrer Parteigänger in ihrer ablehnenden Haltung auch nicht im mindesten beirrt werden könne.

Wesentlich geändert wurde die Sachlage, als es Giolitti gelang, Tittoni zur Übernahme der Leitung des auswärtigen Amtes zu bestimmen. Wie es scheint, nicht ohne Überwindung großer Schwierigkeiten. Denn Tittonis Freunde fanden es bedenklich, daß er, der erst vor wenigen Wochen sein Akkreditive in London überreicht nun wieder seinen Botschafterposten über Hals und Kopf verlasse, um in ein Kabinett zu treten, dessen Lebensdauer eine nichts weniger als lange zu werden verspricht. Tittoni solle nicht in einem Augenblicke in die Consulta einziehen, wo die innere Politik Italiens das Erstaunlichste an Sprunghaftigkeit und Zerfahrenheit leistet, und wo ein desorganisiertes Parlament innerhalb eines Zeitraumes von fünf Monaten drei Ministerien zu Fall bringt, ohne im stande zu sein den Regierungen ein bestimmtes Programm oder eine halbwegs präzisierte politische Richtschnur vorzuzeichnen. Dazu käme, daß es einen höchst ungünstigen Eindruck hervorrufen müsse, wenn der Botschafter in London nach kaum dreiwöchentlicher Tätigkeit wieder abberufen würde. Dadurch würde gewissermaßen dokumentiert, daß die Planlosigkeit und Unsicherheit nun auch auf das Gebiet des Auswärtigen Amtes getragen werde.

Daß es Giolitti gelungen ist, diesen auch von Tittoni gehegten Bedenken zum Trotze, sich die Unterstützung seines Freundes zu sichern, daß es ihm erspart blieb, sich — wie es anfangs den Anschein hatte — mit einem homo ignotus als Minister des Äußern begnügen zu müssen, dies bedeutet für den neuen Ministerpräsidenten einen nicht zu unterschätzenden moralischen Erfolg. In dem Maße freilich als es Tittonis Einfluß gelingen sollte, die Rechte dem Ministerium gefügiger zu machen, würde sein politisches Übergewicht über Giolitti ins Ungemessene wachsen — ein Ministerium Tittoni, genannt Giolitti, wäre die unausweichliche Folge.

Den immerhin etwas unsicheren Wechsel auf eine zukünftige Unterstützung seitens einer Fraktion der Konservativen mußte Giolitti heute schon mit dem Verzicht auf die Gefolgschaft der äußersten Linken bezahlen. Und so kehrt Giolitti nicht mehr als der Führer der vereinigten demokratischen Parteien wieder — — er übernimmt die Führerschaft recht heterogener Elemente, welche nicht durch die Gleichheit der politischen Prinzipien fest geeinigt sind, sondern, durch persönliche Interessen lose verbunden, einander nur künstlich näher gebracht wurden.

Nicht erfreulich ist das Erbe, welches das neue Kabinett antritt. Die Kammer hat den letzten Ministerien zu der immer dringender gewordenen Lösung der großen wirtschaftlichen Probleme nicht Zeit gelassen. Um den Süden Italiens ist es schlecht be-

stellt. Als die Bevölkerung Siziliens den Freischaren Garibaldis entgegenjubelte, da dachte sie, daß mit der politischen nun auch die wirtschaftliche Befreiung ihren Siegeslauf beginne. Es sollte anders kommen. Wieder waren es die einstigen Feudalherren und neben ihnen einzelne Schichten der Intelligenz und der Städter, welche von dem neuen Regime wirtschaftlichen Vorteil zogen. Der ländlichen Bevölkerung blieb eine auch nur geringe Linderung ihres beispiellosen Elends versagt. Und sie wird ihr verwehrt bleiben, so lange diese an dem Marke des Landes zehrende Agrarverfassung besteht, so lange die an Sklavenzeiten erinnernde Ausbeutung des Arbeiters in den Schwefelminen währt, so lange nicht kräftige Maßnahmen der Regierung die Fesseln sprengen, welche die Bevölkerung im Innern des Landes noch heute als Hörige an die Pächter, die »signori« ketten! Nicht gegen den Latifundienbesitzer, den »nobile« kehrt sich der Groll der für ihn ausgebeuteten Landbevölkerung. Zwischen sie und den unnahbaren, seine Güter fast niemals, in vielen Fällen buchstäblich niemals besuchenden Großgrundbesitzer schieben sich dessen Pächter, welche das Land — in zahlreiche, ganz kleine Parzellen zersplittert — den einzelnen Bauernfamilien zur Bewirtschaftung anweisen.

Die rückständige, primitive und unrationelle Art der Wirtschaft, die Unmöglichkeit, halbwegs moderne Geräte zu beschaffen, die mangelhafte oder gänzlich fehlende Düngung, die jahrhundertelang gleiche Ausnützung eines erschöpften Bodens — — dies alles bewirkt, daß dem Colonen, wenn er dem Pächter das bedungene Quantum an Naturalien abgeführt, oft nicht einmal so viel erübrigt, sein unbeschreiblich elendes, menschenunwürdiges Dasein auch nur in dieser armseligen Weise weiterfristen zu können. Will er nicht buchstäblich Hungers sterben oder sich dem Verbrechen in die Arme werfen, bleibt ihm nur eines übrig — auszuwandern.

So verlassen alljährlich viele Tausende diese Insel, welche einst als die Kornkammer des alten Rom galt und deren Boden trotz ungemein günstiger klimatischer Bedingungen heute auf gleicher Fläche kaum ein Drittel des in Deutschland erzielten Kornertrages zu produzieren vermag. Den nobili und signori aber geht es dabei leidlich gut, und sie, die politischen Machthaber, werden durch ihre Vertreter im Parlament die Agrarreform wahrlich nicht energischer urgieren lassen, als unbedingt notwendig ist. Die geringe Zuneigung aber, die der Norditaliener dem Südländer entgegenbringt und die uns manchmal fast an die unschönen heimatlichen Klänge nationalen Haders mahnt, bewirkt, daß das Gros des Parlaments dieser Frage ziemlich interesselos gegenübersteht.

Unterdessen aber entvölkert sich das Land und wird durch den steten Abfluß des wertvollsten Kapitals, der Arbeitskraft, geschwächt.

Nicht viel besser steht's um Apulien, nicht anders um Kalabrien. Die wirtschaftliche Kluft zwischen Nord und Süd wird so immer größer und ist heute schon fast unüberbrückbar. Und die Differenzierung, welche infolge der Verschiedenheit des kulturellen und wirtschaftlichen Niveaus die Bevölkerung der — „beiden Italien" scheidet, wird allmählich so groß, daß die Wahrung wirklich gemeinsamer Interessen darunter leidet. Sie könnte dereinst ein schwer lösbares Problem werden, wenn ihr nicht rechtzeitig Einhalt geboten wird.

Dies zu versuchen, bildete einen der Programmpunkte Sonninos, und auch Giolitti wird sich der Notwendigkeit, hier Wandel zu schaffen, nicht entziehen können.

Noch dringender erscheint die Lösung der Eisenbahnfrage, die Verstaatlichung des südlichen Netzes, die Modernisierung und Komplettierung des ganzen Fahrparkes und

die Vorsorge für eine radikale Sanierung der schreienden Mißstände im gesamten Eisenbahnbetriebe. Daß eine Fortdauer des gegenwärtigen, geradezu berüchtigt gewordenen Zustandes von den schwersten wirtschaftlichen Folgen für Italien begleitet sein müßte, liegt klar auf der Hand. Sonnino hat das Erfordernis für eine durchgreifende Eisenbahnreform mit einer Milliarde beziffert. Trotz des unleugbaren, fast erstaunlichen Aufschwunges, den Norditalien in den letzten Jahren genommen, trotz des überaus günstigen Abschlusses des letztjährigen Budgets bedeutet die Aufbringung solcher Beträge eine schwere finanzielle Sorge für Italien. Man darf nicht vergessen, daß die Anspannung der Steuerkraft den äußersten Punkt erreicht, daß somit eine Erhöhung alter, oder die Einführung neuer Steuern geradezu ausgeschlossen erscheint. Der Überschuß im Staatshaushalte wird aber wie Aprilschnee im Nu zerrinnen, wenn die italienische Regierung mit der geplanten Instandsetzung der „Verteidigungslinie" längs der österreichischen Grenze und mit dem Ausbau eines Kriegshafens an der Adria Ernst macht. Es ist daher die bange Sorge jener zu begreifen, welche aus dem Dilemma der Notwendigkeit einer Reorganisierung des Eisenbahnwesens und der Schwierigkeit, die Mittel hiefür in ausreichendem Maße zu beschaffen, keinen Ausweg wissen.

Auch die Fragen der Kriegsmarineverwaltung werden dem Ministerium viel zu schaffen geben. Die kürzlich vorgenommene Enquete hat ein sonderbares Licht auf bisher im Dunkeln wohlverborgene Vorkommnisse geworfen und der Kommissionsbericht wird wohl noch oft zur Sprache kommen und den Feinden des Ministeriums so manche Gelegenheit bieten, diesem Verlegenheiten zu bereiten. Doch auch hiemit sind die großen Schwierigkeiten, welche sich Giolitti entgegenstellen, noch keineswegs erschöpft. Die sozialistischen Abgeordneten haben sichtlich die Führung der großen Arbeitermassen verloren. Streiks und Gewalttätigkeiten treten allerorten ganz unvermittelt auf, und es bedurfte und bedarf auch weiterhin einer eisernen Hand, um der drohenden Anarchie rechtzeitig Herr zu werden.

In Italien und Frankreich haben wir das eigentümliche Schauspiel erlebt, daß Regierungen, in denen Vertreter der Sozialdemokratie Portefeuilles innehaben, mit Zustimmung der Parlamentsmehrheit und der ihr angehörigen sozialistischen Abgeordneten, mit geradezu drakonischer Strenge gegen öffentliche Unruhen einschreiten, in markantem Gegensatz zu der schwächlichen Nachgiebigkeit der Regierungen sogenannt konservativer Monarchien. Hier die Preisgabe der staatlichen Autorität, ein ängstliches Zurückweichen — dort ein strammes Anziehen der Zügel, ein machtvolles Auftreten der Staatsgewalt, so daß jeder fühlt, was wir manchmal fast vergessen könnten: Hier wird r e g i e r t!

Giolitti wird sich aber gestehen müssen, daß die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft nicht immer und überall eine unberechtigte ist, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung sich auf einem recht rückständigen Niveau befindet, und es auch hier dringend legislatorischer Maßnahmen bedarf, um einem gefährlichen Übel zu steuern.

Schwere Aufgaben sind es, welche des neuen Ministeriums harren. Widerspruchsvolle Fragen sollen gelöst, Entschlüsse von schwerwiegender finanzieller Tragweite gefaßt werden, und Giolitti besitzt, gleichwie seine Vorgänger, in der bunt zusammengewürfelten Parlamentsmehrheit eine nur höchst unzuverlässige Stütze.

Mit dem Maßstabe der österreichischen Krise gemessen, erscheint freilich die Lage Italiens und der italienischen Regierung geradezu beneidenswert: dort ist es doch immer

nur ein leichtes Beben, welches die Konsolidierung hemmen, auf die Dauer aber nicht hindern kann — es sind nicht schwere Erschütterungen, welche aus dem tiefsten Innern des ganzen Staatsgebildes heraus mit so elementarer Gewalt an dessen Bau rütteln, daß er ins Wanken gerät und zusammenzustürzen droht!

Die Zukunft des Automobilbaues in Österreich.

Von Leopold Ritter v. Stockert.

Das Automobil, früher nur ein Sport der Reichen, ist heute bereits als ein ebenso praktisches wie nützliches Vehikel anerkannt, dessen Gegner nicht mehr zahlreich sind, wenn sich auch hie und da noch in Ortschaften mit rauflustiger Bevölkerung Differenzen ergeben. Die Automobilverordnung und insbesondere der seit 7. Jänner d. J. bestehende Nummernzwang hat zweifellos das Verhältnis zwischen dem Publikum und den Automobilisten wesentlich gebessert.

Immer neue Kreise werden für den Automobilverkehr gewonnen und das Interesse, welches der Kaiser bei seinem Besuch der jüngsten Ausstellung bekundete, ist für die Automobilindustrie von bestem Erfolg gewesen. Es wurden Prachtwagen gekauft oder nach Muster bestellt, leider — wie gleich hinzugefügt werden muß — zum großen Teil solche französischer Provenienz, denn in der Erzeugung starker Luxusautomobile, wenigstens deren Chassis, ist Österreich, mit wenigen Ausnahmen, noch recht zurückgeblieben. Dagegen steht in der Karosserie, welche zum Teil für ausländische Chassis hier erzeugt werden, die österreichische Industrie der fremden nicht nach, sie übertrifft sie sogar teilweise an Eleganz.

Es kann wohl erwartet werden, daß sich nun auch Österreich mit der Automobilindustrie energischer befassen werde als bisher, denn sie basiert ja eigentlich auf dem Wagenbau, und da dieser in Österreich seit langer Zeit floriert, kann der Erfolg auf dem Gebiete der Automobilindustrie nicht ausbleiben.

Leider beginnt Österreich immer erst dann mit dem Auslande zu konkurrieren, wenn dieses bereits große Vorteile erzielt hat. Ein schlagendes Beispiel hiefür ist die Fahrraderzeugung. Als unsere ersten und wie jedermann zugeben muß vorzüglichen Marken: Waffenrad, Styria, Puch 2c. in die Großerzeugung eintraten, war es infolge der deutschen und amerikanischen Überproduktion kaum mehr möglich, unsere erstklassigen und entsprechend teueren Fahrräder ins Ausland zu exportieren, beziehungsweise mit den fremden, wenn auch großenteils weniger guten Fabrikaten im Auslande zu konkurrieren.

Auch gegenwärtig steht Österreich — wie uns die Statistik zeigt — vor der gleichen Gefahr, denn der französische Automobilexport, der 1898 nur 1,749.350 Francs betrug, stieg 1905 auf 100,265.000 Francs und dürfte schätzungsweise im Jahre 1906 mehr als 140,000.000 Francs erreichen, was nahezu 3 Prozent des gesamten Warenexportes Frankreichs gleichkäme.

Im Jahre 1898 ahnte man in Österreich kaum die Existenz von Automobilen, obwohl der österreichische Ingenieur Markus bereits in den Siebzigerjahren sein erstes Auto-

mobil hergestellt hatte. Leider sind bis heute Daten über den Export von Automobilen in Österreich noch nicht verlautbart worden, ja, nach Umfrage bei den maßgebenden statistischen Zentralstellen, kaum erhältlich. Und trotzdem exportiert auch Österreich, wenn auch in bescheidenem Maße Automobile, wie wir der Statistik Italiens entnehmen können. Doch ist der Export Österreichs dorthin in Abnahme, der Import von dort in Zunahme begriffen.

Der Gesamtwert des italienischen Automobilexportes betrug im Jahre 1905 für 257 Automobile 2,784.000 Lire, dürfte aber nun nach den ungeahnten Erfolgen der Fiat-Werke in Turin ganz bedeutend steigen. Sind doch, wie neuestens gemeldet wird, im Jahre 1905 nicht weniger als siebzehn neue, große Automobilfabriken mit einem eingezahlten Aktienkapital von 23,765.000 Lire gegründet worden.

Wenn auch kaum anzunehmen ist, daß alle diese Unternehmungen prosperieren werden, so ist es doch wahrscheinlich, daß die künftige Massenerzeugung in Italien auch das Ausland, insbesondere aber das Nachbarreich Österreich mit Automobilen überschwemmen werde.

Daß Deutschland in der Automobilerzeugung nicht zurückbleiben würde, war bei der hohen Stufe, auf der dort die Industrie im allgemeinen steht, selbstverständlich. In der Tat begann dort die Herstellung von Benz-Wagen und Daimler-Motoren schon im Jahre 1886. Die kürzlich erschienenen Daten über den Automobilex- und -import Deutschlands zeigen zwar, daß die Einfuhr von Personenwagen nach Deutschland im vergangenen Jahre unverhältnismäßig mehr gestiegen ist als deren Ausfuhr, denn sie betrug in Doppelzentnern:

	1905	1904	1903
Einfuhr	15.379	8.459	5.641
Davon aus Österreich-Ungarn	754	577	339
Ausfuhr	17.301	13.086	5.876
Davon nach Österreich-Ungarn	3.026	2.219	758

allein es zeigt sich auch, daß im Jahre 1905 unser Export nach Deutschland von dem Import aus Deutschland um das Vierfache übertroffen wurde.

Der Export von Motorwagen zur Lastenbeförderung 2c. aus Deutschland, insbesondere nach Großbritannien ist ganz enorm gestiegen, und zwar wurden exportiert in Doppelzentnern:

	1905	1904	1903
Ausfuhr	6.795	3.978	3.110
Davon nach Großbritannien	5.811	2.350	1.137
Gegenüber einer Einfuhr von in toto nur	894	594	491

An Motorfahrrädern betrug in Doppelzentnern:

	1905	1904	1903
Die Einfuhr	645	709	492
Davon aus Österreich-Ungarn	239	148	55
Die Ausfuhr	1.560	1.221	585
Davon nach Österreich-Ungarn	199	168	79

woraus zu ersehen ist, daß im Jahre 1905 an der Einfuhr von 833 Stück Motorfahrrädern nach Deutschland Österreich — denn Ungarn dürfte bisher kaum viel von diesen

exportiert haben — mit über 37 Prozent, an der Ausfuhr von 1934 Stück von Deutschland aber gemeinsam mit Ungarn mit weniger als 13 Prozent, also an ersterer stark, an letzterer verhältnismäßig unbedeutend beteiligt war. Leider ist dies der einzige Zweig der Fabrikation von Motorfahrzeugen, in welchem Österreich bisher konkurrenzfähig ist.

Wurde denn in Österreich nicht auch die Wichtigkeit der neuen Industrie erkannt? Vielleicht nicht in vollem Maße! Die österreichischen Kapitalisten sind, mit sehr, sehr wenig Ausnahmen, äußerst zaghaft, wenn es sich um Neugründungen handelt. So rasch österreichische Banken für Umwandlung bestehender Fabriken in Aktiengesellschaften zu haben sind, so schwerfällig sind sie im allgemeinen, wenn es sich darum handelt, selbst neue Industrien ins Leben zu rufen.

So mag es zu erklären sein, weshalb sich in Österreich vorerst die Fabrikation von Motocyclen entwickelte, die verhältnismäßig unbedeutende Fabriksanlagen erfordert und deren Absatz ungleich leichter ist als jene der teuern Luxusautomobile.

Das Motorzweirad bürgerte sich als Gebrauchsvehikel verhältnismäßig schnell bei uns ein. Puch hatte Glück mit seinen Motorrädern; rasch folgten Laurin und Klement in Jungbunzlau, Linser in Reichenberg 2c., deren vorzügliche Maschinen mit ausländischen ersten Marken erfolgreich konkurrieren. In der Motorradfabrikation steht heute, wie man mit Recht behaupten kann, Österreich obenan und dürfte in diesem Artikel auch ansehnlichen Export aufweisen, doch fällt dieser pekuniär natürlich nicht so ins Gewicht als jener von teuren Automobilen. Firmen, die mit ihren Motorrädern besondere Erfolge erzielten, betrieben nun auch die Erzeugung leichter Automobile, die ebenfalls infolge ihrer verhältnismäßig niederen Preise einen gangbaren Artikel bilden. Es ist zu hoffen, daß auch hier Österreich sich auf dem Weltmarkt mit Erfolg behaupten wird.

Anders steht es mit der Fabrikation großer Luxusautomobile.

Während bei der diesjährigen Wiener Automobilausstellung der Provenienz nach 9 inländische und nur 3 ausländische Firmen Motorräder ausstellten, war das Verhältnis bei den Automobilen leider umgekehrt; es standen 11 teilweise noch unbekannten österreichischen Automobilfabriken 22 größtenteils erstklassige ausländische gegenüber.

Der bestbeschickte inländische Stand war der vereinigte der österreichischen Daimler-Motoren-Gesellschaft und der Firma Arnold Spitz, welche die Mercedes-Werke vertritt.

Sind wir aber berechtigt das Tochterinstitut der Unter-Türkheimer Daimler-Motoren-Gesellschaft, das Schwesterinstitut der Daimler Motor Company Ltd. in England, der Mercedes-Werke in Frankreich und der Daimler-Werke zu Groß-Lichterfelde bei Berlin und gegenwärtig jedenfalls größte Automobilfabrik in Österreich uns zuzuzählen? Sie genießt infolge ihrer dauernden Verbindung mit den Mutter- und Schwesterinstituten den Vorteil des Austausches sämtlicher Verbesserungen, die sich durch konstante Beobachtung der Neuerungen auf dem Gebiete der Automobilfabrikation in England, Frankreich und Deutschland ergeben, sie ist durch den innigen Kontakt, indem sie als bevorzugte Versuchsanstalt mit dem k. u. k. technischen Militärkomitee steht, zweifellos in Österreich zurzeit führend und prädestiniert, bei Erteilung von Staatsaufträgen für Militärautomobiltrains bevorzugt zu werden. Nichtsdestoweniger wird, obwohl die Type der Mercedes- und Neustädter Daimler-Wagen die gleiche ist, auch heute die französische Marke bevorzugt. Es hört sich offenbar Mercedes-Wagen besser als Wiener-Neustädter Daimler-Wagen an. Die erste Bezeichnung klingt exotisch und das gibt in Österreich leider noch immer den Vorzug.

Kürzlich berichteten die Tagesblätter über die Gründung eines neuen großen Fabriksunternehmens zur Erzeugung von Mercedes-Elektromobilen in großem Maßstabe — man spricht von einer Jahreserzeugung von 1200 Automobilen in Österreich.

Ist aber diese ebenfalls nahezu ausschließlich mit fremdem Kapital gegründete neue Gesellschaft ein österreichisches Unternehmen zu nennen?

Es wäre auch zu wünschen, daß in Österreich österreichische Firmen für den Bau von großen Automobilen in den Wettbewerb treten mögen. Der Anfang ist wohl schon gemacht, da einige österreichische Maschinen- und Waggonfabriken, um überhaupt ihren Betrieb aufrechthalten zu können, sich für die Erzeugung von Automobilen einzurichten beginnen.

Die Nesselsdorfer Wagenfabriksgesellschaft war die erste, welche vor zirka 10 Jahren sich der neuen Industrie zuwandte. Die Simmeringer, Floridsdorfer und die großenteils Österreichern gehörige Raaber Maschinenfabrik haben sich ebenfalls auf den Automobilbau eingerichtet; insbesondere hat die erstgenannte auf dem Gebiete des Automobilomnibus- und -lastwagenbaues bereits schöne Erfolge erzielt. Gerade auf diesem Gebiet wird in der Zukunft die Automobilerzeugung von großer Bedeutung sein. Da heute in automobilistischen Kreisen der sogenannte Schnelligkeitswahnsinn bereits überwunden ist und es für weit wichtiger angesehen wird, Wagen zu erzeugen, welche geeignet sind, längere Strecken ohne Störung in mäßig schnellem Tempo zurückzulegen, werden in den Ländern der Automobilindustrie nicht mehr Automobilrennen, sondern Dauerkonkurrenzen ausgeschrieben. Österreich schließt sich von diesen nicht aus, beteiligt sich aber im Verhältnis zu anderen Ländern nur verschwindend an ihnen. So sind für die diesjährige Herkomer-Konkurrenz, obwohl nahezu zwei Drittel der Konkurrenzstrecke auf österreichischem Gebiete liegen, nur 13 Teilnehmer aus Österreich und 2 Teilnehmer aus Ungarn gegenüber 146 Gesamtnennungen angemeldet worden. Dies ergibt nur 8·8 Prozent für Österreich und 10·3 Prozent für Österreich-Ungarn. Noch ungleich schlechter wird der Prozensatz der Beteiligung Österreichs bei dem von Paris ausgehenden Circuit européen werden. Der rührige österreichische Automobilklub veranstaltet zwar ebenfalls Konkurrenzen für Tourenwagen, welchen aber nur lokale Bedeutung beigemessen werden kann. Da eine Konkurrenz mit der ausländischen Fabrikation hinsichtlich des Luxusautomobils ausgeschlossen ist, müßte wenigstens dahin getrachtet werden, den Bedarf im Inlande durch eigene Erzeugnisse zu decken. Weit besser gestaltet sich die Zukunft der Automobillastwagen und -omnibusse. Da Österreich-Ungarn zu den bahnarmen Ländern zählt, wäre es wohl zu wünschen, daß kapitalkräftige Unternehmer, dort, wo das faktische Bedürfnis nach besserer Kommunikation besteht, Automobillinien einrichten. Zeigt es sich, daß der Verkehr lebhaft genug ist, um auch eine Lokalbahn rentabel erscheinen zu lassen, sollte diesem Unternehmen die Priorität für den Bau und Betrieb einer solchen gewahrt werden. Insbesondere würde sich die Einrichtung von derartigen Automobillinien für Saisonbetriebe rentieren, wie das die günstigen Erfolge in Bayern beweisen.

Stünden solche Automobillinien, insbesondere aber solche für Lastenverkehr, im Kriegsfalle der Heeresverwaltung zur Verfügung, so wäre dadurch eine wertvolle Ergänzung der für den Nachschubdienst erforderlichen Etappentrains geschaffen. Es wäre somit nicht nur ein lukratives, sondern auch ein patriotisches Unternehmen, derartige Linien einzurichten.

Von großem Einfluß auf die Entwicklung der Automobilindustrie wäre schließlich die Errichtung einer Lehrkanzel für Automobilwesen an der technischen Hochschule in Wien. Wenn auch im allgemeinen beim Automobilbau das Probieren über das Studieren geht, so muß doch zugegeben werden, daß er große konstruktive Kenntnisse bedingt. Der Fortschritt auf diesem Gebiete würde sehr gefördert werden, wenn die von einzelnen gesammelten Erfahrungen von einer fachlich gebildeten Lehrkraft geprüft und dann theoretisch wie auch praktisch erläutert würden. Dadurch wäre es möglich, nicht nur die Konstrukteure rascher in die verschiedenen und schwierigen Details einzuführen, sondern auch manche bisher noch offene Frage zu lösen. Es gibt deren noch eine Menge, wie z. B. der Ersatz der kostspieligen Gummibereifung durch geeignete Federung, bessere Lenkbarkeit, d. h. mögliche Wendung auf kleinsten Radien, günstige Achsbelastung bei Trakteuren, um möglichst große Zugkraft entwickeln zu können und viele andere.

Durch eine solche Lehrkanzel könnte vielleicht der Andrang in anderen technischen Fächern gemindert und ein Stamm von Automobiltechnikern herangebildet werden, der den guten Ruf österreichischer Techniker im Auslande erhöhen würde.

Stiller Garten.

Von Ilka Maria Unger.

Vollendet ist des Tagewerkes Lauf,
Es schweigt das Haus, es schweigen Hund und Hühner.
Nun wird der Sommerrose Duften kühner,
Im stillen Garten blüht die Liebe auf.

Die Gräslein schlafen und das Grillenlied.
In solcher süßen Stunde rauscht kein Bronnen,
Da Liebe zart zu küssen ist gesonnen
Und Sehnsucht durch den stillen Garten zieht.

Die gold'nen Abendfenster schlafen ein,
Leer steht ein Bänkchen vor den wilden Kirschen.
Da horch! Ein ängstlich leises Schritteknirschen —
Der stille Garten wird voll Liebe sein.

Chronik.

Handel und Industrie.*

Das reichbewegte politische Leben dieser Tage zeigt, welch großen Anteil die wirtschaftlichen Interessen an der Entwicklung des Staates haben. Mögen auch die äußeren Anstöße zu dieser oder jener Erscheinung in politischen Ereignissen zu suchen sein, welche ganz außerhalb der Wirtschaftssphäre liegen, so finden sich als Untergrund doch immer ökonomische Interessen mächtiger Schichten, die nach Befriedigung drängen.

Die Änderung unseres Wahlsystems, die unser Verfassungsleben von Grund aus zu beeinflussen bestimmt ist, mag sie immerhin von einigen hauptsächlich als politisches Aushilfsmittel in dem Streite zwischen Österreich und Ungarn angesehen werden, entspricht in ihrem ganzen Wesen doch nur dem Ringen der breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung um die Besserung ihrer Lebensbedingungen. Der Stimmzettel in der Hand des Arbeiters ist das Werkzeug, mit dem er sie im Wege der Gesetzgebung anstrebt. Die Teilnahme an der Gesetzgebung bedeutet für diese Schichten das Mittel zur Erlangung vollständiger Organisationsfreiheit, sozialpolitischer Wohlfahrtsgesetze, der Verkürzung der Arbeitszeit und indirekt auch einer Erhöhung der Löhne. Das Wahlrecht in die gesetzgebende Körperschaft ist für die unteren Klassen nahezu der einzige Weg zur Anteilnahme an der Lösung der großen ökonomischen Fragen, auf deren Gestaltung die Besitzenden mit so vielerlei Mitteln einzuwirken vermögen.

Die wirtschaftliche Chronik dieser Zeit muß daher die Wahlrechtsfrage mit an erster Stelle erwähnen. Noch ist freilich nicht abzusehen, wie diese Frage gelöst werden und namentlich nicht, inwieweit eine Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen den beiden großen Produktionsgruppen der Landwirtschaft und der Industrie stattfinden wird. Die letztere war jedenfalls bisher nicht in dem Ausmaße im Parlamente vertreten, wie es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Sie war es schon nicht bei Schaffung der Wahlordnung vom Jahre 1873, und die trotz aller widrigen Verhältnisse doch schrittweise vor sich gehende Industrialisierung Österreichs hat im Laufe der letzten Jahrzehnte das Verhältnis noch zu ungunsten der Industrie verschoben. Wie immer auch die zukünftige Wahlordnung aussehen wird, kann als sicher angenommen werden, daß jene Abgeordneten, welche die organisierte Arbeiterschaft entsenden wird, eine Stärkung der nichtagrarischen Parteien darstellen und daß sie in den großen gemeinsamen Interessenfragen mit den industriellen und gewerblichen Vertretern Hand in Hand gehen werden. Deren Zahl selbst allerdings wird in einem auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gebildeten Hause insoferne eine Verringerung erfahren, als in Zukunft nur mehr zufällig aus städtischen Wahlbezirken auch Vertreter der gewerblichen und industriellen Kreise werden entsendet werden, während die bisherigen Vertreter der Kurie der Handels- und Gewerbekammern entfallen.

In den beteiligten Kreisen wurde der zuletzt genannte Umstand für minder schwerwiegend als das gegenwärtige Prävalieren des Großgrundbesitzes angesehen und sind daher ernste Einwendungen gegen die geplante Fortentwicklung des Wahlrechtes nicht geltend gemacht worden. Die Hinneigung der Industrie zu demokratischen Tendenzen hat sich auch hier wieder gezeigt; sie erklärt sich aus den Entwicklungsbedingungen der Industrie, für welche die möglichste Besserung der Lage der breitesten Konsumentenschichten eine der Hauptgrundlagen des eigenen Gedeihens ist.

Die Umbildung unseres Abgeordnetenhauses im volkstümlichen Sinne gewinnt aber auch noch eine besondere Bedeutung mit Bezug auf die Wendung, welche die Dinge in Ungarn genommen haben. Nur ein arbeitsfähiges, im Volke wurzelndes Parlament wird geeignet sein, die österreichischen Interessen gegenüber den Bestrebungen der in Ungarn nunmehr herrschend gewordenen Unabhängigkeitspartei entsprechend zu wahren.

Bereits aus den Erklärungen der Führer dieser Partei war zu entnehmen, daß für die zukünftige Regelung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn nicht mehr die durch den Körber-Széllschen Silvesterausgleich geschaffenen Grundlagen maßgebend sein sollen, sondern neue Vereinbarungen oder falls solche nicht erzielt werden, reziproke selbständige Gesetzgebungsakte beider Staaten. In den letzten Tagen aber hat sich gezeigt, daß die Ungarn nicht einmal solche Vereinbarungen abzuwarten bereit sind, sondern, indem sie aus dem Komplexe des Ausgleiches die Frage des Zolltarifes herausrissen, wurde der in Österreich als allgemeiner Tarif für das österreichisch-ungarische Zollgebiet beschlossene und vom Kaiser sanktionierte autonome Zolltarif in Ungarn als selbständiger Tarif erklärt. Bekanntlich haben die Umstände, unter denen dies geschah, nicht nur zu einer österreichischen Ministerkrise, sondern zu einer förmlichen Reichskrise geführt.

* Vergl. Bd. IV, Heft 51 u. 52 der „Österr. Rundschau.

Die Bedeutung des Schrittes der ungarischen Regierung liegt darin, daß damit zunächst formell der Boden der seit 1899 bestehenden Reziprozität verlassen wurde. Das Ereignis ist aber auch bereits jetzt für Österreich nicht ganz ohne materielle Bedeutung, da im gemeinsamen Zolltarif österreichischerseits Ungarn seinerzeit eine Reihe von Konzessionen gemacht wurden, welche wahrscheinlich bei einer selbständigen Gesetzgebung nicht gemacht worden wären. Ferner wurden für die Aufrechterhaltung der Gemeinsamkeit des Zollgebietes den Ungarn verschiedene Konzessionen auf anderen Gebieten eingeräumt, welche durch das Zoll- und Handelsbündnis geregelt werden. Alle diese Konzessionen erscheinen nun vergeblich. Mit Erlangung der gänzlichen formalen Selbständigkeit in wirtschaftlichen Dingen entfällt für Ungarn in Zukunft auch die Nötigung, den Schein gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen zu wahren und kann es seine bisher mehr oder minder versteckten Bestrebungen auf gänzlichen Ausschluß Österreichs, denen die sogenannte Loyalitätsklausel des Körber-Szellschen Ausgleiches entgegenwirken sollte, nunmehr ganz offiziell und in verstärktem Maße fortsetzen. Als rechtliche Folge der Aufhebung der formellen Zollgemeinsamkeit dürfte ferner die Endigung des Bankprivilegiums mit Ende des Jahres 1907 anzusehen sein. Keine allzu großen Schwierigkeiten wird die gleichfalls aufzuwerfende Frage bereiten, ob die auswärtigen Staaten, mit denen wir Handelsverträge abgeschlossen haben, der neuen Gestaltung der Dinge zustimmen und bei Etablierung eines Handelsvertrages zwischen Österreich und Ungarn, der den zollfreien Wechselverkehr festsetzt, nun die Zollfreiheit auf Grund der Meistbegünstigung nicht etwa auch für sich in Anspruch nehmen werden.

Die Konsequenzen, welche Österreich aus dem Vorgefallenen zu ziehen haben wird, liegen ziemlich klar. Nachdem die Unzuverlässigkeit eines Reziprozitätsverhältnisses nunmehr schlagend erwiesen ist, wird eine vertragsmäßige Regelung unbedingt zu fordern sein, bei welcher im Sinne der von der Krone seinerzeit gemachten Zusagen, der österreichischen Volksvertretung ihre volle Einflußnahme gewahrt wird. Was die Gegenstände dieses Vertragsverhältnisses betrifft, so sind sie im Wesen durch die Materien des bisherigen Zoll- und Handelsbündnisses gegeben. In zollpolitischer Beziehung wird der Aufrechterhaltung des freien Verkehres zwischen den beiden Staaten und der Sicherung gegen einseitige Änderungen des ungarischen Zolltarifgesetzes und Tarifes das Hauptaugenmerk zuzuwenden sein. Dabei werden Kautelen gegen eine Umgehung dieser Abmachungen auf dem Gebiete des Verzehrungssteuerwesens geschaffen werden müssen, gegen dessen gesonderte Neuregelung an sich keine ernsten Bedenken mehr geltend gemacht werden. Die von Ungarn verlangte Aufnahme der Barzahlungen wird derzeit nur im Konnex mit einer Trennung der Bank zugestanden werden können, gegen welche österreichischerseits Einwendungen wohl nicht mehr erhoben werden dürften. Allerdings werden damit im Zusammenhange auch einige wichtige Fragen des Münzwesens eine geänderte Regelung erfahren müssen. Einen weiteren Gegenstand der Neuregelung bildet die Konversion des ungarischen Beitrages zur gemeinsamen Staatsschuld und deren Umwandlung in eine ungarische Schuld. Auch die Frage des Beitragsverhältnisses zu dem gemeinsamen Aufwande wird einer Revision unterzogen werden müssen, wobei aus der Endigung der formellen Zollgemeinsamkeit Konsequenzen hinsichtlich der bisher stattfindenden Verwendung des Zollgefälles für die gemeinsamen Auslagen zu ziehen sein werden, die eine Benachteiligung Österreichs involvierte. Daß mit dem Körber-Szellschen Ausgleich die in demselben stipulierte Befreiung der ungarischen Werte von der Rentensteuer entfallen wird, kann wohl erwartet werden. Endlich wird vielleicht auch noch die Frage aufzuwerfen sein, ob bei einer derartigen Deklarierung der Interessenverschiedenheit, wie sie jetzt erfolgte, in Zukunft auch noch die gemeinsame kommerzielle Vertretung nach außen, die unsere Konsulate darstellen, möglich sein wird.

Die ungarischen Emanzipationsbestrebungen haben inzwischen auch sonst weitere Fortschritte gemacht; in der sogenannten Tulpenbewegung, an der sich auch die jetzt zu Ministern avancierten Parteiführer beteiligten, ist ein förmlicher Boykott österreichischer Produkte eingeleitet worden; die Regierung fördert nach Kräften bei allen amtlichen Submissionen und auch bei Lieferungen für die großen, dem Einflusse des Staates zugänglichen Verkehrsunternehmungen u. s. w. die ausschließliche Beteiligung ungarischer Produzenten, selbst bei geringerer Leistungsfähigkeit und höheren Preisen derselben; die Gründung subventionierter Fabriken wird eifrig fortgesetzt, die Österreich empfindlich benachteiligende Eisenbahnpolitik desgleichen.

In der Frage der Lieferungen für das Heer und die Kriegsmarine kam es zu einer Verständigung mit dem Kriegsministerium, welche den Interessen der österreichischen Industrie wenigstens teilweise Rechnung trägt, nachdem diese bisher dadurch geschädigt wurde, daß Ungarn für die quotenmäßige Beteiligung auch bei Lieferungen, an denen sie mangels entsprechender Produktion gar nicht teilnehmen

konnte, auf anderen Gebieten Entschädigungen beanspruchte.

Als das günstigste Moment in dem Stande unserer Beziehungen zu Ungarn mag noch angesehen werden, daß die österreichische Industrie nunmehr wenigstens ein bestimmtes Übergangsstadium vor sich sieht, während welches sie sich auf die vollständige Zolltrennung vorbereiten kann, und daß während dieser Zeit auch wieder unser Verhältnis zum Ausland durch eine Reihe von Handelsverträgen gesichert ist, die österreichischerseits im regelrechten Gesetzgebungswege, in Ungarn durch entsprechende Regierungsverfügungen in Kraft gesetzt wurden. Nachdem Deutschland das Inkrafttreten seines neuen Tarifes und des Komplexes seiner Handelsverträge für den 1. März d. J. festgesetzt hatte, war auch Österreich-Ungarn, dessen wichtigster Handelsvertrag der mit Deutschland ist, an diesen Termin gebunden. Es gelang denn auch, nachdem zuerst schon der deutsche Vertrag vom Parlamente angenommen worden war, in den letzten Wochen der ablaufenden Vertragsepoche die wichtigsten Verträge zu finalisieren, so die Verträge mit Italien, mit Rußland und Belgien. Der Vertrag mit der Schweiz kam erst etwas verspätet, nach einem neuerlichen Provisorium, zu stande, und nachdem die hartnäckigen Schweizer bereits mit dem Zollkriege gedroht hatten, womit sie ihren Widerstand gegen die Einfuhr unserer landwirtschaftlichen Industrien und die Forderungen zu gunsten ihrer Exportindustrien bekräftigten. Er wurde österreichischerseits auf Grund einer der Regierung durch ein eigenes Gesetz generell erteilten Ermächtigung in Kraft gesetzt und bedarf noch der parlamentarischen Genehmigung. Diese müßte mit Rücksicht auf den Ablaufstermin jener Ermächtigung noch vor dem 30. Juni erfolgen. Die Erfolge der abgeschlossenen Verträge, durch welche das bisherige Vertragssystem Österreichs wiederhergestellt wurde, werden sich wohl erst in Zukunft richtig beurteilen lassen. Im großen und ganzen sind die Schutzzollinteressen unserer Industrie nicht schlechter gewahrt als bisher. Einige Branchen erfahren sogar eine ganz erhebliche Verstärkung ihres Zollschutzes. Die spezifischen Exportindustrien werden jedoch vielfach mit höheren Zollschranken zu rechnen haben, ebenso wie auch die landwirtschaftlichen Industrien und die landwirtschaftliche Produktion selbst, welche zum größten Teil, allerdings im Inlande, eine reichliche Entschädigung findet. Insbesondere fürchten unsere Gersteproduktion und Malzindustrie den Verlust ihres großen Absatzes in Deutschland, das seine Zölle auf Braugerste und Malz bedeutend erhöht hat. Von dem betreffenden Interessenten wird daher eine Exportprämie in Gestalt von Einfuhr- oder richtiger Ausfuhrscheinen verlangt, gegen welche jedoch wichtige staatsfinanzielle, sowie aus unserem Verhältnis zu Ungarn entspringende Bedenken sprechen.

Die Handelsvertragskampagne ist übrigens noch nicht vollständig abgeschlossen; es fehlen als nicht unwichtige Gruppe speziell die Verträge mit den Balkanstaaten. Für Rumänien, wo man bisher Deutschland hatte festen Fuß fassen lassen, gibt sich derzeit in Österreich wieder ein lebhafteres, auch durch die Beteiligung an der Bukarester Ausstellung manifestiertes Interesse kund, und man wird versuchen, an Stelle des gegenwärtigen Meistbegünstigungsvertrages einen Tarifvertrag zu setzen. Desgleichen soll mit Bulgarien ein solcher Vertrag geschlossen werden. Augenblicklich besteht hier nur eine provisorische Regelung auf Basis der gegenseitigen Meistbegünstigung, welche Österreich übrigens schon nach dem Berliner Vertrage zusteht. Bulgarien hat einen neuen, außerordentlich hohen autonomen Tarif eingeführt und drangsaliert die österreichische Einfuhr durch vexatorische Handhabung seines neuen Markenschutzgesetzes. Die in dem deutsch-bulgarischen Vertrage enthaltenen Zugeständnisse reichen für die österreichischen Interessen nicht aus, sondern lassen auch hier das Zustandekommen eines Tarifvertrages dringend wünschenswert erscheinen. Eine besondere Schwierigkeit Bulgarien gegenüber bereitet der Umstand, daß dieses von der Monarchie den Verzicht auf die ihren Untertanen nach den Kapitulationen zustehende Exemtion von der bulgarischen Gerichtsbarkeit fordert.

Zu großen Schwierigkeiten hat unser Verhältnis zu Serbien geführt. Serbien hatte mit Bulgarien eine Art Zollunionsvertrag abgeschlossen, während es mit Österreich über einen Handelsvertrag verhandelte. Diese Tatsache selbst und einzelne Bestimmungen der serbisch-bulgarischen Vereinbarung führten zum Abbruche der Verhandlungen zwischen der Monarchie und Serbien und zum Eintritt eines vertragslosen Zustandes am 1. März. Österreichischerseits wurde das Vorgehen Serbiens speziell mit veterinärpolizeilichen Maßnahmen bekämpft, durch welche die Einfuhr und Durchfuhr von serbischem Vieh, Fleisch und Geflügel verhindert wurde, wogegen Serbien die Einfuhr österreichischer Industrieartikel mittels seines neuen, enorm hohen Tarifes und durch die verschiedensten Drangsalierungen, Ursprungsnachweise u. dgl., fast unmöglich machte. Am 19. März bereitete ein die Interessenten freilich nur wenig befriedigendes Provisorium diesem kleinen Zollkriege ein vorläufiges Ende. Die Fortsetzung der Vertragsverhandlungen war jedoch noch eine Zeitlang durch die serbische Regierungskrise gehemmt,

für deren Lösung die Stellungnahme zu den handelspolitischen Beziehungen mit der Monarchie ein wichtiges Moment bildete. Die nach Beendigung dieser Krise wieder aufgenommenen Verhandlungen umfaßten außer dem Zustandekommen eines Tarifvertrages auch die Frage der Beteiligung der österreichischen Industrie an serbischen Regierungslieferungen, speziell den Geschützlieferungen für die serbische Armee. Aus dieser Frage entstanden neuerlich große zum abermaligen Abbruch der Verhandlungen führende Differenzen. Bei den Vertragsverhandlungen mit sämtlichen Balkanstaaten wird die Frage des Entgegenkommens der Monarchie auf landwirtschaftlichem Gebiete eine große Rolle spielen. Es kann heute bereits nach verschiedenen Regierungserklärungen als ausgeschlossen betrachtet werden, daß die von den Donauländern gewünschten Zugeständnisse hinsichtlich des Viehverkehres gemacht werden. Für die Versagung von Zugeständnissen für diese und andere landwirtschaftliche Produkte wird übrigens, wie bisher immer in derlei Fragen, Ungarn den Ausschlag geben, das unter seiner gegenwärtigen Regierung und nach der letzten Gestaltung der Dinge gerade in diesen Angelegenheiten eine noch erhöhte Aktionsfähigkeit besitzen wird und dem hier auch die österreichischen Agrarier sekundieren.

Neben den Balkanstaaten werden für die Erneuerung, beziehungsweise Revision der bestehenden Handelsverträge Spanien, Frankreich und insbesondere die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Betracht kommen. Es sind zwar jeweils nur Spezialinteressen, die einer besonderen Regelung in Verträgen mit diesen Staaten bedürfen, doch haben sich auch Inhalt und Technik der bloßen Meistbegünstigungsverträge in der letzten Zeit immerhin soweit geändert, daß auch von diesem Gesichtspunkte aus eine Revision der betreffenden Abkommen notwendig sein wird.

Bei Erledigung der bisher vorgelegten Handelsverträge hat das österreichische Parlament nach längerer Aktionsunfähigkeit rasche Arbeit getan, indem es diese Verträge pur et simple annahm. Aber auch sonst war ein großer Arbeitseifer über unsere, diesmal in doppelter Hinsicht ihrer baldigen Auflösung entgegengehende Volksvertretung gekommen und eine Anzahl wirtschaftspolitisch bedeutsamer Gesetze wurde erledigt. So das Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, das, im Wesen nach deutschem Muster gebildet, eine Fortentwicklung des Assoziationswesens, und zwar insbesondere auch zu gunsten der mittleren und kleineren Betriebe ermöglichen wird. Dies namentlich auch deshalb, weil durch die Verhandlungen im Herrenhaus immerhin nicht unwesentliche Erleichterungen der Steuerleistung für kleinere derartige Gesellschaften herbeigeführt wurden. Einer Anzahl von Großbetrieben wird das Gesetz die Möglichkeit zur leichten Umwandlung in Familiengesellschaften geben. Ein anderes wichtiges Gesetz, dessen Finalisierung gelang und das in Kürze in Wirksamkeit tritt, ist das Scheckgesetz, dem in den berufenen Kreisen als einem, den Anforderungen des modernen Scheckverkehres vollständig entsprechenden Gesetz, alles Lob gezollt wird, und mit dem sich Österreich hinsichtlich der Kodifizierung des Scheckrechtes an die Spitze der kontinentalen Staaten gestellt hat.

Minderes Lob erntete eine andere Leistung des Parlamentes, nämlich das Gesetz über die Pensionsversicherung der Privatangestellten, für dessen etwas überstürzte Annahme wohl die bevorstehenden Neuwahlen mit einen Grund gebildet haben. Bemerkenswert ist übrigens, daß dieses Gesetz, das eine, mit den Vorteilen der Angestellten nicht im Verhältnis stehende Belastung der Industrie schafft, in den Kreisen der damit Beglückten selbst, und zwar namentlich bei der organisierten Handelsgehilfenschaft auf einen energischen Widerstand stößt. Das Herrenhaus kann wohl nicht umhin, einige wesentliche Änderungen daran vorzunehmen.

Eine andere peinliche Arbeit steht dem scheidenden Parlamente noch bevor, die Reform der Gewerbeordnung, für die nunmehr Anträge des permanenten Gewerbeausschusses vorliegen, welche gegenüber den ersten Anträgen dieser hier bereits früher charakterisierten Körperschaft, dank der eifrigen Einwirkung der Regierung etwas abgeschwächt erscheinen. Immerhin enthält auch die jetzige Vorlage noch so viel des Reaktionären und Zünftlerischen, daß es eigentlich merkwürdig anmutet, daß ein und dasselbe Parlament dieses Gesetz beschließen und und fast gleichzeitig in der Ausgestaltung des Wahlrechtes einen, den modernsten Gesellschaftstheorien entsprechenden Schritt tun soll.

Im Stadium der Vorbereitung befindet sich einstweilen ein anderes Gesetz gewerberechtlicher Natur. Mit dem Referentenentwurf zu einem Gesetz über die Konfektionsarbeit, der derzeit im Arbeitsbeirat in Beratung steht, wird der erste, sehr schüchterne Schritt auf dem Gebiet der legislativen Regelung der Heimarbeit getan. Es wird über diesen Gegenstand ausführlicher zu handeln erst an der Zeit sein, bis das Projekt über den Rahmen rein gewerberechtlicher Normen hinausgediehen sein wird.

Gleichfalls in einem Vorstadium befindet sich die gesetzliche Ordnung des privaten Versicherungsrechtes. Österreich geht hier führend voran, da noch kein europäischer Staat

darauf bezügliche Gesetze besitzt und erst in letzter Zeit in der Schweiz und in Deutschland hiefür Vorlagen entstanden sind. Der im Justizministerium ausgearbeitete Referentenentwurf eines Gesetzes über den Versicherungsvertrag bietet eine wertvolle Basis der Diskussion über diese Materien, an der die Industrie und der Handel in hohem Grade interessiert sind.

Ein zweiter Entwurf über die Versicherungsanstalten ist bestimmt, die öffentlichrechtlichen Vorschriften des Versicherungsregulativs durch ein Gesetz zu ersetzen.

Einem lang gehegten Wunsch der Kaufmannschaft entsprechend, hat ferner die Regierung nach langjährigen Vorbereitungen den Entwurf eines Gesetzes zum Schutze gegen unlauteren Wettbewerb eingebracht. So weit dieses Gesetz, ähnlich wie das ältere deutsche derartige Gesetz eine Sammlung von Spezialbestimmungen gegen derzeit mehr oder minder akute Erscheinungen ist, weist es die Nachteile einer solchen Spezialgesetzgebung, die Schwierigkeit der präzisen Umschreibung der Tatbestände, die Insuffizienz der Heraushebung bloß einzelner derselben auf. Diese Schwächen sollen einigermaßen ausgeglichen werden durch eine suppletorische Klausel, welche für gröbliche Verstöße gegen die guten Sitten im kaufmännischen Verkehre haftbar macht. Diese Klausel stellt immerhin eine gewisse Weiterbildung unseres Schadenersatzrechtes dar, die von nicht zu unterschätzender prinzipieller Bedeutung ist. Etwas zu weit geht der Entwurf wohl, indem er auf dem weitesten Gebiete der unlauteren Konkurrenz, dem der Reklameausschreitung, auch durch ziemlich energische Strafrechtsmittel einzuwirken versucht. Daß das gegenwärtige Parlament noch den Gesetzentwurf erledigen wird, ist sehr unwahrscheinlich, und der Entwurf wird daher noch eine Zeitlang zur öffentlichen Diskussion stehen.

Dagegen sollte noch in dieser Legislaturperiode die parlamentarische Behandlung eines anderen, höchst wichtigen Gesetzentwurfes erfolgen, den die Regierung kürzlich eingebracht hat. Auf Grund des an die Privatbahnen gerichteten Verstaatlichungserlasses wurde zunächst in Verhandlungen mit der Nordbahn, die in dieser Beziehung in erster Reihe in Betracht kommt, eingetreten und haben diese Verhandlungen auch zu einem für die Nordbahn ziemlich günstigen Abschlusse geführt. Dessen parlamentarische Genehmigung wurde allerdings durch die Ereignisse der allerletzten Zeit sehr in Frage gestellt. Die Verstaatlichung der Nordbahn ist zweifellos in erster Linie ein Politikum, an dem die verschiedenen Nationalitäten als solche stark interessiert sind. Eine ebenso große Bedeutung kommt ihr jedoch auch in wirtschaftlicher Beziehung zu. Die Verstaatlichung macht dem widersinnigen Zustande ein Ende, daß bis heute unser östliches Staatsbahnnetz ohne jede Verbindung mit der Zentrale und dem westlichen Netz war, wodurch die Einflußnahme der Regierung auf die Wirtschaftspolitik mittels der Eisenbahntarife, eines der wichtigsten Machtmittel der Regierung in wirtschafts- und handelspolitischer Beziehung, trotz des Tarifaufsichtsrechtes und der sonstigen konzessionsmäßigen Berechtigungen des Eisenbahnministeriums, eine ziemlich beschränkte war. Für eine große Zahl von Industrien wird die nun mögliche Durchrechnung der Tarife der Nordbahn und der der westlichen Linien, von großem Vorteile sein. Bis heute findet eine solche nur zwischen ihr und dem östlichen Staatsbahnnetz statt. Zum Teil wird die Verstaatlichung allerdings auch Tariferhöhungen mit sich bringen. Vor dem Abschlusse des Übereinkommens galt es auch, eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden, die sich daraus ergaben, daß die Nordbahn einen der wichtigsten Steuer- und Umlagekontribuenten für eine große Anzahl der an ihrer Strecke gelegenen autonomen Körperschaften bildete. Diesen Schwierigkeiten wurde durch Aufrechterhaltung der selbständigen Besteuerung der Nordbahn begegnet.

Auch auf einem andern Gebiete des Verkehrswesens wurde die letzte Zeit emsig benützt. Der Vertrag mit dem österreichischen Lloyd ist nun perfekt geworden. Die Regierung ließ sich bei ihm vielleicht allzu sehr von den Rücksichten auf die Staatsfinanzen leiten, und der Umfang der Neuregelung blieb daher etwas hinter den gehegten Erwartungen zurück. Der auf 15 Jahre geschlossene Vertrag bringt jedoch die finanzielle Sanierung des Lloyd und sichert bei Erhöhung der Subvention und bei Gewährung des doppelten Bauvorschusses wie bisher eine wesentlich höhere Verkehrsleistung, die Steigerung der Fahrgeschwindigkeit und die dringend notwendige Ausgestaltung des Schiffsparks. Der dalmatinische und brasilianische Dienst werden besonderen Gesellschaften übertragen, über die Ostafrikalinie soll noch ein eigenes Übereinkommen geschlossen werden. Der Bau der auf Grund des Subventionsvertrages neu zu beschaffenden Schiffe wird dem Lloydarsenal wieder für eine Reihe von Jahren Beschäftigung zuführen, womit auch die Frage des Fortbestandes dieses Unternehmens gelöst wird.

Mit Befriedigung ist es zu verzeichnen daß in der letzten Zeit, auch abgesehen von dem staatlich subventionierten Unternehmen, unsere Seeschiffahrt einen nicht unbeträchtlichen Aufschwung genommen hat. Insbesondere ist dies auf die erfolgreiche Tätigkeit der erst vor

einigen Jahren gegründeten „Vereinigten Seeschiffahrts-Gesellschaft Austro-Americana & Fratelli Cosulich" zurückzuführen. Diese Gesellschaft, an der übrigens auch die beiden großen norddeutschen Schiffahrtsunternehmungen beteiligt sind, unterhält einen regen Verkehr mit Nordamerika, woher sie namentlich den Baumwollimport für die südlichen Teile der Monarchie kultiviert. Für die Fahrten nach Amerika bildet ein Haupttätigkeitsgebiet dieser Gesellschaft der Auswandererdienst, für den sie ihren stetig in Vergrößerung begriffenen Schiffspark in moderner Weise eingerichtet hat und dem auch ein von der Gesellschaft in Triest errichtetes großes Auswandererheim dient. Hinsichtlich dieses Dienstes hat die Gesellschaft ein Abkommen mit den norddeutschen Gesellschaften getroffen, das ihr im wesentlichen den Zuzug aus dem Süden der Monarchie, den Balkanstaaten, Griechenland und Italien sichert. Durch das Zusammenwirken der Austro-Americana mit dem österreichischen Lloyd, und zwar unter besonderer Beteiligung der ersteren, soll nun eine neue Gesellschaft für den Dienst nach Brasilien und Argentinien ins Leben gerufen werden, der bisher hauptsächlich vom Lloyd allein besorgt wurde. Damit ist auch der Ansatz zu einer einvernehmlichen Verkehrsteilung zwischen den beiden großen Gesellschaften in dem Sinne gegeben, daß der Lloyd sein altes Haupttätigkeitsgebiet, den Osten, die Austro-Americana insbesondere Nordamerika, die übrigen Verkehre die beiden Gesellschaften gemeinsam übernehmen.

Zu bedauern ist, daß die Verhandlungen der Regierung mit der mit Rücksicht auf die Gestaltung unseres Verhältnisses zu Ungarn so wichtigen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft neuestens ganz ins Stocken gekommen sind. Seit Beginn des Jahres besteht nicht einmal mehr eines jener Provisorien, durch die der 1900 abgelaufene Vertrag bisher aufrechterhalten wurde.

Der Eifer und das Verständnis, welche die Regierung, beziehungsweise die Ministerien bei den erwähnten Gesetzgebungs- und sonstigen Aktionen entfalteten, hat sich auch auf einigen Gebieten der Verwaltung betätigt. Zur Feststellung, welche Maßnahmen bei dem heutigen Stande der Gesetzgebung bereits gegen die oft beklagten Übelstände auf dem Gebiete des Aktienwesens und der Besteuerung der Aktiengesellschaften zu ergreifen sind, fand im Oktober im Finanzministerium eine Enquete statt, zu der zwar nur einige wenige, aber besonders hervorragende Fachleute aus den Kreisen der Industrie- und Bankwelt herangezogen wurden. Zum Unterschiede von anderen Enqueten hatte diese bald einen praktischen Erfolg, indem durch einen Normativerlaß des Finanzministeriums für die der öffentlichen Rechnungslegung unterworfenen Unternehmungen eine Reihe von Erleichterungen in steuer- und gebührenrechtlicher Hinsicht geschaffen und verschiedene Härten der bisherigen Steuerpraxis beseitigt wurden. So namentlich hinsichtlich der Abzugsposten, der Abschreibungen, der steuerfreien Reservefonds, der Gründungskosten, Reassumierungen u. s. w. Gleichzeitig wurde eine Revision des Aktienregulativs in Aussicht genommen und eine diesbezügliche Umfrage bei den wirtschaftlichen Korporationen eingeleitet, von denen hauptsächlich auf eine Erleichterung des Gründungsherganges Gewicht gelegt wird.

Als eine Maßnahme von unmittelbar praktischer Bedeutung sind auch das Konkurswesen betreffende Anordnungen des Justizministeriums zu betrachten. Speziell wird versucht, der Verschleuderung von Konkursmassen durch eine Evidenzhaltung und Konzentration der Verkäufe solcher Massen hintanzuhalten, wofür das Justizministerium die Mithilfe des Wiener Dorotheums, beziehungsweise des k. k. Versteigerungsamtes daselbst, gewann. Es ist das allerdings nur ein einzelnes Aushilfsmittel gegen die zahlreichen von der Kaufmannschaft schwer beklagten Mißstände in unserem Konkurswesen. Bekanntlich wurden auch bereits legislative Neuerungen, und zwar durch den im Jahre 1904 im Herrenhause eingebrachten und von diesem mit einigen Änderungen angenommenen Gesetzentwurf über die Einberufung der Gläubiger angebahnt, dessen Hauptzweck die Festlegung eines gerichtlichen Ausgleichverfahrens ohne Konkurseröffnung (Vorkonkurs) ist.

Nicht alle Aktionen der Staatsverwaltung fanden übrigens den Beifall der interessierten Kreise. So erhob sich namentlich gegen die sogenannten Stationsgebühren ein heftiger Widerstand, welche vom Eisenbahnministerium als Zuschlag zu den Manipulationsgebühren eingeführt und mit dem Mehrerfordernisse begründet wurden, das die anläßlich der sogenannten „passiven Resistenz"-Bewegung der Eisenbahnbediensteten durchgeführten Gehalts- und Lohnaufbesserungen verursachten.

Die rege Tätigkeit der Legislative und Verwaltung auf wirtschaftspolitischem Gebiete, fällt zusammen mit einer gesteigerten Regsamkeit in den wirtschaftlichen Kreisen selbst; unter anderem ist da die stark gesteigerte Anteilnahme der Finanzinstitute an der industriellen Fortentwicklung hervorzuheben. Besonders zu verzeichnen sind die sich mehrenden Umwandlungen größerer Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften. Bisher war in Österreich zum Unterschied von anderen Staaten gerade die Textilindustrie an dieser Unternehmungsform

wenig beteiligt und auch heute noch sind die meisten großen Unternehmungen der Textilindustrie in privaten Händen. In der letzten Zeit war es aber besonders diese Industrie, und zwar da vorwiegend wieder die Baumwolldruckerei und -weberei, der sich die Aufmerksamkeit der Großbanken als einem bisher zu wenig kultivierten Gebiete zuwendete. In einem kurzen Zeitraum wurde eine Anzahl erstklassiger Unternehmungen dieser Branchen in Aktiengesellschaften umgewandelt, beziehungsweise deren Umwandlung eingeleitet. Bemerkenswert ist der Zusammenschluß einiger größerer Firmen der Schirmbranche zu einer Aktiengesellschaft, weil es sich hier um eine aus dem Schirmkartell hervorgegangene Art Vertrustung handelt, außerdem deshalb, weil Unternehmungen vereinigt werden, die zum Teil auf Hausindustrie basieren. Im Werk ist die Vereinigung der größten Färbereiunternehmungen in eine Gesellschaft. Auch sonst fanden Umwandlungen und Neugründungen von Aktiengesellschaften statt, unter andern in der chemischen Industrie; da ist namentlich die Errichtung einer Glanzstoff-(Kunstseide-)Fabrik, sowie einer Quebrachoextraktfabrik als Folge des neuen Zolltarifes zu erwähnen.

Aber die wichtigste Umwandlung einer Privatunternehmung in eine Aktiengesellschaft war in letzter Zeit jene der Erzherzoglich Friedrichschen Montan- und Hüttenwerke. Diese hätte zuerst unter Mitwirkung der Berliner Handelsgesellschaft zu stande kommen sollen, wobei auch die Einflußnahme der niederösterreichischen Eskomptegesellschaft und damit der böhmischen und steirischen Eisenwerke auf das Unternehmen gesichert worden wäre. Nach einer plötzlichen Änderung in den Dispositionen der maßgebenden Faktoren fiel jedoch die Umwandlungsaktion schließlich der Bodenkreditanstalt zu, die immer mehr auch auf industriellem Gebiete zur führenden Bank wird und die auch jene großen Transaktionen in der Textilindustrie vornahm. Dadurch erlangte eine neue Bankengruppe einen maßgebenden Einfluß im Eisenkartell, beziehungsweise wurde der bisher der Rothschildgruppe durch die Witkowitzer Werke zustehende Einfluß verstärkt. Kurze Zeit schien es, als würden die beiden Gruppen nun ihre Kräfte messen und als käme es zu einer Sprengung des Eisenkartells, wofür die formelle Gelegenheit in dem Kündigungsrechte der Friedrich-Werke bei ihrem Besitzwechsel gegeben war. Es kam jedoch eine Einigung zu stande, indem den Friedrich-Werken, nun „Österreichische Berg- und Hüttenwerks-Gesellschaft“, eine stärkere Beteiligung zugestanden wurde, und nun erscheint infolge der gepflogenen Verhandlungen das bestehende Eisenkartell nicht bloß bis zu seinem ursprünglichen Endtermin am 1. Juli 1912, sondern bis zum Ablauf der Handelsverträge im Jahre 1917 gesichert.

Im übrigen sind im letzten Halbjahre auf dem Gebiete der Kartellierung nicht allzuviele Fortschritte zu verzeichnen. Im Vordergrund stehen hier die Versuche einheitliche, günstigere Verkaufs- und Zahlungsbedingungen zu schaffen, welche namentlich seit der im Vorjahre abgehaltenen Enquete der Handelskammern einen lebhafteren Charakter angenommen haben. So gelang es in der Seidenindustrie zu einer bezüglichen Vereinbarung der maßgebenden Fabrikanten zu kommen, nachdem bereits vorher auch in Deutschland eine ähnliche Vereinigung zu stande gekommen war. Ähnliche Resultate unter gleichzeitiger Abmachung einer einheitlichen Preisbasis wurden in der Baumwollbandindustrie erreicht. Noch zu keinem Abschlusse gediehen sind dagegen derlei Bestrebungen in der Baumwollweberei, in der Wirkwarenbranche, in der Wäschekonfektion, in welchen Industriezweigen jedoch bereits ziemlich weitgehende Vorarbeiten geleistet wurden.

Von großer Bedeutung sind die Einigungsbestrebungen in der Spiritus- und Lederindustrie, die aber nur sehr langsame Fortschritte machen. Ein internationales Kartell wurde für die Dauer von 9 Jahren zwischen den mitteleuropäischen, darunter auch den österreichischen, Kaolinwerken geschlossen, die ein Verkaufsbureau in Dresden errichteten. Verlängert wurde das Kartell der Holzstoffabrikanten, ebenso, nach Ausscheiden einer Unternehmung, das Kartell der Waggonfabriken. Bemerkenswert sind Bestrebungen der am Wiener Kohlenabsatz interessierten österreichischen und deutschen Firmen, über diesen Absatz zu Vereinbarungen zu gelangen. In der Gablonzer Kurzwarenindustrie werden die seit Jahren unternommenen Bemühungen fortgesetzt, die Schäden der Hausindustrie durch eine alle Interessenten, vom Rohstoffproduzenten und Arbeiter angefangen bis zum Exporteur, umfassende Organisation zu beheben. Erst kürzlich kam eine bezügliche Konvention in der Glasringbranche zu stande, nachdem die Perlenerzeugung und die Kristallwarenbranche bereits vor längerer Zeit mit gutem Beispiel vorausgegangen waren.

Sonstige Kartellbestrebungen und Kartellabschlüsse sind zu verzeichnen in der Zigarettenpapierindustrie, in der Dachpappeindustrie Böhmens, in der Senseindustrie, in der Produktion von Metallarmaturen und in einigen anderen kleineren Branchen.

Mit ziemlicher Intensität beschäftigt man sich in den österreichischen Unternehmerkreisen gegenwärtig mit der Frage der Arbeitgeberor-

ganisation, durch welche einheitliches und geschlossenes Vorgehen und gegenseitige Unterstützung der Arbeitgeber in allen, das Arbeitsverhältnis betreffenden Fragen gegenüber den Arbeiterorganisationen erzielt werden soll. In Deutschland bestehen derartige Arbeitgeberverbände bereits in großem Maßstabe und sind untereinander wiederum in fester Verbindung. Die Bewegung in Österreich soll durch eine von den drei großen zentralen Industrieverbänden, dem Zentralverband österreichischer Industrieller, dem Bund österreichischer Industrieller und dem Industriellen-Klub gegründete, sogenannte Hauptstelle der österreichischen Arbeitgeberorganisation geleitet werden. Die erste Gelegenheit zur Intervention hatte diese anläßlich der wegen Arbeitseinstellung am 1. Mai vorgekommenen Aussperrungen, die in einigen großen Betrieben zu recht erheblichen Differenzen geführt haben. Mit der branchen- oder gruppenweisen Aussperrung, die das Gegenstück zu den sogenannten Sympathiestreiks der Arbeiter bildet, hat die Arbeitgeberorganisation die ultima ratio gegen die sich steigernden Forderungen der Arbeiterschaft in der Hand. Mit Hilfe dieses Mittels wurde in kurzer Zeit die Arbeiterbewegung in der Eisenindustrie, speziell in Wittkowitz, unterdrückt, die einige Tage die Gefahr eines Roheisenmangels fürchten ließ; in weit ausgedehnterem Ausmaße noch findet es augenblicklich im Wiener Baugewerbe Anwendung. Hier wurde die Aussperrung vom Verband der Wiener Bauführer zunächst gegen zirka 30.000 Bauarbeiter verhängt, welche die Forderung nach Lohnerhöhung gestellt hatten. Da diese Aussperrung naturgemäß die meisten Baubetriebe lahmlegte, mußte sie unmittelbar auch die übrigen Bauhandwerke mit in ihren Bereich ziehen; in weiterer Folge aber führte sie schon zur Stillegung einzelner Betriebe, welche Baumaterialien liefern. Das Eingreifen der Organisation macht also dem Kleinkrieg ein Ende und ruft auf dem Gebiet des Arbeitsverhältnisses Massenkämpfe hervor, welche die ganze Öffentlichkeit in intensivster Weise mitberühren. Auf der andern Seite wird die Gegenüberstellung einer Abwehrorganisation gegen die Organisation der Arbeiterschaft, wenn sich einmal die Kräfte gemessen haben werden, zur Verhandlung von Organisation zu Organisation führen, wie sie in England bereits seit langer Zeit üblich ist. In diesem Sinn bahnen unsere Arbeitgeberorganisationen auch dem Kollektivarbeitsvertrag den Weg, der in Deutschland schon große Bedeutung gewonnen hat. In Österreich ist eines der wenigen Beispiele eines solchen, und wohl das bekannteste, jener in der Buchdruckereibranche. Hier ist der Vertrag, beziehungsweise der sogenannte Normallohntarif erst kürzlich, und zwar unter Intervention des Handelsministeriums, erneuert worden. Bei dieser Gelegenheit hat die Verwaltung ihre Zustimmung zum Kollektivarbeitsvertrag bewiesen. Die gesetzliche Anerkennung desselben ist durch § 114 b der sonst so rückständigen Gewerbenovelle erfolgt, wonach der Inhalt des Arbeitsvertrages gewissermaßen als ein jus dispositivum gemeinsam von den beteiligten Meistern und Gehilfen mit bindender Kraft festgesetzt werden kann. Es ist dies zweifellos eine bemerkenswerte Anwendung des Gedankens der wirtschaftlichen Autonomie.

Die Arbeiterschaft hat gelernt, für ihre Lohnkämpfe die Zeit der steigenden Konjunktur und der regen Nachfrage nach arbeitswilligen Händen zu wählen. So haben wir denn auch gegenwärtig außer den schon erwähnten zahlreiche Lohnkämpfe zu verzeichnen und das laufende Jahr verspricht noch fernerhin ein besonderes Streikjahr zu werden.

Tatsächlich hält derzeit in den meisten Branchen die gute Konjunktur und namentlich die reichliche Beschäftigung an. Neue Betriebe werden errichtet, zahlreiche alte erweitert, neue Maschinen werden zugestellt und überall herrscht rege Tätigkeit. Rasch verfliegt der eine Zeit lang herrschende Pessimismus und der gute Absatz in der Gegenwart, herbeigeführt durch gute Ernten, durch eine wenigstens zeitweise Klärung der politischen Verhältnisse, durch günstige Konstellationen auf dem Weltmarkte, läßt die emsig beschäftigten Unternehmer aller Kategorien leicht auf jene prinzipiellen, ihnen theoretisch scheinenden Faktoren der Volkswirtschaft vergessen, die in den Satzungen der staatlichen und privaten Organisation gelegen sind.

Gerade die Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges aber sind mehr als andere geeignet, auf diesen Gebieten schöpferisch benützt zu werden, weil in ihnen alle die kleinen Härten und Unannehmlichkeiten, die mit jeder gesetzlichen Maßregel sowie mit jeder Forderung der Privatorganisation verbunden sind, leichter ertragen werden als in Zeiten der Depression, wo auch die kleinste Überlastung oder Hemmung auf irgend welchem Gebiete schmerzlich oder selbst verderblich wirkt. Namentlich soweit ihre eigene Mitwirkung in Betracht kommt, hinsichtlich ihrer kommerziellen Organisation sowie hinsichtlich der Organisation ihrer Produktionsbedingungen würde demnach die österreichische Unternehmerschaft gut daran tun, die gegenwärtige Zeit entsprechend zu nützen, um das in diesen Beziehungen vorangeschrittene Ausland einzuholen oder doch wenigstens um nicht noch weiter zurückzubleiben.

Dr. Max v. Tayenthal.

Kleine Mitteilungen.

Zur Ehrenrettung der Herzogin von Berry. Selten haben sich mit einer historischen Persönlichkeit so viele Schriftsteller beschäftigt wie mit der Herzogin von Berry, die zwar nur ein Blatt in der Geschichte ausfüllt, aber vom Parteigeiste bis über das Grab verfolgt wird.

Der Lebensgang dieser außerordentlichen Frau ist in Kürze folgender: Marie Karoline von Bourbon war geboren am 5. November 1798 zu Neapel, als Tochter Franz I., Königs beider Sizilien und der Erzherzogin Marie Klementine, Tochter Kaiser Leopolds II. und vermählte sich am 17. Juni 1816 mit Karl Ferdinand Herzog von Berry, der am 13. Februar 1820 unter dem Dolche Louvels fiel. Aus dieser Ehe stammten zwei Kinder: Luise und Heinrich (V.) Graf Chambord. Nach der Juli-Revolution in Paris (1830) verweilte die Herzogswitwe ein Jahr in England, wo der Plan reifte, eine royalistische Erhebung in Frankreich zu gunsten ihres Sohnes zu versuchen; sie reiste nach Italien, schiffte sich am 26. April 1832 in Livorno ein, landete verkleidet in Marseille und kam glücklich in die Vendée, wo sie als Regentin des Königreiches im Namen ihres unmündigen Sohnes die erste Proklamation erließ. Der dadurch erregte Bürgerkrieg war von kurzer Dauer, ihr Anhang durch den Ausgang des Gefechtes bei Chêne zerstreut, sie flüchtete nach Nantes zu ihrer Parteigenossin Guigni, doch wurde ihr Aufenthalt durch Simon Deutz dem Gouvernement verraten, sie selbst mit ihrem kleinen Gefolge, zu welchem ihr Sekretär Guibourg gehörte, im Auftrage ihres Oheims Louis Philipp gefangen und auf das Schloß Blaye gebracht. Hier erklärte die Herzogin, welche Mutterfreuden erwartete, seit 1831 mit dem Grafen Hektor Lucchesi-Palli, Herzog delle Grazie heimlich vermählt zu sein und schenkte auch am 10. Mai 1833 einer Tochter Anna das Leben. Niemand glaubte an diese Vermählung, weder Louis Philipp noch Charles X., noch die eigene Partei; der Minister des Innern A. Thiers füllte mit ganz unwürdigen täglichen Bulletins die Spalten der Regierungsblätter und erreichte durch diese Taktik, die mutige Herzogin ungefährlich und politisch tot zu machen. Nachdem dies gelungen und nichts mehr von ihr zu fürchten war, schenkte ihr die Regierung die Freiheit und auf dem Kriegsdampfer „Agathe", wo sie mit ihrem Gatten zusammentraf, verließ sie für immer Frankreich. In glücklichster Ehe, aber oft in mißlichen Vermögensverhältnissen, lebte sie seitdem in Österreich und starb, 72 Jahre alt, am 16. April 1870 in Brunnsee, betrauert von ihrem Sohne und der ganzen Nachbarschaft, welche sie nur die „gute Herzogin" nannte.

Über diese Fürstin ist nun ein reiches archivalisches Aktenmaterial aufgespeichert; schon an ihrem Hochzeitstage erschien J. Audins: »Notice historique«, demselben folgte 1826 Emil Marco Saint-Hilaires: »Vie anecdotique«, den Feldzug in der Vendée und den Heldenmut der Prinzessin behandelnd, von dem Berryer sagte: »Il y a dans la tête et le cœur de cette princesse de quoi faire vingt rois«; die Gefangenschaft in Blaye gab Stoff zu einer reichen zeitgenössischen Literatur: L. Magnant eröffnete diese im Jahre 1832 unter dem Pseudonym Alexander Querelles, im folgten Theodore Muret, Nicolas Gervaisais, Mademoiselle Broujon, Emanuel Sainte-James und Michele Masson, der alle Artikel in den legitimistischen Zeitschriften sammelte, Alfred Nettement mit angeblichen »Memoires« in fünf Bänden, Germain Sarrut, Prosper Menier, Dermoncourt u. a. Zweck aller dieser Schriften war, an der Hand von Parteidokumenten oder detaillierter Schilderung nichtssagender Kleinigkeiten das Andenken der heroischen Mutter zu beschimpfen, ihre politische Rolle in Frankreich ins Lächerliche zu ziehen, ihr Privatleben zum Gegenstand hämischer Verleumdungen zu machen. Selbst die Neuzeit beschäftigte sich weiter mit pikanten Detailschilderungen. So schrieben „Enthüllungen" Charles Nauroy, Doctor Menière, Imbert de Saint-Amand und Henry Clément in der „Revue Forézienne".*

Erst H. Thirria versuchte im Jahre 1900 in seinem Buche: »La duchesse de Berry« eine Wiedergabe historischer Daten mit „mehr Wahrheit und Gerechtigkeit als andere", an der Hand zahlreicher Dokumente, die den Beweis erbringen sollten, „daß die Herzogin die Bewunderung der Nachwelt verdiene". Es gelang ihm, die bisher nicht beglaubigte Vermählung der Fürstin durch den Trauungsakt d. d. Rom, 14. Dezember 1831 nachzuweisen und von ihm eine authentische Kopie zu geben. Bemüht sich aber Thirria durch eine Fülle von Briefen, die ihm die ganze Familie, welche das Andenken der Herzogin in größten Ehren hält, zur Verfügung stellte, das frivole Urteil der Franzosen abzuschwächen, so gleitet er etwas zu rasch über die Episode vom Schlosse Blaye hinweg, welche doch das Substrat aller moralischen Anklagen bildet. Leugnete man die heimliche Heirat, wer war dann der Vater des Kindes, das in der Gefangenschaft das Licht der Welt erblickte? Die chronique scandaleuse beschäftigte sich anfangs mit dem Stallmeister Comte de Mesnard, der aber als 65jähriger Greis bald fallen gelassen wurde; es blieb aus

* Das letzterschienene Prachtwerk des Vicomte de Reiset behandelt diese Frage nicht.



dem Gefolge nur der Advokat Achille Guibourg übrig, ein Mann von 32 Jahren, seiner Gebieterin unentbehrlich, nicht nur als begeisterter Anhänger der legitimistischen Richtung, sondern auch als der einzige Vertraute, der federgewandt die Prätendentin, die stilistisch ziemlich hilflos, selbst mit der Orthographie auf gespanntem Fuße stand, bei ihren Proklamationen unterstützte. Unvorsichtigerweise schrieb die Herzogin, die bemerkt hatte, daß Guibourg durch die Gefangennahme ganz niedergeschmettert war, noch am selben Tage mit Bleistift ein Billett: „Seien Sie beruhigt, mein lieber Guibourg, man hat mir versprochen, daß wir nicht getrennt werden." Dieses Billett wurde aufgefangen, veröffentlicht und diente später als Schuldbeweis; dazu kam noch, daß Guibourg bei den Verhören und später in seiner Verteidigungschrift: »Relation fidèle et detaillée de l'arrestation de la duchesse de Berry« aus Eitelkeit indiskrete Bemerkungen fallen ließ.

Die Herzogin war überhaupt zu stolz, sich trotz mehrfacher Aufforderungen, gegenüber den offiziellen Verleumdungen zu rechtfertigen, doch fühlte sie betreffs Guibourg das Bedürfnis einer Verteidigung ihrer Frauenehre und wählte hiezu ein ihrem Charakter entsprechendes Mittel, das Thirria natürlich unbekannt bleiben mußte und welches wir der Verteidigungsschrift des Franzosen beifügen wollen.

Noch im Gefängnisse von Blaye schrieb die Herzogin eine Erklärung, die sie einer Vertrauensperson übergab. Es ist ein vierfach zusammengelegtes Briefchen auf grobem Papier und gesiegelt mit dem Wappen der Berry. Es trug zuerst die Aufschrift: „Nach meinem Tode zu verbrennen" (pour brûler après ma mort). Diese Worte durchstrich sie und setzte dafür folgende: „Dieses Stück soll erst im Jahre 1883" — also 50 Jahre nach dem Ereignisse — „vernichtet werden, aber es soll es werden" (Cette pièce ne doit être détruite quand 1883, mais elle doit l'être). Dieser Wunsch der Herzogin ging glücklicherweise nicht in Erfüllung, das Briefchen gelangte, bereits geöffnet mit einer ganzen Sammlung durch Ankauf in die Autographensammlung der Wiener Hofbibliothek.

Die Rechtfertigung hat folgenden Wortlaut: „Ich erkläre auf Ehre und Gewissen, daß niemand, ohne sich an der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu verfehlen, glauben kann, daß Mr. Guibourg der Vater meines Kindes sein könne. Die Tatsache meiner heimlichen Vermählung allein sollte überhaupt jede Ungewißheit aufheben, wenn diese nicht der Zeitpunkt seiner (Guibourgs) Ankunft im Zufluchtsorte, den ich benützte, schon aufgehoben hätte. Indessen, wenn einige Personen in dieser Beziehung im Zweifel geblieben sind, ist es meine Pflicht, diese Wahrheit festzustellen, die in die Hände einer dritten Person gelegt bleiben wird, zu der ich ganzes Vertrauen habe." (Je declare sur l'honneur et sur la Conscience que nulle person ne peut sans manquer à la verité et a la vraisemblance croire que Mr. Guibourg puisse être le père de mon enfant. Le fait seul de mon mariage secret devrait d'ailleurs lever toute incertitude si l'epoque de son arrivée dans l'asile que j'occupais ne l'eut deja levé. Cependant comme quelques personnes sont restées dans le doute a cet egard il est mon devoir de constater cette verité, qui restera deposée entre les mains d'une tierce personne en qui j'ai toute confiance. — Marie Caroline m. p.)

Diese wenigen Zeilen, die aber eine unwiderlegbare Wahrheitskraft besitzen, sind die einzige Antwort auf die zahllosen Verleumdungen, denen die energische Fürstin (man nannte sie „den einzigen Mann ihrer Familie") ausgesetzt war, von welcher der Pariser „Figaro" (17. April 1870) schreibt: „Wer bewundert nicht die Mutter, die ihr Leben aufs Spiel setzt, ja noch mehr als ihr Leben, ihre Ehre, um ihrem Sohne eine Krone zu verschaffen!"

Dr. F. Schöchtner.

Zur Eröffnung des Simplon. Urkundlich steht fest, daß bereits im XIII. Jahrhundert ein Verkehr auf dem Simplon stattgefunden hat, wo Malteser-Ritter ein Hospital für Pilger errichteten; übrigens muß auch in der Römerzeit ein Saumpfad bestanden haben, wie dies aus der von Mommsen gedeuteten Vogogna-Inschrift hervorgeht. Quellen des XIV. Jahrhunderts berichten von Verbesserungen des Weges, die eine Zunahme der Pilgerzüge über Brieg und den Simplon zur Folge hatten. Großen Aufschwung nahm der Verkehr in den folgenden Jahrhunderten, und 1640 gab es bereits eine regelmäßige Post, die von Genf abging. Die Beförderung erfolgte auf offenen Karren. Diligencen gab es damals noch nicht. Mit dem Bau der großen Kunststraße durch die Franzosen beginnt eine neue Periode in der Geschichte des Simplon. Es sind gerade 100 Jahre, daß sie vollendet wurde. Begonnen wurde der Bau am 7. November 1800; er kostete nahezu 10 Millionen Franken. Die Arbeiten leiteten Céard, neben dem noch Gianello aus Mailand, Duthens, Duchesne, Lescot und Maillard wirkten. Dreißigtausend Arbeiter waren an dem großen Werke beschäftigt, zu dessen Vollendung Napoleon wiederholt drängte; aber erst am 25. September 1805 war es so weit gediehen, daß Fußtruppen den Marsch über diese Straße unternehmen

konnten. Für den öffentlichen Verkehr wurde sie erst im Frühjahre 1806 eröffnet. Der sie errichten ließ, sah sie nie; für den blutigen Krieg war sie bestimmt und wurde gar bald ein Weg friedlichen Verkehrs. Wo einst die Kriegsdrommete dröhnte, bliesen nun muntere Postillone fröhliche Lieder und Tausende von Menschen erfreuten sich an den Schönheiten der Natur. Selbst in späterer Zeit, als schon der Schienenstrang den Gotthard durchzog, blieb die Route Brieg-Domo eine der belebtesten Postverbindungen der Alpen.

Als ich vor mehr als 30 Jahren vom Sonetsch-Paß kam, um das Aggischhorn zu erreichen, herrschte noch dieselbe feierliche Stille. Welch ein anderes Bild aber bot sich mir, als ich nach 27 Jahren wiederkam. Zahlreiche Baracken, Schenken, ja sogar ein Theater hatten sich erhoben und Tausende von Menschen belebten die Gegend, wo vom Aletsch-Eise die Massa herunterstürzt, deren Wasser, in riesige Röhren geleitet, die Aufgabe hatte, an dem großen Kulturwerk mitzuwirken, dessen Gelingen noch vor sechs Jahren vielfach angezweifelt wurde.

Es ist eine harte Arbeit gewesen, die der Menschengeist ersonnen und Menschenhände ausgeführt. Große Hindernisse waren zu bewältigen. Hatte schon der Tunnelbau auf dem Gotthard große Anforderungen an die Geduld der Ingenieure gestellt, so war dies in weit größerem Maße bei dem Simplon der Fall. Im August 1898 begann die eigentliche Bohrung, 1903 war die Mitte erreicht und am 18. Oktober 1905, genau 100 Jahre, nachdem die ersten Soldaten Napoleons auf der neuen Straße über den Paß gezogen waren, wurde der letzte Stein der inneren Verkleidung eingefügt. Am 25. Jänner 1906 fuhr der erste Probezug durch den Tunnel.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich durch den Simplon sehr bald ein lebhafter Verkehr entwickeln wird. Wie mir die Bauunternehmer am 5. Oktober 1905 schrieben, wird der Personenverkehr sofort lebhaft einsetzen, der Güterverkehr aber sich erst allmählich entwickeln.

Für das große Interesse Frankreichs und Italiens sprechen die erneuerten Handelsbeziehungen und auch die Schweiz erhofft sich von der neuen Welthandelslinie, hauptsächlich in landwirtschaftlicher Hinsicht, große Vorteile.

Im Laufe des Sommers soll die Technik noch einen Triumph feiern. Man beabsichtigt eine Luftschiffahrt zwischen Brenner und Simplon zu veranstalten. Also auch im Luftballon wird die Reise über den Simplon möglich sein. Für Romantiker im Alltagsleben bleibt überdies noch der vormärzliche Postillon und die Diligence übrig. Man kann also nach seinem Geschmacke reisen: mitten durch den Berg, auf ihm und hoch über ihm. —o—

Zeitschriftenschau. Einen interessanten, trotz der inzwischen erfolgten Entwirrung noch lesenswerten Artikel über „die politische Lage in Ungarn“ veröffentlicht Dr. Siegmund Kunfi in Nummer 29 der Wochenschrift „Die neue Zeit“. Der Verfasser begrüßt es als „ein Verdienst des klassenbewußten Proletariats“, in den Kampf zwischen dem grundbesitzenden Adel und der Krone eingegriffen und es dahin gebracht zu haben, daß nun auch in Ungarn das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht eingeführt werden müsse. Die ungarische Krise bilde so „nur ein Glied in der großen, freiheitlichen Bewegung, die, durch die russische Revolution ins Fließen gebracht, das ganze europäische Proletariat umfaßt und den Beginn einer neuen verheißungsvollen, weltgeschichtlichen Periode bezeichnet“. Der Verfasser sucht dann nachzuweisen, welche Gründe insbesondere in wirtschaftlicher Hinsicht für diese Erscheinung vorliegen, und betont, wie reformbedürftig das ungarische Wahlrecht sei, „das an Widersinn und Schändlichkeit dem preußischen den Rang abläuft“. Beachtenswert ist die Angabe, daß in den letzten vier Jahren die Zahl der in sozialdemokratischen Gewerkschaften organisierten Arbeiter in Ungarn von 10.000 auf 92.000 gestiegen ist. — Theodor v. Sosnosky schreibt in der „Gegenwart“ über die „nationale Frage in Österreich“. Er meint, daß man selbst in allen europäischen Staaten heute noch sehr weit von der Verwirklichung des Nationalitätsgedankens sei. Seiner Logik stelle sich die Logik der praktischen, historischen und geographischen Tatsachen in den Weg. In Österreich-Ungarn sei aber der Nationalitätsgedanke besonders widersinnig und gefährlich. Wohin muß es führen, wenn von einem Dutzend eng zusammengedrängter, aufeinander angewiesener Völker jedes einzelne seine Nationalität in den Vordergrund stellt? Fürst Metternich habe, mit staatsmännischem Blick diese Gefahren erkennend, die nationalen Bestrebungen, die sich im Gefolge der Freiheitskriege bemerkbar machten, mit unnachsichtlicher Strenge niedergehalten. Erst das Jahr 1848 habe den Erisapfel gebracht. Alle Nationalitäten bekämpfen sich heute im Donaureich und dieser Streit habe nur einen gemeinsamen Zug — den Kampf gegen die deutsche Sprache. — Die letzten Nummern der „Nation“ enthalten mehrere Artikel von Österreichern. B. Molden schreibt über die „Phantasie in der Politik“. Es ist ein feiner, geistreicher Essay, der nachweist, welche große Rolle die Phantasie, die poetische Ausschmückung, ja die Poesie selbst im Politisieren und in den politischen Anschauungen und Auffassungen des einzelnen und der Massen spielt. Der Hauptvertreter der Phantasie in der Politik war früher Frankreich, das so auch der Ausgangsort

politischer und sozialpolitischer Utopien wurde. Jetzt sei an seine Stelle Rußland getreten. Am wenigsten politische Phantasie haben die Deutschen, „ein aufgeklärtes, protestantisches Binnenvolk in einem korrekt regierten, ebenen Lande". Großindustrie und Großhandel werden hier aufrüttelnd wirken, ebenso die Sozialdemokratie und — die Kaiserworte. J. J. David plaudert über „Wiener Wald-Stimmung", zu welcher ihn „auf der nun schon so langen und mühseligen Suche nach Genesung" sein Aufenthalt in der Sulz anregt. Von besonderem Interesse ist aber der Artikel Rudolf Springers „über die Demokratie in Ungarn und Österreich". Er vergleicht das Schicksal der ungarischen Koalition mit jenem Sauls, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Apponyi und Genossen erhielten die nationale Demokratie statt der neunzig Kommandoworte, die sie verlangten; freilich ist dies ein fast zu schweres Geschenk für ihre Schultern. Die „Operette vom Hotel Bristol", wie der Verfasser die Vorgänge der jüngsten Zeit nennt, hat aber, wie er ausführt, eine ernste geschichtliche Bedeutung, sie „schließt die Zeit der dekorativen Politik und des Scheinkonstitutionalismus in Ungarn und in Österreich ab und eröffnet für die Monarchie eine neue Epoche". An die Stelle der Adelsoligarchie tritt in Ungarn der Ernst der bürgerlichen Interessenpolitik, der Kampf der Klassen und Nationalitäten. Aus dem Umschlag in Ungarn folgt aber unmittelbar, daß das allgemeine, gleiche Wahlrecht nun so rasch wie möglich auch in Österreich Gesetz werden müsse. In einer späteren Nummer (31) bespricht Springer sodann den neuesten Ministerwechsel in Österreich und seinen Einfluß auf die Wahlreform. Er rühmt die Erfolge des Freiherrn von Gautsch; die Idee des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes werde heute fast durchwegs gebilligt; „in den letzten Monaten haben die Völker Österreichs eine politische Erziehung genossen, die um ihrer selbst willen unverlierbaren Wert besitzt, um die manches Volk uns zu beneiden Anlaß hätte". Die jetzt vorliegende Wahlreform bilde, meint Springer, eine Art nationalen Ausgleiches und werde zum künftigen Frieden der Nationen führen. Die polnische Schlachta habe Baron Gautsch gestürzt; den Polen-Klub bringe aber in der Regel ein Machtwort des Kaisers zum Einlenken. Warum hat Baron Gautsch dieses letzte Mittel nicht versucht? Der Artikel begrüßt schließlich den Prinzen Hohenlohe aufs sympathischeste. — Baronin Ebner-Eschenbach bespricht in Westermanns Monatsheften den Roman „Jesse und Maria" von E. v. Handel-Mazzetti. Sie sieht keine Tendenz in dem Buche und schließt ihr Urteil in die Worte zusammen: „Ich sehe ein mit herrlicher Kraft geschaffenes Kunstwerk, sehe helle Augen, die das Unrecht als Unrecht und das von Glaubensgenossen begangene am schmerzlichsten empfinden. Ich sehe Großmut walten, wenn es gilt, die Schuld und das Verdienst des Gegners gegen die Schuld und das Verdienst des treuesten Gefährten abzuwägen. Mit einem Wort, ich sehe christliche Liebe und Güte, geübt von einer gottbegnadeten Dichterin, und denke: Ehre dieser Frau." — In der „Deutschen Revue" setzt Ilka Horovitz-Barnay ihre Plaudereien über das junge Burgtheater fort. Ihre diesmaligen Ausführungen behandeln Ferdinand Gregori.

Feuilleton.

Deutsche Kulturarbeit in Ungarn.

Historische Glossen zum „Tulpengarten".

Als König Bela im Jahre 1138, also kurz bevor unter König Geisa II. die Ansiedlung der Deutschen in Siebenbürgen begann, die Abtei Demes in Ungarn begründete, schenkte er ihr auch eine Anzahl von Höfen in Siebenbürgen. Deren in der Schenkungsurkunde festgestellte Abgaben an das Kloster sind für die damaligen Zustände sehr bezeichnend: die Leistungen bestanden nämlich in Salzsteinen, Marderfellen, Lederriemen, Bärenhäuten und Auerochsenhörnern! Also keine Spur von Kultur, Gewinnung von Ackerfrüchten u. dgl. Und einige Jahrzehnte später rühmt sich der ungarische König der reichen Einkünfte von den fremden Ansiedlern in Siebenbürgen! Wo von deutschen Ansiedlungen die Rede ist, da spielt auch sofort der Zehent von den Feldfrüchten, wohl auch von Wein eine Rolle. In welcher Wildnis die Ansiedlungen entstanden, dafür spricht der Umstand, daß z. B. in Kronstadt noch gegen Ende des XVI. Jahrhunderts ein Bär in die Johannes-Neugasse eindrang und daselbst getötet wurde.

Mit dem deutschen Bauer hielt der deutsche Müller Einzug in Ungarn. Noch Jahrhunderte später lebten die Müller daselbst nach ihrem eigenen deutschen Recht und hatten ihr eigenes, nach deutschem Muster gebildetes Gericht. Die ungarischen Wälder fanden erst, seit der deutsche Bergmann den Bergsegen auszubeuten begann, ihre ergiebigere Ver-

wendung. Oberösterreichische Bergleute sind schon im XIII. Jahrhundert in Siebenbürgen angesiedelt. Deutschen Bergleuten und deutschen Kapitalisten verdankt der ungarische Bergbau durchaus seine Entwicklung. Wie unentbehrlich die deutschen Bergleute in Ungarn waren, beweisen die Beschlüsse des Reichstages von 1523. Während dessen Bestimmungen sich sonst gegen die Fremden in Ungarn wendeten, sie von Amt und Würde ausschlossen, wurde anderseits bestimmt, daß durch öffentliche Edikte „aus den fremden Reichen" Bergleute herbeigerufen werden sollten. Unter den „fremden Reichen" können natürlich nur die deutschen Länder verstanden werden. Johann Thurzo, der Enkel eines zur Zeit König Siegmunds eingewanderten Deutschen, verwertete die technischen und chemischen Kenntnisse, die er sich auf Reisen und besonders in Venedig erworben hatte, zur Verbesserung des ungarischen Bergbaues und Hüttenwesens, dessen erfolgreicher Betrieb nicht nur der Familie Thurzo, sondern auch der Krone reichen Ertrag bot. Zur Entwässerung der Bergwerke wurden Maschinen, „Gapel" oder „Kehrrad" genannt, aufgestellt. Johann hatte zuerst unter Matthias I. den Kupferbau in Neusohl übernommen. Wladislaw II. übergab ihm sodann die Verwaltung der Kremnitzer und Nagybányaer Münzkammern, in welchem Amt ihm zwei seiner Söhne folgten. Nachdem einer von ihnen, Georg, sich mit Anna, der Tochter des reichen Augsburgers Jakob Fugger, vermählt hatte, traten beide Familien in enge Geschäftsverbindung, welche auch der ergiebigen Ausbeute der ungarischen Bergwerke zu gute kam. Trotzdem im Jahre 1525 der ungarische Adel auf die Vertreibung der fremden Unternehmer, insbesondere der Fugger, drang, ging es doch auch in der Folge ohne deutsche Kapitalisten nicht ab; wir kennen aus späterer Zeit viele Deutsche, die sich um den Bergbau in Ungarn große Verdienste erworben hatten. Gegen sie wurden von Zeit zu Zeit von den ungarischen Ständen ähnliche Beschlüsse gefaßt wie gegen die Fugger, so im Jahre 1609 gegen Leopold Henkel, dem die an ihn verpfändeten Bergwerke weggenommen werden sollten. Stets blieb deutsche Arbeit und deutsches Geld für die Bergwerke Ungarns unentbehrlich; wo jene versagten, gingen auch diese zurück. Deutsch waren die Berggesetze, deutsch die Namen unzähliger Schächte und Stollen, deutsch die technischen Ausdrücke. Ganz auf deutscher Grundlage entwickelten sich in Ungarn die Gewerbe. Ein neuerer ungarischer Forscher schreibt: „Die Städte wurden zum großen Teil durch deutsche Einwanderung gegründet und bevölkert; dadurch erhielt auch das Gewerbe selbst zu der Zeit, als die Anjous vom neapolitanischen Zweig auf dem Thron saßen und italienische Familien politischen Einfluß erlangten, einen durchaus deutschen Charakter. Auf den Weihgeschenken, welche König Ludwig der Große 1360 der Domkapelle von Aachen widmete, ist die einzige Inschrift eine deutsche und die schöne Goldschmiedearbeit zeigt von keinem italienischen Einfluß."

Auch die Buchdruckerkunst ist in Ungarn durch Deutsche erst geübt worden. Der am 5. Juni 1473 durch Andreas Heß in Buda beendete Druck der „Ofner Chronik" beweist, daß Ungarn in der Einführung der Buchdruckerkunst ;selbst England, Spanien und Österreich vorangegangen ist. In den nächsten Jahrzehnten finden wir Deutsche aus Ungarn und Siebenbürgen auswärts, besonders in Italien, als Buchdrucker beschäftigt; so arbeitete ein Andreas Corvus (Rabe) de Corona (Kronstadt) um 1480 zugleich mit einem Martin aus Zeiden (bei Kronstadt) in Venedig. Um diese Zeit treten uns in Ungarn bereits deutsche Buchhändler entgegen, so zu Ofen der Württemberger Theobald Feger (1484), Georg Ruem (1490), Johannes Paep (1500), Matthias Milcher, Stephan Heckel aus Nagybánya und Jakob Schaller (1512), ferner vor allem Urban Kaym (1503—1519). In Agram erscheint ein Buchhändler Johann Müer (1510). Am Anfang des XVI. Jahrhunderts wird in Hermannstadt oft ein Johannes Buchfurer oder Bibliopola genannt. Vielleicht ist mit ihm auch der in einem Schäßburger Testament 1522 genannte Johannes Buchfyrer identisch. Im Jahre 1535 bestand schon in Kronstadt eine Druckerei, in welcher Wagners griechische Grammatik gedruckt wurde. Der älteste bekannte Druck aus Hermannstadt ist ein im Jahre 1576 durch Martin Heusler und Gregor Frautlinger hergestellter Einblattdruck. Im Jahre 1579 druckt schon in Bartfeld David Guttgesell und nach ihm Jakob Klös (1599). In Leutschau erscheinen um diese Zeit Schultz, Klöß und Breuer als Drucker. Eine Zeitlang war hier übrigens schon der bekannte Krakauer Drucker Schweipolt Fiol, der am Ende des XV. Jahrhunderts auftritt, ansässig. In Neusohl wird 1578 Christoph Scholtz genannt. Die Spuren der ersten Papiermühle in Kronstadt begegnen uns 1546, in Hermanstadt 1574. Im Jahre 1613 errichtet Dr. med. Sam. Spilenberg bei Leutschau eine Papierfabrik.

Ebenso haben Deutsche auf die Entwicklung des Handels, der Künste und Wissenschaften entscheidenden Einfluß geübt. Über die Obsorge für Kirchen und Schulen, die Anlegung von Büchereien u. dgl. könnte viel berichtet werden. Auch auf die ungarischen Staatseinrichtungen haben die Deutschen entscheidenden Einfluß geübt.

Diese hohe Bedeutung des deutschen Kultur-

elementes kommt auch vielfach in Urkunden und anderen historischen Quellen zum Ausdruck. Von der Zeit König Stephans I. angefangen, könnten zahlreiche Quellenzitate angeführt werden, in denen die Vermehrung der Bevölkerung und die Zunahme der Zahl der Getreuen, das Wachsen der königlichen Macht, des Ansehens und des Reichtums von den Ansiedlungen erhofft werden. Wie König Stephan I. den Deutschen die Befestigung seiner Herrschaft verdankte, so rühmt König Karl I. die Treue der Zipser und König Ludwig I. stellt den Siebenbürger Sachsen das Zeugnis aus, daß auf ihnen die Grenzen des Reiches wie auf festen Säulen ruhen. Ebenso urteilten gerechte und besonnene Männer zu allen Zeiten. Der Italiener Peter Ransani, der zur Zeit des Königs Matthias Ungarn besuchte, schreibt: „Die Kaufleute und Gewerbetreibenden sind hier zumeist Deutsche, nicht Ungarn. Aus den benachbarten Ländern sind unzählige Deutsche eingewandert und haben sich wegen der Fruchtbarkeit des Landes schon in früher Zeit angesiedelt.“ Und ein anderer Bericht über Ungarn aus dieser Zeit (1463) bemerkt, daß die Deutschen „den größeren Teil des Reiches innehaben“. Er rühmt die Betriebsamkeit der Deutschen gegenüber den wenig tätigen Ungarn. Die Deutschen fördern Gewerbe, Handel und Bergwerk, „so daß sie den größten Teil der Güter im Reich besitzen“. Ihnen gehören auch die starken, ummauerten Städte mit guten Häusern. „Mit Recht kann man sagen, daß mit Ausnahme dieser Städte der Deutschen in Ungarn nichts Erwähnenswertes ist.“ Auf deutscher Grundlage beruht also das ganze städtische Kulturleben in Ungarn. Dementsprechend war die Eidesformel zur Huldigung des Königs Matthias für alle Städte des Reiches in deutscher Sprache abgefaßt (1458). Für die Hochschätzung des Bürgerstandes durch den König ist bezeichnend, daß er Vertreter der Städte zu seiner Hochzeit einlud (1476). Deutsch blieben die Städte und Märkte (mit wenigen Ausnahmen) bis ins XVII. Jahrhundert.

Um 1730 stellt der ungarische Geograph und Historiker Matthias Bel an zahlreichen Stellen seines monumentalen Werkes den Deutschen ein glänzendes Zeugnis aus. „Es ist bekannt“, sagt er, „daß die Städte Ungarns fast ohne Ausnahme deutsche Ansiedlungen waren, die durch Gewerbe und Handel gefördert wurden.“ „Wir würden undankbar sein, wenn wir leugnen würden, daß sämtliche freien und königlichen Städte in dem Maße an Reichtum und Kultur zunahmen, in welchem sie deutsche Ansiedler aufnahmen.“ „Die ungarischen Könige haben die Deutschen gefördert wegen der Kenntnis der Gewerbe, in denen die Ungarn völlig unerfahren waren.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Die Könige förderten die Sachsen, da sie sahen, daß diese ein fleißiges Volk waren und in der Erfüllung der Pflichten die Ungarn übertrafen.“ Ebenso rühmt Bel an anderen Stellen die Unentbehrlichkeit der Deutschen für die Erhaltung des Staates und betont, daß sie willig ihren Pflichten nachkommen und die Gesetze achten. Den deutschen Fleiß und die deutsche Kunstfertigkeit rühmt er wiederholt. Hier sei nur noch hervorgehoben, was er über den Einfluß der Deutschen auf die Entwicklung des Bergbaues im Komitat Sohl sagt: „Durch dieses arbeitstüchtige Volk wurde das wilde Waldland so kultiviert und bevölkert, daß es „Klein-Sachsen“ (Parva Saxonia) genannt wurde. Wer über unsere Sachsen ungünstig urteilt, läßt sich von der Leidenschaft hinreißen oder ist völlig unerfahren in der heimischen Geschichte. Weil heute Neusohl und Libethen entdeutscht sind, erleiden die Bergwerke großen Schaden. Die Ungarn glauben nämlich, daß sie nicht zur Bergwerksarbeit geboren sind, die Slawen beschäftigen sich auch wenig mit ihr; deshalb müssen die Einkünfte von den Bergwerken umsomehr abnehmen, als die Zahl der Deutschen schwindet. Daher wäre es gut, nach dem Beispiel der alten Könige für die Bergwerke Sorge zu tragen, indem man neue Nachschübe von Sachsen herbeiriefe.“ Und bei der Behandlung der Geschichte von Pukanz im Komitat Hont führt Bel aus: „Sobald in den Türkenkriegen die sächsische Bevölkerung hingemordet worden war, schwand völlig der Betrieb des Bergwesens: aus einer Bergstadt wurde ein Bauerndorf. Statt den Bergsegen auszunützen, wurde ‚Palinka‘ (Branntwein) in solchen Massen gebrannt, daß sie damit weithin in Märkten und Dörfern Handel trieben.“ Man kann diese Stelle Bels nicht lesen, ohne mit Wehmut daran zu denken, welches frohe und an Erfolgen reiche Leben hier einst der deutsche Bergbau hervorgerufen hat, während die „Palinka“ einen großen Teil der slawischen Bevölkerung dieser Gegenden gegenwärtig zur Untätigkeit und Armut verdammt. Wie in dem Werk von Bel, so wird auch in einer andern ungarischen Geographie, die im XVIII. Jahrhundert mehrmals aufgelegt wurde, der Fleiß und die Betriebsamkeit der Deutschen gerühmt. Die Deutschen in den Komitaten Wieselburg, Eisenburg und Tolna, also auch schon die Neuansiedler des XVIII. Jahrhunderts, werden wegen ihres außerordentlichen Eifers im Landbau gelobt. Die deutschen Bewohner beider Metzenseiten waren durch ihre Tüchtigkeit im Bergbau, vor allem aber als treffliche Pflasterer von Straßen bekannt.

Doch eine viel beredtere Sprache als diese und ähnliche Zeugnisse sprechen die zahlreichen

deutschen Lehnwörter im ungarischen Sprachschatze. Sie verkünden untrüglich, wie groß der deutsche Einfluß auf alle Zweige der Kulturentwicklung war. Hier möge nur eine kleine Auswahl dieser Lehnwörter angeführt werden.

Landwirtschaft: major, Meier; forverk, Vorwerk, Gehöft; föld, Feld, Ackerfeld; csür, Scheuer; kumet, Kummet (Holzjoch); furmány, Karren (von Fuhrmann); forspont, Vorspann; hüvetér, Hüter, Hirt; héhël, Hechel (Wollkamm); költör, Kelter; muszol, mosteln, Trauben quetschen; ánslóg, Einschlag (beim Schwefeln des Weines); gantár, Ganter, Lagerbaum im Keller.

Bergwerk: bánya, Bergwerk, (Wanne, Grube); perekmester, Bergmeister; hotymán, Hutmann; hevér, Häuer; érc, Erz; hold, Halde; letjö, Leite, Bergabhang; istoly, Stollen; gyeng, Erzgang; fést, First (oberer Teil der Stollen); ort, Ort (Grubenende); huta, Hüttenwerk; dón, Dohne (Bretterboden im Bergwerk); stömpöly, Stempel (Stützholz in den Gruben); fárt, Fahrt (Leiter des Bergmannes); pomp, Pumpe; kuncs, Kunst (Maschine beim Bergbau); hant, Hund (Wagen der Bergleute); fájszli, Fäustel (Fausthammer der Bergleute); garac, Kratze (Werkzeug); sádol, scheiden (erzhältiges Erz vom tauben).

Handwerk, Kunstgewerbe: pék, Bäcker; licitér, Lebzelter; cëmëmány, Zimmermann; csiszlér oder tislér, Tischler; bognár, Wagner; borbély, Barbier; pallér, Polier, Werkmeister; majszter, Meister; fusër, Pfuscher; fajron, Feierabend (kärntn.-österr. feirámp); likpradli, Lichtbratel (d. i. der Braten, den der Meister seinen Gehilfen im Herbst beim Beginn der Arbeit bei Licht spendet); slajfol, schleifen; majorol, mauern; majorpank, Mauerbank; malter, Mörtel; cëmënt, Zement; fajfa, Pfeife (Spule im Webeschiff); cicpad, Sitzbank (Weberausdruck); mangol, mangeln, rollen (glätten); stomp, Stampfmühle; malomsánc, Mühlschanze; fluder, Fluder (Gerinne); pank, Werkbank; hókony, Hacke (Beil); bindasz, Bindaxt; bóler, Bohrer; korincsang, Kornzange; grundgyalu, Grundhobel; citling, Ziehklinge; vinkli, Dreieck der Zimmerleute; cirkli, Zirkel; glószpapir, Glaspapier zum Glätten; model, Model; pemzli, Pinsel; grifli, Griffel; knajp, Kneip (Schusterwerkzeug); falc, Falz, (Gerbermesser); csára, Scharre (Werkzeug des Sattlers); dok, Docke (bei der Drehbank); múter, Schraubenmutter; sróf, Schraube; tégely, Schmelztiegel; drót, Draht; plék, Blech, pant, Band, Radband; raf, Radreif; bálkony, Balken; col, Zoll, Zollstock; lajtorja, Leiter.

Handel: handlé, Händler; kalmár, Krämer; fukar, Wucherer, Großhändler (bayr.-österr. Fucker); tandler, Trödler; grajzlar, Greisler; bódé, Bude (auf dem Markt); auszlág, Warenauslage; pudli, Pudel (Pult, Verkaufstisch); fórmark, Vormarkt; font, Pfund; lot, Lot, Gewicht; fertály, Viertel (Maß); ejtel, Achtel (Maß); tonna, Tonne (im Handel); ort, Ort, ein Viertel einer Münze; hering, Hering; stráfszekér, Streif(Last)wagen.

Häusliches Leben: fórcímer, Vorzimmer, fórház, Vorhaus; gador, Gatter, Gang, Durchfahrt (Torweg); ferslóg, Verschlag; koh, Kochofen; frustuk, Frühstück; gersli, Gerstl (Graupen); veknyi, Wecken, Brot; kifli, Kipfel (Gebäck); báb, Babe (Backwerk); prézli, Semmelbröſel; fánk, Pfannkuchen; cibak, Zwieback; núdli, Nudeln; nyukli, Nocken; snicli, Schnitzel; sonka, Schinken; láda, Lade, Kiste, Truhe; barosta, Bürste; légely, Legel (Holzgefäß); vanna, Wanne (Gefäß); saffel, Schaffel (Gefäß); sirhang, Schürhaken; flaska, Flasche; fejtö, Pfaid (Kleid); gallér, Koller, Kragen; lajbli, Leibchen, Weste; örömleibli, Ärmelleibchen; mandli, Mantel, rékli, Rock; sticli, Stützchen, Handschützer; ciha, Bettüberzug, Zieche; firhang, Vorhang; fásli, Faschel, Fatsche (Wickelband); partli, Bartel (für Kinder).

Öffentliches Leben: polgár, Bürger; geréb, Gräf, Dorfrichter; gróf, Graf; hercëg, Herzog; fáre, Pfarrhaus; kasznár, Kastner (Verwalter); fester, Förster; felcser, Feldscher; bakter, Nachtwächter; sintér, Schinder; hënger, Scharfrichter; pelengér, Pranger; ortály, Urteil; móring, Morgengabe; palánk, Planken, Damm; várta, Warte; torony, Turm; mozsár, Mörser, Geschütz; alabárd, Hellebarde; ispotály, Spital; hóstat, Hofstadt, Vorstadt; flaszter, Pflaster (Gehweg); farsang, Fasching; brudersaft, Bruderschaft.

R. F. Kaindl (Czernowitz).

Rundschau.

18. Mai. Der Wahlreformausschuß beschließt mit 36 gegen 2 Stimmen das Eingehen in die Spezialdebatte der Wahlreformvorlagen.

19. Im Wiener Arsenal wird das Denkmal des Generalartilleriedirektors Vinzenz Freiherrn von Augustin enthüllt. — Feier des fünfzigjährigen Künstlerjubiläums Ludwig Martinellis in Wien. — Die Unabhängigkeitspartei im ungarischen Abgeordnetenhaus konstituiert sich und wählt Franz Kossuth zu ihrem Präsidenten. — Die sächsischen Abgeordneten aus Siebenbürgen treten der Verfassungspartei bei.

20. Niederösterreichischer Weinbautag in Wien. — Reichskonferenz der Zionisten in Wien. — Die Parteien im ungarischen Reichstag konstituieren sich. Koloman Szell

wird zum Präsidenten der Verfassungspartei, Graf Aladar Zichy zum Präsidenten der Volkspartei und Dr. Th. Mihaly zum Präsidenten des Nationalitäten-Klubs gewählt.

21. Erste Sitzung des ungarischen Reichstages.

22. Der Chef des preußischen Generalstabes, Generalleutnant Helmuth v. Moltke, trifft als Gast des Kaisers in Wien ein. — 407. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über das Programm der Regierung. Eine Interpellation, betreffend die Konfiskation eines Artikels über das Leben des heil. Dominikus, wird in geheimer Sitzung verlesen. — Der Monarch eröffnet in der Ofner Burg den ungarischen Reichstag mit einer Thronrede.

23. 408. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Nachdem die Abhaltung einer geheimen Sitzung zur Verlesung der Interpellationen abgelehnt und der Einlauf wörtlich verlesen worden war, hält Abg. Pacher eine Obstruktionsrede, um die Beratung der Nordbahnvorlage, welche auf Antrag der Polen als erster Punkt vor der Gewerbenovelle auf die Tagesordnung gesetzt worden war, zu verhindern. Es wird sodann beschlossen, die Gewerbenovelle als ersten Punkt der Tagesordnung der nächsten Sitzung zu stellen. — Die österreichische Zentralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen fordert, daß die Zollgemeinschaft mit Ungarn gelöst und die Handelsbeziehungen durch Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Reichshälften mit Zugrundelegung der strengsten Reziprozität geregelt würden. Sie erklärt sich in der Frage der „Tulpenbewegung" mit den österreichischen Industriellen solidarisch.

24. Zehnter Kongreß der polnischen sozialdemokratischen Partei in Lemberg. — Allgemeiner österreichischer Hausbesitzertag in Reichenberg. — Sektionschef Eduard R. v. Gniewosz-Olexow (geb. 1822) in Wien †.

25. Baurat Ludwig Tischler (geb. 1840) in Wien †. — 409. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Schluß der Debatte über das Regierungsprogramm. Einem Antrag der Abgeordneten Schönerer und Genossen, betreffend das Verhältnis zu Ungarn, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. — Delegiertenkongreß der Handels- und Gewerbetreibenden Österreichs und Protestversammlung gegen die Konsumvereine. Da die Polizei eine schwarzgelbe Fahne konfisziert, kommt es zu Demonstrationen vor dem Parlament. — 410. (außerordentliche) Sitzung des Abgeordnetenhauses: Wahl der Delegationsmitglieder. Dr. Lueger stellt an den Präsidenten eine Anfrage wegen der Demonstrationen der Gewerbetreibenden. Der Ministerpräsident erklärt, das Vorgehen der Polizei genau untersuchen lassen zu wollen. — Sitzung des Wahlreformausschusses. Der Ministerpräsident macht eine Reihe von Kompromißvorschlägen. Die Zahl der Mandate des Abgeordnetenhauses soll auf 495 erhöht werden. — Der Wiener Männergesangverein gibt in Queens Hall in London ein Konzert.

26. Die Österreichisch-ungarische Bank setzt die Bankrate von 4½ auf 4 Prozent herab.

27. Die beiden Ministerpräsidenten verhandeln in Wien über die Frage eines selbständigen ungarischen Zolltarifes. Nach einem Kronrat läßt die ungarische Regierung erklären, daß ein beide Teile befriedigendes Übereinkommen zu stande gekommen sei.

28. Die österreichische Regierung erklärt offiziell, daß eine Einigung der beiden Regierungen in der Zolltariffrage nicht erzielt worden sei. Da die Krone zu gunsten der ungarischen Regierung entscheidet, überreicht Prinz zu Hohenlohe dem Kaiser seine Demission. Die Mitglieder des Kabinetts erklären sich mit dem Präsidenten solidarisch. — 59. Sitzung des Herrenhauses: Die Minister sind nicht erschienen, es wird daher beschlossen, die Debatte über die Erklärungen des Ministerpräsidenten in der letzten Sitzung von der Tagesordnung abzusetzen. Wahl der Delegationsmitglieder.

29. Da die angesetzte Sitzung des Abgeordnetenhauses vom Präsidenten abgesagt worden war, versammeln sich eine Anzahl Abgeordneter unter dem Altersvorsitz des Abgeordneten Prade im Sitzungssaal und entsenden nach kurzer Debatte eine Deputation zum Präsidenten, um die Einberufung einer Sitzung zu fordern. Graf Vetter erklärt, wegen der äußerst schwierigen politischen Situation keine Sitzung einberufen zu können. — Auf Einladung des Abgeordneten Dr. Kathrein findet eine Obmännerkonferenz statt, in welcher ein Subkomitee zur Ausarbeitung eines Dringlichkeitsantrages eingesetzt, die Abhaltung einer Sitzung des Abgeordnetenhauses verlangt und der Wunsch ausgesprochen wird, daß für den Fall der Vertagung des Hauses darauf hinzuwirken sei, daß die gewählten Delegationsmitglieder ihre Mandate niederlegen mögen. — Feierliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien. — Landwirtschaftlicher Genossenschaftstag in Wien. Bei der Eröffnung hält Dr. Lueger eine sehr scharfe Rede gegen Ungarn. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus entwickelt der Ministerpräsident Dr. Wekerle das Programm der Regierung. Die Regierung stehe auf dem Standpunkt, daß „das wirtschaftliche Verhältnis zu Österreich womöglich in Form eines Handelsvertrages geregelt werden solle". Die Regierung legt dem Hause einen Gesetzentwurf über den autonomen ungarischen Zolltarif vor.

30. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht das kaiserliche Handschreiben, durch welches die Demission des Gesamtministeriums angenommen und die Minister mit der Fortführung der Geschäfte betraut werden. — In Cilli wird der konservative Slowene Dr. Anton Korošetz mit 19.153 von 29.115 abgegebenen Stimmen zum Reichsratsabgeordneten aus der allgemeinen Kurie gewählt. — 411. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der vom Subkomitee der Obmännerkonferenz ausgearbeitete Dringlichkeitsantrag, in welchem gegen das Vorgehen Ungarns in der Zolltariffrage entschiedenste Verwahrung eingelegt und gefordert wird, daß das Haus nicht vertagt werde, wird angenommen. — Konferenz der Delegierten der assoziierten Akademien der Wissenschaften in Wien. — Der Klub der kroatischen Nationalpartei löst sich auf.

31. Konteradmiral Hermann v. Jedina (geb. 1847) in Graz †. — Erzherzog Franz Ferdinand vertritt den Kaiser bei der feierlichen Vermählung des Königs Alfons XIII. von Spanien mit der Prinzessin Ena von Battenberg in Madrid. — Adolf v. Sonnenthals fünfzigjähriges Wirken am Burgtheater wird gefeiert. — Das Handelsvertragsprovisorium zwischen Österreich-Ungarn und Serbien wird auf diplomatischem Weg stillschweigend bis auf weiteres verlängert.

*

Zur politischen Lage. Infolge der zu gunsten des ungarischen Ministeriums erfolgten Entscheidung der Krone hat das Ministerium Hohenlohe seine Demission gegeben. Die lebhaften Sympathiekundgebungen, die aus allen Teilen Österreichs über das Vorgehen des Ministeriums und insbesondere seines Präsidenten laut werden, zeigen, daß seine Haltung in der Zolltariffrage und seine Stellungnahme gegen Ungarn von der Bevölkerung durchwegs gebilligt werden. Was langjährige Versuche, vielfache Verhandlungen nicht vermochten, hat nun das energische Eingreifen eines neuen Mannes, des Freiherrn Max Vladimir Beck, den man längst für einen „Kommenden" gehalten, in wenigen Tagen zu stande gebracht. Österreich besitzt ein parlamentarisches Ministerium, das durch seine Zusammensetzung von dem Vertrauen der wichtigsten Gruppen des Abgeordnetenhauses getragen wird und welches daher mit Aussicht auf Erfolg an die Lösung der schweren Fragen herantreten kann, die seiner harren: die Wahlreform und den Ausgleich mit Ungarn.

— v —

Die Situation in Serbien hat sich in den letzten Tagen für Österreich merklich verschlechtert. Solange die Verschwörerfrage nicht gelöst war, blieb die Stellung des Ministeriums Pašić eine immerhin prekäre, und der Ausgang eventueller Neuwahlen für die Skupschtina war ungewiß. Denn ehe diese, die Gemüter in Bann haltende Frage nicht aus der Welt geschafft war, konnte Pašić nicht darauf rechnen, sich durch Auflösung der Skupschtina eine Mehrheit zu schaffen, welche seiner Widerstandspolitik gegen Österreich bis zu den äußersten Konsequenzen folgen und das Land einem Zollkriege ausliefern würde. Dieser Umstand hätte Pašić schließlich zur Nachgiebigkeit gegen die österreichisch-ungarischen Forderungen gedrängt. Die beschleunigte Schlichtung der Verschwörerfrage war also gegenwärtig mit einer schweren Schädigung wichtiger wirtschaftlicher Interessen Österreichs gleichbedeutend. Nun ist es dem Einflusse der italienischen Diplomatie leider gelungen, schon jetzt die Pensionierung der in erster Linie an dem Königsmorde beteiligten fünf Offiziere durchzusetzen, obwohl auch König Peter lange Zeit daran festgehalten hatte, daß vorerst das Verhältnis zur Monarchie zu regeln sei. Nun ist die Verschwörerfrage gelöst, Pašić hat nicht mehr den Widerstand der „Anti-Konspiratoren" zu befürchten. Und die Bahn ist frei für eine eventuelle Politik der wirtschaftlichen Expulsion Österreichs aus Serbien. Chl.

Gedanken zur Zeitgeschichte. In dem häuslichen Jammer, der während der letzten Wochen auf uns lastete, hatten wir wenig Lust und Muße, uns um das Ausland zu kümmern. So geschah es, daß ein Ereignis fast unbeachtet blieb, das immerhin rege Aufmerksamkeit verdient hätte: die Abrüstungsdebatte im englischen Parlament. Es ist wahrhaftig nichts Alltägliches, wenn beide Häuser des Parlaments der größten Seemacht in voller Übereinstimmung mit dem Kabinett sich für eine internationale Verständigung behufs gleichmäßiger Reduktion der Wehrauslagen aussprechen. Friedensduselei und Ideologie, die sich an hübschen Gemeinplätzen berauscht, war niemals Sache der Briten, und im südafrikanischen Krieg haben sie gezeigt, mit welch grausamer Entschlossenheit, mit welch unerbittlicher Konsequenz sie auch den Kriegspfad beschreiten, wenn es eine vitale Notwendigkeit des Reiches gilt. Dieses Volk hat die „Energie der Klauen und Zähne", wie ihm sein eigener Sohn Herbert Spencer vorgeworfen hat. Aber schließlich wird auch der Engländer nachdenksam, wenn er erfährt, daß infolge der stets wachsenden Wehrausgaben die Staatsschuld innerhalb des letzten Jahrzehnts von 652 auf 789 Pfund, das Marinebudget seit 1902 von 31 auf 42 Millionen Pfund Sterling gestiegen ist. Innerhalb eines Dutzends Jahre sind die Ausgaben der Seemächte für ihre Kriegsmarinen von 48·5 auf 102 Millionen Pfund angewachsen! Daß das so nicht weitergehen kann, war der Refrain aller Kandidatenreden in der letzten britischen Wahlkampagne, und der fulminante Sieg der liberalen Partei sowie der Einzug einer starken Arbeitergruppe legt den Liberalen die Pflicht auf, sich auch heute jenes Refrains zu erinnern. Was freilich Konkretes geschehen soll, um dem Ziel näher zu kommen, darüber herrscht recht wenig Klarheit und Übereinstimmung. Man denkt, so scheint es, an einen Antrag für die nächste Haager Konferenz, wonach sich jede Signatarmacht verpflichten soll, etwa 5 Jahre hindurch ihr jährliches Friedensbudget für Land, Heer und Marine auf eine bestimmte Quote des Durchschnitts der letzten 3 Jahre einzuschränken. Leider kann man nicht behaupten, daß die englische Debatte ein allzufreundliches Echo in der öffentlichen Meinung der andern Länder geweckt hätte. Der Grund ist sehr durchsichtig. England ist in betreff seiner Wehrmacht zur See gewissermaßen saturiert. Es hat einen ungeheuren Vorsprung, den es selbstverständlich bei gleichmäßiger Reduktion der Wehrauslagen aller Staaten beibehalten würde. Man denke nur, daß beispielsweise England heute 55 Schlachtschiffe erster Klasse hat, gegen 19 französische und 18 deutsche; daß England 28 Panzerkreuzer besitzt gegen 19 französische und 6 deutsche; daß das Verhältnis bei den gedeckten Kreuzern erster Klasse 21 zu 7 zu 0, bei den gedeckten Kreuzern zweiter Klasse 46 zu 14 zu 14, bei den Zerstörern 143 zu 31 zu 43 ist. Diese Tatsachen sind insbesondere den Deutschen geläufig, und wie wenig man in Deutschland daran denkt, dem Ideal einer starken Kriegsflotte zu entsagen, beweist die eine Tatsache, daß der Deutsche Flottenverein im abgelaufenen Jahre um eine Viertelmillion Mitglieder zugenommen hat; die Verhandlungen in der diesjährigen Hauptversammlung des Flottenvereins, die am 20. Mai zu Hamburg stattfand, zeigen ungebrochene Begeisterung. Sogar demokratische Blätter, die gewiß von jeder Hurrastimmung weit entfernt sind, halten den Engländern in kühlem Ton vor, sie hätten gut reden und ihnen fiele es freilich leicht, mit ihren großen Stiebeln voranzugehen... Auch aus Frankreich ertönt kein freundlicher Widerhall. Dort faßt man die Debatte im englischen Parlament vielfach als eine höfliche, aber unverbindliche Verbeugung vor dem Friedensgedanken auf. Charles Malo erklärt, jeder gänzlichen oder partiellen Abrüstung müßte eine moralische vorangehen. Was hat man aber bisher in diesem Sinn erzielt? Das Haager

Tribunal wurde nur in Angelegenheiten von geringer Bedeutung angerufen, die ohnehin niemanden zum Appell an die Waffen veranlaßt hätten. Hingegen ist es sicher, daß in wirklichen Lebensfragen und in Fragen der nationalen Ehre jede Berufung an die Haager Instanz vergeblich wäre. Wie wollte man auch einen Schiedsspruch durchsetzen? Es bliebe doch nur das einzige Mittel der effektiven Gewaltanwendung, und so wäre das Ergebnis jedes Versuches, die Waffen zu vermeiden, gerade der Appell an die Waffen. Der Grundfehler der Friedensbewegung – man beachte hier das deutliche Schielen nach Elsaß und Lothringen — ist nach Malo der, daß sie immer den status quo sanktionieren will, den status quo mit allen seinen Ungerechtigkeiten, Naturwidrigkeiten und Anomalien, die das Werk einer siegreichen Gewalt von einst darstellen. Will man eine lebensfähige Verständigung der europäischen Staaten, so müßte eine ganze Anzahl von Grenzberichtigungen, Wiederherstellungen, Aufteilungen vorangehen, damit alle die Gehässigkeiten, Empfindlichkeiten und Rivalitäten beseitigt werden, die in der Vergangenheit wurzeln ... Das alles klingt nicht nach freudiger Zustimmung. Trotz alledem ist die Londoner Debatte ein wichtiges Vorspiel zur nächsten Haager Konferenz, denn sie verrät, daß selbst die reichste Nation Europas die eiserne Rüstung kaum mehr zu tragen vermag. Sie ist der Aufschrei eines Starken und eben darum das eindrucksvollste Plaidoyer dafür, daß man auf dem Wege zum fernen Ideal nicht innehalte. Vor allem aber rechtfertigt diese Debatte die Hoffnung, daß England mit einem konkreten Programm vor die Konferenz treten und hiedurch die Abrüstungsfrage aus dem Felde unverbindlicher Redensarten auf das Gebiet positiver Entscheidungen werde verlegt werden. –l.

*

Deutsches Volkstheater. Das dritte Preisstück war „Der Stein von Pisa" von Leo Feld. Dieses dreiaktige Vers- und Tändelspiel stammt von einem tüchtigen Kenner des Theaters. Es hat nur eine Schwäche, eine angeborene, vom Verfasser her: es mangelt ihm Natur. Seine liebenswürdige, stilvolle Schönheit ist sehr reizend; es birgt Gedanken voll Reife und Inhalt; facettiert, klang- und farbenreich ist die Diktion; um aber eingreifend zu wirken, ist der Herzschlag des Dramas zu schwächlich, mangelt ihm eigenes Leben. Ein sehr kultivierter, sehr begabter Eklektiker formte hier nach Shakespeareschen Lustspielen und räucherte Geist im Stil der Jungwiener Infanten-Neuromantik. Zu ehrlich und künstlerisch, um bloß ein technisch wirksames Theaterstück im Renaissancekostüm hinzuschleudern, etwa wie sich das Quattro- und Cinquacento bei Blumenthal oder Schönthan ausnimmt, bleibt Feld doch hinter Fulda zurück.

Das sind die Mängel. Bei ihrer Aufweisung stieß man deutlich genug auf die Qualitäten dieses Stückes. Wenn hier überhaupt Kritik möglich ist, so beweist dies nur den Wert der Arbeit.

Um einen hübschen Einfall von einem heiligen Stein, der erblindet, wenn von einer ungetreuen Frau berührt, hat Feld eine umständliche Liebeskomödie und Staatsaktion gemacht. Weniger Politik und mehr Liebe hätte den Erfolg gekräftigt. Das Stück lag bei den ungetreuen Frauen von Pisa.

Die Darstellung nahm sich mit Liebe und Fleiß an. Die Herren Kramer und Höfer spielten ihre guten Masken mit schönen Zügen, mit Shakespeareschen Zügen. Feuer und Mannhaftigkeit zeichneten den Volpone des Herrn Kutschera aus. Die Damen Galafrés und Hannemann posierten sehr trefflich graziösen Stil; mehr ward nicht gefordert. –lz–

Gastspiel des Berliner Lessing-Theaters. („Und Pippa tanzt.") Ein einst fleißiger Theatergänger wurde neulich gefragt: warum man ihn denn gar nirgends mehr sehe? Ich habe mir – sagte er – „Die Kameraden", „Kater Lampe", „Den verlorenen Vater" angesehen; ich wüßte nicht, was heuer sonst – ? – – Ich decke meinen theatralischen Jahresbedarf jetzt bei den Berlinern. Nicht, daß Sie glauben, mit einem Auslandsnarren es zu tun zu haben! Mit unserm Burgtheater Vergleiche anzustellen ist einfach lächerlich; aber – was nützt mir das kostbare Instrument, wenn „Die Schuldigen" des Herrn Triesch darauf gespielt werden? – – Das Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt" hat der arme rationalistische Verstand unverständlich gefunden. Als ob das Märchen was durchaus greifbar Dreidimensionales sei! Die Verwandtschaft des Geheimnisvollen mit dem Anmutigen, des Großartigen mit dem Lieblichen, des Tiefsinnigen mit dem Schlichten nicht allein den wunderbaren Reiz aller Märchen ausmache! Das Wunderbare ist das Märchen. Der Schluß des Novalisschen „Ofterdingen" mit seiner blauen Blume und dem Karfunkelstein, das Goethesche „Märchen" sind „unverständlich", irrationell, sind holde Ausgeburten erhabener Phantasie, höchstes Spiel dichterischen Fluges. Kein Zeitgenosse hat die Distanz, hat das richtige Gefühl dem Hauptmannschen Gedicht die Zukunft ab- oder zuzusprechen. Wer's empfindet, fühlt den Dichter, hat den innern Blick für den Zauber seines Werkes; wer stumpf bleibt, hat die deutsche Romantik verschwitzt; ein Glück für die, daß auf dem zweiten Teil des „Faust" die Autorität Goethes ruht.

Hauptmann hat das Drama der kleinen Pippa schon ein paarmal geschrieben; es steckt in „Einsame Menschen", in der „Versunkenen Glocke", in „Michael Kramer". Es ist wieder das alte Hauptmannsche Motiv aus Wollen und Können; auch die Pippa ist das Drama vom Zweifel an der Zulänglichkeit der Kraft. Und die Glashütte ist des Dichters eigene Seele, wo sich seine Werke, wie aus Geheimnissen einer urgermanischen Natur heraus, formen.

Wer saß noch nicht in dunkler Nacht und sah von ungefähr ein Fünklein aufsprühen, korybantisch wild zur Höhe tanzen? In solchem Augenblick fangen Fabeln zu spinnen an. So ein Fünklein, oder die Phantasie, oder das Genie ist die kleine Pippa. Der sonnige Süden, wo sich der Germane seit Jahrhunderten seine Sehnsucht stillt, hat diese Mignongestalt geboren. In einer Iserschenke, um Wintermitternacht, bei 18 Grad unter, bei „zum Wahnsinnigwerden" blauen Sternenhimmel, muß sie tanzen, denn da ist ein forscher Hüttendirektor, der zugreift und die Welt kennt. Kraft, Mut, Begabung sind sein, jetzt möcht' er sich die kleine Pippa ins Haus setzen: das heitere, spielende Genie. Noch ein anderer pirscht nach der schlanken Winde aus der Wasserstadt: der alte Huhn, ein Bärenhäuter, der Willensmensch, der einst durch seiner Lunge Kraft die seltsamsten Gläser blies. Sein Glasofen ist kalt geworden, und er ist irre aus Sehnsucht nach dem „Fünkla". Noch einen schneit die Winterwildnis in die Schenke; einen, der morgens den Himmel voller Geigen sieht, am Abend keinen heilen Knochen hat, den Michel Hellriegel, der im innersten Herzen auch etwas „wie so 'n verschneiter, gespenstiger Glasmacher" ist. Der seltsame Vogel ist leicht durchschaut: Hellriegel oder die deutsche Poesie, Romantik, im Gegensatz zum realistischen Direktor und dem Naturalisten Huhn. Eichendorffs „Taugenichts", Wackenroders „Sternbald", Novalis' „Ofterdingen" spuken in ihm; Jakob Böhme gab ihm auch was mit auf seine verstiegene Fahrt in die himmelblaue Sehnsucht. Zwischen Pippa und Michel gibt's Liebe auf den ersten Blick; ihm leuchtet das Fünkchen. Hellriegel rettet Pippa dann aus dem wilden Bau Huhn's, der sie geraubt hatte, und nun geht es durch den tiefen Winter ins Welschland. Sie geraten da aber ins blitzblaue Wunder, zum alten Wann, in eine E. T. A. Hoffmann-Atmosphäre. Wann sieht und weiß alles: er braucht bloß in seinem „Registrator" nachzuschlagen und aus seinem „tausend Meter hohen, mitteldeutschen Observatorium" die Welt betrachten, um unterrichtet zu sein. Also sozusagen die Wissenschaft. Wann ist die Welt als Wille; der junge Fant Hellriegel jene als Vorstellung; er wähnt zu schieben und wird geschoben. Denn als er im Schnee stecken geblieben, hat ihn der alte Wann an einem Seil zu sich gezogen; der Himmelsfahrer glaubt freilich, das Gebrüder Grimmsche Wunderknäuel in seinem Ränzel habe das bewirkt. Der Direktor resigniert; mit seinem praktischen Verstand geht er wieder auf realen Boden über. Wann gibt Hellriegel ein Gondelschiffchen in die Hand. Pippa, seine Muse, Inspiration, bläst ihm den Zauberwind in die Seele und führt Michel — als Dichter, Halluzinierten — ein in die traumumflossene Venezia. Die Wissenschaft verliebt sich beinahe in Pippa, die Phantasie, doch — — —

„Als Bilder schwebet mir vorbei,
Solang noch Bild, nicht Wesen, meine Seele ist,
Nicht klares, unsichtbares Element allein."

Wann will dem Pärchen weiterhelfen. Aber Huhn hat sich eingeschlichen und will Pippa zum Tanzen zwingen. Der dunkle Huhn wird vom lichten Wann gefällt; um ihn ganz unschädlich zu machen, holt er einen „Höheren", den Tod, herein. Da rafft sich der alte Urian, der wilde Naturdämon noch einmal auf — — „er schürt in d'r Asche. Uf eemal stieg noch a Fünkla, a winziges Fünkla auf" und es reißt Pippa zum Tanzen und sie dreht sich und die Erde pocht dröhnend und furchtbar wie das Herz des Huhn, bis das Fünkchen ins Dunkle verflogen, Pippa auslöscht und tot ist. Michel ist an dem klingenden, scharfen deutschen Winter erblindet; er ist selig wonnetrunken in seiner Traumwelt. Wann, der mit Schatten vermählte, vermählt ihn mit Pippas Schatten; Hellriegel wandelt dann blind und doch mit dem inneren Blick gesegnet ins Sonnenland.

Die Geschichte der kleinen Pippa ist sehr einfach. Das Motiv dazu mag sein: „Ich bin a Spuk und du bist a Spuk, die ganze Welt ist ein Spuk, nichts weiter." Laßt uns Freude haben, am Übersinnlichen, wenn es nur bunt und von innerer Musik ist.

Rudolf Holzer.

Österreichische Rundschau, Heft 84, 85. Redaktionsschluß 2. Juni 1906. Ausgegeben 7. Juni 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Die Franzensbader Abteilung der österreichischen Ausstellung in London wurde am 19. Mai von König Eduard einer eingehenden Besichtigung gewürdigt, der seine vollste Anerkennung über den Kurort und dessen Ausstellung aussprach.

Berliner Studenten haben den Versuch unternommen, akademische Studienfahrten nach Griechenland und Italien zu veranstalten und machen durch Anschlag am schwarzen Brett der meisten deutschen Universitäten und technischen Hochschulen das Programm bekannt. Diese Fahrten sind nicht etwa für Archäologen gedacht, sondern in der Weise, daß jeder, der sich für eine solche Reise interessiert, diese bisher noch nie gebotene Gelegenheit wahrnehmen sollte. In weiten Kreisen hat die Idee schon Beifall gefunden und auf vielseitigem Wunsch können sich nun auch Damen daran beteiligen, ohne daß Programm oder sonstige Zwecke der Fahrten dadurch eine Änderung erleiden. Maßgebende Persönlichkeiten, wie Prof. Dörpfeld, haben ihre Unterstützung zugesagt. Es sind zwei Reisen von je 25 Tagen, Anfang und Ende August geplant. Das Programm ist mit großer Sorgfalt ausgewählt, die Besichtigungen geschehen in kleinen Gruppen, beste Verpflegung auf dem Dampfer und am Lande in erstklassigen Hotels. Bei der Fülle und Qualität des Gebotenen ist der Preis von M. 630·—, worin alles inbegriffen ist, ein außerordentlich niedriger. Für Herrschaften, welche sich nicht von Berlin aus anschließen, tritt eine entsprechende Berechnung ein. Prospekte bei den Universitätspförtnern und weitere Auskünfte durch Johannes Heinze, cand. phil., Berlin O. 54, Alte Schönhauserstraße 43/44.

Büchereinlauf.

Geschichte der deutschen Dichtung zum Gebrauche an österreichischen Lehranstalten und für das Selbststudium. Von Dr. Franz Prosch, k. k. Gymnasialdirektor. Dritter Teil. Von Schillers Tod bis zur Gegenwart. Wien, 1906. Karl Graeser & Kie.

Volkswohlfahrt und Volksgeselligkeit nach den Erfahrungen des Dresdener Vereines „Volkswohl". Mit 26 Bildern und 1 Plan. Herausgegeben vom Vereine „Volkswohl". Dresden, 1906. In Kommission bei O. V. Böhmert.

Nicolas Chamfort. Aphorismen und Anekdoten. Mit einem Essai von Hermann Eßwein und einem Porträt. München, 1906. R. Piper & Co.

Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie. Mit Benützung älterer Übersetzungen herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit acht Abbildungen nach antiken Bildwerken. München, 1906. R. Piper & Co.

Shakespeares Wandlung. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Hermann Horn. Stuttgart, 1906. Strecker & Schröder.

Kurt Havenstein. Dunkle Wonnen. Bekenntnis eines Verzweifelnden. Berlin, 1906. Hermann Walther. G. m. b. H.

Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Leipzig. Velhagen & Klasing.

Der Messiaszüchter und andere Novellen. Von Wilhelm Weigand. München, 1906. Georg Müller.

Adolf Pichler. Wanderbilder. Aus dem Nachlasse. München, 1906. Georg Müller.

Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Von Isolde Kurz. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München, 1906. Georg Müller.

Im Bannkreis der Musik. Münchener Roman. Von Paula Laufen. München, 1906. Georg Müller.

Vielleicht auch träumen. Verse. Von Sophie Hoechstetter. Mit einem Porträt. München, 1906. Georg Müller.

Adolf Pichler. Marksteine. Gesammelte Dichtungen. München 1906. Georg Müller.

Die Musik in Böhmen. Von Richard Batka. Mit sechs Vollbildern und sechs Faksimiles. Berlin, 1906. Bard, Marquard & Co.

K. Lamprecht. Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, Gesamtansicht. Freiburg i. B., 1906. Hermann Heyfelder.

Ausstellung deutscher Kunst. Aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der königlichen Nationalgalerie. Berlin, 1906. Herausgegeben vom Vorstand der Deutschen Jahrhundertausstellung. Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi. München, 1906. F. Bruckmann. A.-G.

Nadeschda Bachini. Roman. Von Gerhard Ouķama Knoop. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Emil Zola. Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Alfred Vizetelly. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Hedda Möller-Bruck. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

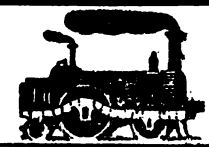
Das Glück der Jahnings. Roman. Von Georg von der Gabelentz. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Kurt Martens. Kreislauf der Liebe. Eine Geschichte vom besseren Menschen. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

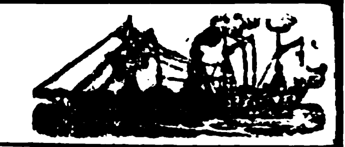
Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 86, 87, 16. Juni 1906.

[In]serate-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
[In]sertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 Seite K [4..], [1/2] Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.





Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffnet.
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und Kohle[n]säurebäder.
Prospekt gratis durch die städtische Ku[r]verwaltung.

Johannisbad, Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 650–708' Seehöhe, Ö. N. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Das erste Moorbad der Welt
Franzensba[d]
besitzt die stärksten Stahlquellen, lei[cht] verdauliche Eisensäuerlinge, alkali[sche] Glaubersalzwässer, Lithionsäuerlin[ge]. Natürliche, kohlensäurereichste Sta[hl-], Mineral-, Sol- und Strombäder, he[il-]kräftige Moorbäder, Dampf-, Heißlu[ft-], elektrische Wannen- u. Lichtbäder, medi[ko-]mechanisches Institut, Inhalatori[um]. Österreichs hervorrag. Herzheilba[d]. Bewährt bei: Blutarmut, Bleichsu[cht], Rheumatismus, Gicht, Nervenkrank[h.], Frauenkrankh., Herzkrankh., Saison M[ai] bis September. Prospekte gratis.

Lussinpiccolo. Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling. Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte
Wällischhof
Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien. Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Marius Sturza. Saison Mai bis Sept.



Ab Berlin und Hamburg 4, ab Stettin 5, ab Magdeburg 7, ab Kopenhagen 6 Stunden. Bahntrajektverkehr mit Dänemark 2 Stunden. Frequenz: 19.500. Prospekte a. d. bekannten Ausgabestellen des Verbandes deutscher Ostseebäder u. a. d. Badeverwaltung.

Im vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat **dieser Größe** pro Monat M. 6.— auf 6 Mon. M. 30.— bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad. Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus &c. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn reichste Natron-Lithion-Quelle. Hochfeines Tafelwasser. Überall erhältlich! Eigene Niederlage: WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Ortsalleinverkäufer für großart. Patent-Massenartikel gesucht. 50% Verdienst. Behördl. empfohle[n]. Laden, Kapital unnötig. Offerte un[ter] Nr. 1720 befördert Daube & Co., Köl[n].

Verlagsbuchhandlung CARL KONEGEN (ERNST STÜLPNAGEL) Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LINDA MURRI

Das Verhängnis meines Lebens

Aufzeichnungen aus dem Kerker

Herausgegeben von LUIGI DI SAN GIUSTO. Autorisierte Übersetzung von E. LEIMDÖRFER und G. PARDO

448 Seiten Oktav. Preis K 4·20 brosch., K 5·40 eleg. geb.

»Eins der lebendigsten, wichtigsten Bücher ist vor kurzem erschienen: ein Eheroman mit blutigem Ausgang; und die Frau schreibt ihn, deren Bruder ihren Gatten tötete. Eines Tages im Kerker sieht diese Frau ihr Leben so schrecklich zusammengerafft daliegen, wie wir anderen unseres nie sehen, und eine Flamme tritt ihr auf die Zunge: sie spricht. Vor solcher Leidenschaft, solcher Innerlichkeit, vor solcher Begeisterung durch das eigene Schicksal müssen wir alle uns neigen, die wir versuchen uns und andere zu deuten. Hier hat der Schmerz über Nacht einen großen Dichter geschaffen. . Jeder, dem ein Roman keine Spielerei ist, sieht, daß dies ein echter ist, ein erlebter, einer, den nur das Genie oder die Wirklichkeit dichten konnte,« schrieb **Heinrich Mann** in einem langen, lesenswerten Feuilleton der **Münchener Neuesten Nachrichten** vom 4. März 1906 über das italienische Original.

Aufgaben der österreichischen Wirtschaftspolitik.

Von Regierungsrat Dr. Josef Grunzel.

Österreich steht heute vor riesengroßen Problemen. Die Frage der Wahlreform durchwühlt den ganzen politischen Aufbau des Staates. Ungarn sagt sich trotz aller Flickarbeit allmählich los. Aber auch draußen in der Welt bereitet sich eine neue, bei uns zu wenig beachtete Konstellation vor. Um nur von unseren nächsten Nachbarn zu sprechen: Deutschland wächst in amerikanischen Dimensionen, Italien erweitert seine Machtsphäre in der Levante, in der Ferne zeigen sich die Umrisse eines Balkanbundes ... Allen diesen Wandlungen ist ein Zug gemeinsam: sie haben einen wirtschaftlichen Untergrund, denn es gibt fast keine Politik mehr, die nicht Wirtschaftspolitik wäre. Unwillkürlich muß an uns die bange Frage herantreten, ob auch wir über das Rüstzeug verfügen für den modernen Kampf, den Kampf um die Märkte. Ich fürchte sehr, daß wir nicht in dieser Lage sind. An Vorschlägen hat es nicht gefehlt, sie haben aber in der großen Öffentlichkeit nicht die Resonanz gefunden, welche zu ihrer Durchführung nötig ist. Dazu bedarf es unermüdlicher Aufklärungsarbeit; ihr entspringt die nachfolgende rohe Skizze eines Programms jener hervorragendsten Aufgaben, welche Österreich zu lösen hat, wenn es seine Machtstellung in der Welt behaupten und befestigen will.

Die Gesetzgebung.

Was hat Österreich von der Wahlreform zu erwarten? Diese Frage ist vielleicht noch gar nicht gestellt worden, obwohl sie selbstverständlich scheint. Österreich sieht manchmal aus wie eine Aktiengesellschaft, deren Aktien an die einzelnen politischen Parteien im Verhältnis der Zahl ihrer Mandate verteilt sind, und doch gibt es außer den Parteiinteressen noch andere, vor allem die der schaffenden Arbeit. Nicht im entferntesten soll damit an die Heiligkeit jener Güter gerührt werden, die jedes Volk als solches pflegt und verteidigt. Zur Befriedigung aller Bedürfnisse reicht aber in einem Lande mit gemischter Bevölkerung die Nation nicht aus, denn ihre Aufgaben sind mehr ideeller Natur, die Wahrung der im neuen Jahrhundert immer schärfer hervortretenden materiellen Interessen ist da Sache des von der Nation abstrahierenden Staates. Er beläßt und schützt die nationale Gruppierung, verlangt aber daneben eine berufliche, und gerade diese ist zum Schaden der Allgemeinheit in dem bisherigen sterilen Nationalitätenkampfe nicht genügend zum Wort gekommen. Von der Wahlreform darf erhofft werden, daß sie durch die

Heranziehung der breitesten Schichten des Volkes zur politischen Arbeit und durch die Schaffung eines besseren Kontaktes zwischen der Hauptstadt und den einzelnen Teilen des Reiches die öffentliche Meinung von der Tyrannei bloßer Phrasen befreit und das Verständnis für die heute weltbewegenden wirtschaftlichen Fragen erschließt. Die Nationalität kann nur gewinnen, wenn der Baum kräftig wird, in dessen Ästen sie wohnt.

Ein Nachteil wird sich freilich verschärfen. Das wirtschaftliche Leben spezialisiert sich, die Gesetze werden immer komplizierter und umfangreicher, schon heute bildet die parlamentarische Durchberatung eines Steuergesetzes, eines bürgerlichen Gesetzbuches, eines Zolltarifes u. dgl. solche Schwierigkeit, daß oft die dringendsten Reformen zurückgestellt werden müssen, selbst bei voller Arbeitsfähigkeit des Parlamentes. Der Schwerpunkt wird aus den stillen Ausschüssen, die beständig über Beschlußunfähigkeit zu klagen haben, immer mehr in die öffentliche Sitzung verlegt, weil die Wähler vom Abgeordneten weniger Facharbeit, umsomehr aber eine eindrucksvolle Vertretung der anvertrauten Wünsche und Beschwerden auf der öffentlichen Tribüne verlangen. Das mag gut sein oder nicht, sicher ist, daß diese Verschiebung mit der Wahlreform neue Fortschritte verzeichnen wird, da das Verhältnis der Fachleute unter den Abgeordneten naturgemäß sinken muß, wenn einmal mit dem Grundsatz der Interessenvertretung aufgeräumt wird. Das Fachwissen wird sich mehr im Herrenhause konzentrieren, aber das Herrenhaus wird kein genügendes Korrektiv bilden, denn seiner Stellung nach wird es nur Entgleisungen des Abgeordnetenhauses verhüten und damit allerdings schätzbare Dienste leisten können.

Der richtige Ausweg wird nur gefunden, wenn die fachliche Durchberatung außerhalb des Parlamentes verlegt wird. Die großen Gesetzentwürfe sollen so vorbereitet kommen, daß das Parlament im Wesen nur ja oder nein zu sagen braucht, daß es sich an die Grundlinien der beabsichtigten Reform halten kann und Details nur aufgreifen muß, wenn es in letzter Stunde Abänderungen durchführen oder Kompromisse anbahnen will. Die Vorbereitung im Schoße der Regierung bietet keinen Ersatz, auch wenn sich die Referenten informieren und die verschiedensten Interessentengruppen zu Worte kommen lassen. Vor allem ist das auf diese Weise geschaffene Bild kein vollständiges, denn das Kleingewerbe z. B. ist fast gar nicht, die Großindustrie nur unvollkommen organisiert. Dieser Mangel wird allerdings durch den Ausbau der beruflichen Organisation gemildert werden. Unter allen Umständen bleibt aber die Schwierigkeit bestehen, daß die Voten der einzelnen Körperschaften einander widersprechen und daß ihr Gewicht nicht so leicht herausgelesen werden kann wie ihr Inhalt. Je mehr sich die staatliche Wirtschaftspolitik verbreitert und verzweigt, desto schwieriger und verantwortungsvoller wird die Entscheidung. Das hat die Regierung schon bisher gefühlt und sich für einzelne Zweige der Verwaltung als Konsultativorgane aus Interessenten gebildete Beiräte geschaffen, so den Landwirtschafts- und Industrierat, den Staatseisenbahnrat, den Zollbeirat, den Arbeitsbeirat, den Wasserstraßenbeirat u. s. w. Die Zahl dieser Bei-

räte wächst zusehends, damit wird man aber nur auf den Punkt zurückkommen, von dem man ausgegangen ist. Es werden sich neuerdings Widersprüche und Antagonismen ergeben, die nicht leichter zu beseitigen sein werden. Das richtige Forum für die Vorberatung und Detailbearbeitung aller wirtschaftlichen Gesetzentwürfe wäre ein großer Volkswirtschaftsrat, welcher alle bestehenden Beiräte absorbieren, den besonderen Aufgaben aber durch Schaffung von Ausschüssen, Komitees u. s. w. gerecht würde. Er wäre die natürliche Krönung der beruflichen Organisation, aus deren Vertretern er in erster Linie zu bilden wäre, er hätte aber auch außerdem Männer der Praxis und Theorie zu umfassen, damit alle im wirtschaftlichen Leben des Staates in Wort und Tat wirkenden Faktoren zur Geltung kommen. Sein Votum würde die Regierung der übergroßen Verantwortung entheben, welche mit großen legislatorischen Akten verbunden ist, sein Fachwissen würde verhindern, daß manches gutgemeinte Gesetz, wie es schon manchmal geschah, durch einen technischen Konstruktionsfehler unwirksam gemacht wird, seine rege Mitarbeit würde das allgemeine Interesse für die Intentionen des Gesetzgebers wecken und der späteren Durchführung des Gesetzes zu gute kommen. Die Tendenz nach Schaffung eines solchen obersten Konsultativorgans in wirtschaftlichen Angelegenheiten besteht übrigens in fast allen europäischen Staaten.

Die Verwaltung.

Die Gesetzgebung ist nicht das einzige Instrument der Wirtschaftspolitik. Wenn zwar z. B. Say behauptet, durch Gesetze schaffe man keine Reichtümer, so geht er damit zu weit, denn gerade England, das heute mit dem denkbar antiquirtesten Gesetzgebungsapparat sein Auskommen findet, ist durch Gesetze groß geworden. Wir lächeln, wenn ein Balkanstaat seinen Beamten befiehlt, nur Kleider aus heimischer Wolle zu tragen, aber ein englisches Gesetz, demzufolge jeder in England Verstorbene in einer Wolldecke einheimischer Produktion beerdigt werden mußte, wurde erst im Jahre 1814 aufgehoben. Gewöhnlich aber geben die Gesetze doch nur die allgemeinen Richtlinien für die Wirtschaftspolitik, alles übrige ist Sache der Verwaltung.

Es ist nun gewiß anzuerkennen, daß sich die österreichische Beamtenschaft trotz nationaler Zersplitterung und politischer Zerklüftung ihre alte Pflichttreue und Unparteilichkeit gewahrt hat, aber etwas fehlt ihr in der Regel, nämlich das Verständnis für wirtschaftliche Fragen. Damit ist nicht eine Kenntnis nationalökonomischer Lehren gemeint, die selbstverständlich nicht überall verlangt werden kann, wohl aber eine Kenntnis der einfachsten Tatsachen des Erwerbslebens. Als Illustrationsbeispiel wird mir immer jener Bezirkshauptmann in einem industriellen Bezirke Böhmens vorschweben, der einer Fabrik die angesuchten Überstunden mit der Begründung verweigerte, daß sich die Fabrik eingestandenermaßen um die Bestellungen beworben habe, also selbst schuld daran sei, daß Überstunden notwendig wurden. Vom rein juristischen Standpunkte konnte

er zu dieser Auslegung kommen, aber wie fremd war ihm die Welt, in welche ihn sein Beruf gestellt hatte. In Interessentenkreisen glaubt man in solchen Fällen leicht an Übelwollen, an Geldneid u. dgl., während meist nur Unverstand die Triebfeder der verfehlten Entscheidung war. Vielleicht mag dies daher kommen, daß zwischen der Beamtenwelt und den produktiven Ständen relativ wenige persönliche Wechselbeziehungen bestehen, daß noch ein gewisser Kastengeist fortlebt; Tatsache ist, daß der Beamtenschaft, besonders jener der unteren Kategorien, der alte Polizei- und Fiskalstaat tief in den Gliedern steckt. Das wirkt auch auf die Bevölkerung zurück und man kann oft beobachten, daß ein Mann, der ein Leben verdienstvoller Arbeit hinter sich hat, in einem Konfliktfalle mit der Behörde nichts Besseres von sich zu sagen weiß, als daß er Steuerzahler ist und beim Militär gedient hat.

Dieser Übelstand ist bereits erkannt oder wenigstens gefühlt worden und mancher Regierungserlaß hat Remedur zu schaffen versucht. Eine durchgreifende Änderung ist aber nur von einer allgemeinen Auffrischung des Blutes zu erwarten. In jedem Verwaltungszweige wäre ein Stab modern geschulter und tüchtiger Männer heranzuziehen, die durch ihren Einfluß und ihr Beispiel alles mit sich reißen. Ihre Aufgabe wäre es vor allem, eine expeditive Behandlung der Geschäfte herbeizuführen und alles sofort meritorisch erledigen zu lassen, was sich so erledigen läßt. Schutz und Hilfe des Staates sind häufig wirkungslos, weil sie zu spät kommen. Ein Kreuzzug möge ferner eröffnet werden gegen den sogenannten „Schimmel", jene erste Form einer Erledigung, welche für alle späteren Fälle die Schablone bleibt, auch wenn sich die ganze Welt geändert hat. Man darf hoffen, daß dann die Verwaltung mit der Bevölkerung in einer verständlichen Sprache verkehren wird, denn die heutige Amtssprache ist eine Sprache für sich, die sich unter furchtbaren Krämpfen durch endlose Perioden windet, um dem beschränkten Untertan einen heiligen Schauer vor der darin verborgenen Weisheit einzuflößen. Der moderne Staat braucht diese mittelalterliche Magie nicht mehr, er will das Volk verstehen, durch das er lebt, und will daher auch von ihm verstanden sein. Es wäre unrecht, wenn die Verwaltungsreform, von der in den letzten Jahren viel die Rede war, auf einen bloßen Kampf um die Grenze zwischen staatlicher und autonomer Verwaltung hinausgespielt würde. Die autonome Verwaltung mag manche Fehler haben, die Grenzlinie bedarf vielleicht der Richtigstellung, aber der Staat sollte sich zuerst bewußt werden, daß die autonome Verwaltung aus dem innigen Kontakt mit der Bevölkerung, an welchem er es fehlen ließ, ihre Kraft geschöpft hat.

Eine moderne Verwaltung verlangt von dem Beamten viel intensivere Arbeit, als sie im Durchschnitt heute üblich ist, und gute Arbeit verlangt gute Bezahlung. Ich höre schon den Hinweis auf die bedrängten Finanzen, aber so ist das gar nicht gemeint. Vielmehr sollen in dieser Hinsicht die erprobten Grundsätze Englands zur Anwendung kommen: gut bezahlte, aber wenige Beamte, jeder ausgesucht für seinen Posten, jeder ausgerüstet mit aller nötigen Machtvollkommenheit,

aber auch belastet mit der ganzen Verantwortung, jeder wachsend mit seiner Aufgabe. Wie weit sind wir von diesem Zustand entfernt, dem England seine Weltstellung verdankt. Bei uns gibt es viele und schlecht gezahlte Beamte, sogar überflüssige Ämter, selten steht ein tüchtiger Mann dort, wohin ihn seine Fähigkeit ruft, und ist er dort, dann sind ihm durch zahlreiche andere Stellen, mit denen er das Einvernehmen zu suchen hat, die Hände gebunden. Selten wird ein Beamter durch seine Aufgabe gehoben, häufig aber niedergedrückt, und welche Verschwendung liegt darin, wenn z. B. ein Hofrat mit Arbeiten beschäftigt wird, die ein Diurnist mit größerem Geschick erledigen könnte. Uns fehlt es nicht an tüchtigen Menschen, Beweis dessen die vielen Österreicher, die im Auslande zu ehrenvollen Stellungen emporgerückt sind, aber ein fehlerhaftes System läßt sie nicht zur Geltung kommen.

Die Produktion.

Seitdem der Staat die Nachtwächterrolle, die ihm eine alte Lehre zuweisen wollte, überwunden hat, handelt es sich nur noch darum, die Richtungen und Mittel für ein Eingreifen in die Produktionsverhältnisse festzustellen. Das erste große Ziel ist die Harmonie der produktiven Interessen, denn wir brauchen die Landwirtschaft, welche die Bodenschätze verwertet und die wichtigsten Lebensmittel und Rohstoffe liefert, wir brauchen die Industrie im weitesten Sinne des Wortes, weil diese der Bevölkerung eine unbegrenzte Arbeitsmöglichkeit eröffnet. Die harmonische Vereinigung dieser Gruppen in einer homogenen Wirtschaftspolitik ist wesentlich erleichtert worden, seitdem der prinzipielle handelspolitische Gegensatz zwischen ihnen weggefallen ist. Friedrich List hatte nur die Industrie für schutzzollbedürftig erklärt, weil er noch nicht ahnen konnte, daß auch die Landwirtschaft durch die überseeische Konkurrenz in eine bedrängte Lage geraten werde. Ende der Siebzigerjahre wurden aber die Agrarzölle anerkannt und seither steht nur noch in Frage, welches Maß von Schutz mit den Gesamtinteressen vereinbar ist. Die Bemessung hat überall von Produkt zu Produkt unter genauer Abwägung aller konkreten Tatsachen zu geschehen. Der Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie ist dabei nicht größer als jener zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, die oft Produkte erzeugen, welche andere als Roh- oder Hilfsstoffe verwerten.

Als die wichtigsten Aufgaben unserer Agrarpolitik möchte ich die Intentifikation der Betriebsweise und die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion bezeichnen. Aus den verschiedensten fachlichen Berichten hört man deutlich die Klage, daß unsere Landwirtschaft in mancher Hinsicht rückständig ist. So ist erst kürzlich von kompetentester Seite nachgewiesen worden, wie gering ihr Verbrauch an Kunstdünger und wie gering infolgedessen auch ihr Durchschnittsertrag im Vergleich zu Deutschland und anderen Ländern ist. Es fehlt zwar nicht an positiven Maßnahmen der Förderung, wie Ausbildung des fachlichen Unterrichtes, Veranstaltung von

Wandervorträgen, Ausbau des Genossenschaftswesens u. s. w., aber ihre Werbekraft scheint nicht genügend groß zu sein. Die jedes Detail beherrschenden Fachleute verfallen leicht in den Fehler, daß sie das technisch Vollendetste lehren, während doch nur das unter den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen technisch Vollendetste seine Berechtigung hat. Die Produktion ist niemals Selbstzweck, sondern hat die Aufgabe, ein vorhandenes Bedürfnis mit dem geringsten Aufwand von Mitteln möglichst gut zu befriedigen. Das technische Prinzip ist dem wirtschaftlichen unbedingt unterzuordnen.

Unter der Industrialisierung verstehe ich jene zahlreichen Arten der Verarbeitung, welche den Konsum der landwirtschaftlichen Produkte beträchtlich zu erhöhen geeignet sind. Daß in dieser Hinsicht viel versäumt wurde, lehrt mich eine naheliegende Beobachtung. Die Gebiete der Levante führen große Mengen der verschiedensten Lebensmittel ein, aber nicht aus Österreich, sondern aus den westlichen Industriestaaten: Kartoffeln und Mehl aus Frankreich, Fisch- und Gemüsekonserven aus Frankreich, England, Italien, Portugal; Obst, Marmeladen und Biskuits aus England; Butter aus Italien und Dänemark; Käse aus der Schweiz, Frankreich, Italien, Holland, England u. s. w. Ich ziehe daraus gar nicht den Schluß, daß sich unsere Landwirtschaft stärker um den Export bemühen soll, obzwar die angeführten Tatsachen beschämend genug sind, aber einen großen Mangel an Agilität haben wir jedenfalls zu konstatieren. Ich glaube nämlich, daß auch der innere Konsum an landwirtschaftlichen Produkten relativ gering ist, weil zu wenig getan wird, um diese Produkte zu konservieren, in gefällige Form zu bringen und dem Konsumenten leicht erreichbar zu machen. Im Auslande hat sich z. B. die englische Sitte weit verbreitet, zum ersten Frühstück Fruchtmarmeladen zu genießen, bei uns merkt man von ihr nichts oder sehr wenig. Daß wir in Österreich selbst für mehr als 6 Millionen Kronen jährlich Käse aus dem Auslande beziehen müssen und dieser Import in raschem Wachstum ist, wirft ein ungünstiges Licht auf die Entwicklung des Molkereiwesens. In dieser Richtung kann sich also die Landwirtschaft ihr Absatzgebiet im Lande selbst vergrößern, indem sie nicht bloß vorhandene Bedürfnisse befriedigt, sondern auch neue weckt. Der Konsument pflegt erst durch das Angebot seine Wünsche zu entdecken.

Das Kleingewerbe hat trotz aller Befürchtungen seine Existenzberechtigung erwiesen, nicht bloß als politischer Faktor, weil es den Nährboden für den Mittelstand bildet, sondern auch als wirtschaftlicher Faktor, da der Großindustrie natürliche Grenzen gezogen sind, die zwar schwanken, aber niemals verschwinden können. Österreich hat sich im Wege der staatlichen Gewerbeförderung um die technische Ausbildung und wirtschaftliche Kräftigung des Kleingewerbes in so erfolgreicher Weise bemüht, daß es hierin für das Ausland vorbildlich geworden ist. Zwei Aufgaben harren aber noch ihrer Erfüllung oder wenigstens ihrer Vollendung: die Organisierung und die Kommerzialisierung. Als man mit der Zunftverfassung völlig aufgeräumt hatte, ließ man das Kleingewerbe ohne jede Organisation, denn die

Genossenschaften, die man auf dem Papiere schuf, waren als lebenskräftige Wesen gar nicht gedacht. Neuere Bemühungen gehen dahin, durch Belehrung der Interessenten den Rahmen zu füllen, den das Gesetz leer gelassen hat, aber eine wirkliche Belebung der Organisation, welche das Kleingewerbe so nötig braucht, wird erst eintreten, wenn ihr wichtige wirtschaftspolitische Aufgaben zugewiesen sind. Mit der technischen Ausbildung hat die kaufmännische nicht gleichen Schritt gehalten und doch lag gerade in der minderen kaufmännischen Befähigung von vornherein die Inferiorität des Kleingewerbes gegenüber der Großindustrie, welche auf diese Weise ihren Bereich auch dort erweiterte, wo sonst das Handwerk noch hätte fortblühen können. Auch hier muß der Grundsatz gelten, daß nicht der technische, sondern der wirtschaftliche Endzweck obenan steht, daß es nicht hauptsächlich darauf ankommt, gut zu produzieren, sondern gut zu verkaufen. Wie traurig ist es, so oft beobachten zu müssen, daß ein österreichisches Erzeugnis trotz vollendeter Ausführung nicht einmal im Inlande den verdienten Anwert findet, weil der Erzeuger zwar ein guter Arbeiter, aber kein guter Kaufmann ist.

Ganz andere Bedürfnisse hat die Großindustrie, und es würde nur beiden Teilen zum Heile gereichen, wenn die Gewerbegesetzgebung in ihrer weiteren Entwicklung auf die natürliche Scheidung der Fabrik von der Werkstatt stärker Bedacht nehmen wollte. Eine scharfe Grenze nach den volkswirtschaftlichen Kriterien läßt sich zwar nicht ziehen, aber es genügt, wenn sie, dem besonderen Falle entsprechend, juristisch gezogen wird. Das Streben der Industrie geht in der Richtung der Vergesellschaftung und des Großbetriebes. Industrielle Unternehmungen können nur bestehen, wenn sie wachsen, je mehr sie aber wachsen, desto schwieriger und riskanter wird es, sie auf der Kapitalskraft des einzelnen aufzubauen. Gesetzgebung und Volksstimmung sind aber bei uns gegen den gesellschaftlichen Großbetrieb ungewöhnlich hart. Mit der Aktie verbindet sich noch immer der Gedanke an mühelosen Gewinn, das Kartell wird selbst von den höchsten rechtsprechenden Instanzen nach mittelalterlichen Begriffen beurteilt, denen noch die behördlichen Preistaxen geläufig waren. Ganz abgesehen von aller inneren Berechtigung wäre es doch Vermessenheit, wenn sich Österreich einer Entwicklung entgegenstemmen wollte, die sonst in aller Welt liebevollste Förderung erfährt. Man lasse sich durch zeitweilige Kampfrufe von außen nicht täuschen. Der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat gegen die Trusts gewettert, die unter Benutzung mancher Übelstände des amerikanischen Wirtschaftslebens tatsächlich zu vielen Auswüchsen geführt haben, aber man hat nicht gehört, daß dort den Trusts wirklich zu Leibe gegangen worden wäre. Damit soll nicht gesagt sein, der Staat solle alles ungehindert geschehen lassen, die Regelung soll aber unter dem Gesichtspunkte allgemein wirtschaftspolitischer Ziele erfolgen.

Die Erkenntnis unserer industriellen Rückständigkeit hat seltsamerweise nicht zur Forderung nach einer größeren Entwicklungsfreiheit für die Industrie, sondern zur Forderung nach Einführung neuer Industriezweige geführt. Wir sollen aber

nicht in den Irrwahn der Balkanstaaten verfallen, welche hoffen, sich in Zukunft einmal selbst genügen zu können. Gerade die vorgeschrittensten Länder haben den lebhaftesten Fabrikatenverkehr untereinander, weil es unökonomisch ist, die Kräfte zu zersplittern und, statt eine besser rentierende Industrie zu erweitern, eine schlechter rentierende Industrie aufzunehmen, die anderswo bessere Vorbedingungen findet. Eine extensive Industrialisierung würde freilich Österreich noch sehr gut vertragen, namentlich die südliche Hälfte ist noch recht stiefmütterlich behandelt, obwohl gerade sie durch ihren leichteren Zugang zum Meere prädestiniert wäre, unseren kommerziellen Einfluß in der Levante zu stärken. Da lassen sich aber nur auf Grund der konkreten Verhältnisse unter gebührender Rücksicht auf die in anderen Teilen des Reiches bestehende Industrie die entsprechenden Maßnahmen feststellen. Einer hie und da versuchten Verländerung der Industrie muß entschieden entgegengetreten werden, denn in einer Zeit der stetigen Vergrößerung der Wirtschaftsgebiete dürfen die vor mehr als hundert Jahren niedergerissenen Zwischenbarrièren nicht wieder errichtet werden.

Schwer lastet aber auf unserem gesamten Erwerbsleben der Fiskalismus, der sich in den Steuer- und Gebührengesetzen, noch viel mehr aber in ihrer Handhabung zeigt. Man sprach einmal viel von der Hebung der Steuermoral der Bevölkerung. Ich glaube, daß eine dieser Moral korrespondierende gute Eigenschaft auch auf seiten der Steuerbehörden zu heben wäre. Ein strebsamer Steuerbeamter besucht den Bahnhof, um nachzusehen, welche Wagenklasse der Steuerträger benützt, ein anderer geht ins Wirtshaus, um zu beobachten, was er ißt, ein dritter entdeckt, daß er seinen Garten mit allzu schönen Blumen bepflanzt . . . Derartige Geschichten erzählt man sich zu hunderten. Manche Behörde fürchtet sich nicht, eine ungerecht hohe Steuervorschreibung zu erlassen, weil sie sich sagt, der Betreffende werde, wenn ihm unrecht geschieht, sein Recht schon suchen. Sie vergißt, daß der Steuerträger gewöhnlich noch etwas anderes ist, daß er Zeit und Geld besser verwenden kann als zu Interventionen und Rekursen, sie ahnt in ihrer Unschuld gar nicht, daß sie auf diesem Wege dem Staate mehr schaden kann als der Nutzen aus einer höheren Steuervorschreibung beträgt. Der Staatsmann, der einmal diesem anachronistischen, mit rührender Geduld getragenen Fiskalismus zu Leibe gehen will, wird einen großen Besen nehmen müssen, aber er wird die produktive Arbeit in Österreich von einem schweren Alpdruck befreien.

Eine gute Industriepolitik ist auch eine gute Sozialpolitik, denn keine Industrie hat die Macht, den Arbeitern den ihnen zukommenden Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung auf die Dauer zu verwehren. Die große, von den deutschen Universitäten genährte sozialpolitische Bewegung ist in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen, nachdem sie erfahren, wie hart sich im Raume die Dinge stoßen. Einen wirklichen Fortschritt hat sie dadurch zu verzeichnen, daß sie sich auf dem Wege der Internationalisierung befindet. Wenn die großen Industriestaaten Maßnahmen zum Schutze oder zur Versorgung der Arbeiter gleichmäßig und gleichzeitig vor-

nehmen, dann hört jede Opposition von vornherein auf, weil die befürchtete künstliche Differenzierung der Konkurrenzbedingungen vermieden wird.

Der Verkehr.

Ich weiß nicht, ob es genügend bekannt ist, daß Österreich, wenn man die Personen- und Gütertransporte der Eisenbahnen pro Kilometer berechnet, zu den Ländern mit der geringsten Verkehrsintensität gehört. Das Verhältnis wird noch krasser, wenn man in den Ländern mit annähernd gleicher Verkehrsintensität die speziellen Ursachen berücksichtigt, wie in Italien den Umstand, daß dort auch die Seeschiffahrt mit den Eisenbahnen konkurriert und zum Teil zu den inneren Verkehrsmitteln zu zählen ist, oder in der Schweiz die Tatsache, daß die Verfrachtung hochwertiger Güter die transportierten Mengen gering erscheinen läßt u. s. w. Das Programm der Eisenbahnpolitik muß lauten: Kommerzialisierung und Verstaatlichung. Unsere Bahnen, auch die Privatbahnen, werden viel zu bureaukratisch geleitet, denn wir haben zwar tüchtige Fachkräfte, welche verschiedene Details beherrschen, aber selten einen Fachmann, der über dem Detail nicht die Hauptsache vergißt, daß die Eisenbahnen die großen Tragbalken der Volkswirtschaft sind und hinter ihrer Entwicklung nicht zurückbleiben dürfen. Man reise einmal in unserem großen Industriegebiet von Nordböhmen, Mähren und Schlesien, abseits von den wenigen, von Wien ausstrahlenden Radiallinien, und man wird Fahrplanverhältnisse treffen, die sich seit Dezennien nicht geändert haben und ein Hohn sind auf unsere Zeit. Die Tarifverhältnisse bilden eine Geheimwissenschaft, die nur wenigen Eingeweihten eröffnet ist, damit sie diese auf Kosten des verfrachtenden Publikums verwerten können. Mit der Kommerzialisierung muß die Verstaatlichungsaktion, die endlich glücklich in Angriff genommen wurde, Hand in Hand gehen, denn darüber kann gar kein Zweifel sein, daß die Verstaatlichung aller Bahnen ein unbedingtes wirtschaftliches Gebot ist. Nur sie allein ermöglicht eine einheitliche Leitung nach handelspolitischen Gesichtspunkten, während wir sonst in einen fühlbaren Nachteil zu unseren Nachbarländern geraten, in denen die Verstaatlichung größere Fortschritte gemacht hat. Daß man dabei auf verschiedene Schwierigkeiten nationaler und lokaler Natur stößt, ist nicht zu vermeiden, aber diese müssen um jeden Preis beseitigt werden, weil es geradezu lächerlich wäre, wenn z. B. einige Gemeinden die Verstaatlichung aufhalten wollten, weil ihnen sonst die von der Privatbahn gezahlte Steuer entgeht. Wie kleinlich erscheinen solche und ähnliche Forderungen in der allgemeinen Beleuchtung!

Daß Wasserstraßen ein ausgezeichnetes Verkehrsmittel sind und das Eisenbahnnetz in wirksamer Weise ergänzen können, wissen wir alle. Nun haben wir ein Wasserstraßenprogramm. Es kam über Nacht und weckte helle Begeisterung. Bald aber verflog der Rausch, das Programm wird immer ätherischer und scheint in der Wolke verschwinden zu wollen, aus der es gekommen ist. Der Plan verdankte eben nicht bloß wirtschaftlichen Erwägungen seine Entstehung. Jeder sah

darin nur was ihm am meisten paßte. Als man aber den ganzen Umfang überblickte und merkte, daß wir, die wir sonst immer zu viel studieren, in das Gegenteil verfallen waren und gar nichts studiert hatten, da entstand ein gewisses Gefühl der Bangigkeit. Nun, Irrtümer sind kein österreichisches Monopol, aber wenn man erkennt, den Weg verfehlt zu haben, dann muß man Mut und Kraft finden, den richtigen Weg zu suchen. Wir müßten einfach das Programm auf wirtschaftlicher Grundlage revidieren. Bei uns ist ein anderer Vorgang landesüblich. Man läßt die Sache versumpfen. Sie wird dadurch zwar nicht besser, wird aber erledigt. Und habe ich nicht irgendwo gesagt, daß es auf die Erledigung ankommt?

Die Ausgestaltung unseres Seehafens Triest und die Entwicklung unserer Handelsmarine sind Angelegenheiten, an denen derzeit fleißig gearbeitet wird, nachdem in früherer Zeit viel versäumt worden ist. Für Triest sollte besonders jetzt manches nachgeholt werden, nachdem sich Genua anschickt, die Erbschaft von Marseille anzutreten. Ich denke da aber nicht bloß an den Hafenbau und die zweite Eisenbahnverbindung, sondern auch an die innere kommerzielle Organisation. Triest bildet noch heute, ein Vierteljahrhundert nach der Aufhebung des Freihafens, eine Enklave für sich, die mit dem übrigen Reiche nur geringe Beziehungen unterhält. Daß es auf diese Weise auch zum eigenen Schaden verknöchert ist, darf nicht verwundern. Hoffentlich werden die großen Reformpläne, welche gegenwärtig in Durchführung sind, auch dahin führen, daß sich Triest und Österreich besser kennen und verstehen lernen.

Der Österreichische Lloyd hat durch eine souveräne Nichtbeachtung aller aus kaufmännischen Kreisen stammenden Wünsche und Beschwerden den allgemeinen Unwillen derart anwachsen lassen, daß in den letzten Jahren eine förmliche Sturzwelle über ihn dahingegangen ist. Die Verhandlungen über die Subvention der Regierung boten die Gelegenheit, ihm kategorisch zu diktieren. Man scheint auf guten Weg gekommen zu sein, vorausgesetzt, daß die Reformbewegung auch die auswärtigen Lloydagenturen ergreift, die im allgemeinen nicht entsprechend sind. Jedenfalls muß es unser Endziel sein, den Lloyd auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu erhalten, denn er bildet ein wichtiges Element unserer Konkurrenzfähigkeit, und den Schwerpunkt seines Schiffahrtsdienstes in der Levante zu belassen, weil dort unsere wichtigsten handelspolitischen Interessen liegen. Die Welt ist übrigens weit genug, um auch anderen Schiffahrtsunternehmungen die nötige Ellbogenfreiheit zu gewähren.

In neuester Zeit ist bei uns der Hebung des Fremdenverkehres besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden und mit Recht. Man hat ermittelt, daß der Fremdenverkehr Frankreich 2 Milliarden, Italien 600 Millionen, der Schweiz 250 Millionen Francs jährlich einbringt; dazu kommt aber noch ein großer indirekter Nutzen, weil durch den persönlichen Besuch Sympathien geweckt und verstärkt werden, die sich häufig, namentlich in Luxus- und Modesachen, auf das kommerzielle Gebiet übertragen. Will man sich der Aufgabe ernstlich widmen, dann darf man aber nicht davor zurückscheuen, gewisse Übelstände, z. B. die Teuerung der Wiener Hotels

und Fuhrwerke, den Mangel an Komfort auf den Eisenbahnen u. s. w. rücksichtslos zu bekämpfen; der Gimpelfang mit Reklame wäre eine sehr schlechte Politik, denn die beste Reklame sind die Fremden selbst. Man darf ferner nicht übersehen, daß der Fremdenverkehr auch eine Schattenseite hat, die um so stärker wird, je tiefer die von ihm profitierende Bevölkerung in Bildung und Kultur steht; ich meine die Bettelei und Prellerei in allen Formen, welche an dem reisenden Publikum ein außerordentlich günstiges Objekt finden und infolge dessen dem redlichen Erwerb vorgezogen werden. Die anglo-ägyptische Regierung hat im Jahre 1904 an alle Reisenden öffentlich die Bitte gerichtet, bei den Reisen in Ober-Ägypten nicht allzu freigebig zu sein, da sonst die heimische Bevölkerung vollständig demoralisiert werde. Es wäre also gefährlich, den Fremdenverkehr in neue Gegenden zu lenken, ohne diesen Nebenwirkungen rechtzeitig mit aller Energie vorzubauen.

Das Verhältnis zu Ungarn.

Sehr unklar und fehlerhaft war stets unser Verhalten in der großen, nie recht gelösten Frage der Regelung unseres Verhältnisses zu Ungarn. Bei dem geringen Verständnis der breiten Volksschichten für die immerhin komplizierten Details hatten die irreführenden Schlagworte ein leichtes Spiel. Erst schrieben wir uns die Finger wund, um den Ungarn zu beweisen, wie sehr sie sich schaden würden, wenn sie die bisherige Zollunion aufheben wollten, und doch haben wir erstens kein Recht dazu, ein anderes Land über seine eigenen Interessen zu belehren, und zweitens mußten wir naturgemäß den Verdacht wecken, daß unser Eifer nicht ganz selbstlos ist. Als der politische Umschwung in Ungarn jenen Parteien die Mehrheit verschaffte, welche die Zolltrennung in ihr Programm aufgenommen haben, da wurde in zahllosen Zeitungsartikeln der Regierung vorgerechnet, was jede Industrie verlieren wird, wie viel Arbeiter brotlos werden u. s. w., das alles auf einer Basis, als ob demnächst längs der Leitha eine chinesische Mauer gebaut werden sollte. Als man aufmerksam gemacht wurde, daß die Zolltrennung nicht gleichbedeutend sei mit einer solchen Mauer, daß es eine Zollunion auch mit Zwischenzöllen geben könne, da marschierten wirtschaftliche Korporationen auf und erklärten: „Nein, niemals, entweder alles oder gar nichts.“ Als mit den Handelsverträgen auch die Zollunion auf zwölf Jahre festgelegt wurde, schüttelten wir plötzlich alle Sorge ab, als ob Deutschland in die Bresche springen würde, um für uns die Zollfreiheit auf dem ungarischen Markte zu erkämpfen, als ob die tatsächliche Trennung nicht auch bei voller Zollunion hübsche Fortschritte gemacht hätte. Wir sind zu wenig Realpolitiker. Eine ruhige und wohlwollende Verhandlung von dem Standpunkte aus, daß wir Ungarn zur Zollunion nicht zwingen wollen und können, hätte wahrscheinlich ein Resultat ergeben, mit dem beide Teile hätten zufrieden sein können. Die wichtigste Aufgabe aber wäre gewesen, jene unvermeidlichen Verschiebungen im wirtschaftlichen Leben zu kompensieren, die durch die fortschreitende Emanzipation — mit oder ohne Ausgleich — eintreten werden, uns vorzubereiten, neue Verkehrswege zu suchen, fremde

Absatzgebiete intensiver zu bearbeiten: gerade das, haben wir, fürchte ich, nicht oder nicht in genügendem Maße getan.

Wenn wir das handelspolitische Verhältnis zu Ungarn — das staatsrechtliche Verhältnis lasse ich ganz beiseite — mit nüchternen Augen prüfen, dann müssen wir zugeben, daß es mit vielen Geburtsfehlern behaftet ist, die vielleicht seinerzeit unvermeidlich waren, heute aber eine Korrektur auch in unserem Interesse dringend erheischen. In Ungarn bekam es einen odiosen Charakter dadurch, daß die Zollunion, obzwar sie von Ungarn früher selbst verlangt worden war, durch absolutistischen Machtspruch im Jahre 1850 verwirklicht wurde. Daraus erklärt sich das zähe Festhalten Ungarns an dem Recht auf ein selbständiges Zollgebiet. Der Gesetzesartikel XII, vom Jahre 1867, stellt fest, daß die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten nicht aus der pragmatischen Sanktion fließt und der Gesetzesartikel XXX, vom Jahre 1899, verkündet bereits selbstbewußt, daß für Ungarn, nachdem ein Zoll- und Handelsbündnis nicht zu stande gekommen sei, „die Rechtslage des selbständigen Zollgebietes" eingetreten sei. Sehr schädlich war ferner die Verquickung mit Fragen der staatsrechtlichen Union, insbesondere mit der Feststellung des Beitragsverhältnisses zu den gemeinsamen Angelegenheiten, der sogenannten Quote, für welche unglückseligerweise nicht einmal ein fester Schlüssel vereinbart wurde, so daß sie ein ewiger Zankapfel bleiben mußte. Die furchtbare Fristbestimmung, nach welcher alle zehn Jahre eine neue Basis für das Zoll- und Handelsbündnis gesucht werden muß, bewirkte, daß in dem halben Jahrhundert des Bestandes der Zollunion die Ausgleichsdebatten eigentlich nie recht abgebrochen sind. Die ungleiche wirtschaftliche Entwicklung — Ungarn war noch Agrarstaat und Österreich in industriellem Aufschwung — kam in einem lebhaften Gegensatz in der äußeren Handelspolitik zum Ausdrucke, da dem ungarischen Freihandel der österreichische Schutzzoll entgegenstand. Es wurde nicht Vorsorge getroffen für starke gemeinsame Organe zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen, denn die Zoll- und Handelskonferenz ist nur ein höchst bescheidenes Rudiment hiezu. Ein Kardinalfehler war ferner die Verschiedenheit in der inneren wirtschaftlichen Gesetzgebung, welche im Laufe der Zeit naturgemäß wachsen mußte und noch weiter wachsen wird; da es eine Hauptaufgabe der Zölle ist, diese Disparität auszugleichen, so muß auch umgekehrt der Disparität eine starke Tendenz zur Bildung von Zwischenzöllen innewohnen.

Bei einer sorgfältigen und vorurteilsfreien Prüfung der Sachlage muß man zu dem Schluß kommen, daß das jetzige handelspolitische Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn infolge seiner inneren Mängel unhaltbar ist, wenn auch die Einwirkungen rein politischer Natur nicht bestritten sein sollen. Es wäre besser, einen einmal eintretenden Moment der Ruhe zu benützen, um eine Neuregelung des gesamten Komplexes ins Auge zu fassen und mit dem ernsten und guten Willen in die Verhandlung zu treten, eine für beide Teile annehmbare Lösung zu suchen. Sie wird sich leichter finden lassen, als man heute glaubt, wo die öffentliche Meinung durch die taktischen

Manöver, durch die zum Fenster hinausgesprochenen Worte und Resolutionen von hüben und drüben verwirrt ist. Man argumentiert, daß eine Revision des Zoll- und Handelsbündnisses eine Schädigung unseres Absatzes auf dem ungarischen Markt bedeuten werde, daß es daher besser sei, diese Schädigung so lange als möglich aufzuschieben; Österreich solle nicht dem Menschen gleichen, der aus Furcht vor dem Tod Selbstmord begeht. Diese Argumentation ist falsch. Ungarn hat, wie uns so viele Vorkommnisse bewiesen haben, Mittel genug in der Hand, den Absatz unserer Industrie auch beim Fortbestande des jetzigen Zoll- und Handelsbündnisses zu schmälern, denn in demselben liegt nur die Möglichkeit, nicht der Zwang zum Kaufen. Viel wichtiger als die Zollfreiheit sind oft gewisse Imponderabilien, wie z. B. politische Sympathien und Antipathien. Werden diese Imponderabilien für uns sein, wenn wir zähe an überlebten Formen festhalten?

Ein neues Bündnis, welches die Interessen beider Staatsgebiete auf einer Linie vereinigt, wird, selbst wenn es Zwischenzölle aufnimmt, nicht jene furchtbaren Folgen nach sich ziehen, die man so häufig vorgemalt hat. Ungarn wird auch später von uns kaufen, was es nicht selbst zu produzieren vermag, weil wir sogar dann einen Vorsprung haben, wenn die Zwischenzölle die Höhe der Auslandszölle erreichen sollten. Eine nahezu völlige Absperrung wäre nur im Falle eines Zollkrieges denkbar, aber den wird Ungarn nicht wünschen und nicht versuchen. Die Industrialisierung Ungarns wird auf alle Fälle fortschreiten, das Tempo derselben würde durch eine Zwischenzollinie nicht einmal sehr beschleunigt werden, denn wenn durch Zölle allein eine Industrie zu schaffen wäre, dann müßten Griechenland, welches mit seinen Prohibitivzöllen an der Spitze der europäischen Schutzzollbewegung marschiert, und die andern Balkanstaaten in blühender industrieller Entwicklung sein. Dann ist es auch ein Irrtum, zu glauben, daß die Industrialisierung eines Absatzgebietes, wenn sie auch Verschiebungen in einzelnen Artikeln bringt, zu einer Verringerung des auswärtigen Handelsverkehrs führt; ein Blick in die Handelsstatistik der fremden Länder lehrt uns im Gegenteil, daß der intensivste Handelsverkehr sich gerade zwischen den größten Industriestaaten abspielt. Noch viel weniger ist von einer Revision unseres Zoll- und Handelsbündnisses eine Schmälerung unserer Großmachtstellung zu befürchten, denn das Ausland wird sich wenig darum kümmern, wie wir handelspolitisch unser Haus bestellen. Wenn eine Gefahr besteht, dann ist sie viel mehr in jenen unaufhörlichen und leidenschaftlichen Diskussionen über die grundlegenden staatsrechtlichen Fragen zu suchen, weil diese im Ausland, selbst auf wohlgesinnter Seite, die Vorstellung erwecken, als ob das alte Reich dem Zerfall nahe wäre. Nehmen wir die Dinge wie sie sind und richten wir uns danach ein. Offenheit ist die beste Politik, sie wird es auch gegenüber Ungarn sein.

Die äußere Handelspolitik.

Unsere äußere Handelspolitik scheidet sich nach zwei Hauptrichtungen. Die eine betrifft das Verhältnis zu den europäischen Industriestaaten, die andere das Ver-

hältnis zu den Wirtschaftsgebieten des nahen Orients. In ersterer Hinsicht befinden wir uns in dem großen Vertragsnetz der mitteleuropäischen Staaten, welches eben auf zwölf Jahre erneuert wurde. Wir können damit zufrieden sein. Ein oft geäußerter Wunsch ist uns freilich nicht in Erfüllung gegangen. Angesichts der allgemeinen Bewegung nach Bildung großer Wirtschaftsgebiete — ich verweise nur auf die Vorzugsbehandlung zwischen England und den Kolonien, auf das sich vorbereitende wirtschaftliche Panamerika, auf die neuen Zollunionen in Australien, Südafrika und neuestens am Balkan — mußte uns der Gedanke kommen, ein festeres Zollbündnis mit Deutschland zu suchen, welches zwar keine Zollunion mit Wegfall der Zwischenzölle, aber doch etwas mehr sein sollte, als ein bloßer Handelsvertrag, wie er mit kleinen überseeischen Staaten auch geschlossen wird. Der Gedanke wurde im Jahre 1900 in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte eingehend diskutiert, hat aber in Deutschland selbst nicht den richtigen Anklang gefunden. Deutschland hat sich in eine gewisse Selbstherrlichkeit eingesponnen, die zwar nach den berauschenden Erfolgen der letzten Dezennien leicht erklärlich, vielleicht aber nicht ganz gerechtfertigt ist, wenn man berücksichtigt, wie rasch und jäh sich manchmal die Konstellation in der Welt ändert. Wie dem immer sein mag, diese Hoffnung müssen wir vorläufig zurückstellen.

Weit geringere Befriedigung gewährt uns der Gang unserer Orientpolitik. Wir haben zwar nicht allein geirrt, ganz Europa irrte mit uns, wir blieben aber am längsten auf dem falschen Weg und müssen nun die schlimmsten Folgen tragen. Die alte Orientpolitik Europas ging von der Voraussetzung aus, daß das große durch Kriege zusammengeschweißte türkische Reich zerfallen und den unter türkischem Joch seufzenden christlichen Völkern die Freiheit geben müsse. Sie äußerte sich daher nach zwei Richtungen. Während selbst viele der entferntesten Gebiete der Erde einer geordneten Gesetzgebung und Verwaltung teilhaftig geworden sind, blieb die Türkei ein ständiger Herd für Willkür und Korruption, denn die europäischen Regierungen, welche nur an die Verteilung der Erbschaft dachten, brauchten keine Reform, die europäischen Faiseure aber, welche das Land finanziell und wirtschaftlich ausbeuteten, bekämpften geradezu jede Reform, denn ihnen waren Willkür und Korruption willkommene Werkzeuge. Alle Fürsorge der europäischen Staaten wandte sich den Ländern zu, die sich in rascher Folge loslösten und mehr oder weniger selbständig machten, wie Griechenland, Ägypten, Rumänien, Serbien und Bulgarien.

Nach beiden Richtungen irrte man. Die Autonomiebewegung der Balkanvölker segelte vor allem unter ganz falscher Flagge. Es war kein Kampf des bedrohten Christentums gegen den Islam, denn es gibt in Europa kein in religiöser Hinsicht toleranteres Land als die moderne Türkei, sondern es war eine rein politisch-nationale Bewegung. Die europäische Staatskunst operierte damals noch zu sehr mit historischen Begriffen, nach denen die Türken als ländergieriges Volk von rücksichtslosen Kriegern und die Griechen als ein vom Schimmer des Altertums verklärtes Volk freiheitsdürstender Heroen erschienen. Tatsächlich ist, wenn man von der

andern Gesichtspunkten unterliegenden Beamtenwelt absieht, das türkische Volkselement ein sehr gesundes, während die Balkanvölker die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt haben. Die Verwaltungsverhältnisse sind kaum besser geworden, die politische Ruhe ist nicht eingetreten. Griechenland hat einen König zur Abdankung gezwungen, Bulgarien einen Fürsten abgesetzt, Serbien einen König ermordet, und wer möchte dafür bürgen, daß sich ähnliche Ereignisse nicht wiederholen. Makedonien und Kreta sind nicht schlechter verwaltet als andere Teile des türkischen Reiches, und wenn gerade dort die Fackel des Aufruhrs beständig lodert, so hat das eben nicht innere, sondern äußere Ursachen.

Ein Irrtum war es auch, zu glauben, daß der Abbröcklungsprozeß fortschreiten und die Türkei von der Landkarte oder wenigstens von der europäischen Landkarte verschwinden werde. Konstantinopel muß türkisch bleiben, weil es gar keine politische Konstellation gibt, welche die Besitzergreifung dieses ungemein wichtigen Punktes durch eine fremde Macht gestatten würde, selbst wenn im übrigen eine Verständigung über eine territoriale Aufteilung zu erzielen wäre. Auch ist die Defensivkraft des türkischen Volkes stark unterschätzt worden. Statt einen Liquidationsprozeß abzuwarten, der nicht eintreten wird, wäre es besser, entschlossen die Konsequenzen aus der jetzigen Sachlage zu ziehen. Bestimmend auf diese Sachlage wirkt natürlich auch die Haltung der übrigen großen Mächte.

England hat sich aus der Türkei mehr zurückgezogen und wendet sein Hauptaugenmerk der Erhaltung der asiatischen und afrikanischen Besitzungen zu. In der Levante besorgt es in erster Linie die Sicherung der Straße nach Indien und konzentriert seine Tätigkeit auf Ägypten und den Sudan, wo es eben mit Hilfe der neuen Bahn von Berber nach Suakin oder richtiger nach Port Sudan einen Nebenweg zum Suezkanal geschaffen hat, der trotz des großen Aktienbesitzes der englischen Regierung ein französisches Unternehmen geblieben ist. In der Türkei besteht das Hauptinteresse Englands darin, das in bedrohlicher Weise gegen den persischen Meerbusen vordringende Deutschland in Schach zu halten. Irgendwelche direkte Initiative ist dort kaum zu erwarten, denn die aus den literarischen Neigungen Gladstones hervorgewachsenen Sympathien der liberalen Partei für das Hellenentum haben keinen bestimmenden Einfluß mehr.

Frankreich verlor bei den orientalischen Völkern, die für Waffenruhm sehr empfänglich sind, schon durch den deutsch-französischen Krieg das unter Napoleon I. erworbene Prestige. Eine jähe Einbuße brachte aber die neueste französische Politik durch ihren ungünstigen Einfluß auf die Arbeiterverhältnisse und durch ihre Kampfstellung gegenüber den Kongregationen. Die steigenden Ansprüche der Arbeiter haben die französische Produktion auf allen Gebieten verteuert und ihre Konkurrenzfähigkeit im Auslande überall dort untergraben, wo nicht Luxus und Mode die Rücksicht auf den Preis fallen lassen. Eine fast ununterbrochene Kette von Ausständen hat gewaltige Stockungen im Verkehr hervorgerufen, am meisten aber Marseille in Mitleidenschaft gezogen, das wahrscheinlich noch einen großen Teil

seiner früheren Stellung zu gunsten der anderen aufstrebenden Mittelmeerhäfen, namentlich Genuas, einbüßen wird. Auch eine andere mächtige Stütze Frankreichs wankt, nämlich der durch die französischen Missionen geübte Einfluß auf die Schulbildung und das gesellschaftliche Leben in der Levante, denn durch die Kenntnis der Sprache werden Sympathien für das Land und seine Produkte geweckt. Die neueste französische Gesetzgebung über das Verhältnis von Staat und Kirche hat zwar die im Orient tätigen Missionen geschont, aber die Rückwirkung der Politik läßt sich bei dieser Grenze doch nicht aufhalten und macht sich auch schon geltend, zumal sich Italien und Deutschland bemühen, an die Stelle zu treten.

Italien hatte von seiner politischen Stellung in der Levante sehr viel eingebüßt, was man z. B. daran sehen konnte, daß in manchen Städten nur noch die ältesten Leute Italienisch sprachen. In den letzten zwei Dezennien ist ein starker Umschwung eingetreten. Die italienische Industrie hat einen geradezu beispiellosen Aufschwung genommen und mit Unterstützung einer geräuschlosen, aber wirkungsvollen staatlichen Wirtschaftspolitik in der Levante überraschende kommerzielle Erfolge errungen. Mit diesen Erfolgen wächst auch wieder der politische Einfluß, gefördert durch die Propaganda der Schulen, Vereine, nationalen Feste u. s. w. Dem Vordringen Italiens ist leider gerade von österreichischer Seite wenig Aufmerksamkeit zugewendet worden.

Deutschland hat gleich bei seinem Auftreten im Orient einen Sonderweg eingeschlagen. Es brach mit der traditionellen Christenpolitik Europas und trat entschieden für die Wahrung des territorialen status quo ein, weil dieser dem deutschen Kapital und Handel das relativ größte Betätigungsfeld wahrte. Diese Politik mußte natürlich den Sultan der Türkei und, wie es sich neuestens wieder gezeigt hat, auch andere Fürsten im Orient gewinnen, die alle nur die Politik, nicht den wirtschaftlichen Einfluß der Fremden fürchten. Auf diese Weise gelang es Deutschland, durch die anatolischen Bahnen in Kleinasien eine dominierende Stellung zu erlangen, sich in Syrien an den schon früher angesiedelten, aber anfangs wenig beachteten Templerkolonien und an den in Jerusalem eingeführten deutschen Benediktinermönchen wertvolle Stützpunkte zu schaffen, wichtige Konzessionen zu erwerben, z. B. solche auf der Insel Thassos, so daß sogar das Gerücht von einer Okkupation der Insel durch Deutschland entstand u. s. w. In dem Kontakt mit dem eingebornen Element befolgt aber Deutschland ein anderes Prinzip als z. B. England in Ägypten. England hat sich doch immer bemüht, die Verwaltung des fremden Gebietes auf eine europäische Basis zu stellen, dabei zwar selbst am meisten zu profitieren, die anderen Nationen aber mitgenießen zu lassen. Deutschland dagegen akkomodiert sich den orientalischen Verhältnissen und weiß dieselben nur klug für sich auszunützen.

Österreich-Ungarn und Rußland operieren noch nach der alten Schule, die mit Noten, Protesten und Demonstrationen die offizielle Türkei zur Vernunft, d. h. zur Annahme des jeweiligen Reformprogrammes bringen will, um den bedrängten

„Christen“ auf dem Balkan Hilfe zu bringen. Wirtschaftspolitische Bestrebungen sind dadurch nicht gefördert worden, denn die zwei einzigen Zollkriege, die wir bisher geführt haben, mußten wir gerade auf dem Balkan führen. Während sich Rußland noch auf Grund einer gewissen volklichen und religiösen Verwandtschaft Sympathien erhalten konnte, haben wir nichts geerntet als — Haß bei allen. Sehr viel hat die Art unseres Auftretens geschadet, denn den hochnasigen Ton verträgt der kleine Staat, der seine Souveränitätsrechte immer eifersüchtig wahrt, am allerwenigsten. Was haben wir aber noch in allerletzter Zeit in einigen unserer Preßorgane nicht alles gelesen! Eine Polemik gegen Montenegro begann einmal: „Seit einiger Zeit steigt aus Montenegro Rauch auf, aber nicht wie aus einem Vulkan, sondern wie aus einem Düngerhaufen.“ Und anläßlich des letzten Konfliktes mit Serbien sprach ein Blatt nur von dem „serbischen Peter“ und dem „bulgarischen Ferdinand“, die angeblich vor Europa einen Heiterkeitserfolg davongetragen hätten. Solche Artikel gelten sogar — natürlich fälschlich — als offiziös. Damit wollten wir Liebe säen?

Was will Österreich? Man spricht von österreichischen Aspirationen auf Landerwerb, die in letzter Linie auf die Besitznahme von Saloniki und Albanien abzielen. Man braucht die Richtigkeit dieser Ansicht nicht zu prüfen, wenn man ihre beiden Seiten betrachtet: entweder sie ist richtig oder sie ist nicht richtig.

Nehmen wir an, Österreich befolge diese Politik und würde das Einverständnis der europäischen Mächte hiezu erlangen. Was wäre damit gewonnen? Daß wir in Makedonien dauernde Ruhe schaffen würden, ist nicht anzunehmen, denn der dortige Hexenkessel wird von außen geheizt. Wohl aber würde sich, wenn einmal die Türkei als Sündenbock wegfiele, die Agitation gegen uns richten und später vielleicht manches recht unerwünschte Echo im Inlande finden, weil äußere Schwierigkeiten auch im Parteiinteresse ausgenützt werden. Unseren Handel könnten wir auf diese Weise kaum vergrößern, denn eine Vorzugsbehandlung unserer Waren könnten wir nicht durchsetzen, weil die fremden Mächte einer Einschränkung der Wirtschaftsgebiete mit „offener Tür“ nicht geneigt sind, die natürlichen Vorteile in der Konkurrenz genießen wir aber schon heute. Wir haben auf diesem Wege nach keiner Richtung hin etwas zu gewinnen.

Ist aber der Glaube an unsere territorialen Aspirationen unbegründet, dann haben wir den Fehler begangen, daß wir ihm nicht entschiedener entgegengetreten und den wahren Charakter unserer Handlungen nicht außer allen Zweifel gestellt haben. Wir hätten unsere Orientpolitik auf eine reine Wirtschaftspolitik umstülpen müssen, wir hätten bemüht sein müssen, mit der Türkei sowohl als auch mit den anderen Orientgebieten ein gutes, auf Vertrauen basiertes Einvernehmen herzustellen, und alles darauf aufwenden müssen, daß diese Gebiete von innen heraus, wenn auch mit Unterstützung fremder Fachmänner, reformiert, wirtschaftlich gesünder und daher konsumkräftiger werden. Das Entgegenkommen hätten wir z. B. dadurch beweisen können, daß wir an den, aus dem veralteten

Kapitulationsrecht fließenden Vorrechten nicht übermäßig lange hätten festhalten sollen, wenn deren Vorteil leicht anderweitig zu kompensieren war; gewöhnlich ließen wir aber andere Mächte vorangehen. Die internationalen Reformaktionen kranken an inneren Widersprüchen, weil die Mächte höchstens in der Form, niemals im Wesen einig sind, weil sich die Aktionen immer auf ein kleines Gebiet beschränken, während andere der Reform ebenso bedürftig wären, weil schließlich diese Aktionen infolge ihrer Planlosigkeit und Abhängigkeit von lokalen Ereignissen gerade jene Elemente bestärken, welche Unruhen herbeiführen, um die fremden Mächte zum Einschreiten zu veranlassen u. s. w. Auch den Resultaten der gegenwärtigen Reformaktion in Mazedonien sieht man mit berechtigter Skepsis entgegen, trotz der beruhigenden offiziellen Telegramme. Ein internationales Vorgehen im Orient hätte Aussicht auf wirklichen Erfolg, wenn unter Garantierung des territorrialen status quo eine Teilung von Kontrollsphären vereinbart werden könnte, innerhalb deren jede Macht einen gewissen Einfluß zu üben hätte, um Ruhe und Ordnung zu schaffen und die Verwaltungsverhältnisse zu bessern.

Die Exportförderung.

Die handelspolitische Erfahrung hat gelehrt, daß auch die Schutzzollpolitik nicht zur kommerziellen Isolierung, sondern zu einer Erweiterung der auswärtigen Handelsbeziehungen führt. Kein Land kann auf den Export verzichten, weil es mit fortschreitender Kultur immer mehr Artikel vom Auslande braucht, die es in letzter Linie mit Waren bezahlen muß, weil auch nur dann die Industrie jene Entwicklung zum Großbetriebe nehmen kann, welche sie heute konkurrenzfähig erhält, und weil auf diese Weise die unvermeidlichen Krisen der Produktion abgeschwächt werden. Man hört daher fast überall von einer Exportförderung und meint damit alle jene Maßnahmen, welche auf direkte Weise den Export zu fördern und zu erweitern geeignet sind, denn indirekt wirkt alles exportfördernd, was das Erwerbsleben im Lande günstig beeinflußt. Die Tätigkeit des Staates konzentriert sich dabei hauptsächlich auf die Eklaireurarbeit, auf die Berichterstattung über fremde Absatzgebiete, daneben wirken aber auch die Handelskammern, Exportvereine und andere wirtschaftliche Korporationen mit.

Die handelspolitische Eklaireurarbeit hat bei uns, wie die Vorfälle bei der Brüsseler Zuckerkonferenz und jetzt wieder bei Abschluß der serbisch-bulgarischen Zollunion bewiesen haben, oft versagt. Im übrigen stehen wir aber einem wilden Übereifer gegenüber, der schließlich alle gut gemeinten Bemühungen zu Schanden werden läßt. Jede Stelle wirkt auf eigene Faust mit unzulänglichen Mitteln, nicht selten zerstört die eine das Werk der andern, natürlich unbewußt, aber eben deshalb besteht die erste und dringendste Aufgabe darin, ein Zusammenarbeiten anzubahnen. Am besten würde dies durch die Schaffung einer Zentralstelle für Exportförderung geschehen, welche einen ständigen Kontakt aller in dieser Richtung tätigen Organe, wie Handelsmuseum, Handelskammern, Exportvereine, industrielle Vereine

u. s. w. herbeiführt, indem sie nicht etwa die wertvolle Individualität dieser Organe unterdrückt, sondern einen einheitlichen Arbeitsplan feststellt, welcher der jetzigen, höchst schädlichen Zerfahrenheit ein Ende setzt. Sie hätte auch gewisse Aufgaben zu übernehmen, welche eine zentrale Behandlung erfordern, wie die Führung eines Katasters aller sich im Inland für den Export interessierenden Firmen nach Artikeln und Absatzgebieten, die rascheste Verwertung aller einlaufenden kommerziellen Berichte, die Anlegung von Verzeichnissen vertrauenswürdiger Vertreter auf auswärtigen Plätzen, die Beschaffung von Kreditinformationen und die Führung eines Zentralarchivs für sie, die Regelung der Beteiligung an fremden Ausstellungen u. s. w. Die gegenwärtige Art der Beschaffung von Kreditinformationen hat gerade in letzter Zeit so viele österreichische Firmen in pekuniären Schaden gestürzt, daß der Ruf nach einer Reform nicht mehr verhallen kann, denn jeder Mangel des Systems wird von den im Orient nie aussterbenden Schwindelagenten in kluger Weise ausgenutzt. Ich will die Schleichwege nicht öffentlich nennen, um sie nicht noch frequenter zu machen.

Die staatlichen Organe für die kommerzielle Berichterstattung sind gegenwärtig die Konsulate und die Fachberichterstatter, letztere erst seit einigen Jahren. Man hat nämlich eingesehen, daß die mit verschiedenen administrativen und richterlichen Agenden überladenen Konsulate ihre Berichterstattung nicht so vertiefen und spezialisieren können, wie dies heutzutage nötig ist. Deshalb sind alle größeren Handelsnationen, wie England, Deutschland, Italien, Frankreich, Japan, die Vereinigten Staaten von Amerika u. s. w. mit der Bestellung von Handelsfachverständigen oder Handelsattachés an den wichtigsten Punkten des Welthandels vorgegangen, durch die letzten Ausgleichsvereinbarungen haben sich schließlich auch Österreich und Ungarn zur Entsendung von Fachberichterstattern entschlossen, doch ist Österreich infolge personaler Schwierigkeiten über die ersten Versuche nicht hinausgekommen. Eine Erweiterung der Institution ist aber, auch mit Rücksicht auf das erwähnte öftere Versagen des handelspolitischen Informationsdienstes, dringend nötig, ferner wäre ihre bessere Eingliederung anzustreben. Während nämlich die ausländischen Handelsattachés den diplomatischen Vertretungen zugeteilt sind, wirken die österreichischen und ungarischen Fachberichterstatter vollkommen getrennt von diesen, was ihnen die Arbeit ungemein erschwert, auf handelspolitischem Gebiete sogar unmöglich macht, und auch nach außen einen sehr ungünstigen Eindruck hervorruft.

Eine Reorganisation erfordert ferner die Art und Verwertung der Berichte. Heute berichtet jedes einzelne Konsulat fortlaufend monatlich oder vierteljährlich und jährlich, dazu kommen noch die selbständig von den Handelsministerien publizierten Spezialberichte der Fachberichterstatter. Auf diese Weise sind wir zu einer Überfülle gelangt, welche direkt schädlich ist, denn wer im geschäftlichen Leben steht, hat keine Zeit, sich aus zahllosen Drucksachen die wenigen Zeilen herauszusuchen, die ihn vielleicht interessieren. Die Quantität müßte zu gunsten der Qualität reduziert werden und dafür dürfte sich folgender Vorgang empfehlen. Vor allem hätten die

Monats- und Quartalsberichte der Konsulate zu entfallen, welche nur die momentane Geschäftslage behandeln und daher immer zu spät kommen. An ihre Stellen wären Spezialberichte zu setzen, die je nach den Wünschen der wirtschaftlichen Korporationen oder der Exportinteressenten einen bestimmten Artikel oder eine eng umschriebene Frage zum Gegenstande nehmen. Für das Einlaufen wäre ein unverrückbarer fixer Termin zu setzen. Die Spezialberichte sowohl als auch die Jahresberichte der Konsulate wären nicht mehr separat zu veröffentlichen, sondern in jedem fremden Wirtschaftsgebiete durch einen handelspolitisch vorgebildeten Funktionär der diplomatischen Vertretung oder durch den Sachberichterstatter einheitlich zu verarbeiten, damit Wiederholungen und Widersprüche vermieden werden. Die Spezialberichte müßten, zu einem Gesamtbilde über die Geschäftslage eines Artikels in der ganzen Welt vereinigt, in separaten Heften erscheinen. Die Publikation aller Berichte hätte mit der denkbar größten Beschleunigung durch die Zentralstelle zu erfolgen, welche besonders wichtige und vertrauliche Mitteilungen den Interessenten — die sie aus ihrem Kataster erfahren würde — direkt und kostenlos zuzusenden hätte. Man muß staunen, daß sich diese so einleuchtende Reform trotz jahrelanger Befürwortung noch nicht durchgesetzt hat.

Die Auswanderung.

Nichts ist bezeichnender für unsere Gleichgültigkeit in großen wirtschaftlichen Fragen als unsere Haltung gegenüber der Auswanderung. Wir gehören zu den Ländern mit stärkster Auswanderungsbewegung; eine genaue Statistik liegt nicht vor, aber so viel ist ermittelt worden, daß wir jährlich etwa 100.000 Menschen, also eine volkreiche Stadt, verlieren. Bisher ist uns das nicht sonderlich nahe gegangen. Das Staatsgrundgesetz von 1867 erklärte die Auswanderung für frei und beschränkte sie nur durch die Rücksicht auf die Wehrpflicht, später beschnitt man einige allzu krasse Auswüchse der Auswanderergeschäfte, welche ausländische Gesellschaften bei uns betreiben — das ist alles. Am 4. Dezember 1904 ist allerdings, nach jahrelanger, schwerer Geburt, ein größerer Gesetzentwurf über die Auswanderung eingebracht worden, welcher die Polizei zwar befriedigen mag, von wirtschaftlichen Erwägungen aber keine Spur verrät. Die Auswanderungsgesetze der fremden Staaten, besonders Italiens, Deutschlands und Ungarns, gehen viel weiter, und es wäre sehr zu beklagen, wenn die Gelegenheit bei uns nicht benützt würde, um eine durchgreifende Regelung herbeizuführen.

Die letzte Ursache der Auswanderung — dabei soll die Wirkung verlockender Besiedlungsangebote, der Werbungen der Schiffsunternehmungen, der Macht des Beispiels u. s. w. nicht unterschätzt werden — ist heute gewöhnlich die relative Übervölkerung. Das Land mag noch so viel Raum bieten, an einzelnen Orten und in manchen Berufen wird der ruhelose Wellenschlag des wirtschaftlichen Lebens immer einige Existenzen in Gefahr bringen. Der Entschluß zum Verlassen der Heimat ist sehr schwer, ihn fassen denn auch nicht die tatsächlich Überzähligen, die

im Kampfe Schwächeren, die aber doch leben müssen und sich auf irgend eine Weise forthelfen, sondern die Tatkräftigen, denen der Raum zu enge geworden ist. Die Auswanderung beschränkt sich übrigens nicht auf die manuell arbeitende Bevölkerung, mit welcher sich Gesetzgebung und Statistik fast ausschließlich beschäftigen, sondern ergreift alle Bevölkerungsklassen; selbst Fürsten sind schon ausgewandert. Natürlich läßt sich die relative Übervölkerung nicht durch ein Spezialgesetz mildern oder gar beseitigen, ihre Größe ergibt sich aus den Folgen der gesamten Wirtschaftspolitik. Welch trauriges Ergebnis zeigt dieser Wertmesser gerade uns an, denn unsere Auswanderung steigt, während die des Deutschen Reiches trotz der überraschenden Volksvermehrung der letzten Jahre gesunken ist.

Ein Spezialgesetz hat vier Hauptpunkte ins Auge zu fassen, nämlich die Auskunftserteilung, die Beförderung, die Fürsorge im Auslande und die Repatriierung. Die Auskunftserteilung will der österreichische Gesetzentwurf privaten Vereinen überlassen und sich nur mit der Beschaffung von zuverlässigen Informationen durch die auswärtigen Vertretungen und mit der staatlichen Kontrolle begnügen. Es ist gewiß zu wünschen, daß sich der Staat hier der privaten Vereinigungen bedient, aber mit der bloßen Nachtwächterrolle ist es auch hier nicht getan. Den Auswanderungsagenten gewisser berüchtigter ausländischer Unternehmungen, welche die Auswanderer abfangen und gegen ein hohes Kopfgeld abliefern — sie arbeiten bei uns fast unter den Augen der Behörden — muß das Handwerk energisch gelegt werden, denn sie werden sonst dafür sorgen, daß der Auswanderer die Auskunft, die ihm ein Verein selbstlos bietet, gar nicht einholt. Die einlaufenden Informationen über fremde Auswanderungsgebiete müssen ferner durch irgend eine Zentrale sachlich überprüft, eventuell ergänzt und gegeneinander abgewogen werden, denn es ist klar, daß sich auf diese Weise der Auswanderungsstrom in einer Weise lenken läßt, die dem einzelnen als auch der Allgemeinheit relativ die größten Vorteile bietet.

Die meisten fremden Staaten lassen sich ferner die Nationalisierung der Auswanderungsbewegung angelegen sein, indem sie dahin streben, die Beförderung der Auswanderer, die ein sehr rentables Geschäft ist, in die Hände heimischer Unternehmungen zu legen. Unser Gesetzentwurf beschränkt sich auf gewisse polizeiliche Kontrollmaßregeln und überläßt das Feld nach wie vor den ausländischen Unternehmungen. Von seinen Freunden wird ihm deshalb „Selbstlosigkeit“ nachgerühmt, aber in der Wirtschaftspolitik hat der Staat gar kein Recht, selbstlos zu sein. Bei aller Achtung der aus den Verträgen fließenden internationalen Verbindlichkeiten muß auch hier der Schutz der nationalen Arbeit die Regel sein.

Im übrigen verspricht der Gesetzentwurf den Auswanderern Schutz durch die auswärtigen Vertretungen, eventuell durch eigens delegierte Kommissäre, kümmert sich aber um die großen Aufgaben, welche in der Erhaltung des geistigen und wirtschaftlichen Zusammenhanges mit dem Mutterlande und in der werktätigen Mithilfe bei der Repatriierung liegen, gar nicht. Und doch könnten erst dadurch die

meisten jener Vorteile erreicht werden, welche sich der Auswanderung abgewinnen lassen. Österreichische Kolonien findet man heute überall in der Welt, aber sie sind in der Regel verwaist. Andere Nationen schließen sich unter der Führung der jeweiligen diplomatischen und konsularischen Funktionäre zusammen, pflegen ihr Zusammengehörigkeitsgefühl und feiern ihre besonderen Feste. Die Österreicher kennen einander oft gar nicht, und wird ein österreichisches Fest gefeiert, dann vergißt man, wie ich aus mehrfacher Erfahrung weiß, die Österreicher einzuladen. Dürfen wir uns dann noch wundern, wenn das in allen Völkern, vom Engländer bis zum Hottentotten, gleich lebendige Gefühl der Vaterlandsliebe gerade den Österreichern so leicht verloren geht? Die Vaterlandsliebe ist aber nicht bloß ein schönes Gefühl, sie trägt auch gute Zinsen. Der Welthandel weiß viel davon zu erzählen. Wir freilich sind selbstlos. Das zeigt sich wohl auch darin, daß die österreichischen Kaufleute auf fremden Plätzen so wenig österreichische Firmen vertreten, denn hier lassen wir gewöhnlich unseren schärfsten Konkurrenten, den Reichsdeutschen und Italienern, den Vortritt.

Dem Auswanderer, auch wenn er noch so fluchend die undankbare Scholle verließ, auf der er zur Welt kam, schwebt bei allen Mühen und Gefahren ein süßes Bild vor, das allen Lohn in sich faßt: die Rückkehr in die Heimat. Nicht jeder erreicht dieses letzte Ziel seines Lebens, aber viele haben Wohlstand und Unabhängigkeit genug erlangt, um sich zur Rückkehr entschließen zu können. Die Fälle, daß ein Auswanderer wieder Haus und Hof zu erwerben trachtet, deren Verlust ihn in die Fremde trieb, sind gar nicht so selten. Die nicht bloß schöne, sondern auch nutzbringende Aufgabe der Repatriierung wird zwar zweckmäßigerweise von privaten Wohltätigkeitsinstitutionen besorgt werden, erfordert aber auch mehr als die passive Assistenz des Staates. Mindestens wird Subventionierung und Kontrolle der Institutionen verlangt werden müssen.

Die Auswanderung bildet somit ein Gebiet, dessen wirtschaftspolitische Bedeutung wir nicht einmal eingesehen haben.

* * *

Wie soll ein solches Wirtschaftsprogramm, wie es hier in großen Zügen gezeichnet ist, verwirklicht werden? Eine Wirtschaftspartei ist dazu nicht notwendig und nicht einmal empfehlenswert, weil eine solche häufig der Deckmantel für Versuche war, das nationale Gefüge zu lockern, auf welchem sich unsere politischen Parteien aufbauen. Ich glaube vielmehr, daß es in jeder Partei Männer gibt, welche für die wirtschaftlichen Fragen tiefes Verständnis und nachhaltiges Interesse hegen, daß also in jeder Partei Raum für ein solches Programm ist. Gewiß werden sich vom politischen Parteistandpunkte gewisse Differenzen und Nuancen in einzelnen Punkten ergeben, noch immer wird aber genug übrig bleiben, was sich als gemeinsame Forderung auslösen wird. Arbeiten wir daher für eine möglichst vollkommene „friedliche Durchdringung" von Regierung und Parlament mit wirtschaftspolitischen Ideen!

Hammarby.

Linnés Landsitz.

Von J. Wiesner.

Linné wurde am 23. Mai 1707 geboren. Wir stehen also knapp vor der zweihundertsten Wiederkehr dieses Tages, welcher gewiß in allen Kulturländern — um nicht mehr zu sagen — der Erinnerung wert befunden werden wird, vor allem in der Heimat des großen Naturforschers, in Schweden.

Wenn auch das Wort Dejeans, Linné sei das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Naturforscher, eine starke Übertreibung in sich schließt und auch der bekannte Spruch »Deus creavit, Liennæus disposuit« als Ausdruck der Begeisterung für ihn nicht in Vergessenheit geraten möge, uns aber doch zu überschwänglich anmutet, so klingen die abgeklärten Aussprüche der berufensten Richter in dem Urteil zusammen, daß Linné den wissenschaftlichen Betrieb der Naturgeschichte ins Leben gerufen und in unvergleichlichem Maße gefördert hat. Seine Leistungen als Forscher und Lehrer bilden den Ausgangspunkt der seit seinem Auftreten ununterbrochenen Weiterentwicklung der Botanik und Zoologie. So steht er also in allererster Reihe der Forscher unserer Epoche der Naturwissenschaften, neben Kopernikus und Newton.

Die bisher in Schweden zur Linné-Feier getroffenen Vorbereitungen nehmen nach und nach schon sichtbare Formen an und lassen einen des großen Mannes würdigen Verlauf des Festes voraussehen, bei dem es mehr darauf ankommen soll, die Taten seines Geistes ins richtigste Licht zu stellen und zur weiteren Wirkung zu bringen, sein Leben und Schaffen den breitesten Schichten seiner Volksgenossen vertraut zu machen, als mit Äußerlichkeiten zu prunken. Da liegt vor uns ein monumentales Werk in zwei würdig ausgestatteten, reichillustrierten Bänden: eine Biographie Linnés, welche in der eingehendsten Weise das Leben des großen Meisters, sein Wirken als Forscher, Lehrer und Mensch schildert und in zahlreichen feinen Zügen seine Persönlichkeit vor unseren Augen aufleben läßt. An vielen Stellen wächst dieses Werk über den Rahmen einer Biographie zu einer Kulturgeschichte heran. Dieses Werk ist verfaßt von dem als Botaniker hochangesehenen Dr. Theodor Fries, welcher viele Jahre hindurch in Upsala als Professor der Botanik wirkte, also denselben Lehrstuhl innehatte, welcher durch Linné zu so großer Berühmtheit gelangt ist. Sechs Jahre führte Fries das Rektorat der Universität Upsala, und jetzt lebt er daselbst als Professor emeritus, seine seit jeher mit besonderer Liebe betriebenen Linné-Studien mit größerer Muße fortsetzend, als ihm zur Zeit seines lehramtlichen Wirkens je gegönnt war. Kein Zeitgenosse kennt Linné und seine Werke besser als Fries; es konnte also die Verfassung der Linné-Biographie in keine bessere Hand gelegt werden.

Aber nicht nur durch die Linné-Biographie, welche bis jetzt bloß im schwedischen Original vorliegt*, sondern auch durch teilweise Neuausgabe der Werke Linnés wird die Feier in Schweden sinnvoll vorbereitet. Bei diesen Ausgaben wird nicht etwa durch bloße Neudrucke mechanisch vorgegangen, sondern es handelt sich dabei um passende Auswahl und zweckmäßige Bearbeitung, wobei vor allem im Auge behalten wird, die Beobachtungen und Gedanken des großen schwedischen Meisters den weitesten Kreisen seiner Landsleute zugänglich zu machen, aber auch seine Schriften durch nachgelassene Aufzeichnungen zu erweitern und ihre Bedeutung mit kritischem Auge neuerdings zu beschauen. Wie ich brieflichen Mitteilungen des Herrn Professors Fries entnehme, werden die berühmten Flora lapponica und mehrere besonders wichtige oder interessante bisher nur in lateinischen Ausgaben vorliegende Abhandlungen Linnés in schwedischer Sprache erscheinen. Mit Spannung darf man der im Gange befindlichen Neuausgabe der Philosophia botanica entgegensehen.** Das in England befindliche, mit zahlreichen handschriftlichen Aufzeichnungen und Zusätzen versehene Handexemplar Linnés wurde für den Zweck einer kommentierten Neuausgabe des genannten Werkes dem Herausgeber (Professor Fries) bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Die Biographie und die Neuausgabe von Werken und Abhandlungen Linnés bilden wahrlich eine würdige, auf ernsten, tiefgegründeten Arbeiten beruhende Einleitung zur Zweijahrhundertfeier des großen Naturforschers.

Auch bei uns möge der Hinweis auf den bevorstehenden Gedenktag nicht auf eine trockene Notiz beschränkt sein. Die nachfolgenden Zeilen, in welchen ich Einst und Jetzt des Tusculum Linneanum zu schildern versuchen will, sind als unser bescheidenes Präludium zur nächstjährigen Linné-Feier gedacht.

Es war im Spätsommer des Jahres 1897, als ich von einer wissenschaftlichen Reise, die mich damals nach den norwegischen Polarländern und weiter hinauf bis nach Spitzbergen führte, wieder der Heimat entgegenfuhr. Meine damalige Reise nach dem hohen Norden war rasch geplant und schnell ins Werk gesetzt worden. Ich mußte eilen, um noch viel Licht und Pflanzenwuchs an den äußersten nordischen Vegetationsgrenzen anzutreffen. Es mußte die Zeit zu Beobachtungen aufs äußerste ausgenützt werden. So wird man es begreiflich finden, daß sich damals mein Denken in den engen Grenzen des Problems bewegte, welches mich so weithin gegen den Pol zu gelockt hatte. Nun war der strengen Arbeit Mühe vorüber, ich atmete erleichtert auf, anderen Gedanken wieder Raum gebend. Als ich aber nach langer Fahrt in Gotenburg schwedischen Boden betrat, fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich mich im Heimatlande Linnés befand, und die Stätten nicht sehen sollte, welche uns Botanikern durch sein Wirken geheiligt sind. Rasch entschlossen änderte ich meinen Reiseplan, und statt den südlichen Kurs zur Heimat hin zu nehmen, fuhr ich wieder nordwärts, der Heimat Linnés entgegen.

* Linné Lefnadsteckning af. Th. M. Fries, Stockholm, Fahlcrantz & Co. 1903–1904, 2 Bände.

** Siehe „Österreichische Rundschau", Band III (1905), S. 10.

Am späten Abend reiste ich von Gotenburg ab und kam im Morgengrauen in Stockholm an. Nach Wanderung durch die an Denkmälern von Linné, Berzelius 2c. reichen Anlagen, suchte ich einen möglichst hochgelegenen Punkt zu erreichen, um einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Einem guten Rate folgend, fuhr ich in die damals abgehaltene Industrieausstellung, wo ein hochgelegener Aussichtsturm, der mittels „Hiß" (Lift) zu erreichen war, einen besonderen Anziehungspunkt bildete. Als ich oben angelangt war, lag im Sonnenschein Stockholm vor mir. Ich werde den Anblick nie vergessen, wie sich hier Fluß und Meer, Fels und Wald mit den Häusermassen zu einem unvergleichlichen Bilde vereinigen. Nur wenige flüchtige Blicke konnte ich auf diese herrliche Stadt werfen, denn mein Ziel war Upsala und mein Abstecher dorthin durfte nur von kurzer Dauer sein.

In Upsala angelangt, wurde ich von meinem verehrten alten Freunde Professor Fries herzlichst aufgenommen. Er war bemüht, mir alle Erinnerungen an Linné, die sich in der Stadt, in der Universität und insbesondere im Botanischen Garten darboten, kurz, aber mit sicherem Eingehen in das Wichtigste und Bezeichnendste, zugleich mit jener wohltuenden Wärme vorzuführen, welche rasch den vollen Einklang unserer Gedanken und Empfindungen hervorzauberte.

Es war am Vormittag des 4. September, als wir bei ruhiger Luft und im milden Schein der nordischen Sonne die Fahrt nach dem etwa zehn Kilometer von Upsala entfernten Hammarby im offenen Wagen antraten. Die Landschaft bot wenig Anziehendes dar: offenes Kulturland mit hügeligem Hintergrund; erst in der Nähe von Hammarby nimmt die Gegend einen malerischen Charakter an. Höher erheben sich die aus Urgestein gebildeten Hügel, welche, reich bewaldet, doch den granitnen Untergrund erkennen lassen, auf den Kuppen von erratischen Blöcken überlagert, welche dem Landschaftsbilde einen charakteristischen Zug aufprägen. Rasch verflog die Zeit während der Fahrt, denn mein Freund erzählte von den zahlreichen „Wallfahrten", welche Botaniker der verschiedensten Länder der Welt nach Hammarby antraten. Diese Erläuterungen gingen zurück auf die Zeit, als sein Vater, der hervorragende Pilzforscher, Elias Fries, den Lehrstuhl der Botanik in Upsala innehatte. Th. Fries erinnerte sich noch des Besuches, den ein großer österreichischer Naturforscher, mein Lehrer Franz Unger, in Upsala machte. Der jüngere Fries war damals ein Jüngling, Unger stand im vollsten Mannesalter. Es war im Juli des Jahres 1852, die Vorlesungen an der Universität noch im Gange, so daß der ältere Fries seinen Gast in Gesellschaft mehrerer hervorragender Professoren in seinem Hause begrüßen konnte. Bei Tische ehrte er den illustren österreichischen Fachgenossen durch eine lateinische Ansprache. Unger antwortete, wie sich Th. Fries ausdrückte, „lebhaft und genial". Die Bewunderung, welche Unger dem großen schwedischen Meister in seiner Tischrede zollte, machte einen umso tieferen Eindruck, als sie einem Manne innewohnte, der als Physiologe der Forschungsrichtung Linnés ferne zu stehen schien. Th. Fries schilderte sehr lebhaft die Szene. Unger ist in seinem Gedächtnis als eine bezaubernde Erscheinung zurück-

geblieben, mit genialem Gesichtsausdrucke, geistsprühend und warmherzig. Weiter erzählte mein Begleiter, daß sein Vater damals zu seinem Bedauern Unger nicht nach Hammarby begleiten konnte, da ihn dringende Amtsgeschäfte in Upsala zurückhielten. Er beauftragte den „Gartendirecteur" Daniel Müller an seiner Stelle die Führung zu übernehmen. Ungers Besuch in Hammarby wurde von ihm wert befunden, in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften* geschildert zu werden. Der Vergleich zwischen Einst und Jetzt ist sehr bemerkenswert. Damals befand sich Hammarby in mehrfacher Beziehung in verwahrlostem Zustande, während es heute sehr wohlerhalten, dabei aber doch altertümlich aussieht. Wie mir Th. Fries mitteilte, war Unger sehr befriedigt, bei dieser Gelegenheit die genaue Bekanntschaft Daniel Müllers gemacht zu haben. Dieser, ein geborner Reichsdeutscher (aus Pommern), war ein gebildeter, liebenswürdiger, um den Gartenbau verdienter Mann. Fries sagte mir, noch jetzt erinnert man sich seiner und nennt ihn den „Vater der schwedischen Hortikultur".

Nun hielt der Wagen und Hammarby lag vor uns, durch die in den letzten Jahren vorgenommenen Restaurationen wieder in den Zustand gebracht, in welchem es sich zu Linnés Zeiten befunden. Ein niederes Holzgitter umzäunt den bescheidenen Landsitz. Zwischen den schon von außen sichtbaren drei Gebäuden und dem Zaune breiten sich ein paar kleine Blumenbeete und niederes Buschwerk aus. Der mittlere, einstockhohe Bau, das Wohnhaus, erscheint beim Eintritt von einem großen, erwiesenermaßen von Linné selbst gepflanzten Roßkastanienbaum** zum größten Teile gedeckt. Links vom Wohnhaus steht ein kleines, merkwürdiges Häuschen von altschwedischem Typus, wie es noch manchmal in Dörfern zu sehen ist, in den Städten aber schon zu den Seltenheiten gehört: ein primitiver Holzbau mit einem sonderbaren Dach „Torf tak" genannt. Wie ein Stück blumiger Wiese sieht sich ein solches Dach an. Es besteht nämlich aus einer Rasendecke, welche auf mit Birkenrinde bedeckten Brettern ruht. Manche Pflanzen siedeln sich besonders gerne auf dem „Torf tak" an. Einigen dieser Pflanzen hat Linné den Speziesnamen tectorum gegeben. So einer Art Pipau (Crepis tectorum) und einer Trespe (Bromus tectorum). Zur linken des Wohnhauses steht ein im Mittelteile einstöckiges Häuschen. Den Hintergrund dieser kleinen Gebäudegruppe bildet das Baumgrün des Parkes.

Der kleine Holzbau mit dem „Torf tak" ist eine getreue Nachbildung jenes Häuschens, welches zu Linnés Zeiten an derselben Stelle stand. Aber die beiden andern Gebäude sind, wenn ich so sagen darf, Originale. Sie machen dank ihrer charakteristischen Farbe den Eindruck von Rohziegelbauten, in der Tat sind sie aber, wie so viele nordische Häuser, aus Holz gezimmert und mit Engelrot (Eisenoxyd)

* Sitzungsberichte der math.-naturw. Klasse. Bd. IX (1852).

** Die Heimat dieses so bekannt gewordenen Garten- und Alleebaumes sind die Hochgebirge Griechenlands. Schon 1576 wurde er, durch Ungnad eingeführt, in Wien kultiviert. Von hier ging die Zucht der Roßkastanie aus und verbreitete sich bald über einen großen Teil Europas. Die Ureltern des von Linné gepflanzten Baumes standen wohl zweifellos in Wien.

bestrichen, wodurch das Baumaterial erfahrungsgemäß sehr konserviert wird. Der Anblick dieser beiden, vom dunkeln Grün des Hintergrundes sich abhebenden roten Häuser mit den weiß gestrichenen Türen und Fensterrahmen ist sehr malerisch und prägt sich besonders tief dem Gedächtnisse ein.

Linné stand im einundfünfzigsten Lebensjahre als er Hammarby ankaufte. Ein merkwürdiges Erinnerungszeichen bezeugt heute noch die Zeit des Ankaufes. Hinter dem Wohnhaus, am Wege zum Park, steht ein erratischer Block, in welchem Linné mit Runenschrift die Worte eingraben ließ: „Ritter Carl Linné kaufte Hammarby-Säfja im Jahre 1758". Vor allem war es die Freude am Landleben, aber auch die Aussicht, hier ganz nach seinen Neigungen die verschiedensten Pflanzen kultivieren zu können, was ihn bewog, den Ankauf zu wagen, wozu er, wie es scheint, den größten Teil seiner Ersparnisse verwendete. Auch wollte er für möglichst lange Zeit jenem ungesunden, häufig vom „Upsala-Fieber" heimgesuchten Stadtteil entfliehen, in welchem seine Amtswohnung gelegen war. Hammarby gehörte dem Oberförster Anders Schönberg, seinerzeit bekannt als Veranstalter der Bären- und Elenjagden des Königs Friedrich I. Der Kaufpreis der Gutes betrug 40.000 Taler. Das obengenannte, links (westlich) vom Hauptgebäude stehende Häuschen wurde von Schönberg bewohnt. Es war auch anfangs die höchst primitive Villa Linné. Die niedern Zimmer mit den kleinen, in Blei gefaßten Fenstern bezeugen die bescheidenen Ansprüche der Zeit, welche Linné vielleicht damals die gute alte Zeit nannte. Er hatte höhere Wünsche und baute im Jahre 1762 das schon genannte Wohnhaus, in dessen oberem Stockwerke er seine „gute Stube" und ein Schlafzimmer einrichten ließ, welche nach damaligen Begriffen prachtvoll aussahen. Die Wände der „guten Stube" sind mit ausgewählten Zeichnungen ost- und westindischer Gewächse, und das Schlafzimmer mit den prachtvollsten und kostbarsten Tapeten geschmückt. Auf diesem Wandschmuck kam nämlich die Kunst der berühmten Blumenmaler G. D. Ehret und J. Chr. Trew zur Geltung. Über die Tür des Schlafzimmers ließ er die Inschrift setzen: »Innocue vivito: Numen adest.«

Im Jahre 1766 wütete in Upsala eine furchtbare Feuersbrunst, welche ein Drittel der Stadt einäscherte. Linné rettete damals sein Herbarium und seine anderweitigen naturhistorischen Sammlungen zunächst durch Überführung in eine außerhalb der Stadt gelegene Scheune und brachte seine gesamten Schätze dann nach Hammarby. Es lag dort alles so gedrängt und durcheinander; an eine gutgeordnete Aufstellung in den vorhandenen kleinen Gebäuden war nicht zu denken. Da entschloß er sich, ein eigenes Museum zu bauen. Auf einer Anhöhe hinter dem Wohnhaus wurde dieser nach unseren heutigen Begriffen sehr armselige Museumbau aufgeführt. Er besteht aus einem einzigen kleinen, dreifensterigen Raum; etwa fünf Meter lang, ebenso breit und beiläufig drei Meter hoch. Hier wurden die Schätze aufgestellt, die später so sehr bewundert wurden.

Linné fühlte sich durch den Besitz seines Landgutes beglückt; er hatte ein ihm zusagendes Heim, nicht nur zum behaglichen Wohnen für sich und die Seinen,

sondern hier war auch der Platz, wo er am liebsten forschte und lehrte. Dieser Besitz gab ihm auch die Beruhigung, den Seinen ein sicheres Erbe zu hinterlassen. Doch, wie sonderbar es wohl erscheinen muß, dies Eigentum lockte ihn, über die eigenen Mittel hinaus, seinen Landbesitz durch Ankauf einiger anderer in der Nähe befindlicher kleiner Güter zu vergrößern. Diese Vergrößerung seiner Reichtümer an Grund und Boden hat ihm viel Kummer bereitet. Er schreibt darüber an seinen intimsten Freund (Bäck): „Jetzt, mein Herzensbruder, bin ich verzweifelt. Ich habe mich stets vor Schulden wie vor Schlangen gefürchtet, aber jetzt tanze ich auf dem Chatelet, was ich nie gedacht hätte. Das wird mich vor der Zeit grau machen. Ich dachte an meine Kinder und habe mein kleines Freigut (Hammarby und Säfja) um 40.000 Taler gekauft. Vor einigen Tagen kam ein angrenzendes Gut mit fünf Häusern und Hütten zum Verkauf; ich wagte den Kauf, mußte aber Schulden im Betrage von 20.000 Talern machen.“ Trotz der Lasten, die er auf sich genommen, kaufte er weiter von seinem Kollegen Ihre noch ein Gütchen, den Hof Edeby. In seinem Geldbedrängnisse suchte er bei dem Consistorium academicum in Upsala um ein Anlehen von 40.000 Talern an. Es wurde bewilligt „gegen gehörige Sicherstellung von Kapital und Zinsen“. Es ist verbürgt, daß Linné lange vor seinem Tode die aufgenommene Summe beglich und überhaupt schuldenfrei war.

Sein Lieblingsaufenthalt blieb Hammarby. Dahin übersiedelte er gänzlich, nachdem sein Sohn mit dem Lehramte der Botanik in Upsala betraut worden war (1764). Einen großen Teil seiner Zeit verbrachte er in seinem geliebten Museum, dem er die verschiedensten Kosenamen beilegte: „Das Schloß, das ich in die Luft gebaut“, „Museum in altis“ oder auch „Meine kleine Feldhütte“.

Das ehemals hier aufgestellte berühmte Herbarium Linnés ist daselbst nicht mehr zu sehen. Es wurde bekanntlich nach England verkauft, zur Schande Schwedens, wie der Biograph sagt. Ebenso alle botanischen Werke, die in Linnés Besitz waren. Die Bücher anderweitigen Inhalts werden in den alten Schränken noch aufbewahrt und mancherlei Bestandteile der alten Linnéschen Sammlungen, die in späterer Zeit noch aufgetrieben werden konnten. Als Unger das Museum besuchte, befand es sich in einem trostlosen Zustande. Von Naturalien war da nichts zu sehen und es befand sich da nur „Linnés Lesepult und eine zerbrochene Drehorgel, mit welchem Instrumente sich Linné, ein Freund der Musik, zu seinem und anderer Vergnügen unterhielt“.

Im Museum las Linné seine Collegia privatissima, zumeist für Ausländer. Mit welcher Ausdauer er seinem Lehrberufe nachkam, geht aus den Aufzeichnungen seiner Schüler hervor. Noch im 64. Lebensjahre las er acht Stunden im Tage. An schönen Sommertagen wurde sein Pult vor das Museum gestellt; dahinter saß der Meister auf seinem „Vorlesestuhl“, zur Rechten und Linken lagen Bücher, frische Pflanzen und Herbarien, kurz, was er für seinen Vortrag benötigte, und um ihn herum saßen seine Schüler auf den noch am alten Ort befindlichen Rollsteinen, oder auf Bänken, die auch noch erhalten sind, oder lagerten im Grase.

Ich werde das merkwürdige Plätzchen nie vergessen. Aber wie denkwürdig dieser Ort und wie schön der Ausblick von hier aus auf die von erratischen Blöcken überlagerten Hügel und weiter hinein ins Land war, es zog mich doch wieder in den ärmlichen Raum zurück, wo Linné am liebsten forschte und lehrte und von dem Unger so treffend sagte: „Wie klein ist der Raum, der für diese Kollegien bestimmt war, aber wie groß war das Licht, das von hier in die ganze Welt ausging."

In den Räumen des Wohnhauses erinnern zahlreiche Gegenstände an Linné und man fühlt sich im Angesichte dieser Erinnerungen in die Zeit zurückversetzt, in welcher der große Mann in Hammarby, umgeben von seiner Familie und der Elite seiner Schüler, lebte.

Die Wände sind reich mit Bildnissen geschmückt. Ich will nur der Familienporträts Erwähnung tun. Da hängt sein eigenes, angeblich sehr wohlgetroffenes Bildnis, 1755 von J. H. Scheffel in Öl gemalt. In der Nähe das Porträt seiner Gattin, in Schwarzkreide von S. N. Höök ausgeführt. Einen lieblichen Anblick gewähren die gleichfalls von Höök herrührenden Pastellbildnisse seiner vier Töchter. Louisa und Sara Christina stellen sich im Bilde als wahre Schönheiten dar; die Jüngste, Linnés Lieblingstochter Sophie, erscheint im Porträt in bezaubernder Jugendfrische.

Alle dort befindlichen Möbel und Nippes, darunter Porzellan mit verschiedenartigem figuralen Schmuck — mehrmals erscheint hier in den Zeichnungen die Linnaea borealis* — stammen aus seiner Zeit. Im Speisezimmer steht noch der plumpe Eßtisch und das gelb angestrichene Büfett. Die Stockuhr, welche den damaligen Bewohnern die Zeit meldete, gibt heute noch in hellen, kräftigen Schlägen die Stunden an. In einem Zimmer des ersten Stockes steht noch das Bett, in dem er starb. Und vieles, vieles andere; ich nenne unter den Dingen, die besonders gerne gezeigt werden, noch seinen Doktorhut und seine rotsamtene Kalotte, den mit Leder überzogenen Lieblingslehrstuhl, sein großes Tintenfaß, seinen Alltags- und Feiertagsstock.

Tritt man aus dem Hause, so sieht man noch dieselbe Glocke, welche zu seinen Zeiten die Arbeiter zum Mittagstische lud. Der baumreiche Park beherbergt zahlreiche Pflanzen, und zwar genau die Arten, welche Linné dort angepflanzt hatte. Nicht in Quartieren geordnet, wie in botanischen Gärten, auch nicht in Beeten wie in Ziergärten, sondern hier und dort, wie in der freien Natur, auf den ihnen zusagendsten Plätzen, kultivierte er dort seine Lieblinge. Auch in den Beeten des „Vorgartens" werden nur jene Blumen gepflanzt, welche erwiesenermaßen zu Linnés Zeit dort gehalten wurden. Eine durch besondere Lebenskraft ausgezeichnete Pflanze ist von Hammarby aus in vieler Herren Länder gebracht worden: eine Art Hauswurz, das von Linné beschriebene Sempervivum globiferum. Es ist nämlich in Hammarby Sitte, jedem Besucher als Andenken an das

* Eine nach Linné benannte Pflanze.

Tusculum Linneanum einen Sproß (Rosette) dieser Pflanze mitzugeben. Ohne jede Sorgfalt aufbewahrt, wächst der Sproß weiter, wenn man ihn auf Erde legt, selbst nach wochenlange dauerndem Transporte. So brachte Unger ein Exemplar dieser Pflanze nach Wien und kultivierte es jahrelang. Ich trug die mir von Professor Fries eingehändigte Rosette von Upsala nach Wien in der Tasche meines Überziehers verwahrt und konnte sie erst etwa nach einer Woche einpflanzen. Und nun grünt im Kalthause des Wiener pflanzenphysiologischen Institutes diese zierliche Pflanze, sich fortwährend reich vermehrend und mancher Besucher meiner Werkstätte nahm ein Zweiglein zur Erinnerung an unseren größten Meister mit.*

Außer dem Park hatte Hammarby zu Linnés Zeiten noch zwei heute einigermaßen erhaltene Anlagen, nämlich eine Abteilung, welche vorzugsweise bestimmt war, aus dem Innern von Rußland stammende Gewächse zu kultivieren und den „Hain". Erstere liebte Linné „Sibirien" zu nennen. Diese Anlage liegt in der Nähe des Museums, an einem nach Südwesten gekehrten Abhange. Was die Kaiserin von Rußland an Samen russischer Gewächse ihm sendete, wurde hier mit besonderer Sorgfalt angepflanzt. Unter anderem der frühergenannte sibirische Apfelbaum (Pyrus baccata), welcher ein Alter von beiläufig 100 Jahren erreichte. „Mein Hain" oder, wie die Enkel sagten, „Großvaters Laube" lag an der Straße von Hammarby nach Hubby. Dieser „Hain" war ein viereckiger, von Bäumen umgebener Rasenplatz, den Linné besonders liebte. Hier wurde zur Sommerszeit, immer, wenn das Wetter es gestattete, zu Mittag gespeist. Hier saß er auch gerne zu anderen Tageszeiten, rauchte seine Pfeife und lauschte auf den Klang der hier und sonst in der Nähe aufgehängten Glasglocken, welche bei mäßig bewegter Luft lieblich ertönten. Wie sehr er seinen Hain liebte, geht aus der letztwilligen, an seine Frau gerichteten Aufzeichnung hervor: „Das letzte, um was ich Dich bitte, selbst aus der Wohnung des Todes, ist ... 7. Erhalte meinen Hain, den ich während Deiner Lebenszeit pflanzte, in gutem Stande und ersetze die absterbenden Bäume durch neue."

* Es gibt heute unter den Gebildeten so viele Pflanzenfreunde, daß ich es wohl, manchem Leser zum Danke, unternehmen darf, hier alle jene Pflanzenarten — in Linnéscher Nomenklatur — anzuführen, welche Linné in Hammarby anpflanzte und die heute noch an ihrem ursprünglichen Standorte gepflegt werden. Professor Fries war so freundlich mir die nachfolgende Liste unter dem Titel »Reliquiæ Linneanæ ad Hammarby« brieflich mitzuteilen: Aesculus hippocastanum (die schon oben genannte Roßkastanie), Sorbus hybrida (von Linné gepflanzter großer Baum, der vor etwa 30 Jahren zu grunde ging; Abkömmlinge sind aber noch da), Pyrus baccata, Prunus avium, Pinus Larix, Sambucus nigra, Evonymus europæus, Philadelphus coronarius, Robinia Caragana, R. frutex, Tussilago Petasites, Crepis sibirica, Campanula latifolia, C. Trachelium, Scrophularia vernalis, Myrrhis odorata, Aquilegia vulgaris, Epimedium alpinum, Fumaria bulbosa, F. nobilis, Anemone ranunculoides, Sempervivum globiferum, Mercurialis perennis, Asarum europæum, Galanthus nivalis, Leucoium vernum, Tulipa silvestris und Lilium Martagon.

Über das von Linné in seinem geliebten Hammarby geführte, an wissenschaftlicher Arbeit reiche, aber doch auch idyllisch geschmückte Leben haben seine Schüler manche charakteristische Aufzeichnung der Nachwelt überliefert. So schrieb der berühmte Zoologe Fabricius*, welcher 1663—1764 in Hammarby zu Füßen des Meisters saß: „Über Sommer wohnten wir (Kuhn**, Zoega*** und ich) in der Nähe von Hammarby in einem Bauernhause ... Linné stand im Sommer sehr zeitlich auf, gewöhnlich schon morgens um vier Uhr. Gegen sechs Uhr kam er zu uns, da an seinem Wohnhaus noch gebaut wurde, frühstückte bei uns, las über die ordines naturales, so lange wir Lust hatten, meist bis gegen zehn Uhr. Dann gingen wir bis gegen zwölf Uhr in die nahen Berge, die uns mit ihren Produkten ausreichend beschäftigten. Nachmittags gingen wir zu ihm in seinen Hain, abends spielten wir meistens Trisett mit seiner Frau. An Sonntagen war die ganze Familie fast den ganzen Tag bei uns. Da ließen wir uns manchmal einen Bauer mit einer Violine kommen und tanzten in der Scheune. Sicher waren diese Ballfeste nicht glänzend, die Gesellschaft nicht zahlreich, die Musik jämmerlich, die Tänze ohne Abwechslung (nur Menuett und Polka), aber wir pausierten doch nur wenig. Der Alte rauchte inzwischen seine Pfeife, schaute zu und tanzte manchmal eine Polka, worin er uns Jüngeren allen überlegen war. Er freute sich, uns recht munter zu sehen."

Linné war ein Freund heiterer Geselligkeit und auch festlichen Veranstaltungen keineswegs abhold. Nicht nur das Consistorium academicum der Universität Upsala auch der småländische Landrat und die „Småländische Nation"†, stellten ihr Kontingent zu den kleinen Festen, welche zur Sommerszeit in Upsala hin und wieder abgehalten wurden.

An Besuchen fehlte es nicht. Häufig kamen die Kollegen von Upsala und Stockholm, und nicht selten trafen Fremde aus fernen Ländern ein, um dem großen Linnäus ihre Huldigung darzubringen. Nicht nur berühmte Gelehrte, auch andere Persönlichkeiten erscheinen in der Liste der Besucher von Hammarby: der König, die Prinzen des königlichen Hauses und andere Fürstlichkeiten. Seltsam klingt der Bericht über den Besuch des Lord Baltimore in Hammarby. Er brachte von England einen riesigen Reisewagen mit, zu breit, um auf der Fahrstraße nach

* Joh. Christ. Fabricius, zuerst Professor in Kopenhagen, zuletzt in Kiel, wo er 1808 starb.

** Amerikaner von Geburt, zuletzt Professor in Philadelphia.

*** Geboren in Schleswig, Botaniker in Kopenhagen.

† Seit altersher gehört jeder Student in Upsala einer sogenannten „Nation" an. An der Spitze derselben steht als Vertrauensmann ein von den Studenten gewählter Inspektor. Linné gehörte der „Småländischen Nation" an. Als im Jahre 1744 der noch heute als Physiker hochgehaltene Celsius, der bis dahin das Amt eines Inspektors der „Småländischen Nation" verwaltete, starb, wurde Linné zu seinem Nachfolger gewählt. Durch länger als ein Dritteljahrhundert blieb er „Inspektor Nationis" und war, wie sein Biograph sagt, während der ganzen Zeit ein wahrer Vater seiner jungen Landsleute.

Hammarby passieren zu können. Mancher Zaun mußte fallen, um für Lord Baltimores Coach Raum zu schaffen. Nach der Besichtigung des Museums unter Führung Linnés soll folgendes Gespräch geführt worden sein. Linné: „Euere Lordschaft werden sich wohl in Stockholm aufhalten, um den König zu besuchen?“ Baltimore: „Ich habe nun in Schweden den gesehen, den ich kennen zu lernen wünschte. Ich trage kein Verlangen Ihren König zu sehen, ich habe mich ja nicht einmal bemüht, meinen eigenen König zu sehen.“ Er soll hierauf direkt, ohne in Stockholm zu halten, nach England zurückgereist sein.

Nach dem Tode Linnés ging Hammarby zunächst auf seine Witwe, dann auf die jüngste Tochter Sophie, welche mit dem Amtmann (Bevollmächtigten)* Ch. Duse vermählt war, sodann auf deren Tochter Elisabeth Sophie, Gemahlin des Generaldirektors F. M. Ridderbjelke über. Der letzte Besitzer aus Linnéschem Geschlechte war der Förster Ridderbjelke, der Sohn des Zuletztgenannten. Später kam das Gut in Verfall, und die pietätvolle Pflege der Erinnerung an Linné verminderte sich immer mehr und mehr. Schon im Jahre 1844 stellte Freiherr J. G. v. Paykull im schwedischen Reichstag den Antrag: es sei Hammarby mit allen dort befindlichen, an Linné erinnernden Objekten durch den Staat anzukaufen. Dieser Antrag wurde aber verworfen und so kam der Landsitz Linnés in jenen Zustand, in welchem ihn Unger im Jahre 1852 gesehen hatte. Erst im Jahre 1878 wurde der alte Antrag von F. Asker erneuert, welcher von beiden Kammern des Reichsrates einstimmig angenommen wurde. Der Staat kaufte den Park und die in ihm befindlichen Gebäude um den Betrag von 30.000 Kronen. Den übrigen Teil des Gutes erwarb die Universität Upsala. An die Spitze der Verwaltung von Hammarby wurde Professor Fries gestellt, welcher dieses Amt bis zum heutigen Tage einnimmt. Seiner Tatkraft und liebevollen Hingabe an das pietätvolle Unternehmen ist es zu danken, daß heute das Tusculum Linnaenum mit Park und Haus in allen Einzelheiten wieder in jenen Zustand gekommen ist, in welchem es eine große Lebensfreude seines ruhmreichen Besitzers bildete.

Diese große Lebensfreude hielt fast bis an Linnés Lebensende an. Denn, alt, krank und des Gehens nicht mehr fähig, gab es für ihn kein kräftigeres Mittel, seine Lebensgeister wieder zum Aufflackern zu bringen, als sich in sein Museum tragen zu lassen, und so weit es seine Kraft noch zuließ, sich mit seinen geliebten Pflanzen, insbesondere mit den jüngsten Zusendungen, welche seine Schüler und Verehrer ihm von den verschiedensten Ländern der Erde gesendet, zu beschäftigen. Manche wichtige Beobachtung stammt noch aus dieser Zeit, in der das Ende seines Erdenwallens sich vorbereitete. Es soll dieser Aufenthalt unter seinen Schätzen ihn lange gestärkt haben. Wie berichtet wird, noch im Sommer und Herbste des Jahres 1777. In den ersten Tagen des nächsten Jahres (10. Januar 1778) schloß er die Augen für immer.

* Rechtsverständiger Vermögensverwalter der Universität.

Ich kann diese flüchtige Skizze nicht wirksamer schließen, als mit Worten seines Biographen, der so genau und liebevoll das Lebensbild seines großen Vorgängers gezeichnet hat. Er sagt am Ende des Abschnittes, welcher den Aufenthalt Linnés in Hammarby schildert: „Das Museum und seine Umgebung flößen dem Besucher eine Empfindung von Demut und Ehrfurcht ein. Unwiderstehlich fühlt man, daß man hier auf klassischem Boden steht, und man kann nur mit Erstaunen daran denken, daß es dieser kleine, unbedeutende Fleck im Norden war, von dem einst Licht über das weite Feld der Naturforschung verbreitet wurde, daß hieher Kenntnis suchende Männer aus den verschiedensten Ländern der Welt kamen, um aus des Meisters eigenem Munde Worte der Weisheit zu hören, die für sie leitend und leuchtend in künftigen Tagen werden sollten. Und heute noch ist das kleine, abseits gelegene Hammarby ein Wallfahrtsort der Naturforscher. Der diese Zeilen schreibt, hat Gelehrte von Weltruf gesehen, wie sie hier demütig ihre Häupter entblößten, mit fast andächtiger Ehrfurcht in die einfache Wohnung eintraten, mit lebhaftestem Interesse jede Kleinigkeit beschauten, welche die Gedanken zurückführt zu den Tagen Linnés, und hat dabei nur mit Rührung und Freude daran denken können, welchen Schatz unser Land hier besitzt. Gerade durch seine Anspruchslosigkeit redet das an Erinnerungen so reiche Hammarby zu jedem empfindlichen Gemüte mächtiger, erhebender und mahnender, als wenn es ein stattlicher, mit irdischen Schätzen überfüllter Palast wäre."

Gerti begleitet den Papa.

Novelle von Otto Stößl.

Unter den Gästen des kleinen, in den niederösterreichischen Voralpen gelegenen Sommerfrischortes bildete Frau Dora Faltis, welche mit ihrem etwa zwölfjährigen Töchterchen Gerti seit Beginn der warmen Jahreszeit hier wohnte, den glänzenden Mittelpunkt. Die Gesellschaft bestand meist aus verheirateten älteren und jüngeren Beamten, die mit ihren Familien hier bescheiden und standesgemäß den Urlaub verbrachten. Einige ledige Männer machten den heiratsfähigen Töchtern auf unverbindliche Weise den Hof. Das ganze Sommerleben spielte sich in den bescheidenen, anständigen Formen dieser peinlich auf Wahrung aller möglichen Rücksichten bedachten Mittelstandsklasse ab.

Doch bewirkte Dora Faltis eben unter solchen steifen und ängstlichen Herrschaften eine nicht unwillkommene Erregung der Gemüter. Die Männer empfanden ihren Reiz und ihre Anziehung und näherten sich ihr mit einer achtungsvollen unsicheren Kühnheit, denn die merkwürdige Frau konnte ebensowohl mit einem leuchtenden Auflachen, als mit einem beleidigenden scharfen Worte entgegnen. Die Frauen bewunderten mit zuwartendem Neid und staunendem Verdruß ihre elegante, ein bißchen auffallende Toilette, ihre laute Freiheit des Benehmens. Die jungen Mädchen aber wurden an dieser Dame erst aller Möglichkeiten weiblicher Anziehung inne, wofür sie ihr dankbar mit aller Leidenschaftlichkeit dieses

glücklichen Alters huldigten. Sie bewunderten jedes ihrer Worte, nahmen ihre Redensarten an, ahmten ihre freien, raschen Gebärden nach und vergötterten sie auf jede Weise.

Das etwa zwölfjährige, ein wenig schüchterne Kind, Gerti, blieb aber ziemlich unbeachtet und wußte sich unter seinen lauten Altersgenossen nicht sonderlich zurechtzufinden, so daß es der Mutter überall unwillkürlich nachging, und wenn diese, mit der Gesellschaft befaßt, sich um ihr Töchterchen nicht kümmern konnte, still zurücktrat und allein blieb.

Gegen Ende des August wurde eines Abends im Gasthofe eine Festlichkeit veranstaltet zu Ehren des angesehensten Hauptes der Sommergesellschaft, eines Landesgerichtsrates, dessen Ferien abliefen. Ein Maler hatte eine Art von dramatischem Scherzspiel gedichtet, worin die Damen die Liebhaberei des alten Herrn für Pilze in entsprechenden Verkleidungen mit allerhand Versen harmlos verkörperten. Sie waren sehr hübsch anzusehen, wie sie in ihren weißen oder bunten Kleidern unter mächtigen, farbigen Schirmen einen anmutigen Reigen aufführten, der damit endigte, daß jede einzelne vor den Gefeierten mit einer besonderen Huldigung trat, welche dieser freundlich erwiderte, indem er mit der schlauen Freiheit, die sich das Alter zubilligt, ihnen die Wangen streichelte und die Hände küßte.

Zum Schlusse erschien Frau Faltis als Muse in einem blutroten Kleide, aus welchem ihre bloßen Arme und ihr schlanker Hals frei hervortraten, das schwarze Haar war am Hinterhaupte von einem Filigransilberpfeil in einen vollen Knoten zusammengehalten. Aus der einstudierten Rede auf den Gast ging sie zu einer kurzen Improvisation auf den Regisseur der Feier über und krönte den freudig erstaunten Maler, der sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen hatte und selig zu der bezaubernden Gestalt aufblickte, mit einem Lorbeerkranze.

Am andern Ende des Raumes, der allen Ankömmlingen offenstehen mußte, saß in nachlässiger Touristenkleidung ein Unbekannter, der mit einem gewissen mokanten Gesichtsausdrucke belustigt auf die Geselligkeit der übrigen und bald unverwandt auf Frau Faltis sah mit einem kühlen, doch interessierten Blicke, der sie vor den übrigen unwillkürlich auszeichnete. Nicht ohne Verlegenheit fühlte sie sich dadurch beherrscht und gestört und nestelte hilflos an ihren kurzen Ärmeln und an ihrer Frisur.

Als sich allmählich die geschlossene Gruppe gelöst und die heitere Erregung beruhigt hatte, setzte sich über inständige Bitten der jungen Mädchen einer der Herren ans Klavier und spielte zum Tanz auf; man räumte die Sessel und Tische aus der Mitte des Zimmers weg und mit Ausnahme der alten Damen, welche wehmütig vergnügt der Jugend zusahen, ergaben sich alle Anwesenden, sogar die würdigen, weißhaarigen Herren dem harmlosen Vergnügen. Der Landesgerichtsrat forderte Frau Faltis auf und tanzte mit ihr in der altfränkischen Manier seiner Jugendjahre, mit weit ausgestrecktem rechten Arm und ausladenden Bewegungen, wobei ihn die Schöße seines schwarzen Rockes umflatterten. Dora Faltis wiegte sich gleichsam in der eigenen Schönheit, sie war fast klein, doch von einer gewissen kräftig beherrschten Fülle der Gestalt, von beweglichen Hüften, sie bog den Oberkörper zurück, so daß ihr Haarknoten den Nacken berührte, die Augen waren halb geschlossen und blickten unter den schweren Lidern gleichsam mit Zagen hervor, als sie neuerdings die ruhigen, spöttisch beobachtenden Augen des Fremden trafen.

Dieser war nicht unbemerkt geblieben, und da man bei der allgemeinen Heiterkeit keinen Unbeteiligten dulden mochte, knüpfte einer der jungen Leute alsbald ein Gespräch

an, stellte sich vor, erfuhr Namen und Stand des Unbekannten, der, ein Ingenieur, hier einige Wochen der Ruhe nach einer angestrengten Bauperiode zubringen wollte und es lächelnd geschehen ließ, daß man ihn der Gesellschaft, insbesondere den Damen präsentierte. Der Ankömmling kümmerte sich aber nicht weiter um alle übrigen, sondern schloß sich unverweilt an Frau Faltis an und brachte sie durch sein zugleich zurückhaltendes und forschendes, spöttisches und eindringliches Wesen zu einer unsicheren Heiterkeit, sie ließ alle Kräfte ihres Naturells spielen, um ihn aus der Fassung zu reißen. Dabei brachte sie jedoch nicht ihn aus seiner sicheren Ruhe, sondern vielmehr sich in eine gewisse Erregung, der er befriedigt zusah.

In ihrem Gesichte zeigte sich im Verlaufe des Gesprächs ein Zug von Verlegenheit und zugleich von übler Laune, doch stand ihr eben diese hilflose Bosheit recht wohl an. Schließlich forderte sie der Fremde zum Tanz auf. Sie verneinte erst. Aber auf seine Frage, warum sie sich denn weigere, da sie doch sicherlich tanzen wolle, erhob sie sich achselzuckend und trat mit ihm an. Er faßte sie fest um die Mitte, sie spürte den Druck seines Armes um ihre Hüften, es war heiß im Zimmer, die übrigen wirbelten durcheinander. Der Klavierspieler hackte unablässig auf dem alten Flügel seinen banalen Walzer. Der Fremde tanzte langsam und mit der schleppenden Leidenschaftlichkeit, die in mäßigem Tempo sich besser gehen lassen kann als im stürmischen. Dora Faltis schmiegte sich seinem Schritt und Tritt schmiegsam, leicht an und atmete die Lust der sanften, sinnlichen Bewegung mit halbgeöffnetem Munde, so daß ihn, dessen Lippen fest geschlossen waren, ihr Hauch berührte, wenn sie zu ihm aufsah, sie lächelte und schien ringsum niemand mehr zu bemerken, wie sich denn auch die übrigen zurückzogen, so daß der Tänzer immer weniger wurden und die beiden endlich in dem Zimmer allein und fast auf einer Stelle sich langsam in einem kleinen Kreise drehten. Ihr weißer Arm ruhte leicht auf seiner Schulter, und da er viel größer war als sie, blickte er auf ihren Kopf herab und bewahrte sein gewohntes, zweifelndes Lächeln, denn er verlor das Bewußtsein des zufälligen abenteuerlichen Geschehens nicht einen Augenblick. Man kommt in eine fremde Wirtsstube unter eine gleichgültige Gesellschaft, die sich belanglos unterhält und ist auf einmal mit einem Weib allein, wie auf einer Insel.

Die Damen und Herren umstanden das tanzende Paar, flüsterten und tauschten leise Bewunderungsrufe, der alte Landesgerichtsrat blickte mit der faunischen Erfahrenheit des Alters auf diese jungen Sünder. Der Klavierspieler hackte unverdrossen weiter, bis ihm endlich, früher als den Tanzenden, die Geduld ausging und er mit einem dröhnenden Fingergetrommel schloß, was aber die beiden nicht hinderte, auch ohne Musik im gleichen, sicheren Rhythmus sich gelassen und von der gewohnten Bewegung getragen, weiter im Walzer zu wiegen. Plötzlich sah sich Frau Faltis mit ihrem Tänzer allein in der unerwarteten Stille, löste sich mit verlegenem Gesicht aus seinem Arm und eilte auf ihren Platz, während er sich, leicht dankend, vor ihr verneigte. Das Publikum applaudierte jubelnd.

Ihr kleines Mädchen aber war an dem verlassenen Tische unversehens eingenickt. Als sie dies bemerkte, rief sie bestürzt:

„Mein Gott, das Kind schläft mir ja ein."

Rasch weckte sie es, Gerti rieb sich verlegen die Augen und sagte: „Nein, ich habe gewiß nicht geschlafen."

Aber die junge Frau hüllte das Kind und sich eilig in die Mäntel und nahm von der Gesellschaft Abschied. Der Ingenieur erklärte, sie nach Hause begleiten zu wollen, denn sie wohnte etwa eine Viertelstunde weit am Ende des Dorfes in der Hammermühle. So hieß eine alte Mühle, die nur mehr leer lief, während der Hammermüller sich durch einen Fuhrwerksbetrieb und das Vermieten von Sommerwohnungen erhielt.

Dahin gingen sie in der klaren, sternenhellen, kühlen Nacht. Der Ingenieur hatte Frau Faltis seinen Arm geboten. Sie sprachen nur wenig und scheinbar Gleichgültiges, doch spürte die Frau eine eigentümliche leichte Kraft in allen Gliedern. Gerti hielt sich müde an ihrem Rock fest und ließ sich beinahe nachziehen; wenn sie zu schnell gingen, seufzte das Kind leise.

So kamen sie vor das Haus. Der Mühlbach ließ vom waldigen Berge, an dessen letzter Wiesenstufe abseits und erhöht die Mühle lag, in einer breiten und etwa metertiefen Holzrinne oberschlächtig geleitet, sein weißes, schäumendes Wasser über die moosbewachsenen Holzräder stürzen, um unten in der Talsohle nach einem harten Fall sich mit einem größeren Flüßchen, das längs der Straße lief, zu vereinigen. Er rauschte so stark und laut, daß sein Lärm jedes Wort verschlang. Sie gingen den ziemlich steinigen und steilen Seitenweg, der zu dem weiträumigen, aber verwahrlosten Anwesen führte, hinan, oben öffnete Frau Faltis mit dem unförmlichen Schlüssel, den sie bei sich trug, die versperrte Haustür, und ehe sie mit dem Kinde in den dunkeln Flur eintrat, wandte sie sich freundlich nach ihrem Begleiter zurück, der ihren Arm freigegeben hatte. Dieser sah sie mit seinem wunderlichen geraden Blicke an, worüber ihr Lächeln einen unsicheren Ausdruck annahm, dessen sie sich zugleich schämte und den sie verbergen wollte, obgleich er in der Dunkelheit doch kaum erkennbar sein mochte. Aber zwei Menschen, die einander ins Gesicht sehen, wissen auch in der tiefsten Finsternis um den Ausdruck ihrer Züge. Sie sagte leise:

„Dank und gute Nacht."

Er erwiderte „Gute Nacht" und blieb stehen.

Sie war sicher, er verweilte noch vor dem Haustore, als sie bereits im Flur geborgen, mit der Kleinen über die vertraute Holzstiege tastete, die nach ihrer Wohnung führte.

In den nächsten Tagen schloß sich der Fremde, unbekümmert um die übrige Gesellschaft, an Frau Dora Faltis an, begleitete sie und ihre Kleine auf dem Morgenspaziergang, rastete mit ihr auf einer stillen Bank im Walde oder auf dem Rasen einer einsamen Wiese, speiste an ihrem Tisch und wanderte nachmittags mit ihr auf den üblichen Promenaden längs der hellen Landstraße oder über Waldwege. Die anderen Sommergäste fanden sich sofort in die geänderte Lage und überließen das merkwürdige Paar seiner zugetanen Einsamkeit, wobei sich wohl das übliche Deuteln, Hinweisen, Flüstern angesponnen haben mochte, welches einen Schleier von Verachtung, Spott, Verurteilung und Neid zu wirken pflegt, der nicht einmal recht bemerkbar, doch sehr dauerhaft und undurchdringlich, die Unbekümmerten von der sehr sittenfesten bürgerlichen Welt scheidet.

Gerti blickte den Fremden oft verwundert und neugierig an und erwiderte die Scherze, mit denen er das schweigsame Kind aus der Stille zu locken und zu erheitern suchte, nur zaghaft und spröde, aber die Mutter zeigte eine ungewöhnliche Munterkeit und ging, durch den Spott des Ingenieurs über die ehrlichen Spießbürger zu Lachen, Zu-



stimmung und überbietender Erwiderung angeregt, auf alle Scherze übermütig ein, besonders als sie merkte, daß sich die Gesellschaft zusehends von ihr zurückzog, daß die Herren mit besonderer Höflichkeit grüßten, die Damen mit ausgesuchter Kühle, daß die jungen Mädchen, offenbar auf mütterliche Weisung, sie nur mehr aus der Ferne und verlegen huldigend ansahen, aber sich nicht mehr zutraulich um sie drängten.

Auf den Spaziergängen pflegte Gerti zurückzubleiben und langsam, den Kopf gesenkt, hinterdrein zu wandeln, wobei sie unversehens für sich zu singen begann, aber nicht etwa Lieder nach bekannten Melodien und Worten, sondern zusammenhanglose Töne, ohne Freude, ohne Trauer, wie das klingende Selbstgespräch eines unwissenden, jungen Geschöpfes.

Diesem abgerissenen Singen hörte der Ingenieur erstaunt und nicht ohne Rührung zu, während Frau Faltis, daran gewöhnt, sagte, so sei die Kleine immer gewesen, man müsse sie sich selber überlassen, dabei gehe das Kind am zufriedensten und ausdauerndsten. Unterdessen erzählte sie selbst dem Fremden, mit dem sie rasch und erstaunlich vertraut wurde, allerhand aus ihrem eigenen Leben, wobei sich ihm ihr Charakter enthüllte, mehr als sie wußte und wollte, denn bei aller Form und Sicherheit des gesellschaftlichen Umgangs kannte sie doch eigentlich keine Zurückhaltung und Scheu, sondern benahm sich mit unbefangener aber friedloser Aufrichtigkeit, redete, was ihr die Laune des Augenblicks und die Gelegenheit der Aussprache eingab.

Bald wußte er ihre kleine Geschichte, wie sie als Kind reicher Eltern verwöhnt und in üppigen Verhältnisten aufgewachsen, frühreif, vergöttert und von mannigfachen Gaben in einer Luft von Müßiggang und Behagen, jeden Wunsch — noch ehe sie sich recht besonnen, erfüllt sah. Sie betrieb mancherlei mit Eifer, um es unbefriedigt zu verlassen, wenn sich irgend eine andere Verheißung zeigte, eine ausgebreitete Bildung bot ihr eine gewisse Lockung, hielt sie aber nicht fest, so daß sie bei rascher Auffassung doch nur am äußeren Schein des Wissens eine Befriedigung ihrer Eitelkeit suchte, nicht die Einsicht um ihrer selbst willen. Früh in die Welt eingeführt, stürzte sie sich in die Mitte aller Vergnügungen, von den Eltern, bald aber auch von allen Leuten, mit denen sie zusammenkam, angebetet, verwöhnt, gereizt. Doch fand sie mehr Versprechungen als Erfüllung, denn über das gewohnte Spiel feiner Verlockung und Huldigung hinaus bot sich kein Ziel, wenigstens fand sie niemand, der ihre Leidenschaft reizte oder zu verdienen schien. Und was noch merkwürdiger war, weder ihr Vermögen noch ihre Schönheit zogen ernsthafte Bewerber an, vielmehr begnügten sich die Huldigenden mit einer scherzhaften Bewunderung, ohne tiefer von ihrer Natur erfaßt und festgehalten zu werden. Bei diesem Treiben, wovon ein junges Mädchen trotz ermüdender Enttäuschung ganz eingeschlossen und festgehalten zu werden pflegt, kam sie in die Zwanzigerjahre, noch immer frei, noch immer ihres eigentlichen Schicksals harrend, das sich ihr Tag um Tag entzog. Dabei wurden ihre Sinne gereizt, ihr Gemüt leidenschaftlich verwirrt, eine gegenstandslose Sehnsucht erfüllte sie mit Launen und Verdruß. Endlich entschlossen sich ihre Eltern, selbst ihr Schicksal zu bestimmen. Sie führten ihr einen älteren, bekümmerten Mann zu, der zwar nicht reich, doch durch seinen Charakter und seine Führung ihre Tochter glücklich zu machen verhieß. Das war Faltis, der in schwierigen, armseligen Verhältnissen sich durch eigene Kraft endlich selbständig gemacht und eine bescheidene Fabrik begründet hatte. Mit dem verheißenen Vermögen des Mädchens hoffte er einen Aufschwung seines kleinen

Unternehmens herbeizuführen. Aber wie so oft bei solchen planvollen Heiratsabmachungen stellte sich bei ihm statt der Berechnung die Leidenschaft ein und der besonnene, karge Mann faßte eine tiefe, zärtliche Liebe zu dem schönen Wesen. Dora, die bisher enttäuscht und unbefriedigt, zum ersten Male eine solche wahre Neigung erweckt hatte, stimmte zu, ohne selbst wärmer für den Freier zu empfinden, was sie wohl nicht mit Unrecht einer Ungenügsamkeit ihrer Natur zuschrieb. Da sie doch heiraten müsse, wie sie dachte, möchte es nun endlich geschehen, so heiratete sie ihn.

Wie der Ingenieur bald erriet, bald auch von der aufrichtigen jungen Frau erfuhr, war die Ehe nicht eben glücklich.

Der ungeschickte, praktisch nicht besonders befähigte, wenn auch höchst rechtliche und fleißige Faltis wußte mit dem erheirateten Vermögen nicht zu schalten, er ließ sich in Unternehmungen ein, die er nicht beherrschte, büßte alles Geld ein und stand nach kaum zwei Jahren der Ehe vor einem völligen Zusammenbruch, aus dem ihn nur die höchsten Aufwendungen ihrer Eltern erretteten, die ihr ganzes übrig gebliebenes Vermögen einsetzen mußten, um den Schwiegersohn vor dem Konkurs zu bewahren. Bald darauf starben sie, zuerst der Vater, dann kurze Zeit danach die Mutter und ließen Dora in einer ökonomisch engen, seelisch drückenden Ehe zurück, aus der es für sie keinen rechten Ausweg gab.

So sollte sie nun in eingeschränkten Verhältnissen sich zurechtfinden, sparen, ein Hauswesen führen, wozu sie weder Lust noch Pflicht spürte, und sollte einem ungeliebten Manne helfen. Sie hatte alle Mühe, vor der Welt den bisherigen stolzen Stand ihrer Wirtschaft zu behaupten, denn darauf legte sie besonderes Gewicht, und so mußte sie, die wahrlich an Besseres gewöhnt war, sich durchaus alles versagen, worauf sie ein Anrecht hatte, mußte ihre Kleider umändern, statt sie wegzuwerfen, nach glanzvollen Abendgesellschaften, die sie dem Stande schuldig zu sein sich einredete, an gewöhnlichen Tagen ein bescheidenes Mittagessen zusammenstellen, Schulden machen und mit dem kargsten Wirtschaftsgeld hier eine Lücke verstopfen, um dort eine klaffendere aufzutun. Dabei wuchs ihr einziges Kind auf, dessen sie wieder nicht recht froh wurde, weil es mehr ihrem Manne als ihr gehörte, denn die Kleine wich ihr mit einer leidenden Ruhe aus, während sie mit hingebendem Gefühle an dem versorgten, früh gealterten Vater hing. Weder ungemessene Zärtlichkeit und Verwöhnung, noch rücksichtslos ausbrechende Anfälle mütterlicher Eifersucht, womit Dora das verängstigte Kind oft genug zur Verzweiflung brachte, konnten an dem ungleichen Verhältnis Gertis zu den beiden Eltern etwas ändern.

Die Natur gibt eben jedem Wesen eine Seelenwage mit, in deren Schalen sich Liebe und Schuld, Recht und Unrecht der Eltern messen und zeigen.

„Wenn Gerti nicht wäre", sagte Frau Faltis offenherzig, „möchte längst alles auseinandergegangen sein. Denn ich kann mich nicht beherrschen. Wenn ich zornig bin, wenn mich meine Leidenschaft ergreift, kann ich mich nicht zurückhalten, ich sage alles heraus und mehr als ich fühle, Schlimmeres als ich will, es muß gesagt sein, und ginge es ans Leben. Dann ist das Kind da, schaut mich an und ich kann mich nicht fassen, bis ich endlich bei Besinnung abbitte, obgleich ich auf meine Art im Recht bin. Aber so oft ich mir auch vornehme, mich vor dem Kinde zu mäßigen, wenn mich die Laune ankommt, fange ich immer wieder an. Ja, das Kind reizt mich wieder dazu mit seiner Ruhe, weil es so ist wie mein Mann, nicht wie ich, so daß ich mich oft frage, ob es denn mein Kind ist."

Alles dies und mehr erzählte sie mit eigentümlicher, reizvoll befremdender Aufrichtigkeit, mit einer gewissen Freude, während ihr der Fremde zuhörte und sie dabei neugierig und vertraut ansah, denn alle diese Dinge, welche offenbar von einem tiefen Gebrechen ihrer Natur zeugten, ließen sie dabei um so begehrenswerter erscheinen.

Eines Morgens kam Frau Faltis mit einer gewissen Aufregung, Gerti strahlend vor Freude zum gewohnten Spaziergang. Der Ingenieur, welcher gleich erkannte, daß etwas besonderes vorgefallen sei, sah beide fragend an, worauf Gerti ihm jubelnd entgegensprang: „Der Papa kommt morgen." Die Mutter bestätigte, ihr Mann habe seine Ankunft für ein paar Tage der Erholung angezeigt. Während sie mit dem Ingenieur langsam bergauf wanderten, eilte die Kleine, munter lachend wie noch nie und ganz verwandelt, in ihrer erregten Freude voran, von Zeit zu Zeit stieß sie ein lautes oder leises Jauchzen aus, pflückte Blumen, rannte mit dem Strauß wieder unversehens zurück, hielt ihn der Mutter entgegen: „Schau, Liebe, das ist alles für den Papa", und lief wieder rasch davon.

Der Ingenieur sah seine Begleiterin an und sagte nicht ohne Rührung: „Wie gern sie den Vater hat."

Frau Faltis lächelte und blickte der Kleinen zärtlich nach:

„Ja, wenn sie von ihrem Vater spricht, wenn sie an ihn denkt, vergißt sie alles andere. Er hängt ja auch an ihr."

Der Ingenieur sagte leise:

„Kinder wissen am besten, wen sie lieb haben dürfen, besser als wir Erwachsenen."

„Faltis ist gewiß ein guter Mensch," sagte Dora, den unausgesprochenen Gedanken ihres Begleiters weiterführend, „aber ich weiß nichts mit ihm anzufangen. Doch hält er alles, was einmal zu ihm gehört, eisern fest, da hat er eine Willenskraft, die ihm sonst fehlt. Er würde mich nicht von sich lassen, wenn ich es wollte, und müßte er darüber zu grunde gehen. Dabei tauge ich doch nicht zu ihm, er brauchte eine brave Frau, fleißig und bescheiden. Aber das weiß er gar nicht einmal, und ich mag ihn noch so sehr quälen, er meint, ich gehöre zu ihm."

„Ich bin neugierig, wie ich mich mit ihm vertragen werde."

„Gewiß sehr gut, er ist in Gesellschaft harmlos und freundlich, nur will er nicht viel von allen Leuten wissen, er macht sich nichts aus dem Verkehr, und ginge es nach ihm, so lebten wir wie die Einsiedler. Sein Kind und ich, damit ist der Kreis seiner geselligen Interessen beschlossen."

„Soll ich mich zurückziehen oder in Ihrer Gesellschaft bleiben, während er hier ist?"

„Sie bleiben, ich lasse mir natürlich meinen Verkehr nicht vorschreiben."

Am Abend, Dora hatte mit Gerti ihren Gatten zu Wagen von der etwa eine Stunde weit entfernten Bahnstation abgeholt, erschien Faltis mit seiner kleinen Familie zum Nachtmahl und lernte den Ingenieur kennen, die übrigen Gäste grüßte er bloß von weitem.

Bei Tische gab es eine mäßige, langsame Unterhaltung, an welcher der Ingenieur launig, Frau Faltis munter erregt, Gerti glücklich teilnahmen, während Herr Faltis sich auf freundliches, höfliches und zurückhaltendes Zuhören und Antworten beschränkte. Er war ein stattlicher, etwas beleibter, blonder Mann von ernstem Gesichtsausdruck, seine blauen Augen blickten kurzsichtig hinter Brillengläsern hervor und auf seiner hohen Stirn,

die eher einem Lehrer als einem Kaufmann zu gehören schien, über der breiten, etwas großen Nase zeugten drei starke, stete Falten von dauerndem Sorgen und Grübeln. Sein Mund, durch den Vollbart halb verdeckt, hatte einen zarten, weichen Zug und ein verlegenes Lächeln, welches seinen Ernst und seine Schweigsamkeit gleichsam zu entschuldigen suchte. Gerti saß dicht an ihn geschmiegt, wobei sie ihren Stuhl eng an den seinen geschoben hatte. Während die übrigen noch aßen, hatte sie nach ein paar Bissen aufgehört, um ihren Arm unter dem ihres Vaters zu bergen; sie sah unverwandt auf ihn, und er, der vor dem Fremden seine Zärtlichkeit nicht als Schwäche ausgelegt wissen wollte, [be-teiligte sich an der Unterhaltung und strich nur, wenn ihn das Kind ansah und ansprach, zuweilen leise über dessen blonden Scheitel. Frau Faltis sagte: „Nun, Gerti, jetzt bist du zufrieden, wenn du deinen Papa hast, gelt?"

Gerti errötete und lächelte glücklich. Der Vater sagte:

„Lange kann ich ohnehin nicht hier bleiben. Ich habe mir kaum die drei Tage herausschlagen können."

„Nicht vom Fortgehen reden!" bat die Kleine. „Jetzt bist du da, jetzt bleibst du da."

Bald nach Tisch wanderten die Vier langsam im Scheine des Mondes nach Hause, wobei Herr Faltis, sein Töchterchen an der Hand, still die stille Berglandschaft betrachtete, tief atmete — den Hut hatte er vom Kopf genommen — und die Schönheit, den Frieden, die Ruhe des Tales genoß. Für den nächsten Tag wurde ein gemeinsamer Ausflug verabredet, und vor der Hammermühle verabschiedete sich der Ingenieur mit einem verbindlichen Händedruck von dem Ehepaar und mit einem Scherze von Gerti.

Vor dem Schlafengehen fragte Herr Faltis beiläufig nach dem Fremden. Seine Frau antwortete:

„Das ist der einzige nette Mensch unter diesen Spießbürgern. Ohne ihn wäre es hier unerträglich."

Faltis, der das Fenster geöffnet hatte, so daß das wilde Rauschen des Mühlbaches und der Bäume eindrang, meinte: „Es ist doch wunderbar hier!"

„Ja, aber die Leute können einem das Nest schon verleiden!"

„Was gehen mich die Leute an? Ich begreife nicht, daß du dich um sie kümmerst, und daß du so sehr auf Verkehr bedacht bist. Auch dieser Ingenieur . . ."

Sie unterbrach ihn unwillig:

„Jetzt möchtest du mir wieder den einzigen Umgang verleiden. Du kommst auf drei Tage her, da brauchst du freilich niemand, aber ich muß hier in der Langweile drei Monate aushalten. Du verbannst mich irgendwohin und ich soll mich mutterseelenallein wohl fühlen, und habe ich nun doch einen besseren Menschen gefunden, so mußt du mir ihn gleich verekeln."

„Aber nein, Dora, meinetwegen magst du gerne mit ihm umgehen, ich dachte nur, wir bleiben lieber unter uns."

Gerti schlüpfte im Nachthemde aus ihrer Kammer, um Schlafwohl zu sagen. So antwortete Frau Faltis nichts mehr und küßte das Kind flüchtig auf die Stirn, während der Vater das kleine Mädchen lächelnd hinaufhob: „Geht's dir gut, Gerti? Freust du dich, daß ich da bin?"

„Ja, ja Papa, mein Papa!"

Sie beugte sich über seine Stirn und küßte sie leidenschaftlich, wobei sie ihn so eng mit ihren Armen umschlang, daß ihm der Atem ausging.

Er setzte sie dann behutsam wieder ab und sagte ihr: „Nun geh' schön schlafen, mein Kind, schlaf' gut, morgen ist auch noch ein Tag."

„Aber du mußt mich in mein Bett tragen!"

„Nun, so komm, meinetwegen." Sie schmiegte sich, die Beine ganz zusammengekauert, in seine Arme, und so trug er sie in ihre Kammer.

Rasch waren die drei Urlaubstage verstrichen, und am Abend des dritten hieß es an die Abreise denken. Als davon gesprochen wurde, schluchzte Gerti tief auf, von Tränen ganz erschüttert, so daß der Ingenieur und Frau Faltis ratlos ergriffen das traurige Kind ansahen und vergeblich zu beschwichtigen suchten, während der Vater ruhig blieb und sagte: „Aber Gerti, was fällt dir ein, wer wird denn so weinen! Du bist doch ein großes Mädchen, schämst du dich nicht?"

„Nein, Papa, du darfst nicht weg!"

„Aber Kind, ich war doch keinen Sommer noch länger bei euch. Ich habe mich ja immer nur für ein paar Tage frei machen können, das weißt du doch."

„Ja, Papa, aber das war ganz anders, wie heuer. Du mußt noch bleiben" ...

Sie ließ sich nicht beruhigen und lehnte weinend den Kopf an des Vaters Seite. Endlich wurde ausgemacht, daß er den nächsten halben Tag zugeben und erst nach Tisch fahren wolle, Gerti sollte ihn begleiten. Nur als man ihr versprochen hatte, daß sie mit dem Vater allein und im kleinen Salzburger Wägelchen des Hammermüllers zur Bahn fahren dürfe, ließ sie sich beruhigen. Aber noch, als Faltis sie zu Bette trug, schluchzte sie, und schluchzend entschlief sie.

Am nächsten Morgen machte man noch einen Spaziergang, wobei Gerti einen schönen, großen Strauß pflückte und nicht genug Blumen bekommen konnte, als wollte sie den ganzen Wald und alles, was blühte in diesem Tal, dem Vater mitgeben.

Der Ingenieur und Dora waren einsilbig und ein wenig verstimmt, ohne zu wissen, weshalb, während Herr Faltis verhältnismäßig heiter, durch die paar Ruhetage erquickt, sich mit ihnen und dem Kinde unterhielt. Auch Gerti schien gefaßt und freute sich auf die ungewohnte Fahrt, daß sie den Vater allein noch eine Stunde länger bei sich haben durfte.

Endlich stand das Wägelchen, mit einem kräftigen Braunen bespannt, vor dem Wirtshause, um die zwei Fahrgäste zu erwarten. Herr Faltis trat mit Gerti heraus, küßte seine Frau freundlich auf die Stirn und sagte ihr, sie möchte es sich die paar Wochen bis zur Rückkehr in die Stadt noch wohl gehen lassen, dem Fremden reichte er mit verbindlicher Verbeugung die Hand und dankte ihm, daß er sich der Frau und des Kindes freundlich angenommen. Der Ingenieur erwiderte, dies sei eine Ehre und ein Vergnügen gewesen, wofür er keinen Dank verdiene, sondern schulde, und verabschiedete sich mit einem kräftigen Händedrucke. Darauf bestieg Herr Faltis mit Gerti den Wagen, der Hammermüller, ein gedrungener, kleiner Mann mit weingerötetem Gesichte, der auf dem Bocke saß, schnalzte mit der Peitsche und das Rößlein fing zu traben an. Dora Faltis winkte mit dem Taschentuche, solange ihr Mann zurücksah, bis das Fahrzeug um eine Ecke der Landstraße bog und verschwand.

Während der Fahrt sprachen Vater und Kind wenig, sondern freuten sich nur der letzten Stunde des Beisammenseins. Gerti schmiegte sich eng an Faltis an. Dabei blickte er auf die schöne, grüne Landschaft, durch welche der Wagen an einem schnellen, klaren

Gebirgswasser entlang, auf einer holprigen Straße dahinrollte, an vereinzelten Bauernhöfen vorüber, an Wehren, über welche der Fluß silbern hinabstürzte, bald schien die Sonne hell und heiß, bald zogen weiße und graue Wolken vorüber und ein heftiger, kühler Wind wehte um die Stirnen. Das Kind freute sich an der gleichmäßigen Bewegung des Fahrens und vergaß darüber allen, früher so heftigen Schmerz des Abschieds, zugleich sah es mit Neugierde auf den breiten Rücken des stetig trabenden Pferdes, dessen Schenkel im Laufen sich strafften und wieder glätteten und im Schweiß schimmerten. Es hob und senkte den Kopf und schüttelte zuweilen die grobe Mähne und schnaubte. Der Hammermüller auf dem Bocke trieb es mit leisem Schnalzen an.

Auf dem Bahnhofe stand schon der Zug bereit und die Zeit des Abschieds war so knapp bemessen, daß sich Gerti kaum erst besonnen hatte, als der Vater auch schon einsteigen mußte, sie noch umarmte und sagte: „Sei schön brav, Kleine, und komme mir recht gesund zurück." Sie sah dem abfahrenden Zuge nach, winkte mit ihrem Strohhut und ihrem Taschentuche, während ein paar rasche Tränen über ihre roten Wangen eilten.

Nun sollte sie allein zurückfahren, wie eine Erwachsene. Rasch und verlegen abgewandt trocknete sie ihr Gesicht und kehrte zur Straße zurück, wo der Wagen wartete. Lächelnd trat sie dem Hammermüller entgegen und wollte den Rücksitz einnehmen. Der aber sagte:

„Nein, Fräulein, kommen Sie zu mir auf den Bock, da ist's lustiger, da können Sie selber kutschieren. Wir habens ja nicht so gnädig, wir werden schön langsam fahren und ein bisserl einkehren."

Gerti bedachte, daß sie den Mann nicht recht abweisen dürfe, und daß das Kutschieren auch nicht zu verachten sei. So nahm sie denn neben ihm Platz, er gab ihr die Zügel in die Hand und das gehorsame Tier setzte sich auf seinen Zuruf munter in Bewegung.

Sie fuhren etwa eine Viertelstunde lang, bis sie zu einem Wirtshaus kamen. Hier machte der Hammermüller Halt, um sich ein wenig zu stärken, wie er sagte. Er forderte Gerti auf, mit ihm in die Stube zu kommen, was sie aber ausschlug, sie bleibe lieber auf dem Bocke sitzen und erwarte ihn hier.

Er trat also allein in die Schenke und kam nach einer Weile mit einem Glase Rotwein heraus.

„Jetzt müssen Sie aber auch einen Schluck machen, Fräulein. Das ist gut."

Gerti weigerte sich lachend, aber als der Hammermüller ein gekränktes Gesicht machte, wollte sie ihn nicht betrüben und griff unschlüssig nach dem Glase und drehte es unwillkürlich so, daß sie nicht die Lippen dort ansetzen mußte, wo er getrunken hatte. Und nun wollte sie eben nur nippen, aber der Hammermüller duldete es nicht, daß sie ihm das Glas ohne ernsthaften Schluck zurückgebe.

„Trinkens nur ordentlich. Das ist ein guter Wein, der schadet Ihnen nichts."

So tat sie einen rechten Zug und merkte, daß es ein kühler, kräftiger Wein war, der gar nicht schlecht schmeckte. Als sie ihm das Glas zurückgab, leerte er es schnell bis auf die Neige, wischte sich mit der Hand schmunzelnd die Lippen ab und sagte: „Alsdann, geh'n wirs an", zog sein Geldbeutelchen aus dem Sacke und zählte den schuldigen Betrag zusammen, um die Kellnerin, die vor der Tür wartete, zu befriedigen. Dann schwang er sich neben Gerti auf den Sitz und rief „Hüh" und das Rößlein begann zu traben.

Nach einer weiteren Viertelstunde kamen sie abermals zu einer größeren Herberge.

„Der Braune muß futtern, er hat seit der Früh nichts Ordentliches bekommen", sagte der Hammermüller.

Vor der Schenke lief ein Brunnen und das Tier trat von selbst durstig und entschlossen vor den Steintrog, stand hier still und trank.

Gerti lachte vergnügt und übergab dem Müller die Zügel, dieser ließ dem Pferd eine Schwinge mit Hafer vorsetzen und sah ihm einen Augenblick zu, wie es behaglich zu fressen begann, dann meinte er, „recht hat's, wir müssen aber auch das Unsrige tun". Da Gerti sich neuerdings weigerte, abzusteigen und in die Wirtsstube zu treten, blieb er höflich bei dem Wagen stehen und bestellte draußen eine Preßwurst und eine Halbe Wein. „Die haben nämlich heute gewurstet und das versteht die Wirtin am besten in der ganzen Gegend."

Die Kellnerin brachte einen großen, mit dicken, mosaikartig aussehenden Wurstscheiben ganz belegten Teller, einen Korb mit Hausbrot und die Halbe Wein. Diesmal einen weißen.

„Jetzt müssen Sie aber auch essen. Das Fahren macht Hunger."

Gerti spürte in der Tat Appetit, insbesondere, weil sie solche Würste noch nie zu kosten bekommen hatte. So griff sie zu, nahm eine Scheibe und aß, biß auch herzhaft in das schöne Schwarzbrot und kaute munter.

Da aber die fette Wurst nach Wein verlangt, trank sie willig aus dem Glase, das ihr der Hammermüller bot, einen vollen Schluck. Ihr wurde warm und wohl zu Mute, so daß sie allen Kummer vergaß, auf das futternde Pferd, auf den rauschenden Brunnen und das weiße Wirtshaus blickte und laut auflachte, wenn sie der wunderlichen Fahrt gedachte, die sie tat.

Als es aber zum Zahlen kam, besann sie sich, daß sie sich nicht so gänzlich freihalten lassen dürfe, sondern bestand darauf, diesmal selbst die Zeche für sich und ihren Wirt zu bestreiten.

„Ja, haben's denn ein Geld, Fräulein?"

Stolz zog Gerti ihre kleine Börse hervor, worin sie zwei Gulden und einiges Kleingeld hatte, bezahlte die Rechnung, freute sich, daß sie wie eine Große dahinfahren, in einem Gasthause absteigen, eine Zeche machen und ein Trinkgeld geben konnte. Ihre Wangen glühten, ihr Haar flatterte im kühlen Nachmittagswinde, und sie, die sich bei der Hinfahrt ängstlich und hilflos an den Vater geschmiegt hatte, saß nun frei, aufrecht und stolz auf ihrem Sitze und schaute in die Welt hinaus.

Als das Wäglein endlich wieder vor der Hammermühle hielt, wo der Müller es abschirrte, eilte Gerti die schmale Holztreppe hinauf und stürmte in die Wohnung.

Sie war so erhitzt, ihre Wangen glühten, ihr Mund lachte, ihre Augen leuchteten, und so wunderlich fühlte sie sich, daß es ihr gar nicht auffiel, den Ingenieur zum ersten Male in ihrer Wohnung auf dem breiten Sofa behaglich zurückgelehnt neben der Mutter sitzen zu sehen, die in einem weißen Schlafrocke, mit gerötetem Gesicht ihr verlegen entgegenblickte, als sie eilends und mit einem hellen Ausruf eintrat.

Gerti rief den beiden entgegen: „Grüß Gott, es war sehr schön."

„Wie siehst du denn aus, was hat's gegeben?" fragte Frau Faltis erstaunt.

„Wir sind wunderbar gefahren, ich habe selbst kutschiert, ganz allein, frag nur den Hammermüller, das Pferd hat mir gefolgt. Und eingekehrt sind wir zweimal.

„Eingekehrt bist du? Mit dem Hammermüller?"

„Ja, in zwei Wirtshäusern auf dem Wege. Wir haben getrunken und gegessen. Ich habe furchtbaren Durst und Hunger gehabt."

„So! Hast du auch gegessen und getrunken?"

„Natürlich! Eine Preßwurst und roten und weißen Wein, ich habe zuerst nicht mögen, aber ich habe doch den Hammermüller nicht kränken wollen, er war so nett zu mir und hat mich so freundlich gebeten, so hab' ich trinken müssen. Aber der Wein hat mir recht gut geschmeckt. Und auch der weiße war gut."

„Also gar zweimal hast du getrunken?"

„Ja, das zweitemal hab' ich selber wollen, denn das Essen macht Durst."

„Und der Hammermüller hat dich freigehalten?"

„Einmal hat er gezahlt, aber das anderemal ich."

„Woher hast du denn das Geld genommen?"

„Aber du weißt doch, Mama, daß ich zwei Gulden habe."

Der Ingenieur sagte belustigt:

„Mir scheint, die Kleine hat einen Sauser."

Gerti drehte sich lachend um sich selbst und sang: „Mir ist so leicht, mir ist so gut, das ist der rote Wein und das ist der weiße Wein und das ist ein schöner Tag, Mama."

Frau Faltis blickte verlegen das lebhafte, völlig veränderte Kind an, aber der Ingenieur freute sich und sprach zur Kleinen:

„Sag mir, Gerti, bist du auch gewiß, daß du schön gerade stehen und gehen kannst?"

„Ei freilich kann ich das, es ist mir ja so leicht, sehen Sie, wie ich ganz gerade gehe."

Dabei schritt sie überaus zierlich im Zimmer auf und nieder, so oft sie an dem Sofa, wo die beiden saßen, vorbeikam, machte sie eine Verbeugung und knickste lächelnd.

„Nun sag mir nur, wie kommt es, daß du jetzt so lustig bist und warst doch noch vor zwei Stunden so traurig?"

Gerti stand bei dieser Frage des Ingenieurs still und schien sich zu besinnen, sie blickte ihn und die Mutter verlegen und staunend an und stammelte nur:

„Ich weiß es wirklich nicht." Und schon standen ihre Augen voll Tränen.

Als dies der Ingenieur bemerkte, beeilte er sich, das Kind zu beschwichtigen.

„Du hast ja ganz recht, Gerti, daß du lustig bist, denn dein Papa wäre gewiß traurig, wenn er dich traurig wüßte. Er freut sich nur, wenn du dich freust, und jetzt, wenn er im Zuge sitzt und an dich denkt, lacht er gewiß so wie du. Nun könntest du aber eigentlich auch noch eine Zigarette rauchen, Gerti. Was meinst du dazu?"

„Was fällt Ihnen ein", flüsterte Frau Faltis.

Gerti klatschte in die Hände: „Freilich, ich habe noch nie eine geraucht! Laß mich nur, Mama, ich will eine Zigarette haben."

Der Ingenieur bot ihr seine Tasche.

„Du mußt aber schön langsam rauchen, daß sie dir nicht schadet, Gerti, draußen im Freien."

„Ja, das will ich. So soll es ein schöner Abend sein. Ihr seid lieb alle, Papa ist lieb und ist fort, und ihr seid lieb und seid da. Ich will auf euer Wohl rauchen."

Sie schüttelte den Kopf, um alle unwillkommenen Gedanken zu verscheuchen und lächelte. Sie hatte eine Zigarette mit ängstlich und sorgfältig gespitzten Lippen gefaßt und beugte sich behutsam vor, als ihr der Ingenieur das brennende Zündholz entgegenhielt.

hustend und lachend tat sie den ersten Zug und ging dann ernsthaft und langsam fort. Als sie das Zimmer verlassen hatte, schwiegen die beiden Erwachsenen verlegen und sahen einander an, wobei Frau Dora Faltis blutübergossen dasaß. Bald aber wich die Spannung und beide achteten nicht mehr des wunderlichen Ereignisses.

Gerti suchte mit ihrer Zigarette den liebsten Platz der Mühle auf, wo sie häufig zu sitzen pflegte, wie alle Kinder die gefährlichen Stellen bevorzugen. Dies war die alte, morsche, offene Holzleitung des Mühlbaches, ein Pfosten bot, schmal genug, gerade einen Sitz und sie war gewohnt, mit besonderer Geschicklichkeit, sich über diesen Balken zu legen und längs des schmalen Holzrandes über dem Wasser auszustrecken, wobei sie ängstlich-vergnügt, doch sicher, mit ihrem mageren Körperchen das Gleichgewicht bewahrte und fast über dem treibenden Wasser hing.

Jetzt setzte sie sich rauchend auf den Balken und während sie den blauen Wolken der Zigarette nachsah, überkam sie plötzlich die alte, tiefe, grundlose Traurigkeit. Eine heiße Blutwelle stieg ihr zu Kopfe, sie besann sich der vergangenen Stunden, daß sie den Vater verlassen hatte und guter Dinge heimgekehrt war. Sie hatte gegessen, getrunken und geraucht und ihn so in einer kurzen Weile ganz vergessen. Sie schämte sich. Oben saß die Mutter und war vergnügt, als sei nichts geschehen. Und der Fremde gehörte dazu. Was wollte der von ihnen? Der saß auf dem Sofa, als sei die Wohnung sein und machte sich's bequem und die Mutter neben ihm, während der Vater allein in die Stadt zurückfuhr, bloß damit sie es gut hätten und sich's wohl sein ließen. So war es immer. Ihr Vater war nicht glücklich. Gewiß nicht, das wußte sie ganz bestimmt, aber er trug alles und schwieg. Nun hatte auch sie ihn im Stiche gelassen und hatte gegessen und getrunken und rauchte die Zigarette, die ihr dieser fremde Mensch oben geschenkt hatte. Was wollte der? Warum schämte sich die Mutter nicht, mit ihm freundlich zu sein, während sie den Vater immer nur betrübte? Hatte der jemals eine gute Stunde wie sie?

Zornig schleuderte sie die halbgerauchte Zigarette weg und nahm unwillkürlich ihre gewohnte Stellung ein, streckte sich längs des Holzrandes der Leitung aus, so daß ihr Oberkörper auf dem Pfosten ruhte, während die Beine frei längs des glitschigen Brettes lagen. Es gehörte die ganze fröhliche Leichtigkeit und Geschicklichkeit eines Kindes dazu, sich in dieser Lage zu behaupten.

Aber heute war sie seltsam schwer und müde, in einem befangenen Fieber, wovon ihre Wangen glühten. Tränen traten ihr in die Augen und trübten ihren Blick. Sie sah eine Hand breit unter sich das klare Wasser ziehen. Langsam tauchte sie die Rechte in den kalten Quell und senkte bald auch die Stirne hinab. Dabei verlor sie das Gleichgewicht. Ihr Kopf sank in die kühle Strömung, die gleich auch den ganzen Körper nachzog und, ehe sie noch schreien konnte, unaufhaltsam über das hohe Mühlrad im Wirbel forttrieb.

Ein unbestimmter Lärm rief Frau Faltis plötzlich, wie sie war, mit ungeordneter Kleidung, halb offenem Haar, in heller Angst die dröhnende Holzstiege hinab vor das Haus, wo ihr Kind mit blutigem Haupt, das nasse Gewand an den schmalen Körper geklebt, tot lag.

Unten im Bache hatte man es gefunden, es gab kein Lebenszeichen mehr, aber in das Kindergesicht hatte der jähe Tod den strengen Zug des ersten und letzten Erkennens geschrieben.

Aus dem Tagebuch des Freiherrn von Poche*

(1862—1864).

Mitgeteilt von Ferdinand Menčik.

Wien, Karsamstag, 19. April 1862.

Schmerling ist seit vierzehn Tagen erkrankt, befindet sich nun zwar etwas besser, aber noch lange nicht wohl. Er ließ mich heute ersuchen, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn schlecht aussehend und in gedrückter Stimmung. Er spricht von der Möglichkeit, das Ministerium zu verlassen. Offenbar ist bei ihm eine Art Mutlosigkeit eingetreten, die mit seiner sonstigen sanguinischen Zuversicht sehr kontrastiert.

Ich stellte ihm die Notwendigkeit vor, durch eine einflußreiche Person (Herbst) auf einen befriedigenderen Gang der Reichsratsverhandlung einzuwirken. Schmerling ist früher zu solchen Transaktionen nicht geneigt gewesen, er wollte unmittelbar die Majorität des Abgeordnetenhauses leiten, aber heute machte er gegen meinen Vorschlag keine Einwendung. Ich machte ihn auch auf die Notwendigkeit einer energischen Administration und verstärkten Disziplin unter den Beamten aufmerksam; namentlich sind in vielen Gegenden, wo die Agitation gegen die Verfassung tätig ist, die Organe der Regierung schlaff oder ungeschickt.

Es tut not, durch eine kräftige Aktion das Ansehen der Regierung und den Bestand ihres Systems zu stützen.

Am 23. April.

Gestern wurde ein Ministerrat unter dem Vorsitze des Kaisers gehalten, in welchem die Frage der Ministerverantwortlichkeit zur Entscheidung kam. Schon im Juni vorigen Jahres hatte Schmerling im Abgeordnetenhause erklärt, daß sich die Minister auch der Reichsvertretung für verantwortlich halten, und daß ein Gesetz erst dem Gesamtreichsrate vorgelegt werden könne. Das Budget hat diese Angelegenheit neuerlich angeregt, die Minister glaubten, den Finanzausschuß durch die Hinweisung auf jene erste Erklärung

* Adolf Freiherr von Poche wurde nach einer nahezu dreißigjährigen Dienstzeit im März 1861 als provisorischer Sektionschef in das Staatsministerium berufen, an dessen Spitze Schmerling stand. Er wurde damals auch von den Landgemeinden des Wahlbezirkes Mähr. Kromau in den Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrat entsendet, an dessen Arbeiten er sehr fleißig teilnahm. Am 18. Mai 1861 auf Schmerlings Vorschlag zum Statthalter von Mähren ernannt, wirkte Poche in dieser Eigenschaft bis 1870, in welchem Jahre er unter dem Ministerium Potocki am 18. September wegen seines antiministeriellen Verhaltens im Reichsrate plötzlich pensioniert wurde. Vom politischen Leben zurückgezogen, beteiligte er sich später an einigen industriellen Unternehmungen.

In seinem Greisenalter wurde er von einer schweren Augenkrankheit heimgesucht. Er sollte sich einer Operation unterziehen, aber die Furcht vor gänzlicher Erblindung trieb ihn zum Selbstmord, indem er am 2. Mai 1893 um 8 Uhr früh aus dem Fenster seiner im dritten Stocke in der Oetzeltgasse Nr. 3 liegenden Wohnung in den Hofraum sprang, wo er mit zerschmetterten Gliedern bewußtlos liegen bieb, und eine Stunde nachher auf der Klinik des Professors Billroth starb. Am 5. Mai wurde seine Leiche unter zahlreicher Beteiligung politischer Persönlichkeiten auf dem Wiener Zentralfriedhofe in der Familiengruft beerdigt.

Die hier mitgeteilten Tagebuchblätter befinden sich in der Hofbibliothek.

beruhigen zu können. Aber Giskra, Herbst u. s. w. fanden in dieser Sache eine willkommene Oppositionswaffe, die Eitelkeit und Kurzsichtigkeit der übrigen ging auf den Leim, und alles Zureden half nichts. Es wird sich bald zeigen, ob die Erklärung genügt oder ob die Gegner Schmerlings es dahin bringen, neuerdings das Wasser zu trüben.

Bemerkenswert ist es, daß Rechberg, Plener und natürlich auch Forgách gegen die Erklärung der Verantwortlichkeit sprachen und als Verteidiger der Rechte der Krone auftraten. Dagegen wurde Schmerling vom Erzherzog Rainer, Mecséry und Lasser unterstützt. Der Kaiser schwankte und meinte, daß eine Majoritätsregierung doch nicht zugegeben werden könne, dann entschied er sich doch für die Schmerlingsche Erklärung.

Von Rechberg ist fortwährendes Intrigieren im Sinne der Adelspartei und der Ungarn zu besorgen.

Am 24. April 1862.

Ich stellte heute dem Minister Lasser die Notwendigkeit vor, einige Beamten in Mähren zu beseitigen oder wenigstens zu versetzen, da es denselben an moralischem Kredit, an Achtung und Autorität gebricht, um den Wühlereien der nationalen Partei mit Erfolg entgegenzutreten. Später kam auch Schmerling dazu und sprach über die politische Lage, wie ihm das Abgeordnetenhaus wegen seiner unverständigen Haltung widerwärtig sei, wie schwer es ihm wurde, den Kaiser wegen der neuerlichen Erklärung über die Ministerverantwortlichkeit anzugehen ꝛc. Ich meinte, daß die Institution trotz der kindischen Unreife der Personen gehalten, und kein Mittel gescheut werden müsse, um die Führung in der Hauptsache in die Hand zu bekommen.

Interessant ist die Äußerung des Kaisers bei der letzten Konferenz: „Ich bin nicht für die konstitutionelle Regierung erzogen worden, man kann es mir nicht verdenken, daß ich nicht dafür schwärme. Aber ich habe mich nach reiflicher Erwägung für die Verfassung entschieden, weil ich ihre Notwendigkeit einsah, und ich hege auch heute noch die gleiche Überzeugung. Gleichwohl muß mich die mißtrauische Haltung des Abgeordnetenhauses verletzen, und wenn ich auch die Erklärung der Ministerverantwortlichkeit erneuern lasse, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß in dieser Forderung und in dem ganzen Vorgang des Abgeordnetenhauses eine Rücksichtslosigkeit gegen meine Person liegt."

Ich bemerkte Schmerling, daß diese Frage am allerwenigsten geeignet sei, es zu einem Bruch mit der Volksvertretung kommen zu lassen. Werde das Abgeordnetenhaus durch unverständige Voten in der Finanzangelegenheit die materiellen Interessen verletzen, so könne man es beiseite schieben, und die öffentliche Meinung werde, gehörig aufgeklärt, diesen Schritt in der Folge nur billigen.

Indessen wird noch alles aufgeboten werden, um die Majorität des Hauses für die Hauptpunkte zu sichern, und auch der heute angekommene Präsident Dr. Hein wird in dieser Richtung mit Eifer und Umsicht tätig sein.

29. April.

Schmerling beklagte sich heute über die ungünstige Situation, in welche ihn das Verlangen nach einer neuerlichen Erklärung der Ministerverantwortlichkeit gebracht habe. Gestern war Ministerkonferenz, der Kaiser soll die Motive, welche die Gegner Rechberg, Plener und Forgách vorbrachten, sehr goutiert und sich über die Indiskretion der Journale lebhaft beklagt haben. Schmerling meint, daß jetzt an eine baldige Entfernung des Grafen

Forgách nicht zu denken sei. Wenn die Verfassung Schiffbruch leide, so seien gerade diejenigen am meisten schuld, die sich am konstitutionellsten gebärden.

Ich bemerkte, daß die Mitteilungen über die Verhandlungen im Ministerrat, welche in der Presse veröffentlicht wurden, durch Vermittlung des Journalisten Ludassi (Gans) aus der ungarischen Hofkanzlei kamen, und daß es sehr zu bedauern wäre, wenn der Kaiser diese Intrige des Forgách nicht durchschauen sollte. Doch will Schmerling morgen dem Kaiser die Sachlage aufdecken, ob mit Erfolg, steht dahin.

Schmerling hat die erste Zeit seines Ministeriums zu wenig benützt, um das Terrain vorzubereiten, er ist sanguinischer Optimist, und glaubte, daß sich vieles von selbst machen wird. Auch wurde dem Abgeordnetenhause gegenüber zu viel versäumt, um den gehörigen Einfluß zu gewinnen. Dies läßt sich schwer nachholen. Doch muß wenigstens jetzt alles aufgeboten werden, um die erste Session glücklich zu endigen. Zur besseren Durchführung der Budgetverhandlung ist von Hein Wesentliches geschehen; er hat Wieser und Herbst nicht ohne Erfolg influenziert. Vielleicht wird es gut sein, wenn Schmerling sich auf einige Tage zur Erholung von hier entfernt.

Am 1. Mai.

Heute verlas Schmerling im Abgeordnetenhause die Mitteilung Seiner Majestät über die Ministerverantwortlichkeit, worin letztere vom Monarchen im Grundsatze anerkannt und die Einbringung eines Gesetzes hierüber im Gesamtreichsrate zugesagt wird. Der Eindruck war günstig und als Dr. Wieser, Führer der dem Ministerium opponierenden Fraktion der deutschen Autonomisten, nach einigen Dankesworten ein „Lebehoch!" für den Monarchen beantragte, stimmte die Versammlung mit Begeisterung ein.

Das Resultat der langen, für Schmerling ärgerlichen Erörterung dieser Frage ist insofern ein glückliches, als einerseits das konsequente Fortschreiten auf der Verfassungsbahn Allerhöchsten Orts eine neue Garantie erhielt (weshalb auch die feudal-aristokratische Partei so zäh widerstand) und anderseits das Abgeordnetenhaus sich durch das Dankvotum mit der eingeschränkten Fassung des Prinzips zufriedenstellte, daher ohne Inkonsequenz nicht weiter drängen kann.

Um zwei Uhr sagte mir Schmerling, der eben von Seiner Majestät kam, daß er ermächtigt wurde, mich zum Statthalter für Mähren vorzuschlagen. Er meinte auf meine Einwendung, daß er keine bessere Wahl treffen könne, daß er aber sehr bedauere, mich aus seiner Nähe zu verlieren; Seine Majestät habe eine so günstige Meinung von mir, daß er keinen anderweitigen Vorschlag machen konnte.

Ich strebte nie nach einer repräsentativen Stellung, und abgesehen von den pekuniären und sozialen Opfern, ist mir diese Bestimmung persönlich umsoweniger angenehm, als wir schon alle Vorbereitungen zu einem ruhigen Leben in Wien getroffen haben, und meine Dienstleistung in Ungarn, insbesondere als Chef des Kaschauer Verwaltungsgebietes mir einen billigen Anspruch auf einen weniger mühsamen Posten gegeben haben sollte. Mühsam wird aber die Wirksamkeit als Statthalter für mich sein, der ich mit Ernst und Einsetzung aller Kraft den Pflichten dieser Stellung entsprechen möchte.

Am 3. Mai.

Schmerling ist heute nachmittag 4 Uhr nach Salzburg abgereist, wo er 12 bis 14 Tage zur Erholung zuzubringen beabsichtigt. Etwa fünfzig ihm näher befreundete Abgeordnete

hatten sich im Westbahnhofe eingefunden, um ihm nochmals Lebewohl zu sagen, was in der sorglichsten Weise geschah. Schmerling war hievon sichtlich ergriffen, und dieser Moment hat einen Teil seiner Verbitterung heilen können. Er ist ein spröder, ehrenhafter Charakter, der zur persönlichen Einflußnahme wenig geeignet ist. Man muß ihn genau kennen und hochachten, um durch manche Schroffheiten seines Wesens nicht zurückgestoßen zu werden. Deshalb ist es ihm noch nicht gelungen, die Majorität des Abgeordnetenhauses wirklich zu leiten.

Am 9. Mai 1862.

Gestern wurde von Brosche* eine Exkursion nach Greifenstein (an der Donau, zwischen Klosterneuburg und Tulln) veranstaltet, der sich etwa achtzig Abgeordnete, darunter auch ich, angeschlossen. Wir fuhren morgens 8 Uhr mit Dampfschiff nach Greifenstein, gingen von dort auf die Höhe bei Hadersfeld und kehrten gegen 9 Uhr abends wieder mit dem Dampfer nach Wien zurück. Auf dem Schiffe wurde ein Dejeuner und auf einem von Baumgruppen beschatteten Rasenplatze das Diner eingenommen. Alles ging noch ziemlich anständig her, nur einige hatten über den Durst getrunken, und der Ton war recht munter. Unser Abgeordnetenhaus leidet vorzüglich an dem Mangel an Klarheit über die Situation, die wenigen schlechteren Subjekte haben mit der naiven Unerfahrenheit der andern leichtes Spiel, doch würde alles besser gehen, wenn es nicht an einer intelligenten Leitung von Seite des Ministeriums gebräche.

12. Mai.

Gestern sprach ich mit Minister Lasser, der auch diesmal seine engbrüstige Zurückhaltung beobachtete, und nur meinte, daß die ursprüngliche Absicht, den Staatsrat Graf Mercandin in anderweitiger Weise zu verwenden, ziemlich aufgegeben sei, und dies kein Hindernis für die sonstigen Personalveränderungen bilden werde. Vor der Rückkehr des Kaisers und Schmerlings, d. i. vor dem 15. Mai, könne nichts entschieden werden. Die Enthebung des Linzer Statthalters Bach werde wegen der vorläufigen Indiskretion der Zeitungen vertagt werden.

Ich äußerte jene Motive, welche mir die Erlangung des Statthalterpostens durchaus nicht wünschenswert, wohl aber eine baldige Entscheidung zum Bedürfnis machen.

13. Mai.

Schmerling kam gestern von Salzburg zurück, da ihn das Regenwetter und die Rückkehr des Kaisers zur Abkürzung des dortigen Aufenhaltes bestimmt hatten. Sein Befinden ist etwas besser, doch zeigen sich noch Anmahnungen des Wechselfiebers. Er sprach sich in gewohnter Weise über die Verzögerung der Finanzverhandlung aus.

Für die Bukowina wurde als Landeschef der disponible Hofrat Graf Amadei ernannt, ein neuer Beweis, daß die Rücksicht auf Versorgung der Personen noch immer dem Dienstinteresse vorgesetzt wird.

Am 14. Mai.

Im Abgeordnetenhause war vorgestern eine Petition der Stadtgemeinde Freistadt in Oberösterreich um Schutz wegen der vom Pfarrer verlangten Übergabe des Kirchenvermögens der Anlaß einer heftigen, ja leidenschaftlichen Debatte. Das Konkordat wurde

* Karl Brosche, Gutsbesitzer und Fabrikant, Abgeordneter für die Prager Handelskammer.

heftig von Giskra und Ryger angegriffen, und vom Petitionsausschusse die Bevorwortung der Petition beantragt. Da die Verhandlung heute fortgesetzt wurde, so versuchte ich, die Sache vom geschäftlichen Standpunkte aus auf das gebührende Maß zurückzuführen, bekämpfte das Vorhaben, die meritale Prinzipienfrage zu entscheiden und brachte ein Amendement ein, wonach die Petition dem Staatsministerium zur aufmerksamen Würdigung und weiteren Verfügung übergeben werden solle. Nachdem der Petitionsausschuß seinen ursprünglichen Antrag einer direkten Unterstützung der Petition zurückgenommen hatte, wurde mein Amendement mit großer Majorität angenommen: das Abgeordnetenhaus ist für eine ruhige Erörterung nicht unempfänglich, wenn eine solche zur rechten Zeit und mit einer rein objektiven Tendenz versucht wird.

Am 19. Mai.

Präsidialsekretär Artus sagte mir, daß der Vorschlag wegen meiner Ernennung heute an Se. Majestät abging. Im Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses wurde der Antrag der Regierung auf Erhöhung der Grundsteuer abgelehnt, dagegen die Erhöhung der Einkommensteuer auf zehn Prozent (statt der vom Finanzministerium gewünschten sieben Prozent) in Vorschlag gebracht.

21. Mai.

Die Haltung des Ministeriums ist fortwährend schlaff; in Siebenbürgen hat man den Widerstand des Guberniums gegen die verfassungsfreundliche Petition der Sachsen keineswegs benützt, um aus dem Gubernium und aus der Administration überhaupt die separatistischen Elemente zu entfernen, sondern hat vielmehr auf eine Vermittlung hingearbeitet, die nur Schwäche manifestiert. Solang Forgách ungestraft gegen die Absichten des Gesamtministeriums manövrieren kann, ist von einem energischen Eingreifen in Ungarn und von der Paralysierung der dortigen Parteiumtriebe keine Rede. Dies macht auch die Stellung der Regierung gegenüber der nationalen Agitation in Polen, Böhmen und Italien ungünstiger. Schmerling hat viel versäumt, und wird die erforderliche Aktion nicht leicht ergreifen können, da er seither nicht bloß physisch, sondern auch moralisch ermüdete.

Auch die durch den russisch-französischen Handelsvertrag zu gunsten russischer Hegemonietendenzen gemachte Diversion ist für Österreich nach innen und außen nachteilig und vermehrt unsere Schwierigkeiten.

Am 26. Mai.

Meine Ernennung zum Statthalter von Mähren mit gleichzeitiger Verleihung der Geheimen Rats-Würde ist schon am 21. erfolgt, ich erfuhr dies erst am 23. und hatte heute Audienz bei Sr. Majestät. Der Kaiser sprach sich über mich überaus gnädig aus, und betonte die Zuversicht, daß ich das in mich gesetzte Vertrauen gewiß in vollem Umfange rechtfertigen werde. Er überging von den Verhältnissen Böhmens und Mährens auf die politische Situation im allgemeinen und zeigte, wie immer, genaueste Sachkenntnis und richtige Beurteilung der Personen und Parteitendenzen. Obwohl bei den Feudalen (Clam, Thun 2c.) loyale Tendenzen voraussetzend, meinte Se. Majestät dennoch mit klarer Entschiedenheit, daß die Verwirklichung ihres Programms zum Ruin der Monarchie führen würde. Ich wies auf die selbstsüchtigen Triebfedern der Führer hin, die, bevor das Abgeordnetenhaus noch beisammen war, gegen die Verfassung Opposition machten.

Der Kaiser beklagte die Verkennung der wahren Verhältnisse und Bedürfnisse Österreichs bei den Verfassungsfreunden ebenso wie bei ihren Gegnern. Im ganzen scheint mir der Kaiser auf der eingeschlagenen Bahn ausharren und nur gefährlichen Ausschreitungen entgegentreten zu wollen.

Am 31. Mai.

Vorgestern habe ich den Eid als geheimer Rat und als Statthalter in die Hände des Kaisers abgelegt. Am Tage zuvor machte ich eine Reihe Besuche bei den Ministern, Obersthofmeister, Generaladjutant und den übrigen Hofwürdenträgern. Bei Graf Forgach fiel mir das Hervorheben der ungarischen Antipathie gegen alles von außen Kommende (Oktroyierte) auf. Er zeigte mir Briefe von Georg Apponyi, die offenbar darauf berechnet sind, Proselyten für die ungarische Behauptung zu machen, daß alles von selbst gehen werde, wenn einmal die Ungarn über ihre Rechtsbedenken beruhigt sind und man so vorgeht, daß sie nach dem beliebten Ausdruck: Ungarn bleiben können. Apponyi meint, man werde in Ungarn ein sehr österreichisches Ungarisches Gesetzbuch verfassen und annehmen, wenn nur von Wien keine imperative Forderung gestattet werde. Aber dies ist offenbar darauf berechnet, den Kaiser abermals zu Konzessionen zu vermögen. Ich machte Schmerling auf diese Intrigen aufmerksam, die ohne Zweifel auch von Rechberg unterstützt werden, da er dem Kaiser eine sogenannte Präzisierung Ungarns als unumgängliche Bedingung eines verstärkten Einflusses auf die auswärtige Politik fortwährend darstellt.

Am 6. Juni 1862.

Seit gestern hat sich das Abgeordnetenhaus über die Pfingstfeiertage vertagt. Die Verhandlung über die Erhöhung der direkten Steuern zur teilweisen Bedeckung des Defizits zeigte abermals, wie sehr noch die Versammlung eines richtigen politischen Blickes entbehrt. Während das Anlehen von 50 Millionen ohne den geringsten Anstand, ja ohne eine Debatte votiert wurde, sträubte sich ein großer Teil der Abgeordneten aus verschiedenen Gründen, vorzüglich aber aus Besorgnis, den Wählern mißliebig zu werden, gegen eine jede Erhöhung der Steuern. Es wurde, um Zeit zur Einwirkung zu gewinnen, ein Antrag, die Steuerfrage bis zur Beendigung der Verhandlung über das Budgeterfordernis verschoben. Schmerling sprach gut, um den Abgeordneten ihre Pflicht ans Herz zu legen. Die hierauf folgende Verhandlung über das Unterrichtsbudget war durch eine Rede des Professors Herbst bemerkenswert, worin er dem ehemaligen Minister Thun* sein Sündenregister über die in der letzten Zeit gemachten Rückschritte und Inkonsequenzen vorhielt und denselben als eifrigen, aber ungeschickten Zentralisten und Germanisator, dagegen als großen Bureaukraten kennzeichnete.

12. Juni.

Gestern sprach ich mit dem Koms.-Stellvertreter der Siebenbürger Sachsen Konrad Schmid. Der Mann gefällt mir sehr, denn er ist eben so klar und verständig in seinem Urteil wie fest und entschieden in seinen Handlungen. Ihm gebührt vorzugsweise das Verdienst, den Beschluß der sächsischen Nations-Universität zu gunsten der Gesamtverfassung, der Beschickung des Reichsrates und einer auf Interessengruppen basierten Landesvertretung durchgesetzt zu haben. Es ist dies ein großer Erfolg bei dem von Natur und

* Leo Graf Thun.

infolge herber Erfahrungen mißtrauischen Charakter der Siebenbürger Sachsen. Die Regierung hat nun einen mächtigen Hebel zur Entwicklung der Verfassung in der Hand und die Art und Weise seiner Benützung wird über ihr und der Verfassung Geschick entscheiden.

13. Juni.

Die heutige Presse bringt einen vertraulichen Erlaß des ungarischen Statthalters Grafen Palffy, um durch Unterschrift und Ehrenwort Männer zu gewinnen, die auf dem nächsten ungarischen Landtag die sogenannte Ausgleichung unterstützen sollen. Das Programm geht dahin, daß die Regierung die Verwirkungstheorie fallen lasse, daß in den Ante-Coronal-Artikeln eine Revision der 48er Gesetze und die gemeinschaftliche Behandlung der Finanz-, Militär-, Zoll- und Handelsangelegenheiten stattfinden soll. Beigefügt ist eine Instruktion, wie es die Organe der Regierung anzufassen haben, damit sie die gewünschten Männer zusammenbringen; die sollen vorerst nur im allgemeinen zusprechen, nur allmählich und vorsichtig mit einzelnen Ansichten herausrücken und erst, wenn der Bearbeitete schon überzeugt ist, ihn zur Unterschrift vermögen.

Es kann nichts Ungeschickteres geben, als wenn eine Regierung, die im Rechte und stark ist, den Weg der Verschwörer einschlägt, um eine Art geheimer Gesellschaft für ihre legalen und von ihr als notwendige Bedingungen des Staatswohles erkannten Zwecke zu bilden.

18. Juni.

Die letzten drei Sitzungen im Abgeordnetenhause waren wieder ein sprechender Beleg, wie zum Eindruck einer Rede vor allem eine verständige Auffassung der Tatsachen und der Stimmung der Hörenden notwendig ist. Es wurde das Budget des Kriegs- und heute jenes des Armeeministeriums verhandelt. Giskra als Berichterstatter des ersteren war wie immer ein glänzendes Talent, dann kamen verschiedene Schönrednereien ohne Wirkung. Der Kriegsminister* mit seiner schlichten, aber dabei sehr klugen Haltung, war der Mann des Tages, nur einmal, als er das frühere Gebaren Sr. Majestät als absolutistischer Monarch erwähnte, entschlüpfte ihm eine Unvorsichtigkeit.

21. Juni.

Heute mit Baron Metzburg mein Eintreffen am 25. in Brünn (mit Vermeidung jedes offiziellen Empfangs) und die am folgenden Tage stattfindenden Vorstellungen der Behörden, sowie die Verständigung und Kundmachung über meinen Amtsantritt besprochen.

Das letzte Anlehen ist der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Man gibt dem Finanzminister schuld, daß er unvorsichtig war und Rothschild und Konsorten zu viel gewinnen ließ. Auch die serbische blutige Bewegung erregt Sensation, ohne jedoch ernste Besorgnis für den Frieden hervorzurufen. In Rußland gärt es bedeutend, wovon die angelegten Feuersbrünste traurige Symptome sind, die übrigens auch in Ostgalizien, mutmaßlich aus agrarisch-kommunistischen Motiven, um sich greifen sollen.

Brünn, 29. Juni 1862.

Am 25. bin ich hier angekommen und am folgenden Tage fand die Vorstellung der Behörden und Korporationen statt. Ich hatte zahlreiche Reden zu beantworten, worunter

* Aug. Graf Degenfeld.



jene des Bürgermeisters an der Spitze des Brünner Gemeindeausschusses die bedeutsamste war, da man mich zu einer bestimmten Meinungsäußerung über den seit Jahren schwebenden Streit der großen Gemeinde mit dem Bezirk der inneren Stadt zu veranlassen suchte. Statthalter Lažansky ließ sich einreden, daß das Bürgertum der inneren Stadt loyal und konservativ, die Vorstädte aber, welche mit der inneren Stadt in die große Gemeinde verschmelzen sollten, revolutionär und demokratisch seien. Daher begünstigte er das Streben einiger eitlen Notabilitäten der inneren Stadt, das ursprüngliche Gemeindevermögen bloß für die innere Stadt zu verwenden und dem damit betrauten Bezirksausschuß unter der Leitung des Advokaten Stella die wichtigsten Angelegenheiten der öffentlichen Verwaltung in die Hände zu spielen. Es läßt sich denken, daß dieser Dualismus dem Gemeindeleben sehr hinderlich war, indem das Zustandekommen wichtiger Anstalten an dem inneren Zerwürfnis scheiterte. Indessen nahm die große Gemeinde ihre Kräfte zusammen und brachte doch eine schöne Oberrealschule, Gymnasialgebäude u. s. w. zu stande. Ich konnte nur versichern, daß ich meinen Einfluß aufbieten werde, um eine Einigung zu erzielen und daß dies nur möglich sei, wenn die Beteiligten sich Recht und Billigkeit, besonders aber das öffentliche Wohl vor Augen halten. Man sagte und schrieb in den Zeitungen, ich habe eine diplomatische Antwort gegeben, um niemand zu verletzen.

Brünn, am 12. Juli 1862.

Ich war bloß zwei Tage in Wien und benützte die dreitägige Unterbrechung der Sitzungen des Abgeordnetenhauses, um hieher zurückzukehren. Als ich heute Samstag ankam, erfuhr ich die Durchreise der verwitweten Königin von Sachsen und fuhr zum Bahnhof, um sie zu empfangen. Die Königin sprach über österreichische, namentlich ungarische Verhältnisse und über den Unglücksfall der Gräfin Joh. Schaffgotsch, die vor einigen Wochen durch Entzündung ihrer Kleider den Tod fand.

In Wien ist nichts Wesentliches vorgekommen. Die Situation schleppt sich fort, der Finanzminister bleibt ungeachtet der gegen ihn im Abgeordnetenhause und in der Presse gemachten Angriffe.

Der industrielle Verein beriet und sprach sich für die Möglichkeit eines sofortigen Eintrittes Österreichs in den Zollverein aus. Graf Rechberg hat hierwegen bereits Noten an die deutschen Regierungen gerichtet.

Schmerling scheint wieder müde zu sein, mit Ungarn geht es nicht vorwärts, da Forgách und Konsorten auf der Seite der Opposition stehen. In Mähren rührt sich die feudal-nationale Partei, um eine große Demonstration am Radhost zu veranstalten. Ich war heute abend bei der deutschen Liedertafel Brünns und werde wahrscheinlich in den nächsten Tagen die „Beseda" besuchen, da ich mich möglichst objektiv gegenüber den beiden Nationalitäten verhalten will. Die feudale Partei greift zu trivialen Kunststücken' um den Eifer ihrer Anhänger rege zu erhalten; ihre Führer sind schwach, aber man darf ihnen gegenüber keinen Anlaß zu Klagen über Unterdrückung geben. Leider war der Beamtenapparat bisher größtenteils matt oder ungeschickt. Österreich muß seine Natur und Aufgabe verständiger auffassen. Sein Bau ist unvollendet und muß leider in der Zeit schwerer Bedrängnis fortgeführt werden. Die beste Politik muß dahin gehen, alle Kräfte zu bändigen aber auszunützen. Allein man ist früher über das Binden nicht hinausgekommen und weiß nun der Ungezogenheit gegenüber keinen Rat.

Am 4. August 1862.

Ich war vom 16. bis 18., dann wieder vom 21. bis 25., endlich vom 27. Juli bis 2. August in Wien. Das Hauptinteresse im Abgeordnetenhause knüpfte sich an die Einbringung des Budgets pro 1863, da die Gegner der Verfassung hofften und dahin arbeiteten, daß das Abgeordnetenhaus auf die Budgetbehandlung vor Einberufung der Landtage nicht eingehen werde. Indes führte der Instinkt der Selbsterhaltung das Abgeordnetenhaus Montag den 28. Juli zu dem Beschlusse, aus ähnlichen Motiven, welche die Behandlung des früheren Voranschlages im engeren Reichsrat begründeten, auch auf das zweite Budget einzugehen. Die Verhandlung bot außer einem heftigen Ausfall Giskras auf den Finanzminister nichts Bedeutendes; ich verzichtete auf das Wort, da auch Graf Clam, dem ich antworten wollte, um seine Scheingründe über die sogenannte Aussöhnungspolitik gegenüber Ungarn zu entkräften, nicht zum Sprechen kam.

Der Beschluß des Hauses ist ein Strich durch manche Rechnung, insbesondere hatten die sanguinischen und leichtgläubigen Ungarn den Sturz des Ministeriums erwartet. Schmerling konnte bei diesem, sowie bei dem Anlasse des Finanzgesetzes sehen, daß er noch immer die Leitung des Abgeordnetenhauses in der Hauptsache behaupten könne, wenn er zur rechten Zeit handelt und seine Schroffheit in Klugheit zu verwandeln versteht, was ihm leider nur selten gelingt.

Meine kurze Geschäftsleitung in Mähren zeigte mir schon, daß die Referentenwirtschaft beim Ministerium noch immer in voller Blüte steht. Das Besserwissenwollen und die Sucht, sich geltend zu machen, ist nun einmal die echte Marotte der Bureaukratie, die nur durch einsichtsvolle und eingreifende Minister allmählich unschädlich gemacht werden kann. Schmerling und Lasser sind in diesem Punkt weder scharfblickend noch tätig genug, doch wird mich dies nicht abhalten, diese Duodez-Absolutisten von Ministerial- und Sektionsräten rc. zu bekämpfen.

Das Abgeordnetenhaus gab zu Ehren der Siebenbürger Deputierten Schmidt, Gull und Ranicher ein Festdiner, wobei die verfassungstreuen Bestrebungen der Siebenbürger Sachsen und ihrer Führer gehörig anerkannt wurden.

Am 13. August.

Das Abgeordnetenhaus hat sich bis 15. September vertagt, und ich benutzte die letzten Tage zu einer Reise nach Olmütz, dann über Neutitschein, Freiberg, Hochwald, Frankstadt, Rožnau, Wall.-Meseritsch nach Pohl an der Nordbahn, auf der ich Montag den 11. früh hieher zurückkehrte. Mähren ist ein herrliches Land, und seine Bewohner ein gutes, lenksames und für alle besseren Strebungen empfängliches Volk. In Olmütz fetierte man mich mit größter Aufmerksamkeit und ich hatte dort mit Inspizierung der Anstalten, Vorstellungen rc. vollauf zu tun.

In Frankstadt hat die slawische Partei die Bevölkerung sehr aufgewühlt, der Lehrer Wolf und einige Spießbürger spielen die Hauptrolle. Von diesen ging auch die Veranstaltung des Radhost-Festes aus. Auch in Rožnau gibt es eine tschechische Partei, welche herrschen und terrorisieren möchte. In Wall.-Meseritsch wohnte ich beim Grafen Kinsky.

Während meiner Abwesenheit tauchte in den Zeitungen das Gerücht auf, ich sei zum Nachfolger des Handelsministers Grafen Wikenburg designiert.

Am 20. August.

Ich verlängerte meinen Aufenthalt in Brünn wegen des am 18. gefeierten Geburtsfestes Seiner Majestät. Der Erzherzog gab das übliche Diner mit größter Bevorzugung des Militärs, da vom Zivil nicht einmal alle Hofräte, vom Militär dagegen sehr viele Hauptleute geladen waren. Der Kaiser beabsichtigt am 20. und 21. September nach Schloß Sokolnitz (dem Grafen Mittrowsky gehörig) zu kommen, um die Übungen der Kavallerie zu inspizieren, und wird auch in Brünn Audienzen geben.

Unsere inneren Zustände entwickeln sich nicht und es hat den Anschein, daß nur eine Veränderung der Lage Europas durch ihre Rückwirkung auf Ungarn den Knoten lösen wird. Man ist eben bei uns mehr gewohnt, sich schieben zu lassen, als selbst zu schieben, und versucht man einmal das Letztere (wie bei dem italienischen Krieg), so geschieht es in so ungeschickter Weise, daß man die Lust zur Initiative immer wieder auf lange Zeit verliert.

Am 7. September.

Ende August (25.—28.) versammelte sich in Wien der deutsche Juristentag. Die splendide Gastfreundschaft Wiens, die freundliche Aufmerksamkeit des Hofes, das rege Leben und die geistige Kapazität in den Advokaten-, Professoren- und Beamtenkreisen Österreichs machte auf die deutschen Gäste den besten Eindruck; ebenso wirkte das von den Wienern aus Anlaß der Genesung der Kaiserin veranstaltete Huldigungsfest (14.000 Fackelträger mit zehn Musikbanden). Manches Vorurteil und manche ungünstige Meinung über unsere Zustände schwanden. Auch die Persönlichkeit Schmerlings fand volle Anerkennung.

Auf dem Radhost, wo bereits am 13. August ein Slawenfest abgehalten wurde, sollte am 3. September eine Wiederholung desselben stattfinden. Ich trat diesem Vorhaben entgegen und das Festkomitee fügte sich, indem es die Einladungen widerrief. Demungeachtet versammelte sich am 3. September eine bedeutende Volksmenge (2000—3000 Menschen) in Frankstadt, welche den Radhost bestieg, aber alles unterließ, was einen festlichen Charakter gehabt hätte.

Garibaldis Gefangennahme durch piemontesische Truppen ist das wichtigste Ereignis der letzten Tage und es steht fest zu erwarten, ob es auf die politischen Verhältnisse einen nachhaltigen Einfluß üben wird.

Am 4. Oktober.

Der Kaiser war vom 21. bis 24. September in Mähren, wurde von den Landgemeinden in Raigen und Sokolnitz, ebenso wie von der Brünner Bevölkerung mit freudiger Bewegung aufs festlichste empfangen und war über die vielen Kundgebungen der loyalen Anhänglichkeit sehr befriedigt. In Brünn leitete ich seine Aufmerksamkeit besonders auf die städtischen Angelegenheiten und auf die großartigen Fortschritte der Industrie, und einige gut angebrachte Äußerungen aus dem Munde des Monarchen machten den besten Eindruck. Wenn man die mächtige Wirkung, welche die Erscheinung des Monarchen übt, wahrzunehmen Gelegenheit hat, so kann man nur bedauern, daß ungeschickte Umgebungen so häufig die besten Absichten des Kaisers verkennen lassen.

In den letzten Tagen war ich in Wien, wo endlich das Budget für 1862 votiert wurde. Bei allen Fehlern, die von Seite des Ministeriums und des Abgeordnetenhauses begangen wurden, ist doch der mehr als eineinhalbjährige Bestand der Verfassung schon an und für sich eine Tatsache von höchster Bedeutung.

Am 4. Dezember.

Die letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses zeigten mehr Besonnenheit und praktischen Sinn. Die Bankakte wurde zwar in überspannt kritischer und wohl auch unbilliger Weise erledigt, dagegen votierte das Haus das Staatserfordernis für 1863 im Einverständnisse mit der Regierung und benahm sich namentlich bei dem Kriegsbudget verständig. Auch wurden die Steuererhöhungen (eine unvermeidliche Notwendigkeit) zugestanden. Das Budget hat eine Mehreinnahme von 30 Millionen erhalten, wogegen die Auslagen um ungefähr 23 Millionen gegen das Vorjahr vermindert wurden.

Die Landtage waren von Seiner Majestät auf den 10. Dezember einberufen; da aber die Reichsratsverhandlungen noch nicht geschlossen werden können, so wurde der Beginn der Landtage bis 8. Jänner vertagt.

Am 27. Dezember.

Die Reichsratssession hat einen günstigen Abschluß gefunden, da auch über die Bankakte eine Verständigung zwischen den beiden Häusern zu stande kam. Es handelt sich nur noch um die Annahme von Seite des Bankausschusses, welche vielem Widerstand begegnet und heute noch zweifelhaft ist.

Die feierliche Schließung des Reichsrates mit einer Thronrede des Kaisers, welcher seine Zufriedenheit und den Dank über die Ergebnisse der Reichsratsverhandlungen aussprach, hat im In- und Auslande einen guten Eindruck gemacht. Die Zustände Ungarns sind noch immer gleich widerstrebend, und die Opposition in den übrigen Ländern gegen die Reichsverfassung dauert fort.

Nun werden die Landtage zusammentreten, und auch der mährische Landtag wird bei der Unreife und Zerfahrenheit der Parteien große Schwierigkeiten bereiten. Der Adel schwankt und läßt sich zum Teil zur feudalen Partei hinüberziehen.

Schluß folgt.

Delbrücks „Lebenserinnerungen".

Von Dr. Heinrich Kretschmayr.

Zur Geschichte einer großen Zeit, die immer wieder das Interesse und die Teilnahme der Nachlebenden mächtig erregt, nimmt nach den Feldherren, Diplomaten und Parlamentariern einmal ein Handelspolitiker das Wort. Und zwar der ersten einer: Rudolf v. Delbrück. Seine Erinnerungen sind weit über den menschlich anziehenden Reiz der einfachen Lebensbeschreibung hinaus ein höchst bedeutsamer Beitrag zur deutschen und auch zur österreichischen Geschichte des XIX. Jahrhunderts, Quellenwerk und Geschichtsdarstellung zugleich.

Rudolf v. Delbrück ist am 16. April 1817 in Berlin geboren; Sohn eines angesehenen Vaters, kam er nach Vollendung der juridischen Studien und nach mehrjähriger Praxis an anderen Orten 1844 in die Handelsabteilung des preußischen Finanzministeriums, 1848 in das neu errichtete Handelsministerium, war dort 19 Jahre lang, seit 1859 als Ministerialdirektor und Chef der eigentlichen Handelsabteilung, tätig, hernach 10 Jahre hindurch (1867—1876) Präsident des Bundes- und Reichskanzleramtes und ist hochbetagt

am 1. Februar 1903 gestorben. In seiner Stellung als Ministerialdirektor der führende Handelspolitiker des Zollvereines und Vertreter einer liberalen, auf „Befreiung des Wirtschaftslebens“ von hemmenden Schranken abzielenden Richtung, als Präsident des Kanzleramtes die „rechte Hand“ Bismarcks und der gewandte und kenntnisreiche Verteidiger der älteren Bismarckschen Wirtschaftspolitik gegenüber Bundesrat und Reichstag, bis die völlige Scheidung ihrer volkswirtschaftlichen Auffassung dem Zusammenwirken beider Männer ein Ziel setzte; somit schon durch seine Stellung eine der führenden Persönlichkeiten neuerer deutscher Geschichte. Kühl und klar, eine seltene Mischung von praktischer Begabung und idealistischer Hingabe an große Ziele. Als Knabe stolz darauf, ein trockener Verstandesmensch gescholten zu werden, und auch später immer bemüht, sich der „unklaren Gemütsseligkeit“ zu entringen, fing er doch schon als Student an „einzusehen, daß die kalte Abgeschiedenheit zur Armut führt und daß keiner wirklich leben kann, der nur neben den Menschen und nicht mit den Menschen leben will“. (I., 73—74.) „Arg verweltlicht“ fand er die „sittliche Grundlage seines Handelns“ in der „Pflicht der bewußten Hingabe der Persönlichkeit an die im Staat verkörperte Allgemeinheit“ und in der Erfüllung dieser Pflicht die Aufgabe des Lebens. „Sie machte ich zum festen Angelpunkte meines Daseins und gewöhnte mich, alles was daneben an mich herantrat, als nebensächlich anzusehen.“ (I., 201—202.) Bürgerlich gesinnt, aber nicht eigentlich liberal in unserem Sinne; man lese seine Ausführungen über den Konstitutionalismus (I., 190—191) und die Berliner Revolution. Arbeiter durch und durch, gleich seinem großen Minister ein Mann des »Patriae deserviendo consumor«, war er doch ein Mann tiefen, ja innigen Empfindens, hatte Herz und Auge offen für die kleinen und großen Leiden und Freuden persönlichen Daseins, die Pracht der Natur- und Kunstwelt; der Handelsstatistiker und Tarifpolitiker war gleich anderen Großen dieser Jahre ein feinsinniger Schriftsteller.

Könnte man sich eine trockenere Materie denken als die Geschichte von 20 Jahren Zollvereines? Denn das ist Delbrücks Buch in erster Linie. Was aber ist aus diesem Thema geworden! Historisch wohl gebildet, hat Delbrück seine Darstellung gewissenhaft durch Heranziehung von Dokumenten begründet; er sagt selbst, daß er sie nicht über den Zeitpunkt hinaus führen wollte, wo ihm solche Hilfen nicht mehr zur Verfügung standen. So ist — gewiß zu aller Leidwesen — die Zeit seines Wirkens als Präsident des Bundes- und Reichskanzleramtes (1867—1876) undargestellt geblieben. Nur vereinzelte Erinnerungen zur Geschichte von 1870 teilt er noch mit, wie er etwa in Rheims „angesichts der Krönungskirche des alten Frankreich den Plan für die Neugestaltung Deutschlands“, den Entwurf der deutschen Reichsverfassung niederschrieb. Daß der Entschluß, von 1867 ab sich Schweigen aufzuerlegen, auch durch den Konflikt mit Bismarck gefördert wurde, läßt sich nur vermuten. Wir sehen nur, daß in den Lebenserinnerungen wohl Bewunderung, nicht aber Sympathie für die Person des Kanzlers die Feder führt.

Wie wäre es anders möglich, als daß in dieser Darstellung selbsterlebter Geschichte nicht auch das Verhältnis zu Österreich eine große Rolle spielte! Hievon, nicht von all den Erfolgen Delbrückscher Handelspolitik nach innen und außen, soll hier die Rede sein.* Österreich konnte die Entstehung des deutschen Zollvereines unmöglich angenehm sein.

* Lebenserinnerungen von Rudolf v. Delbrück. 1871—1867. Mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot, 1905. 8° (2 Bände). XIV. und 349, XII. und 430 S.

Bedeutete sie doch eine außerordentliche Festigung der Stellung Preußens in Deutschland. Aber der Bestand einer Zwischenzollinie zwischen Österreich und Ungarn, deren Entfernung von der unerreichbaren Zustimmung des ungarischen Landtages abhing, der Mangel also einer handelspolitischen Einheit des Reiches hinderte jede energische Stellungnahme. Erst nach dem Siege über die ungarische Revolution im Oktober 1849 und nach Aufhebung der Zwischenzollinie konnte Felix Schwarzenberg mit einem handelspolitischen Programm hervortreten, das die in einigen Etappen zu vollziehende vollständige Zolleinigung des Gesamtstaates Österreich mit Deutschland ins Auge faßte. Aber der Gedanke kam zu spät und gerade Delbrück wurde der Vorkämpfer für die Aufrechterhaltung des alten Zollvereines unter preußischer Vormacht und für eine freundschaftliche Handelsverständigung, nicht aber Zolleinigung mit Österreich; er setzte, wie er sagt, dem „phantastischen, nicht annehmbaren“ Programme Schwarzenbergs ein „nüchternes, aber annehmbares“ entgegen. Leicht war der Kampf nicht. Delbrück gesteht, es seien „Tage vollkommener Mutlosigkeit“ über ihn gekommen, er habe nach der diplomatischen Niederlage Preußens in Olmütz die „traurigste Zeit seines Lebens“ verbracht. Der Eintritt der österreichischen Gesamtmonarchie in den Zollverein würde bei den bekannten Neigungen der süddeutschen Staaten die stärkste Stütze für eine österreichische Hegemonie in Deutschland geworden sein. Erst der Tod des Fürsten Schwarzenberg, der noch kurz vor seinem Tode eine nahezu aus dem ganzen außerpreußischen Deutschland beschickte Zollkonferenz in Wien um sich vereinigt hatte, entschied die Frage endgültig zu gunsten Preußens. Österreich mußte sich im Artikel 25 des im Februar 1853 abgeschlossenen zwölfjährigen Handelsabkommens, des sogenannten Februarvertrages, auf die Bestimmung zurückziehen, daß im Jahre 1860 das Zollvereinigungsprojekt neuerlich in Verhandlung zu ziehen sei.

Eben das Jahr 1860 brachte den auf Grundlage des Freihandelsprinzipes fußenden Handelsvertrag zwischen Frankreich und England. Auch sonst hatten sich in Europa Tendenzen der Verkehrsfreiheit geltend gemacht. Der Tarif des Zollvereines, zur Zeit von dessen Begründung verhältnismäßig liberal, hatte sich jetzt überlebt. Man mußte ihn ändern. Preußen trat für den Zollverein in Verhandlung mit Frankreich und im April 1862 wurde vorbehaltlich der Zustimmung der Vereinsregierungen ein Vertrag von freihändlerischem Charakter vereinbart. Nun aber trat Österreich auf den Plan: ein solcher Vertrag des Zollvereines mit Frankreich widerstreite dem Artikel 23 des Februarvertrages, denn er mache die darin in Aussicht gestellte Zolleinigung Österreichs mit dem Zollverein unmöglich. Das österreichische Verlangen fand kräftige Unterstützung bei den süddeutschen Staaten, die in der „Münchener Registratur“ sofortige Eröffnung der Verhandlungen mit Österreich verlangten. Die Schwierigkeiten mehrten sich dadurch, daß mit dem Jahre 1864 auch die Erneuerungsfrist für den Zollverein eintrat. Schließlich gelang der unermüdlichen Tätigkeit Delbrücks doch, die Erneuerung des Zollvereines und die Anerkennung des französischen Vertrages seitens der Vereinsstaaten durchzusetzen. Zum Teil mit recht ungewöhnlichen Mitteln. Der Kurfürst von Hessen verweigerte beharrlich Zustimmung und Beitritt. Delbrück erzählt: „Ich schlug in einer Konferenz der beteiligten Minister vor, seine Zustimmung bar zu bezahlen. Im ersten Augenblick erregte dieser unsittliche, allen preußischen Traditionen zuwiderlaufende Vorschlag allgemeines Erstaunen, aber Herr von Bismarck (seit 1862 Präsident des Staatsministeriums) war sofort für ihn gewonnen, das nötige Geld konnte bei dem Kronfideikommißfonds geborgt werden und der

gegebene Vermittler war Baron Karl Mayer von Rothschild in Frankfurt. Auch er wunderte sich, daß wir für den Zweck so viel Geld anlegen wollten, brachte aber in kürzester Zeit mit der Fürstin von Hanau (der Maitresse des Kurfürsten) die Sache in Ordnung. Der hessische Bevollmächtigte fiel aus den Wolken, als er plötzlich die Ermächtigung des Vertrages erhielt, seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen." Kein übles Kapitel zur Geschichte deutscher Kleinstaaterei!

In Österreich mußte man sich mit dem Abschlusse eines neuen Handelsvertrages begnügen — der Februarvertrag lief 1865 ab — und versuchte wenigstens durch Einschaltung eines neuen Artikels 25 „den letzten Erfolg Schwarzenbergscher Politik zu verteidigen". Bismarck wollte aus politischen Gründen sich die Aufnahme eines solchen Artikels wohl gefallen lassen. Delbrück war gegenteiliger Anschauung und setzte in großer Denkschrift (II., 319—323) mit meisterhafter Klarheit die Gründe dafür auseinander; er behielt gegen Bismarck recht. Der Artikel 25 wurde in dem neuen Vertrage vom April 1865 zu einer ganz unverbindlichen Fassung verflacht. Dann kam der Krieg von 1866. Delbrück sagt: „Es wird nicht wundernehmen, daß ich, wo ich konnte, für den Krieg eintrat. Seit 16 Jahren hatte ich fast ohne Unterbrechung gegen Österreich gekämpft und wenn ich in dieser langen Zeit etwas gelernt hatte, so war es die Überzeugung, daß für Preußen und Österreich nebeneinander in Deutschland kein Platz sei und daß Österreich uns nicht gutwillig Platz machen werde. Mit meinen konservativen Freunden hatte ich manchen Strauß zu bestehen, wenn ich nachzuweisen versuchte, daß wir keinen anderen Erbfeind hätten als Österreich. Ich liebte es, die Autorität Friedrichs II. anzurufen, der seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, am 10. April 1777 schrieb: es ist sicher, daß das Haus Österreich für lange Zeit die Souveräne Preußens nötigen wird, »à être tout nerf, ou ils seront perdu« (II., 370—371)."* Und war Delbrück in diesem Glauben mit seinem großen Minister gleicher Meinung, hatte für ihn, wie er sagt, der Ausgang des Krieges „geradezu persönliche Bedeutung", so sah er wie dieser „von dem Augenblicke an, wo Österreich aufhörte, handespolitischer Rival zu sein", seine Aufgabe in der Herstellung eines freundschaftlichsten handelspolitischen Verhältnisses; denn jetzt, „nach Beseitigung des politischen Beigeschmacks konnten die großen Interessen zu voller Geltung kommen, welche hüben und drüben die möglichste Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs verlangten." (II., 376.) Er hoffte jetzt, seine Laufbahn als preußischer Handelsminister zu beenden. Es kam anders; er wurde Präsident des Bundes- und hernach Reichskanzleramtes. Von der Übernahme des neuen Amtes ist noch die Rede. Dann aber versiegt die lebensvolle Quelle.

Bei aller Würdigung der „Lebenserinnerungen" als einer handels- und staatsgeschichtlichen Quelle würde man aber viel zu wenig sagen, wollte man sich damit bescheiden. Delbrücks Memoiren sind in ihrer vollendeten äußeren Fassung auch ein literarisches Meister-

* Eine bezeichnende Anekdote für die entschlossene Stimmung in den preußischen Kreisen erzählt Delbrück II., 374: „Der Bankpräsident von Dechend, der, ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, zu einer Sitzung des Staatsministeriums (denen auch D. regelmäßig anwohnte) zugezogen war, benutzte die Gelegenheit, um die Überführung des Silberschatzes der Bank nach Stettin zur Sprache zu bringen; sie werde sich auf dem Wasserwege ohne Aufsehen bewerkstelligen lassen. Da richtete sich Herr von Roon aus der Sofaecke auf; mit seiner sonoren Stimme und dem Kommandoton des Generals verbat er sich ein für allemal, daß von solchen Anordnungen überhaupt nur gesprochen werde."



werk. Er bekennt sich als einen Verehrer Goethes; er hat das Gefühl „persönlicher Anhänglichkeit" für den Dichter. Und er hat auch von ihm gelernt: in der künstlerischen Auffassung des eigenen Lebens, das ja doch in den Mittelpunkt aller geschilderten Ereignisse gestellt ist. Es liegt wie Sonnenglanz über der Erzählung von Lust und Leid seiner Jugend: das Städtchen Zeitz, der Heimgang der Mutter, das Leben an der Seite des Vaters und sein Tod, das Heim im Hause des Onkels, erst in Magdeburg, dann in Halle. Außerordentlich hübsch und lehrreich, zu sehen, wie aus mannigfaltigen Anregungen heraus eine vielseitig reiche Menschennatur sich bildet. Unter den akademischen Lehrern tritt dem jungen Mann Leopold v. Ranke besonders nahe. Delbrück hatte immer historische Interessen. Rankes „Geschichte der Päpste", welche gerade damals erschien, gewährte ihm „einen so reinen Genuß, wie er solchen von keinem andern Geschichtswerke gehabt hatte". Man vernimmt mit Interesse, daß der große Geschichtsschreiber in seiner französischen Geschichte die Ansichten seines Seminarschülers Delbrück über die Glaubwürdigkeit der Memoiren des Ministers Sully voll berücksichtigt hat.

Delbrück ist ein unübertroffener Schilderer des gesellschaftlichen Milieus, in dem er sich bewegt, des Lebens der höheren deutschen Bureaukratie, der akademischen Welt mit allen ihren Besonderheiten. Der Ernst und die unvermeidliche Einförmigkeit der streng sachlichen Darstellung wird immer im rechten Augenblick hiedurch unterbrochen und belebt. Bewundernswerte Beobachtungsgabe, Tiefe des Empfindens, Gediegenheit des Urteils drücken sich gleicherweise darin aus. Ganz ist er doch nicht von der Romantik losgekommen, er, der eine halbe Nacht im monddurchleuchteten Dome von Magdeburg verträumte und 1855 im Schloß und Park von Chenonceaux bei Tours Stunden damit verspielte, sie mit den ihm „wohlbekannten Personen zu bevölkern, welche vor mehr als drei Jahrhunderten dort gelebt, geliebt, intrigiert und sich vergnügt hatten." Eine Stimmung von unsäglicher Traurigkeit ist über die Erzählung vom Hingange des unglücklichen Königs Friedrich Wilhelm IV. ausgebreitet: „Ich war ihm öfter begegnet, wenn ich bei meinen Besuchen in Potsdam mit Schwester und Schwager in dem Park von Sanssouci lustwandelte, und er im Rollwägelchen langsam auf den Fußwegen umhergefahren wurde. Ein ergreifender Zug seelischen Leidens lag auf dem ruhigen Antlitz, mechanisch erwiderte er unseren Gruß, und ich hatte nicht den Eindruck, daß er mich erkannt habe. Lebhaft traten mir die freudigen Hoffnungen vor die Seele, mit welchen wir vor 20 Jahren seine Thronbesteigung begrüßt und die erste Zeit seiner Regierung begleitet hatten. Und, nachdem diese Hoffnungen längst begraben waren, welchen Zauber hatte der Mann, dessen Ruine ich vor mir sah, durch seine ganze Persönlichkeit immer noch ausgeübt. Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß bei jeder Gelegenheit der schlagendste Gedanke, das geistreichste Wort aus seinem Munde kamen, und wenn auch ihr Ursprung nur zu oft in einer erträumten Welt lag, sie übten stets eine blendende, oft eine hinreißende Wirkung aus. Mir persönlich war er in meiner Jugend ein Wohltäter, später fortdauernd ein gnädiger Herr gewesen, tief empfand ich die Tragik des Geschicks, welches seinem Lande zum Licht verhalf, indem es seinen Geist umnachtete." Kaum ist je Ergreifenderes über das Unheil dieses Daseins gesagt worden. Und dann wieder ein Zug feinen oder auch lebhaften Humors in der Erzählung von Delbrücks parlamentarischem Debüt, von mancherlei Wiener Bällen und Theatergeschichten — eine allerliebste Geschichte von der Friederike Goßmann darunter — von dem serbischen Fürsten Karageorg und serbischen Zuständen überhaupt. Da und

dort — nicht oft — ein Wort voll böser Ironie. Und endlich Reiseerinnerungen, an Amerika, an Konstantinopel, an das vielgeliebte Italien: ebenso gehaltreich als frisch und anschaulich; wahre Perlen der Reiseliteratur.

Es ist Delbrück augenscheinlich nicht leicht geworden, auf die Schilderung von zwei Abschnitten seines Lebens zu verzichten, „der eine voll von Taten, die in der politischen und wirtschaftlichen Gestaltung Deutschlands ihre Spuren zurückgelassen haben, der andere voll von häuslichem Glück". „... Der Mensch, der ich bin, ist nicht voll zur Erscheinung gekommen. Ich vermag das nicht zu ändern." So sind die Lebenserinnerungen unfertig geblieben. Aber sie klingen doch harmonisch aus: in ein warmherziges Wort an die am 21. März 1875 ihm angetraute Frau.

Kant und Ibsen.

Von Dr. Oskar Ewald.

Ibsen und Kant — birgt sich wirklich eine tiefere Bedeutung in dieser Gegenüberstellung oder ist es bloß eine jener effektvollen Kombinationen, die begeisterte Säkularstimmung, die herbe Totenklage findet, um ihre Wirkung nach außen zu steigern und zu verbreiten? Ich glaube, mich für das erstere verbürgen zu dürfen und darin nicht bloß eine oberflächliche Beziehung, sondern einen fundamentalen Zusammenhang nachweisen zu können.

Wir erfahren heute mit Staunen, daß Kants Prophezeiung, seine Lehre werde erst nach einem Jahrhundert Verständnis finden, in Erfüllung geht. Und in eben dem Moment, da Ibsen ins Grab sinkt, besinnt sich Europa darüber, daß es in ihm einen Denker und künstlerischen Gestalter von Gedanken verloren hat, wie es wenigstens seit Goethes Tod — nicht einmal Hebbel ausgenommen — keinen zweiten besessen. Ist dies als ein bloßes Ohngefähr anzusehen, daß zwei Persönlichkeiten, zwei Ideenwelten, zwei geistige Kulturen wie diese, sich in die Herrschaft desselben Zeitalters teilen? Oder soll nicht von Teilung die Rede sein, sondern von einer Einheit, die die scheinbare Duplizität durchwirkt?

Man müßte sich zunächst darüber im klaren sein, was Kants, was Ibsens eigentlich Unsterbliches ist. Über Kant gibt es unzählige Ansichten. Den einen hat er das Dauerndste geleistet in der transzendentalen Grundlegung der Erfahrung und der exakten Forschung, den anderen in der Zertrümmerung der alten Ontologie, wieder anderen in der Begründung einer neuen Metaphysik; den einen in der Vernichtung des Dogmas, den andern in der Rettung des Glaubens. Ich glaube aber, ohne die Bedeutung der genannten Standpunkte zu verkennen, mit der Behauptung nicht fehlzugreifen, daß Kants ewigstes Verdienst der kategorische Imperativ und die damit verbundene Freiheitslehre ist. Ebenso meine ich, daß von hier aus der Zusammenhang seiner Philosophie mit der Weltanschauung Ibsens am erfolgreichsten erfaßt zu werden vermag.

Der kategorische Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könne" ist zunächst mißverstanden und deshalb als falsch verworfen worden. Man hat nämlich gemeint, dies allgemeine Gesetz sei eben nicht anders aufzufassen als ein juristisch kodifiziertes und so sei es im letzten Grunde lediglich ein Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt. Viel Neues wäre danach der Kritik der praktischen Vernunft nicht zu danken gewesen. Die schlichte Regel: „Was du

nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu" schien hier einen Ausdruck und eine Begründung von hypertrophischer Exaktheit gefunden zu haben.

Diese Deutung ist aber ein wahrhaft verhängnisvoller Mißgriff, der den echten Geist der Kantschen Sittenlehre völlig unberührt läßt. Kant war ganz und gar nicht Sozialethiker, wie ein Mill, wie ein Spencer es ist. Er ist eher das extreme Gegenteil hievon: wer dies verkennt, verstopft sich jede Möglichkeit eines Verständnisses für den im Transzendentalismus geborenen Geist der praktischen Vernunft. Kant ist absoluter Individualist. Das Evangelium, das er verkündet, ist das Evangelium der freien Persönlichkeit, nicht die Heilsbotschaft des Sozialismus, des Kommunismus oder des Kollektivismus. Was er schützen und retten will, ist das intelligible Subjekt, jene tiefste und innerste Wesenheit des Menschen, die kein Gesetz als zu Recht bestehend erkennt als ihr eigenes, in freier Schöpferkraft entrolltes Gesetz — nicht die Gesellschaft oder die staatliche Gemeinschaft, deren Gesetzestafeln vom Zwange äußerer Notwendigkeiten geformt werden und unter dem Hauche der Zeit wiederum verwittern und zerbrechen. Ein Beweis dessen ist es, daß der kategorische Imperativ unabhängig davon besteht, ob es eine menschliche Gesellschaft, ob es überhaupt einen Menschen gebe, unabhängig von aller Staatsaktion und Historie. Die Rücksicht auf die Allgemeinheit, die er gebietet, ist nicht auf eine Summierung der Lustgefühle, auf das größte Glück der Meisten berechnet, vielmehr auf die größtmögliche Steigerung des Verantwortlichkeitsbewußtseins im einzelnen Subjekt. Die Gesetzgebung, von der er redet, ist dementsprechend keine juristische Veranstaltung, weder im kapitalistischen, noch im hierarchischen, noch im feudalen Sinn, nicht an ein bestimmtes Territorium, an ein Land, an einen Kontinent, an den Erdball gebunden, sondern ein Weltgesetz. Der kategorische Imperativ könnte auch dergestalt formuliert werden: „Handle so, als ob die Herrschaft über das Universum in deine Hände gegeben wäre." In jeder menschlichen Handlung soll sich das Bewußtsein ihrer universellen Tragweite gleichsam inkarniert haben. Das Individuum, als sinnliches Geschöpf gefangen in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzeldinge, steht moralisch mit einem Male dem ganzen Weltall gegenüber. An dies einzelne Subjekt also, wie es an sich ist, in absoluter, innerer Einsamkeit wendet sich der kategorische Imperativ und weist es gleichsam an die Instanz des Universums, nicht an die der Gemeinde, der Gesellschaft, des Staates.

„Demnach war Kant Egoist, Solipsist, und sein Sittengesetz ist ein asoziales, sogar antisoziales Gebilde!" Auf diesen Einwand mochte man gefaßt sein, obwohl er durch das Obige bereits längst hätte widerlegt sein dürfen. All das wäre der Verkünder des kategorischen Imperativs gewesen, wenn das Individuum, das Subjekt, das er meinte, als jenes schlichte, greifbare Ego betrachtet werden dürfte, das den sinnlichen Trieben und Neigungen, den Anfechtungen des Fleisches und der alltäglichen Notdurft unterworfen ist. Dann gewänne jener Vorwurf wenigstens den Schein der Berechtigung, den er der Stirnerschen Ichvergötterung gegenüber besitzt. Aber Kant redet nicht umsonst von des Menschen freier, moralischer Persönlichkeit, vom intelligiblen Subjekt, von den tiefsten Tiefen der Individualität, in denen alles Persönliche wieder unpersönlich und überpersönlich wird. Das ist ja das wahrhaft unergründliche Mysterium des Menschen, daß er dort, wo er völlig er selbst ist, wo er ganz identisch wird mit der eigenen Wesenheit, auch mit dem Universum zusammenfließt und seine Individualität überwindet: dies Mysterium, das die Inder zuerst intuitiv erschaut, Plato und die Stoiker gedanklich durchdrungen haben,

während es Kant mit den Gesetzen begrifflichen Denkens in Einklang brachte. Aus reinstem Individualismus erwächst hier reinster Universalismus. Aber es ist auch gar nicht zu befürchten, daß solche Steigerung der Innerlichkeit eine Vereinsamung oder gar sterilen Ichkult nach sich ziehe. Im Gegenteil, es ist bloß auf dieser Grundlage ein tieferer Altruismus und eine edle Sozialität denkbar. An Stelle der Kasernenmoral, die den prunkvolleren Namen der „Sozialethik" beansprucht, tritt die freie Vereinigung der Individuen, völlig in Übereinstimmung mit den Postulaten jenes gediegeneren Sozialismus, den man zuweilen den „edelanarchistischen" Standpunkt nennen hört.

Die glänzende Verifizierung dieses Faktums, das im Gewand philosophischer Deduktionen notwendig einen abstrakten, etwas dürren Ausdruck behält, hat der Künstler Ibsen erbracht. Auch ihm stehen die analogen Mißverständnisse entgegen. Man hielt ihn anfänglich für einen poetischen Repräsentanten der Gesellschaftskritik, wie sie insbesondere die französischen Bühnen seit Dumas, Augier, Ponsard und Sardou beherrschte. In die breiteren Schichten der mittleren Bildung vermochten zunächst bloß Dramen wie „Der Volksfeind" und „Die Stützen der Gesellschaft" zu dringen. Dramen, wohlgeeignet, das erste Vorurteil zu verstärken und zu verewigen, obwohl sie des Dichters wahres Wesen lediglich an der Oberfläche berühren. Dann kamen die „Gespenster", „Rosmersholm", „Klein Eyolf", „John Gabriel Borkman", Werke, die die schneidende Höhenluft eines unerbittlichen Individualismus atmen. Übrigens ließ bereits „Nora" den Sachverhalt ahnen. Denn was das ganze Philisterium zur Opposition gegen dieses dramatisch vielleicht verfehlteste Stück Ibsens trieb, war der Umstand, daß hier nicht bloß das eheliche Band, sondern auch die Pflichten der Mutterschaft gering geschätzt werden gegenüber dem unveräußerlichen Rechte der Individualität auf das eigene Selbst. Nichtsdestoweniger trägt diese Entwicklungsphase des Dichters sozialethisches Gepräge wie manche Werke Björnsterne Björnsons. Aber nicht bloß die genannten Dramen der späteren Epoche, auch ein Rückblick auf den jüngeren Ibsen, den Dichter der „Kronprätendenten", des „Brand", des „Peer Gynt" vor allem zeigt, daß es sich dort bloß um ein Übergangsstadium handelt. Es ist ausschließlich das Mysterium der Einzelseele, und die Vollendung des Individuums in sich selber, was den Lebensnerv dieser Kunst bildet. Auch die Liebe stellt Ibsen insbesondere im „Peer Gynt" lediglich als die große Möglichkeit hin, zum tiefen, reineren Bewußtsein des eigenen Ich zu erwachen. Peer Gynt, Selbstflüchtling und dennoch zu gleicher Zeit Seelensucher, wird durch Solveig erlöst, weil er, in sich ohne Halt und Festigkeit, in ihrer Liebe ungebrochen und ganz geblieben war. Bloß unter diesem Gesichtspunkte wird Ibsens unermüdlicher Kampf gegen die Lüge verständlich, der auf eine Banalität hinauskäme, wollte man ihn sozialethisch deuten. Die Lüge ist ihm keine nach außen gewendete Fiktion sondern eine Untreue gegen das eigene Selbst, ein Mangel an innerer Konsequenz, an innerer Realität. Am härtesten eifert er deswegen wider die Selbstlüge, die über die eigene Individualität täuschende Illusionen breitet. Sie vertieft sich ihm zum wahrhaft klassischen Begriff der Lebenslüge, einem der glänzendsten Motive seiner psychologischen Kunst. Die meisten Menschen haben in sich ein Stück Peer Gynt, ein Stück Hedda Gabler, ein Stück Hjalmar Ekdal, kurzum ein Element der Lebenslüge, das sie hindert, sie selbst zu sein, moralische Persönlichkeit zu werden. Man erkennt hieraus, wie wenig einwandfrei eine voreilige Parallele zwischen Ibsen und Nietzsche sein möchte: denn Nietzsche hält sich die Möglichkeit offen, der Lüge, der Illusion als

einem Stachel positiver Vitalität Macht über das Leben einzuräumen, für Ibsen dagegen ist die Wahrheit das schlechtweg Unbedingte, das allein zu Bejahende. Um so überraschender enthüllt sich der Zusammenhang mit Kant, dem die Lüge auch als das klassischeste Phänomen der Unmoral erschienen war. Während aber Kant vorzugsweise noch an die Notlüge, den Betrug und ähnliche Formen der sozialen Unredlichkeit dachte und daher, wie neuerdings Simmel vortrefflich gezeigt hat, nicht fähig war, sein so abgrundtief erfaßtes Moralproblem konkret zu veranschaulichen, schuf es Ibsen zu lebendiger Realität um, dadurch daß er den Menschen im tragischen Konflikte mit sich selber zeigte und die Lüge nicht als simple Übervorteilung des Nachbarn begriff sondern als dämonischen Fluchtversuch vor dem eigenen Subjekt.

Wie wenig Ibsens Kunst im übrigen eine „soziale“ heißen darf, geht aus der relativen Schwäche gerade seiner Gesellschaftsdramen hervor. Und was an diesen, was am „Bund der Jugend“, am „Volksfeind“, an den „Stützen der Gesellschaft“ in erster Reihe zu loben wäre, ist ganz und gar nicht die vom konsequenten Naturalismus so unnatürlich hervorgetriebene Milieuschilderung, die im Gegenteil oft ins Kleinliche, Kleinstädtische gerät, sondern wiederum die individuelle Charakteristik, die unzähligen Schattierungen und Nuancen in der individuellen Analyse. Das unterscheidet Ibsen vornehmlich von Zola. Der letztere ist der eigentlich soziale Poet, der große Schilderer der Massenseele und der Massenkonflikte, ebenso bewundernswert in der Erfassung des Milieus, der Menge, des objektiven Geistes, als schwächlich und unzulänglich, wenn es sich, wie in »L'œuvre« oder im »Docteur Pascal« um Vertiefung und Gestaltung großer Individualitäten oder auch bloß um Darstellung intimer, scharf nuancierter Seelenzustände handelt. Ibsen und Zola ergänzen einander: jener gelangt vom Einzelmenschen aus zur Gesellschaft, dieser von der Gesellschaft erst zum Einzelmenschen.

Nicht bloß der Symmetrie wegen, auch aus gewichtigen sachlichen Gründen wollen wir hier auf den Vorwurf zu sprechen kommen, den man der Ibsenschen Lebensanschauung nicht weniger als der Kantischen Sittenlehre gemacht hat. Man hat von einem asozialen und antisozialen Geist gesprochen: inwieweit das seine Richtigkeit besitzt, ist hier dargelegt worden. Den Vorwurf aber sogar zur Anklage zu steigern, Ibsen sei ein ewig Zürnender gewesen, der wider der Liebe heiliges Wesen gesündigt habe, geht nicht an. Ebensowenig wiegt der Einwand, seine Tendenz sei auf Atomisierung und Zersplitterung der Gesellschaft, auf Lösung aller festen Gemeinschaftsverbände gerichtet. Im höheren Sinne des Wortes ist Ibsen vielmehr ein durchaus sozialer Mensch, mögen auch einzelne Züge seines „Brand“ den Schein des Gegenteiles erregen. In den Aspekt eines reineren, edleren Verhältnisses zwischen den Geschlechtern mündet „Nora“, mündet „Klein Eyolf“ und die großen Schuldigen, ein Peer Gynt, ein Borkman, ein Rubek sind diejenigen, die am Eros gefrevelt haben. Der Epilog, „Wenn wir Toten erwachen“, ist überhaupt eine Apotheose der Liebesidee, die einen segnenden Schimmer auf sein ganzes dramatisches Schaffen zurückwirft. Wie aus Kants Philosophie, so leuchtet eben auch aus Ibsens Kunst die Erkenntnis hervor, daß alle wahre Sozialität und Gemeinschaft bloß aus einem tiefen Individualismus erwächst und daß aus der Befreiung und Erhebung der einzelnen Persönlichkeit kein diffuses, zerstreutes Geschlecht ohne Mittelpunkt und innerlichen Zusammenhang hervorgeht, sondern im Gegenteil erst die volle, reife Menschheit, die das Höchste an Liebe und Erdenglück verwirklicht, weil sie das Reich Gottes inwendig in sich selber trägt.

Hermann Stehr.

Von Julie Speyer.

Die künstlerischen Kräfte eines Dichters brechen sich in jedem einzelnen seiner Werke in einem besonderen Farbenstrahl. Erst die Betrachtung von Werken, die in jahrelanger Entwicklung zu stande kamen, läßt uns in den Wert und die Natur der schöpferischen Kraft einblicken, die darin gleichsam Stengel, Blatt, Knospe und Frucht ansetzte. Was sich in dem einen Werk kümmerlich andeutet, ist hier bereits kräftige Spur und dort entfaltet. Der Schaffende hat immer „Kontinuität". Und wenn bei dem einzelnen Werk das Signum für innere Wahrhaftigkeit und Notwendigkeit in einer untergründigen Harmonie der Elemente besteht, so wird man bei dem lebendig Schaffenden von einem tiefen Zusammenklang aller Werke reden müssen.

Im „Schindelmacher", einer Novelle, die 1899 * erschien, meinten Kunstverständige in Stehr den großen Plastiker moderner Epik erwarten zu dürfen. Die Gestalt des alten Mannes stand unerhört leibhaft und tiefwurzelnd da. Die Umwelt war in den reinsten, klarsten Farben gemalt, und zugleich die Fabel in den bestimmten, fast harten Umrissen einer zeichnerisch gestaltenden Hand aufgebaut. Wie sehr waren in dieser kurzen Geschichte die Qualitäten der Stehrschen Kunst zusammengedrängt. In einem Reichtum, wie ihn vielleicht nur das beste erste und das beste letzte Werk vereinigt. Man fühlt den alten Mann sozusagen in den Ausdünstungen seiner riesigen Körperlichkeit, aber zugleich in dem gesammelten Blick des stierhaft Schreitenden die kinderhafte Reinheit seines Gemütes, die ihn zusammenbrechen ließ, als sein Weib ihm starb. Der Dreiundfünfzigjährige schenkte damals Haus und Hof an seine böse, geizige Nichte und ihren ebenbürtigen Mann. Nun lebt er als Ausgedinger im kleinsten Kämmerlein dahin, und das kärgliche Brot, das man ihm schneidet, muß er mit dem Haß und Neid seiner Wirtsleute hinunterschlucken. Seine Kammer, seine Kleider starren vor Schmutz, frierend, hungernd, verlacht, bringt der gebrochene Riese seine Tage hin. „Sieben Jahr sind um, der Florian dreht sich um." Gerade nach sieben Jahren gedemütigten Elends erscheint ihm im Traum das Bild seines verstorbenen Weibes, und nun erwacht seine Seele, erkennt ihre Schande und wirft sie ab. Wie der riesige Greis unter Sturm und Blitz auf dem Dach seines zertrümmerten Hauses steht, und nicht rastet, bis er den letzten festen Nagel seines verschenkten Eigentums mit blutig zerrissenen Händen gelockert hat, während man im Donner das Heulen der Vertriebenen, ins Unwetter hinein sich Flüchtenden vernimmt, und dann beim Morgengrauen der alte Mann heruntersteigt, und sich in dem ruinenhaften Haus, in dem Winkel, wo seine Frau gestorben, an einem Strick aufknüpft, um in den blassen Gefilden der Frühsonne, gereinigt seiner Frau entgegenzuschreiten — in dieser Geschichte haben wir Deutsche eine Leargestalt, die vielleicht so tief in unserem Volkstum wurzelt wie der „Père Goriôt" in der französischen und Turgenjews „Steppenkönig" in der russischen Literatur.

1900 ist dann Stehrs erster Roman erschienen, „Leonore Griebel", in dem man mehr noch als die Gestaltungskraft die psychologische Führung bewunderte, die in ihrer scharfen, bloßlegenden Logik an eine wissenschaftliche Beschreibung von Seelenzuständen grenzte. Es schien dem Künstler hier darum zu tun, das Plastisch- und Räumlichwerden

* Stehrs Werke sind sämtlich im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen.

eines Innenzustandes herauszuarbeiten, der erst behutsam, schließlich mit voller Wucht m Kontrast zur Außenwelt aufgebaut wird, von Glied zu Glied geführt, bis zur äußersten Intensität des Wunsch- und Sehnsuchterlebnisses. Es ist die Geschichte eines jungen, zarten Weibes. Der finstere, dumpfe, schwerblütige Josef Griebel führt sie heim, in das uralte, düstere Tuchmacherhaus in der Walkergasse. In diesem Haus verkörpert sich gleichsam die Seele und das Leben des Geschlechtes, das durch Jahrhunderte hier lebte und starb. Wie die blinden Gesetze des Stoffes das Wohl des Leibes bauen, so verpflichtet und zwingt dieses Haus unergründlich seinen Einwohnern die Grundsätze der Vorväter auf. Immer wieder, im Laufe der einander folgenden Geschlechter, hat es der Heiterkeit und Lebensfreude gegenüber, die mit dem jungen, angeheirateten Weib hier einzog, recht behalten. Auch Leonore Griebel, die mit dem stolzen, überzarten Glückstraum ihrer wuchernden Mädchenphantasie einherkam, erliegt. Erliegt und endet im geistigen Siechtum. Das feindliche Element ist nicht mehr wie im „Schindelmacher" schnöde Gemeinheit und Habgier, sondern die behäbige Rechtschaffenheit, die aufschwunglose Sinnesart des braven, alltäglichen Tuchmachers, der in ein rohes Gelächter ausbricht, als sie ihm das zarte Gewebe ihres Liebestraumes, mit dem sie sich die Wahrheit seines Wesens verbarg, enthüllt. Stehr gestaltet alle Phasen des Krampfes, in der eine in den Fugen erschütterte Seele sich zusammenzieht und ausdehnt. Der Arzt wird typische Dokumente jener Zustände finden, die man unter „Hysterie" zusammenfaßt. Wie sie ihre Enttäuschung, ihren Durst, ihr verfehltes Leben aufs bitterste an ihrer Umgebung rächt, wochenlang des kleinsten Willensimpulses unfähig, zu Bette bleibt, ihren Mann darunter leiden läßt, daß sie Wirtschaft und Kind vernachlässigt, und wie die neue, schnelle und wurzellose Liebe in ihr zur Ekstase aufflammt. Wieder wie im „Schindelmacher" wird ein Seelenzustand bis zu jener Intensitätsgrenze geführt, wo er sich bis zur halluzinatorischen Realität steigert, und wenn der alte Mann unter der Berührung seines toten Weibes erschauert, so tanzt Leonore vor ihrem sichtbar-unsichtbaren Liebsten einen Werbetanz. Es ist der eigenste Ton Stehrscher Kunstgebilde, wie die Wucht der Realität sich plötzlich in der Region durchsichtigster Lufthaftigkeit, in den Geisterschauer einer von Beobachtung unkontrollierbaren Mystik auflöst.

„Das letzte Kind", eine Erzählung, die im Jahre 1903 erschien und literarisch großes Aufsehen erregte, ist völlig ein Gespinst dieser mystisch visionären Kräfte.

Durch die bleichen Gefilde ewigen Friedens eilen zwei Todesengel, die Gott auf die Erde hinabschickte. Der eine soll sein Brüderchen holen, das letzte Kind, das wie alle früheren Geschwister von Gott der Mutter entrissen wird. Während nun Gott dem Todesengel befohlen hat, das irdische Leben seines Bruders, ehe der Morgen siegt, zu vernichten, fleht ein Ruf des Schmerzes von der Erde her, die Stimme seiner Mutter, angstvoll um seinen Beistand. Da klagt der Engel dem Geist an seiner Seite mit immer erdenweherer Stimme sein Geschick: der Geist der Mutter irrt um die Pforte Gottes und fordert weinend mich hinab ins Leben, und ihre Sehnsucht läßt in mir die Liebe des Blutes und mit ihr den gestorbenen Leib nicht ganz erlöschen. Wie er den Hilferuf der Mutter hört, kommt seine Krankheit tiefer über ihn, „aus der Erde stieg der unreine Schatten seines Leibes, den sie umsonst ins Grab gebettet, und lagerte sich immer deutlicher in seine Glorie, daß die Verklärung nur mehr noch wie eine furchtsame Hülle um ihn stand. Im selben Augenblick wuchsen aus dem Dunst der Tiefe zwei Arme auf,

mager und straff, wie zwei gespannte Seile, und schmerzensreiche, vertrocknete Hände griffen suchend nach dem Leibe, der in der blassen Glorie wie in einem schützenden Schreine lag". Als dieser selbe Engel dann die schönen Schatten seiner Mutter und seines Bruders über die blassen Weiten ferner Regionen zu Gott geleitete, wendete er, vom Aufstöhnen der Mutter erschreckt, noch einmal sein Haupt zurück.

Da sah er, was auch ihn erschütterte: Hinter ihnen, in verschwimmender Ferne, gähnte das Tor des Todes. Einige Schritte davon, in die schweigenden Gefilde hingetaumelt, lag Garbe. (Der Vater und der Mann der Enteilenden) „der in der Qual seines Traumes lebendig über die Marken seines Daseins ihnen nachgeirrt, von der Wucht des Grausens auf die Brust geworfen, mit verstörtem Geist ihnen nachstarrte, sich immer erheben wollte und immer zurückfiel." Aber während die von Erdenschwere Erlösten in das Licht der ewigen Sicherheit eilen, verharrt die Nacht der Erde unten in dem kleinen Haus, wo der Schneider, blökend und vertiert, ein Irrer, zurückgelassen bleibt.

Alle Helden Stehrs erleben den Kampf des Himmelstraumes mit der Erdenschwere, sie sind alle Erlösungsbedürftige, glauben an die Erlösung, und die Tragik der Fabel seiner Bücher wurzelt in diesem Glauben. In dem einzigen, ziemlich verfehlten Drama, das bisher von Stehr erschien, in „Meta Konegen", soll die Sinnlichkeit einer unbefriedigten jungen Frau zur Erlösungstragödie aufgebauscht werden. Dieses urchristliche Element in Stehrs Gefühlsleben prägt sich auch in dem Dualismus aus, mit der seine Welteinsicht die Existenz zweiteilt. Das Dasein ist für Stehr die Tatsache der niederdrückenden Gewalt, in der nach blinden, unbezwinglichen Gesetzen die lichte Seele von der Nacht der Erde verschlungen wird. Man kann wohl sagen: der furchtbare Ernst des Wissens um die Nacht der Erde ist der Stil und das Gesetz Stehrscher Kunst. Sie ist nirgends voller entfaltet, in allen ihren Elementen ausblühend wie in seinem jüngsten Werk „Der begrabene Gott", wo sie in einem grauenhaft schmerzvollen Bilde sich zusammenfaßt: der Wahnsinnvision des Weibes, das die Nacht der Erde verbrennen will und zur Mörderin ihrer selbst und ihres mißgeborenen Kindes wird. Niemals zuvor hat der Dichter ein volleres Symbol seines Glauben gefunden: wie die Nacht der Erde den Menschen gebiert, und von hinnen nimmt, ihm sein Blut bereitet, und aus dem Blut den Traum und den Willen, und wie aus dem Traum und dem Willen sich das Schicksal bereitet, und jeder den Weg seines Schicksals geht in gleicher Weise schuldig und schuldlos.

Der begrabene Gott ist der Glücks- und Reinheitstraum, den der Mensch in einer unerinnerlichen Stunde zum ersten Male faßt, der ihn dann nie mehr verläßt, und in die Trübe seiner Tage aus namenloser Tiefe Lichter spielt. Der Kindertraum des schönen, blonden Mariele gestaltete ihre Zukunft zu einem einzigen Sonntag. Ein schmucker, reicher, junger Bauer, den sie nicht kannte, aber der irgendwo vorhanden war, und nach ihr verlangte, würde sie als Weib in die Fülle und den Feiertagsglanz seines Lebens holen. Dieser Traum gibt ihr Stolz, Haltung und Ehrfurcht vor sich selbst. Da zwingt sie eine öffentliche Gewalttätigkeit, die Angst vor Schande Exner zu heiraten. Das ist ein jähzorniger, habgieriger, roher Mensch, der seit der Zeit des Unfalles, der ihn zum Krüppel machte, auf Rache an den Glücklichen sinnt. Er meint, daß ihm dies nur durch Macht und bäuerlichen Reichtum gelingen könne, darum gilt sein ganzes Trachten dem Erwerb. Alles Mißgeschick, daß ihn in dem ersten Ehejahre trifft, Dürre, ein

schlechter Prozeß, Mißernten, muß sein armes Weib in maßlosen Angriffen büßen. Da schickt ihr Gott die Schwangerschaft. Ein verwandelter süßer Glückstraum blüht in dem verwüsteten Herzen auf, Gott wird ihr ein engelschönes Töchterlein schenken. Gott hat ihr all das Schwere auferlegt um sie zu prüfen, aber nun schickt er ihr mit dem Kind den Gruß und das Zeugnis seiner sie auserwählenden Gnade. Wie Leonore Griebel von dem tölpelhaften Hohngelächter ihres Mannes erweckt und zermalmt wird, so zerreißt Maries Traum vor einer furchtbaren Tatsache: sie kommt mit einem Wechselbalg nieder. Als sie zum ersten Male das mißgeborene Kind sieht, fällt sie in eine totenähnliche Ohnmacht, aus der sie mit dem verstörten Gemüt des Wahnsinns erwacht. Ihre Seele ist nicht mehr in dieser Welt. Sie ringt körperlich mit ihrem Gott. — „Ha, Vater, hast du noch nicht genug? Laß mich los, ich habe nichts mit dir zu schaffen." — Als sie zu sich kommt, weiß sie, daß ihr auf Erden nur noch ein Ding aufliegt. Und während sie in ihrer letzten verzweifelten Träumerei über ihr Schicksal nachsinnt, vermeint sie das Gelächter zu hören, das Gott über ihr Gelächter ausstößt. Da packt sie die hölzernen Heiligenbilder in ihre Schürze, trägt sie ins Freie hinaus und begräbt sie im Schnee. Dazu spricht sie die Worte ihrer großen Empörung aus, in die ihr Dasein sich gekleidet hatte: „Tod um Tod, den Staß of dei Herze, daß es zerspringt! Wie du mich gepeinigt hast, also peinige ich dich." Als es vollbracht ist, steht sie und wartet. Alles bleibt still. Da flüchtet sie in ihre Kammer auf ihr Bett und schläft ein, als werde sie ausgeblasen. Von einem dröhnenden Schlag erwacht sie. Das Zittern ihres Innern löst sich von ihr, wie ein zweites unbegreifliches Wesen. Sie fühlt es niedergleiten, zur Kammer durch die Stube hinauslaufen, vor der Tür schreit es mit kläglicher Stimme: „Mutter! Mutter!" Es ist ihr blondes Engelskindchen. Sie holt es herein. Der Wechselbalg erwacht und schreit. Seine krächzenden Töne schmerzen sie. Die Töne dringen auf ihr blondes Engelskindchen ein, es wird immer schemenhafter. „Mädla, Gretla, furcht' dich nicht — ruhig! Ruhig — ich will mei Kind behaln . . . ich brauch' kee andersch!" Sie erstickt den Wechselbalg mit den Kissen, wirft sich auf ihn, bis er zur verstummten Leiche wird, und will ihr Mädchen in die Wiege betten. Sie braucht den Wechselbalg nicht herausnehmen, denn er hat sich in das Gretla verwandelt. Sie wiegt es und singt das Wiegenlied und alles ist so, wie es ihre Sehnsucht und ihr Gram geträumt haben. Aber dann greift sie dem Kind ins Gesicht, merkt, daß es tot ist und eiskalt, und versteht, daß die Erde es tot gemacht hat. Da will sie die Nacht verbrennen und sich und alle Menschen erlösen. Licht — Licht. Sie zündet die Wiege an. Bald ist die Stube, das Haus in Flammen. Seliges Leuchten liegt auf ihrem Gesicht, und das Wiegenlied, das sie bis zum letzten Atemzug singt, hat eine unbändige Gewalt.

„Aber die Nacht der Erde blieb doch, denn die läßt sich nicht fortschaffen, sie gebärt den Menschen, sie nimmt ihn wieder von hinnen." — — —

Stehrs Phantasie ist von einem einfärbigen, kopfhängerischen und vergrübelten Charakter. In seinen Farben gibt es keine Variationen, in seiner Tragik keine Nuancen, in seinem Ton keine neuen Klangformen, seine Bilder sind eintönig und einfarbig. Immer wieder drängt sich ihm das eine auf: die qualvolle Wirklichkeit, in der das Licht vom Dunkel vergewaltigt wird. Alle seine Helden erleben und erleiden dasselbe Schicksal, sind alle wehrlos gegen schnöde Behaglichkeit oder Gier oder Gemeinheit, und wenn ihre Kraft oder ihr Geist sich zur großen Empörung aufrafft, dann ist es keine gesunde Kraft,

keine gesunde Wehr, sondern der Aufstand des Irren, des von Halluzinationen Besessenen und das Licht nur eine Irrform der Nacht.

Wenn sich bei Stehr von einer künstlerischen Entwicklung reden läßt, dann müßte man vielleicht in seinen Büchern nachweisen, wie das Wissen um die Nacht der Erde bei ihm in immer größerer Reinheit Stil geworden ist. Im „Begrabenen Gott" sind die Gestalten des Gegenspiels im tieferen Sinn Kinder der Nacht, als zum Beispiel im „Schindelmacher" oder in „Leonore Griebel", wo sie einfach schwache Gemeinheit oder dumpfe Verholzung darstellen. Nie vorher vermochte Stehr so sehr die Tragik der Verlottertheit mit Schuldlosigkeit zu verschmelzen, wie in der Gestalt des Schusters, und niemals so sehr in brutale innere und äußere Häßlichkeit so viel Tragik hineinzulegen wie ihm dies bei der Gestalt Exners gelungen ist.

So festgebaut, so tiefgefügt sind die Züge, aus denen das Bild des hinkenden, rohen, geizigen Bösewichtes, des verwahrlosten und ehrfürchtigen Schusters, der schönen, unglücklichen Marie, des Schindelmachers, der Tuchmachersfrau, des irrsinnigen Schneiderleins geschaffen wurde, daß man von einer Bildnerhand sprechen darf, die sich ihr Material aus jener Werkstätte holt, aus der die Unbenannten den Mythos schufen. In dem Verhältnis der Gestalten Stehrs und denen der Nibelungensage ist vielleicht ein ungreifbarer Zug der Ahnenschaft zu erkennen. Auch ist die Qual und die Düsterkeit, mit der das Dasein und die Macht der Erde als unter einem Fluche stehend, empfunden wird, als ein Element der germanischen Volksseele in jener deutschen Göttersage ausgeprägt, die Siegfried als ein Kind der Schuld betrachtet.

Wie Stehr schöpfte Dostojevskij aus dem finstern Schacht menschlicher Qualen und des Wahnsinns sein Material. Aber an dem Werk dieses Dichters ist sichtbar, wie dieses Stoffliche in klarem Tageslicht gehämmert und geglüht und zu kunstvollem Gebilde versponnen wurde. Bei Stehr ist nirgends auch nur der Hauch einer spielerischen Belebtheit, die aus der Leichtigkeit und Freudigkeit herrührt, der artistischen Leidenschaft, die ästhetisch zu schwelgen versteht. Noch auch die gläserne, blaue Klarheit der lateinischen Völker, noch der Rhythmus, die Farbe und der Glanz einer tanzenden Phantasie. Wir sind in der Tiefe unten. Drangvolle, bezwingende Realität herrscht, die mit ihrer umständlichen und lückenlosen Konsequenz der aufnehmenden Einbildungskraft einen fast peinlichen Zwang auferlegt, so daß man zuweilen ermüdet und die Hand des Dichters wie in einem Krampfe spürt. Die Wucht der Geschehnisse ist überwältigend heftig und kann sich zur schmerzhaften Nervenwirkung steigern. Im „Begrabenen Gott" sind ein Krüppel, eine Mißgeburt, eine faulende Leiche Motive, in „Leonore Griebel" die schwere Hysterie eines Weibes, im „Letzten Kind" die Halluzinationen einer Sterbenden: so ist das Pathologische nur durch Haaresbreite vom Kunsthaften getrennt und die beseligende, nie übermäßig das Gefühl vergewaltigende Sphäre scheint bedroht.

Stehr steht nicht über dem Stoff, dazu scheint er zu sehr vom Stoff erfüllt. Er ist Künstler, weil er Dichter ist, weil er dichterisch, mystisch, visionär sieht. Das geschaute Bild glüht und kreißt in ihm, bis er es hinausgeschleudert hat. In seiner Sprache ist so viel Schwulst wie Gesang. Ein abgerissenes, stöhnendes Hinausstoßen wechselt mit dem wunderbar gleitenden Rhythmus hymnisch gebauter Sätze. Die kostbare, zärtliche Behandlung des Wortes, wie sie dem Künstler, der sich als Handwerker fühlt, eigen ist, fehlt Stehr. Es gibt schlampige Sätze in seinen Büchern und solche, deren einfache Größe und

Gedrungenheit an den Stil der Bibel denken läßt. Das, was er zu sagen hat, ist die ausschließliche Leidenschaft seines Schaffens. Er gestaltet mit einem abgründig tiefen, zähen Ernst nicht nur den Menschen, sondern sein Zimmer, sein Haus, das Dorf, in dem er wohnt, die Art der Wolkenbildung, das Besondere des Frühlings und des starrenden Winters. Seine außerordentliche Kraft zu charakterisieren und plastisch zu machen, darf über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß seinem Kunstwerk die hauchzarte Haut der Oberfläche fehlt, die feinste Formstruktur. Der makellose Ernst, die unbändige Leidenschaft seiner Gestaltungskraft ist zugleich roh und überfein in den Mitteln.

Wenn sein scharf-logisches Verfahren im Psychologischen an ein wissenschaftliches Verfahren grenzt, so nimmt man gleichzeitig in seinen Werken wahr, wie seine Hand chaotische, grell beleuchtete Bilderfetzen ballt und packt und die Werte unverarbeitet (impressionistisch) hinsetzt. Lindes Verweilen im Lyrismus, dramatischer, im Dialekt gehaltener Dialog oder Monolog, rhapsodischer Schwung der Erzählung sind ineinandergeschmolzen, denn seiner Bildnerhand ist jedes Mittel recht. Er wählt nicht, aber er schafft.

Man wird den Stehrschen Kunstwerken gegenüber wieder von Naturalismus reden, das Wort in den Mund nehmen, das einer Darstellung der Wirklichkeit gilt, für die man willkürlich die Zeichen der toten Welt, der Materie, des Milieus eingesetzt hat. Wirklichkeit, das ist das, was alles umfaßt, die Seele und die Sinne, Leben und Sterben, die unlösbare Einheit, deren Schauen das Erlebnis des Mystikers ist. Um diese Wirklichkeit zu gestalten, dazu bedarf es nicht nur der äußersten Anspannung des Verstandes und der Beobachtung und die Phantasie allein wird an ihr unvermögend. Die schöpferische Seele muß sie empfangen, in sich tragen und herausblühen lassen wie ein organisches Ganzes, etwas was wächst, und dessen Säfte durch geheime, unkontrollierbare Kräfte der Ehrfurcht sich nähren.

Stehr ist Mystiker. Er sieht das Leben als Mystiker, sieht es immer von innen aus, und seine Gestalten, seine Menschen, sein Drama, seine Tragik sind von dem furchtbaren Anschauen dieses einen Unergründlichen erzeugt. Kein Künstler heute ist von so starker, ja bisweilen ermüdender Kraft im Personifizieren, in Bildern, in denen Wind und Wolken, Sterne und Blätter, Häuser und Wiesen wie menschliche Wesen erfaßt sind. Mag sich in diesen Bildern immerhin ein wenig Manier versteinert haben, so hat zweifellos ein mystisches Erlebnis zur Konzeption geführt.

Der Künstler, der aus ihm heraus schafft, „der Dichter", mit einem Wort, wird immer als der mythische wirken. Und darum haben Stehrs Gestalten, in ihrer abgeschlossenen Eigenexistenz und Wesenhaftigkeit, etwas Gewordenes und Gezeugtes, nichts Gemachtes. Darum sind sie von der tiefen Existenz der Gestalten des Mythos, es liegt über seiner Kunst, mit der Brutalität und Wucht der nahen Stofflichkeit etwas von der Ruhe und Erhabenheit großer Berge und großer Tiere — der Natur selber, die die Nacht der Erde ist.

Die österreichische Ausstellung in London.

Von Theodor Antropp.

London ist heuer das Reiseziel ungewöhnlich vieler Österreicher, und Wien marschiert an der Spitze der Pilgerfahrt nach dem Mekka des Großkapitals. In den verschiedensten Vereinigungen und Körperschaften wird die Werbetrommel für Gesellschaftstouren nach dem britischen Häusermeer gerührt, und selbst durch den „Christlichen Frauenbund", der doch sonst gewiß ganz andere Ziele verfolgt, als sich am Beispiele fremder Länder und fremder Leute den Gesichtskreis zu erweitern, geht ein starker agitatorischer Zug nach der Themse. Es ist wohl weniger ein Zug des Herzens, als der Neugierde, angefacht durch den männiglich genährten Stolz über eine Ausstellung, die Österreich in London veranstaltet hat, um den Erzeugnissen seiner Kunst und seines Gewerbes, seiner Industrie und seiner Landwirtschaft ein neues Absatzgebiet zu erobern. Der Stolz ist insoferne berechtigt, als es sich um den ersten wohlgelungenen Versuch handelt, dem unnahbaren Albion im eigenen Lande die Überzeugung von der Leistungsfähigkeit Österreichs auf allen Gebieten des Lebens- und Kulturbedarfes beizubringen. Man hüte sich aber, durch ihn zu allzu überschwenglichen Hoffnungen sich verleiten zu lassen, und bilde sich ja nicht ein, daß die österreichische Ausstellung in London etwa gar Sensation errege. Genug, wenn sie Beachtung und Anerkennung findet, genug, wenn sie sich in dem fieberhaften Getriebe der Sechsmillionenstadt als ein beliebter Vergnügungsort behauptet, wo man nach des Tages Müh und Plage gerne Zerstreuung und Belehrung sucht.

Und dies scheint mir der Fall zu sein. In der kurzen Zeit meines Londoner Aufenthaltes, der mit dem des Wiener Männergesangvereines zusammenfiel, habe ich die Ausstellung dreimal besucht, bei schönem und bei schlechtem Wetter, nachmittags, abends und nachts, zweimal allein und einmal, als die Wiener Sänger dort ein Konzert gaben, in Gesellschaft mit ihnen, und jedesmal habe ich gefunden, daß sie sich eines lebhaften Zuspruches erfreut und einer überraschenden Beliebtheit, die sich in gleichem Maße auf ihre belustigenden, wie auf ihre ernsten Teile erstreckt. Der erste Eindruck, den ich von ihr empfing, war allerdings nicht der günstigste. Mich wollte bedünken, als wäre im Dekorativen zu viel des Guten getan und dem Unterhaltungsbedürfnisse ein zu großes Feld eingeräumt worden, und will ich ganz offen sein, dann muß ich sagen, daß mich beim ersten Rundgang durch die Ausstellungsräume, die sämtlich mit panoramenartigen Landschaftsbildern aus unserer Heimat eingesäumt sind, ein leises Gefühl der Beschämung beschlich, Österreich wie irgend eine verschlagene Südseeinsel, die erst entdeckt werden soll, im amerikanischen Plakatstil zur Schau gestellt zu sehen. Und je weiter ich vordrang, desto seltsamer wurden die Empfindungen, die sich in mir bei dem wechselnden Anblick des Konglomerats von Wandeldiorama und Wurstelprater auslösten und durchkreuzten: bald fühlte ich mich angezogen, bald abgestoßen, einmal angeheimelt von dem malerischen Reiz der heimischen Bergwelt, die Kautzkys Dekorationskunst vorzutäuschen sich bemüht, und gleich darauf wieder entfremdet durch die unwählerische Art, wie mitten in den landschaftlichen Zauber großstädtische Volksbelustigungen eingepfercht sind. Hier ist es eine Riesenwasserrutschbahn, die die holde Illusion eines idyllischen Salzkammergutsees grausam zerstört, dort die zum Abrutschen eingerichtete Habsburgwarte, die Prater und Wienerwald vermengt. Die reinste landschaftliche Stimmung empfängt man vom Tiroler

Dorf, das in einem Rundbau von der Art unserer Rotunde und von der ungefähren Größe des Zirkus Schumann als ein ethnographisches Schaustück für sich eingerichtet ist. Hier wird Tiroler Leben, Tiroler Arbeit, Tiroler Tanz und Musik zur Anschauung gebracht, und das ebenfalls von Kautzky hergestellte Gesamtbild ist so sehr der Natur abgelauscht, daß man kein Engländer zu sein braucht, um das stimmungsvolle Trugbild für ein echtes Stück Tirol, wo es noch autochthon und am schönsten ist, hinzunehmen. Sonst aber sind die Eindrücke, die der dekorative Rahmen der Ausstellung nach dem ersten Rundgang hinterläßt, recht gemischt; gemischt wie die Empfindungen eines poesieerfüllten Naturfreundes beim Anblick einer pittoresken Felswand, die durch den weithin schreienden Namenszug Kieselacks verunziert ist.

Doch, wie gesagt, nur beim ersten Anblick wirkt der äußere Rahmen so ungünstig und auch nur auf den, dem sein Vaterland eine Herzenssache ist und der darum dessen Antlitz unentstellt wissen möchte und unberührt von den eisernen Notwendigkeiten einer Ausstellungspraxis, die auf Eroberung ausgeht. Nehme ich den Engländer, wie ich ihn in seiner stolzen Unzugänglichkeit bereits kannte, und wie ich ihn mit den guten und schlechten Eigenschaften seines unerschütterlichen Konservativismus nun noch genauer in seiner Hauptstadt kennen gelernt habe, dann muß ich mir sagen, daß die österreichische Ausstellung gar nicht besser gemacht werden konnte, um ihr seine Teilnahme zuzuwenden. Der Engländer geht gerne auf Reisen. Wie vielen aber erlauben es die Mittel, ihren Reisetrieb zu befriedigen? Wohl kaum einem Hundertstel. Und von diesem Hundertstel kennt wieder nur ein verschwindend kleiner Bruchteil Österreich und dieses lediglich als Dependance der Schweizer Bergwelt von der Tiroler Seite her. Sie kommen im Mailcoach oder im Automobil durch das Engadin nach Trafoy und Sulden und, wenn's gut geht, nehmen sie noch das Ampezzotal mit. Das übrige Österreich ist den meisten ein spanisches Dorf, ein unaufgeschnittenes Buch. Es war darum von den Veranstaltern der österreichischen Ausstellung in London ein kluger Gedanke, die Bewohner der britischen Hauptstadt bei ihrem heimlichen Reisetrieb zu packen und ihnen in ihren eigenen Mauern und auf ihre Art das Vergnügen einer Entdeckungsfahrt durch Österreich zu bereiten. Der Erfolg jeder größeren Ausstellung hängt ja mehr oder weniger vom Gelingen jenes Teiles ab, der der Unterhaltung und Zerstreuung dient, und ihr eigentlicher, ihr sachlicher Zweck kann der Menge gewöhnlich nur auf Umwegen und sozusagen hinterrücks beigebracht werden. Darin unterscheidet sich auch England nicht von anderen Ländern, und speziell der Londoner ist, so viel Blasiertheit man ihm auch andichtet, noch immer das große Kind, wie ihn Dickens geschildert hat: man muß ihn nur zu behandeln wissen, dann geht er aus seiner Reserve heraus, dann hat man ihn dort, wo man ihn haben will. Den Veranstaltern der österreichischen Ausstellung ist es gelungen, sein Interesse für ihr Werk zu erwecken. Das ist die Hauptsache. Und man beginge an ihnen ein Unrecht, wollte man sich angesichts einiger landschaftlich-dekorativer Schönheitsfehler einem wehleidigen Ästhetizismus oder Lokalpatriotismus hingeben.

Die Örtlichkeiten der London Exhibitions Ltd. in Earls Curt, wo in früheren Jahren bereits Frankreich und Italien ihre Erzeugnisse zur Schau gestellt haben, und wo jetzt Österreich als dritter exportbeflissener Staat ihrem Beispiele folgt, haben ein schwieriges Problem zu lösen gegeben. Sie sind zwar für Ausstellungszwecke gebaut, aber das Terrain ist durch Eisenbahnen, die in offenen Einschnitten laufen, vielfach gekreuzt, so daß man

nur über Brücken aus einem Gebäude in das andere gelangen kann. In der Österreichischen Ausstellung wurde zum ersten Male aus diesem Nachteil ein Vorteil gezogen. Abgesehen davon, daß Fritz Kautzky Gelegenheit erhielt, die weitläufigen Einfriedungs- und Verbindungswände mit panoramenartigen Landschaftsveduten zu bedecken, ging mit seiner Dekorationskunst auch eine kluge Ausstellungspraxis Hand in Hand, die aus der Not eine Tugend machte. Gerade die störenden Trennungen des Terrains haben es ermöglicht, die verschiedenen Ausstellungsobjekte räumlich zu scheiden und dadurch wie von selbst entstandene Abteilungen zu schaffen, in denen jeder ungestört sich der Besichtigung und dem Studium jenes Teiles widmen kann, der für ihn von besonderem Interesse oder von besonderer Wichtigkeit ist. Und was sich noch als ein großer Vorteil der Ausstellungsanlage erwies: um von einer Belustigung zur andern zu gelangen, muß man, ob man will oder nicht, jene Räume durchschreiten, wo die handelspolitische Sachlichkeit waltet. Unwillkürlich bleibt der Blick an diesem oder jenem Gegenstand haften, und mit ihrer Beachtung ist auch schon die Anerkennung dem Engländer abgerungen. Ein Muster räumlicher Trennung und Verbindung bietet geradezu die von allen österreichischen Künstlervereinigungen beschickte Kunstausstellung, die so glücklich zusammengefaßt und eingerahmt ist, daß der Besucher sich in eine Galerie versetzt wähnt, in der jede Individualität zum Ausdruck gelangt, ohne den Nachbar zu stören. Obwohl jede künstlerische Vereinigung ihren eigenen Salon besitzt, ist doch der Gesamteindruck ein harmonischer. Freilich, etwas reicher hätte man sich die sonst gute und strenge Auswahl wohl gewünscht, wie man denn auch in anderen Zweigen der Ausstellung einige hervorragende Firmen vermißt. Aber alles in allem erscheint die ausgegebene Losung eingehalten: nur Gediegenes in einem künstlerischen Rahmen zu bieten. Und die Gediegenheit hat, wie man hört, in der Tat schon ihre Schätzer in London gefunden, kaufkräftige Schätzer, die ihre Anerkennung nicht bloß in schmeichelhaften Worten zollten, sondern, was viel schwererwiegend ist, auch in barem Gold.

Und wer sich mit mehr oder weniger Redlichkeit und Gründlichkeit durch die Ausstellung durchgearbeitet hat, dem winkt zum Schlusse als fidelster aller Löhne der Wurstelprater in getreuer Nachbildung. Gabor Steiner hat einen Teil seines Sommertheaters aus „Venedig in Wien" nach London transferiert, um den Engländern „Wien bei Nacht" zu zeigen, wie es bei ihm zu Hause ist. Verschnittenes Wienertum zwar, aber doch ein Stück Wien. Und daneben laden Ringelspiele, Schießstätten und Schaubuden zu allerhand Ulk und Kurzweil ein. Und das Riesenrad, das seit einigen Jahren neben der Rotunde unser Praterbild beherrscht, ist auch da. Die größte Zugkraft aber unter all diesen Belustigungen übt die Wasserrutschbahn aus. Wer in die Ausstellung kommt, macht lachend und kreischend den gruseligen Scherz mit, und der als steif und gespreizt verschrieene Engländer gibt dem Wiener an kindlicher Frohnatur nichts nach. Und dieser fühlt sich mit jenem eins, so seltsam es ihn auch berühren mag, in einer wildfremden Stadt, wo alles so ganz anders geartet ist, sich plötzlich in seine Heimat versetzt zu fühlen. Auf ein bißchen mehr oder weniger Echtheit kommt es da nicht mehr an. Wie gesagt, ich habe die Ausstellung dreimal besucht und die Überzeugung gewonnen, daß sie auf dem besten Wege ist, ein beliebter Vergnügungsort der Londoner zu werden. Nach meiner Schätzung waren nie weniger als 20.000—30.000 Besucher da, und an dem Tage, wo der Wiener Männergesangverein in ihren Räumen den Donau-Walzer sang, dürften es sogar 60.000 gewesen

sein. Das hat sie aber auch notwendig. Denn zwei Millionen Besucher muß sie in den vier Monaten ihres Bestandes aufweisen. Erst dann nehmen ihre Veranstalter teil an den eingelaufenen Eintrittsgeldern. Was darunter ist, müssen sie andernfalls bar ersetzen. Ein gefahrvoller Vertrag, nicht leicht zu erfüllen. Doch eines kann man schon heute sagen, daß sich die heimischen Erzeugnisse die Beachtung und die Anerkennung der Londoner und mit ihnen der Engländer erobert haben. Nun obliegt es einer klugen kaufmännischen Politik, diesen platonischen Erfolg in die Praxis umzusetzen, dem Beweis der Leistungsfähigkeit unseres Vaterlandes den Beweis seiner Konkurrenzfähigkeit zu gesellen.

Ein seltsamer Augenblick.

Von Max Brod.

Ich sitze in Gesprächen unter Leuten
Ganz unbedacht, wie ich es manchmal bin . . .
Mit einem Mal faßt Staunen meinen Sinn.
Und alles rings um mich: das Abendläuten,

Dies Zimmer, diese Menschen, die verstreuten
Mimosenzweiglein über's Tischtuch hin,
All dies, was gar nicht sonderbar erschien,
Dünkt mich nun seltsam, wichtig, nie zu deuten . . .

So tasten wir an einer Perlenschnur
Dicht angereihter Lebens-Augenblicke,
Von einem Rund zum andern hingeführt;

Und sind zuhöchst erstaunt, wenn manchmal nur
Der Finger träumend einglitt, in der Lücke
Zwischen zwei Perlen an den Faden rührt . . .

Chronik.

Erziehung und Unterricht.*

Im April fand der neunte deutschösterreichische Mittelschultag in Wien statt. Größeres Interesse beansprucht der Vortrag Kleinpeters, der im Sinne einer von ihm herausgegebenen Broschüre** ein ganzes System für eine Reform der Mittelschule entwickelte. Ich halte mich an die Broschüre. Der Verfasser zeigt darin Mut, für einen österreichischen Gymnasialprofessor sehr viel Mut und das ist vor allem zu loben. Andere mögen Gleiches oder Ähnliches denken — sicher ist dies der Fall — aber sie tun es — im Stillen. Kleinpeter aber spricht es offen aus, nicht allein vor seinen Fachkollegen, vor der ganzen Welt. Sein Reformsystem bewegt sich auf der Linie, die in den nordischen Ländern und in Frankreich zur Umgestaltung der Mittelschulen führte und für Deutschland den Anstoß gab, durch Versuche auf eigenem Boden sichere Grundlagen für eine künftige Neugestaltung zu gewinnen. Kleinpeter hält die Verfolgung allgemeiner Bildung infolge der geänderten Zeitverhältnisse nicht mehr für opportun (Lagarde nennt die allgemeine Bildung ein Phantom, und das ist besser gesagt). „Die formale Bildung bleibe zwar nach wie vor anstrebenswert, die Art und Weise jedoch, auf die sie heute zu erreichen gesucht werde, genüge nicht allen anstrebenswerten Zielen und sei zweitens nicht ökonomisch genug." „Die infolge des gegenwärtig so angewachsenen Umfangs des Wissens unabweisliche Forderung nach einer fachwissenschaftlichen Vorbereitung auf den Beginn der eigentlichen Studien lasse sich im bestehenden Rahmen unserer Mittelschultypen gleichfalls nicht erfüllen." „In der Frage der Berufswahl sei auf unseren Mittelschulen nicht in wünschenswerter Weise vorgesorgt und eine andere Organisation erwünscht, welche die Lösung dieser Frage erleichtere, beziehungsweise nicht von vornherein viele auf eine falsche Bahn dränge." War das Ideal des XVIII. Jahrhunderts, so fährt er fort, die literarisch-ästhetische Bildung, so ist im XIX. und XX. Jahrhundert die Arbeit das Losungswort geworden. Die Schule hat auf das Leben vorzubereiten, ihre vornehmste Aufgabe ist die Erziehung zur Arbeit. Es bleibt also übrig, das Arbeitsideal zu verwirklichen.

Wird aber die allgemeine Bildung als Phantom angesehen, die formale nach der heutigen Methode als unerreichbar, die Vorbereitung für ein Fachstudium als unbedeutend, die Berufswahl als zwangsweise verfrüht und das Arbeitsideal als allein erstrebenswert, dann erscheint als notwendige Folge, was Kleinpeter vorschlägt: „Alle Gymnasien, Realschulen und Bürgerschulen aufzuheben und an deren Stelle eine einheitliche, etwa fünfklassige Mittelschule mit daran sich anschließenden dreijährigen Vorbereitungsschulen für das akademische Studium zu errichten; ferner alle bestehenden technischen, kommerziellen, land- und forstwirtschaftlichen, nautischen, montanistischen Mittelschulen wie Lehrerbildungsanstalten umzuformen und an diese Mittelschule anzugliedern. Allenfalls könnten auch noch Schulen für militärische und künstlerische Erziehung mit angeschlossen oder der Übergang in solche ermöglicht werden." Damit glaubt Kleinpeter auch die vielumstrittene Frage der Maturitätsprüfung* aus der Welt

* Vergl. Bd. V, Heft 65 der „Österr. Rundschau.

** „Mittelschule und Gegenwart." Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichtes auf zeitgemäßer Grundlage. Karl Fromme. Wien-Leipzig, 1906.

* „Mittelschule und Gegenwart", S. 46 f. „Ganz abgesehen von allen Klagen, die aus Gründen der Überbürdung der Schüler und Beeinträchtigung des Lehrzieles der letzten Klasse, sowie insbesondere wegen ihres großen, oft verhängnisvollen Einflusses auf das Lebensschicksal der Betroffenen gegen sie erhoben werden, leidet sie in ihrer gegenwärtigen Form an einem inneren Widerspruch zwischen Theorie und Praxis. Der Theorie, das heißt den offiziellen Weisungen der obersten Schulbehörde nach, soll sie lediglich eine Reifeprüfung sein und das Gedächtnis gar nicht beanspruchen. Alles Gedächtnismäßige soll ihr ferngehalten werden; nicht um die Konstatierung eines Wissens soll es sich da handeln, sondern um die der geistigen Reife zum Besuche einer Hochschule. Damit diese Absicht ja gewiß auch durchgesetzt werde, entsendet die Regierung zu jeder Prüfung einen eigenen Vertreter, der auf die genaue Beachtung dieser Vorschrift zu sehen hat. So weit die Theorie. In der Praxis ist es aber merkwürdigerweise eben derselbe Vertreter, der darauf sieht, daß das Pensum der Mittelschule vollinhaltlich absolviert werde. Tatsächlich wird das Wissen geprüft und das ist auch logisch, denn Reife läßt sich ja nicht prüfen. Man könnte also dem Regierungsvertreter nur insofern einen Vorwurf machen, als es seine Pflicht als Beamter ist, sich nach den Verfügungen der Regierung und nicht nach denen der Logik zu halten. Dadurch aber, daß tatsächlich ein Wissen geprüft wird, verschiebt sich der Charakter der Prüfung von der ursprünglichen Absicht. Man kann nicht sagen, daß die Prüfung keine besondere Vorbereitung erfordere — die Erfahrung beweist klar und deutlich das Gegenteil — man kann nicht behaupten, daß sie das Lehrziel der letzten Klasse nicht beeinträchtigte u. s. f."

S. 66. „Trotzdem wäre es ein schwerer Fehler, sie aufzuheben. Man braucht nicht erst das Experiment zu machen, es ist bereits gemacht, da in mehreren Gegenständen keine Prüfung gemacht wird. Man besehe sich das Resultat und man weiß genug. Nur darf man eben nicht Widersprechendes verlangen."

Nach Kleinpeters Ansicht ist also der Grund für die Beibehaltung der Matura der, die Schüler zu größerem Fleiße anzuspornen. Bald vergißt er aber auch darauf. Seite 65 heißt es: „Aber die bisher vorgeschriebene Gymnasial- oder Realschulmatura hat keinen anderen Zweck, als die Menge etwas aufzuhalten."

Die Matura erscheint also wie ein Mädchen für alles. Die Unterrichtsbehörde will damit die Reife festgestellt wissen, die

zu schaffen. „Auf der fünfklassigen einheitlichen Mittelschule als Unterstufe kommt es auf das Vorhandensein einer Reife für das weitere Studium an. Ob und in welchem Betrage diese vorhanden ist, das werden am besten die Lehrer wissen, die den Schüler durch fünfjährigen Verkehr in und außerhalb der eigentlichen Schulzeit kennen gelernt haben." Deshalb hätte hier eine Abschlußprüfung zu entfallen. Auf der Oberstufe komme es auf die Aneignung von Wissen an. Um dieses festzustellen, sei eine Abschlußprüfung notwendig, wobei die Reife ja indirekt mitgeprüft werde.

Die fünfklassige selbständige Unterstufe wäre also die Einheitsschule. An diese hätten sich, je nach den örtlichen Bedürfnissen, Fachschulen anzuschließen, die sogleich ins praktische Leben führen, oder Vorbereitungsschulen für das akademische Studium. An diesen sollte nur am Schlusse einer größeren Periode, zum Beispiel zu Weihnachten, Ostern, am Ende des Sommersemesters eine Prüfung abgelegt werden. Ans Ende des Gesamtstudiums fiele eine Abschlußprüfung. Auf der Oberstufe soll das pri- private Studium in den Vordergrund treten, die obligate Beschäftigung in der Schule dagegen fortschreitend herabgesetzt werden. Die Spezialschulen sind in ihrer Organisation und Abgrenzung mit Rücksicht auf die Hauptrichtungen des akademischen Studiums einzurichten. Auf der Unterstufe soll der Schüler nicht allein verstandesmäßig, sondern auch praktisch unterrichtet und zu diesem Zwecke Lehrwerkstätten und Schulgärten errichtet werden. Der Vormittag hat der mehr verstandesmäßigen, der Nachmittag der mehr praktischen Beschäftigung eingeräumt zu werden. Großes Gewicht soll darauf gelegt werden, die bisherige Lernschule in eine Erziehungsschule umzuwandeln.

Bei der ins einzelne gehenden Ausarbeitung des Systems fehlt nur eine sorgfältige Berücksichtigung der körperlichen Erziehung. Es muß als Kardinalsatz gelten — und dieser kann nicht oft genug wiederholt werden — daß die körperliche und geistige Erziehung als gleichwertig zu betrachten sind. Nach dieser prinzipiellen Feststellung sollen neue Systeme entworfen werden, nur diese können für die Zukunftsschule in Betracht kommen. Das ist die grüne Insel, nach der das Steuer zu richten ist. Es kann aber schon jetzt gesagt werden, die Schule oder ihre Vertreter werden diese Richtung nicht nehmen, sie wird von der Hygiene und dem allmählich erwachsenden Bewußtsein des Volkes, daß es sich hier um die kostbarsten Güter der Menschheit handle, erzwungen werden. Auf diesem Gebiete vermag die Publizistik segensreiche Wirkungen zu erzielen. Soweit überhaupt wertvolle Reformen ins Leben treten, sie alle verdanken ihre Entstehung hier, wie auch sonst überall, dem Drucke der aufgeklärten Öffentlichkeit.

Der innere Schulbetrieb nach dem System Kleinpeters, die Forderung, nicht allein zu lehren, sondern vielmehr zu erziehen, die Verwertung der Arbeit für die Jugendbildung finden bereits in den Landerziehungsheimen ihre praktische Durchführung, und zwar mit glänzendem Erfolge. In Deutschland ist es Dr. Lietz in Haubinda, welcher der Idee des Landerziehungsheims zum Durchbruch verhalf. In Österreich wirkt in diesem Sinne Doktor Longo,* Direktor des Landerziehungsheims in Mödling.

Eine wesentliche Unterstützung erfährt die an Stärke zunehmende Tendenz zur Einheitsschule durch den Kampf gegen die antiken Studien am Gymnasium, an dem sich selbst eifrige Anhänger und Verehrer des klassischen Altertums beteiligen. Die antike Kultur, erklärt A. Schmidt,** müsse unseren Schülern nahegebracht werden, weil unsere gesamte Geisteskultur in der Antike wurzle und diese einen eminenten Bildungswert habe. Hauptaufgabe des humanistischen Studiums sei es daher, den Schülern das volle Verständnis der antiken Autoren zu eröffnen. Diese Hauptaufgabe werde aber in Wirklichkeit nicht erfüllt, weil sie nicht erfüllt werden könne. Der Schüler beherrsche die Sprache zu mangelhaft und komme daher zu keinem Genusse an der Lektüre, er erhalte damit auch keinen Ansporn, die auf der Schule nicht erlangte Kenntnis der antiken Kultur im späteren Leben nachzuholen. Unter der Mühe des Übersetzens gehe alles andere verloren. Könne man denn sagen, daß jemand einen Schriftsteller im Originaltext „lese", der ihn erst mühsam präparieren und ihn erst dann noch ins Deutsche übersetzen müsse? Die Aufgabe des Gymnasiums, dem Schüler eine hinreichende Kenntnis der antiken Kultur zu vermitteln, sei nur dadurch zu lösen, daß die alten Sprachen als Mittel zum Zweck der Lektüre aufgelassen werden und an ihre Stelle Übersetzungen treten. Die Folge wäre intensivere Kenntnis der antiken

Schulinspektoren das Wissen, andere sehen darin eine Kontrolle der Tätigkeit der Lehrer, dann dient sie wieder als Mittel, den Zufluß zur Universität zu regulieren, zuweilen als Ansporn zu größerem Fleiße während der vorausgehenden Jahre. Die Sache liegt einfach genug. Die Matura läßt sich durch keine vernünftige Begründung stützen. sie ist eben ein Unding. Am zutreffendsten wäre noch ihre Erklärung als Schreckmittel für Schüler wie Professoren. Damit erfolgte aber die Bankrotterklärung des ganzen Systems.

* „Erziehung und Unterricht." Von Dr. J. Longo. „Neues Wiener Tagblatt" vom 6. Februar 1903.

** „Die Zukunft der antiken Studien am Gymnasium." „Das freie Wort." Herausgegeben von Max Henning. 6. Jahrg. 1906. Aprilheft.

Kultur ihrem Inhalte nach und ein wirkliches Eindringen in die antike Gesamtkultur. Zugleich ergäbe sich ein großer Zeitgewinn, der den realen Fächern und dem deutschen wie modernsprachlichen Unterrichte zu gute kommen könnte. Die klassische Bildung erführe auf diese Weise auch ihre Ausdehnung auf alle Mittelschüler, nicht auf wenige Gymnasiasten, wie bisher. Eine gewisse Kenntnis der lateinischen Sprache wäre in der Übergangszeit für jene noch notwendig, die Universitätsstudien betreiben wollen. Für diese solle in den obersten Klassen ein fakultativer Lateinunterricht eingeführt werden. A. Schmidts Ausführungen gehen auf Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff* zurück. Mit scharfem Worte weist dieser feinsinnigste Kenner der griechischen Literatur jene in ihre Schranken zurück, welche von Übersetzungen nichts wissen wollen. „Von ihrer (meiner Arbeit) philologischen Seite habe ich hier nicht zu reden, wohl aber von meinem Bestreben, die Ergebnisse meiner Wissenschaft in diesen Übersetzungen vor das breite Publikum zu bringen. Es gibt einen Dünkel der Halbgelehrten, der dies Bestreben verwirft. Wozu übersetzen? sagen sie; wer die Dramen lesen will, der soll Griechisch lernen. Ja, wo denn? wohl bei denen, die so reden, wohl auf den preußischen Schulen? Das Griechisch, das da gelernt und vielfach auch gelehrt wird, kenne ich — ich will hier nichts darüber sagen. Diese Halbheit, die weder die ganze Wissenschaft erfassen kann, noch die Hoffart des Bildungsphilisters fahren lassen mag, ist ganz wesentlich schuld daran, daß die „Deutschen mit dem Klassizismus auch die Klassiker verwerfen." „Aber mir ist es auch ernst um die Wissenschaft. Wenn jene Halben sich getrauen, mit ihrem bißchen Griechisch die Dramen ohne weiters zu verstehen: ich lebe seit mehr als dreißig Jahren mit ihnen im vertrauten Verkehre, und ich weiß doch, daß ich recht oft das Richtige verfehlt haben werde . . . ."

In allerjüngster Zeit trat auch der Kulturhistoriker Professor Kurt Breysig** an dieses vielumstrittene Problem heran. Er gräbt ganz in die Tiefe, um seine Wurzeln zu lockern: „Aber der Geist der Weltgeschichte meinte es nicht gut mit Kraft und Reichtum der Menschheitentwicklung, da er zugleich Bilden und Glauben und Forschen der Germanen in ein Lehrjoch der Schülerhaftigkeit und Abhängigkeit von den Griechen zwang, das sie noch bis auf diesen Tag nicht abzuschütteln vermocht haben. Zwar die allgemeine und eigenwüchsige Ähnlichkeit der Stufenfolge wäre auch hier natürlich gewesen, nicht aber die Nachahmung des einzelnen Geistesgutes. Denn so wurde nicht das Germanentum allein, nein, die Menschheit selber um die wuchernde Fülle eines neuen eigenen Reichtums gebracht. Und wer heute gegen den Einfluß der Antike auf unser Denken, unser Bilden streitet, wer heute zur endlichen Aufkündigung dieser Oberherrschaft aufruft, den treibt dazu nicht die leiseste Feindschaft oder auch nur Unterschätzung der marmornen Schönheit, in der hellenische Kunst vor unseren Augen steht und stehen soll bis an das Ende der Tage, nicht auch die Enge volkstümlich-deutscher oder germanischer Selbstverliebtheit, nein, nur der Eifer um den besten Reichtum der Menschheit, um die Schöpferkraft ihres Wachstums, um die stets vorwärts, nie hinter sich schauende Leidenschaft ihres Strebens. Und aus demselben Grunde ist alles Haften am Erbe, am Überkommenen und an Übereinkünften zu verdammen, wenn neues Jugendstarkes nachdrängt." Aus der Reihe der zahllosen Reformvorschläge sei noch einer hervorgehoben. Grävell* verwirft gleich Herbart das Lateinische. Er hält es vom pädagogischen Standpunkte eher für schädlich als für nützlich. Dagegen erscheint ihm das Griechische von unbeschreiblichem Werte. In dieser Überzeugung fordert er die Begründung von Schulen mit dem Griechischen als Basis. Die Lektüre hätte nicht mit der attischen Prosa, sondern mit Homer** zu beginnen, da die Volkssprache der klassischen vorangeht. Die Schüler kämen dadurch in den obersten Klassen so weit, „ganz gut griechisch denken, sprechen und schreiben zu können." Latein solle nur so weit betrieben werden, um Cäsar lesen zu können. Von modernen Sprachen bevorzugt Grävell das Englische, das Französische sei überflüssig. Auch einen Namen hat der Reformer für derartige Schulen bereits gefunden. Athenaion sollen sie heißen.

Im preußischen Landtage stand ein neues Schulunterhaltungsgesetz in Verhandlung. Da mit der Reform der Schulunterhaltungspflicht die Frage der Konfessionalität verquickt wurde, tobte ein erbitterter Kampf, dessen Bedeutung weit über Preußens Grenzen hinausreicht. In diesem Streite nahm Menzel*** als Gegner Stellung. Für die Einrichtung einer Schule seien nicht kirchliche sondern pädagogische Rücksichten maßgebend, sonst werde sie zur kirchlichen Filiale. Die Volksschule habe Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln und Gleichartigkeit und Gleichmäßigkeit in der Bildung innerhalb eines Volkes anzustreben. In Gemeinden mit kon-

* Vorwort zu Äschylos „Agamemnon." 3. Auf. 1903.
** „Das Glück des Schaffenden." „Zukunft" vom 19. Mai 1906.

* „Der Tag", vom 20. Februar 1900.
** Grävell verweist auf das „Griechische Elementarbuch aus Homer", auf Grundlage des Elementarbuches von H. L. Ahrens, überarbeitet von A. Agahd. Göttingen 1904
*** „Die Zukunft." Vom 5. Mai 1906.

fessionell gemischter Bevölkerung bestehe für die Minderheit immer die Gefahr durch Einrichtung konfessioneller Zwergschulen bei der Bildung ihrer Kinder benachteiligt zu werden. Es könne aber nicht angehen, daß man die Jugend, nur um ihrer Konfession willen, kärglich mit Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet ins Leben schicke. Wenn es wahr sei, daß der letzte Grund aller sozialen Gefahr nicht in der Dissonanz des Besitzes, sondern der Bildung beruhe, so habe der Staat die Pflicht, solche Ungleichheiten nicht ohne Not zu vergrößern. In anderen deutschen Staaten kenne man die üblen Seiten der reinen Konfessionsschule. Als Beweis könnten die Worte des bayrischen Kultusministers Dr. Wehner dienen, der 1904 im Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses sagte: „Wenn man nur die Schulinteressen ins Auge faßt, nicht aber die konfessionellen Rücksichten gelten läßt, dann würde die Simultanschule die Regel und nicht die Ausnahme werden. Durch Zusammenlegung der konfessionell getrennten Schulen könnte man den reinen Schulinteressen am meisten dienen." Ferner die in der badischen Kammer vom Abgeordneten Fehrenbach im Namen des Zentrums abgegebene Erklärung, „daß es die Simultanschule als gesetzlich und zu Recht bestehend anerkenne und einen Angriff auf sie nicht unternehmen werde". Der Staat habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Scheidewand auf dem Gebiete der Jugenderziehung zu beseitigen, damit wenigstens hier Achtung und Liebe gegen Andersgläubige den Kinderherzen eingeimpft werden. In einem paritätischen Gemeinwesen könne eine rein konfessionelle Erziehung niemals zugleich auch eine nationale sein. Und darum laute die Frage eigentlich nicht: „Konfessionell oder simultan", sondern: „Konfessionell oder national." Gegen jene Bestimmungen des Schulunterhaltungsgesetzes, welche das Recht der Städte an den Volksschulen betreffen, erhob der preußische Städtetag* Einsprache. Seine Forderungen gehen dahin, daß das Recht, die Lehrer, Hauptlehrer und Rektoren anzustellen, den Gemeinden in Berücksichtigung ihrer großen Leistungen für das Volksschulwesen belassen oder übertragen werde. Daß den Gemeinden in allen dazu geeigneten Fällen der Rechtsschutz des Verwaltungsstreitverfahrens zu gewähren sei. Daß die nach dem Gesetze zu bildende Schuldeputation ein Organ der städtischen Gemeindeverwaltung werde. Ihre Befugnisse sollten dahin geregelt werden, daß sie den Schulaufsichtsbehörden nur insoweit unterstellt sei, als ihr Befugnisse der staatlichen Schulaufsicht übertragen werden. Gegen den Volksschulgesetzentwurf gaben 27 Universitätsprofessoren eine Erklärung ab, in der sie gegen die konfessionelle Schule protestierten und die Simultanschule als die allein berechtigte Schulform gelten lassen wollen. Diesen 27 schlossen sich in kürzester Zeit mehrere hundert Professoren an, während Harnack, Pfleiderer und andere für die konfessionelle Schule das Gewicht ihres Ansehens in die Wagschale warfen. Das neue Schulunterhaltungsgesetz wurde Ende Mai vom preußischen Landtage angenommen.

* „Der deutsche Schulmann." Herausgegeben von J. Meyer. 9. Jahrgang, 2. Heft. (9. Februar 1906).

Den entgegengesetzten Weg geht im Augenblicke England. Die gegenwärtige Regierung brachte einen Gesetzentwurf ein, nach welchem die bisher aus Kommunalsteuern unterhaltenen Konfessionsschulgebäude in den Besitz und die Benützung der sie ansprechenden Kommunalverbände übergehen sollen. Es soll nur der unkonfessionelle Religionsunterricht der Cowper-Tempel Klause erteilt werden. Doch soll es jeder konfessionellen Minderheit freistehen, sobald sie einen umfangreichen Religionsunterricht wünscht, ihn aus eigenen Mitteln zu bestreiten. In den „übertragenen Konfessionsschulen" wird jede religiöse Qualifikation der Religionslehrer aufgehoben.

In Österreich kämpft die Kirche mit größter Erbitterung und in immer schärferen Formen gegen den Verein „Freie Schule", dessen rasches Wachstum ihre große Besorgnis hervorrief.*

Am Elternabende des Mariahilfer Gymnasiums** in Wien (9. Dezember 1905) hielt Direktor V. Thumser einen Vortrag über „die hygienische Erziehung der studierenden Jugend und die Schularztfrage." Er kam zu dem Schlusse, „daß den Hauptteil der Aufgabe bei der hygienischen Erziehung der Jugend das Elternhaus zu leisten habe, dadurch, daß es die Hygiene der Sinnesorgane, insbesondere des Auges, die Hygiene der Ernährung, der Zähne und die der Nerven sorgfältig kennen zu lernen und die konsequente Durchführung ihrer Forderungen durch eigene Beachtung und praktische Gewöhnung der Jugend nach Möglichkeit zu fördern sucht." Daher hält er die Aufnahme der Hygiene als eines besonderen Gegenstandes in den Lehrplan der Mittelschule für unzweckmäßig. Nicht um gedächtnismäßige Einprägung hygienischer Lehren, sondern um beharrliche Gewöhnung des Kindes an hygienische Lebensführung handle es sich. Zu diesem Ziele könne aber nur das Beispiel und die wohlwollende und sichere Leitung der Schule und vor allem des Hauses führen. „Der Schularzt kann diese Aufgabe

* Der Verein zählte im April 1906 28 Ortsgruppen mit rund 6000 Mitgliedern. Mitteilungen des Vereins „Freie Schule", Nr. 4, April 1906.

** „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung". Hrg. von L. Burgerstein und V. Pimmer. I. Jahrg., 4. Heft.

nicht auf sich nehmen." Die unentgeltliche Behandlung unbemittelter Schüler solle den Amtsärzten zugewiesen werden, deren Zahl vermehrt werden müsse. Hygienische Belehrung gelegentlich des Unterrichtes falle dem Nachwuchse der Lehrer zu, der zum Hören hygienischer Vorlesungen an den Universitäten bereits verhalten werde. Die hygienische Aufklärung der Eltern aber erfolge am besten durch Fachleute an Elternabenden.

Hinter diesen Ausführungen Thumsers steckt die instinktive Furcht des Schulmanns vor dem Schularzte. Sie ist berechtigt. Der morsche Bau der Gegenwartsschule wurde am stärksten von der Hygiene erschüttert und wird auch durch sie und ihre Vertreter, die Schulärzte, zu Falle kommen. Jene idealen Eltern, welche die hygienischen Weisungen Thumsers ihren Kindern gegenüber zu erfüllen vermöchten, sind, wenn überhaupt vorhanden, sehr dünn gesät. Daß Väter und Mütter an den Elternabenden eine vollkommene hygienische Ausbildung erfahren könnten, ist billigerweise zu bezweifeln. Durch Einführung des hygienischen Unterrichtes und der Schulärzte sollen die Schüler nicht allein in ihrer körperlichen Entwicklung geschützt und gefördert, sondern auch dazu befähigt werden, einst als Väter ihre erworbenen hygienischen Kenntnisse zum Heile ihrer Kinder zu verwerten. Die Schule hat diese Absicht ganz besonders im Auge zu behalten. Die Elternabende aber, so viel Nutzen sie auch immer bringen mögen, allein für genügend anzusehen, ist eine Illusion. Eine von den gefährlichen Illusionen, da sie großen Schaden stiften muß.

Dankbar sei der unermüdlichen Bestrebungen des „Vereines zur Pflege des Jugendspieles in Wien"* gedacht. In seiner Denkschrift an den Wiener Stadtrat stellt er die Bitte, „in der Zukunft bei Schulbauten die Herstellung eines Schulhofes oder Turn- und Spielplatzes nach Maßgabe der Kinderzahl als eine der elementarsten Forderungen zu erklären" und das Ansuchen „der löbliche Stadtrat möge die bereits vorhandenen Schulhöfe, die sich für Jugendspiele und Turnen im Freien eignen, den Kindern in der schulfreien Zeit öffnen und solche Plätze mit Turngeräten ausstatten." Der Verein beschloß weiters, eine Aktion einzuleiten zur Aufstellung einfacher Turngeräte in dazu geeigneten Höfen der Wiener Häuser.

In Berlin besteht ein „Verein für Kinderausflüge." Er verfolgt den Zweck, armen und schwächlichen Kindern allwöchentlich einmal Gelegenheit zu kleinen Wanderungen ins Freie zu bieten. Je zwei Helferinnen führen Abteilungen von 12–15 Kindern, Knaben und Mädchen von 8–14 Jahren, welche von den Schulärzten und Rektoren ausgesucht werden, ins Freie. Die den besseren Ständen entnommenen Helferinnen vermögen infolge der herzlichen Beziehungen, die sie zu den Kindern gewinnen, einen großen erziehlichen Einfluß auszuüben. Sie erhalten Einblick in die traurigen Verhältnisse der armen Klassen; das dadurch erworbene soziale Verständnis befähigt sie auf die Jugend sittlich läuternd einzuwirken. In Wien ist in jüngster Zeit die soziale Hilfstätigkeit zu Ehren gekommen. Namentlich bei den Frauen. Was in Berlin möglich ist, sollte es nicht auch in Wien sein? Dr. Franz Moßhammer.

* „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung". I. Jahrg., 2. Heft.

Feuilleton.

Eine vergessene Wiener Bühne.

Es war am Palmsonntag des Jahres 1848, als die Mitglieder des Josefstädter Theaters die keineswegs überraschende Nachricht von der bevorstehenden gänzlichen Sperrung dieser Bühne erhielten. Die so plötzlich brotlos gewordenen Schauspieler bildeten damals einen Theaterverein, in welchem unter anderem auch das Projekt der Neugründung einer Wiener Sommerbühne entstand, das von allen Mitgliedern aufs lebhafteste begrüßt wurde. Kurz darauf erschienen die Spitzen der neuen Vereinigung bewaffnet vor dem Minister Pillersdorf und forderten die Erteilung der Konzession zum Baue einer Arena in Hernals, die ihnen auch erteilt wurde. Aktionäre beschafften die Bausumme und schon nach kurzer Zeit erhob sich auf den ausgedehnten Gartengründen des Sattlermeisters Engel in der Bergsteiggasse ein schmuckes Theater, umgeben von lieblichen Gärten.

Der Zuschauerraum bestand aus zehn Logen, einem großen Parterre und zwei Galerien. Alle Holzwände waren mit blumig bedruckter Wachsleinwand verkleidet, die Sonnenstrahlen wurden durch ein Leinwanddach abgehalten. Die Bühne repräsentierte sich als Garten mit Baumgruppen und Blumenpartien, die teilbare Kurtine war aus gepreßtem, rotem Tapetensamt verfertigt. Eine Lithographie von Krailsheim zeigt uns die Innenansicht der Hernalser Nationalarena, deren feierliche Eröffnung am 23. Juli 1848 mit dem „Fest der

Arbeiter" von W. Just stattfand, einer Paraphrase des Stückes von Angely „Das Fest der Handwerker". Die einzelnen Szenen waren lebendig, der Dialog witzig und gewürzt mit allerlei zeitgemäßen Anspielungen und Satiren. Feichtinger spielte den Wiener, Mayer den „Böhm", Rusa den Proletarier, Frau Saag die Wirtin und Helene Blasl deren Tochter. Der wirkungsvoll gebrachte Chor „Das deutsche Vaterland" (mit Tenorsolo) entfesselte wahre Beifallsstürme und auch die vielen Tanznummern, von dem aus der Glanzzeit des Leopoldstädter Theaters bekannten Rainoldi arrangiert, trugen wesentlich zu dem Erfolge bei. Der Vorstellung ging ein von Anton Langer gedichteter Prolog voraus, welchen Frau J. Planer, die erste Zelia in Tolds „Zauberschleier", wirkungsvoll sprach. Am Schlusse wurden neben den Darstellern auch die Repräsentanten des Unternehmens, Anton Langer, Just, Fröhlich und Deneny, wiederholt gerufen. Der verheißungsvolle Anfang war somit gemacht und das Publikum konnte mit Recht den folgenden Darbietungen Interesse entgegenbringen.

Das zweite Spieljahr wurde am 1. Juni 1849 unter der Direktion Pokornys, der vom Zivil- und Militärgouverneur die Erlaubnis erhalten hatte, auch während des Belagerungszustandes Vorstellungen geben zu dürfen, eröffnet. Man hatte ein großes Spektakelstück mit Gesang und Evolutionen, betitelt „Friedrich der Große und der alte Husar", gewählt, das aber infolge der erbärmlichen Mache keinen Erfolg erzielen konnte. Just spielte den Kaiser, Leuchert, der später gefeierte Held der Josefstädter Bühne, den Husar.

Die folgenden Stücke in dieser Saison waren, mit wenigen Ausnahmen, geist- und geschmacklose Machwerke. Einen nachhaltigen Erfolg erzielte nur Kola, eigentlich Nikola, der Verfasser des Zaubermärchens „Der letzte Zwanziger" mit dem lokalen Schwank „Die Steinbrüderln".

Das dritte Spieljahr (Saison 1850), das durch einen aufsehenerregenden Brandlegungsversuch eingeleitet wurde, brachte den dreiaktigen Gelegenheitsschwank „Tobias Hagelbrunner" von Blankowsky, das Volksstück „Die Assentierung" oder „Ahnenstolz und Bürgertreue" von Niklas und Schönaus Originalzauberspiel „Tugend und Schönheit". Am 8. Juli ging das militärische Schauspiel „Prinz Eugen" von Therese Megerle, der Gattin des neuen Direktors des Josefstädter Theaters und der Hernalser Arena mit Kleemann als Prinz Eugen in Szene. Diesem folgten am 19. Juli das Quodlibet „Dramatischer Telegraph der Josefstadt in die Arena" und am 7. August die Posse „Ein deutscher Haspel". Am 14. August wurde „Zopf und Braut", die erste Bühnenarbeit des Schriftstellers K. Sitter, aufgeführt, der später als Redakteur des „Figaro" wirkte. Die politischen Anspielungen in seinem Stücke fanden begeisterten Beifall. Ende August wurde Kolas „Der letzte Zwanziger" in das Repertoire der Arena aufgenommen und behauptete sich auch hier als Zugstück. Besonders fanden die Leistungen des Ballettmeisters Raab ungeteilten Beifall.

Im nächsten Jahre wurde die Saison am 25. Mai 1851 mit dem „Letzten Zwanziger" eröffnet. Die erste Novität, das Charaktergemälde „Nur stark", fiel ab. Dagegen fand am 21. Juni die zum ersten Male aufgeführte Posse „Dummer Teufel und böses Weib" infolge der echtkomischen Szenen und der Fülle an Witz und Humor eine sehr günstige Aufnahme. Das brillante Feuerwerk am Schlusse („Der Höllenschlund") lockte fast ganz Hernals und Lerchenfeld in das Sommertheater.

Die folgenden Novitäten, wie „Lektionen in der Haustyrannei" (Lokalposse von Hilar), „Rübezahl" (Zauberposse von Böhm) und „Handwerksburschenjux" (Schwank von Kola), durchwegs Arenastücke schlechtester Sorte, vermochten keinen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Das prächtige Herbstwetter verschaffte übrigens dem Arenapublikum am 12. Oktober noch einen besonderen Genuß. Es wurden Schillers „Räuber", unter Mitwirkung der Kunstreitergesellschaft Beranek, gegeben. Die Darstellung war elend. „Außer Leuchert, der den Karl Moor spielte," schreibt ein erzürnter Referent, „gelang es nur den Pferden Beraneks, aus ihrer Umgebung hervorzutreten". Am 19. Oktober produzierte sich daselbst der „ungarische Herkules" Toldy Janos.

Die Saison 1852 gehört, vom theatergeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, zu den interessantesten, denn Megerle versuchte es nun auch mit der Oper. Er eröffnete die Arena anfangs Juni mit Webers „Freischütz", aber die zusammengewürfelte Operntruppe genügte nicht einmal den bescheidensten Anforderungen. Nun kam die Posse wieder zur Herrschaft. Am 16. Juni 1852 betrat die aus München kommende Lokalsängerin Geistinger die Bühne der Hernalser Arena. Es war ihr erstes Wiener Engagement. In Schicks alter und bewährter Posse „Die Entführung vom Maskenball" spielte sie das Stubenmädchen, ohne besonders zu gefallen. „Sie ist noch lange nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus", schrieb der Referent des Konversationsblattes, „und wird noch eine Zeit an die Nachsichtigkeit des Publikums appellieren müssen." Erst in der folgenden Novität von Scheibe, „Pagatl" (20. Juni), drang ihre Kunst völlig durch; man sprach von einer glück-

lichen Akquisition und rühmte Jugend, Schönheit und Talent der neuen Lokalsängerin. Auch Ballettmeister Schadetzky, welcher der Arena verpflichtet wurde, leistete Ersprießliches.

Ein Volksstück mit vernünftiger Handlung von Hickel, betitelt „Lord und Theaterdiener", fand am 3. Juli großen Beifall, während desselben Verfassers „Ein Teufelsweib" (mit Musik von Metzger) gänzlich abfiel. Zum Benefiz des Dekorateurs Räbinger fand am 6. August eine Aufführung des sentimentalen Lebensbildes „Eine Bauernfamilie", von Therese Megerle, statt, und für den Monat September war man der Repertoiresorgen durch die französische Zauberposse „Das Ungeheuer" enthoben, in der Klischnigg seine Fertigkeit im Gliederverrenken zeigte.

Die Saison des Jahres 1853 wurde am 9. Juni mit der Zauberpantomime „Harlekin in der Blumenwelt" eröffnet, worin Klischnigg die Titelrolle spielte. Der 14. Juli brachte die Scheibesche Zauberposse „Donaunixe und Vater Rhein" (Musik von Ph. Fahrbach) mit der Geistinger als Donaunixe und Leuchert als Vater Rhein. Auf dieses mit großem Beifall aufgenommene Stück folgten minderwertige Erzeugnisse, darunter die Posse „Purzls Fatalitäten zu Wasser und zu Land" oder „Der Weltumsegler wider Willen", in der die damals in Wien gastierende und verhimmelte Pepita in einer wenig geschmackvollen Weise karikiert wurde. Im August gab es zwei neue Possen: „Der Diamantring" von Böhm und „Zeiserl" von Wysber. Auch die beiden Zwerge Jean Piccolo und Jean Petit traten im Rahmen der Scheibeschen Posse „Die beiden Zwerge" in der Arena auf.

Trotz der schlechten Erfahrungen des Vorjahres und der pekuniären Verhältnisse nahm Megerle einen Sturmanlauf und öffnete im Jahre 1854 bereits am 21. Mai die Hernalser Arena. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, dem Publikum „alles" zu bieten; Oper, Schauspiel, Volksstück und Posse wollte er pflegen, nichts sollte unversucht bleiben. Die rosenfarbenen Ideen des nervösen Theaterdirektors litten aber unter der teilweisen Realisierung höchst bedenklich. Der Eröffnungskomödie „Zwei Bürgermeister" folgte eine Aufführung des Goetheschen „Götz", der in entsetzlicher Weise profaniert wurde. Dann kamen wieder die beliebten Repertoirestücke, wie „Ein entlassener Sträfling", oder „Die Räuber auf Maria Kulm" an die Reihe. Der Pfingstmontag brachte die Novität „Vetter Fritz" oder „Der Bräutigam in Hemdärmeln" von Julius, die gänzlich abfiel. Dieser folgten am 11. Juni das französische Drama „Die Rache der Mulattin", am 19. Juni Halms „Griseldis" (zum Benefiz Leucherts), am 23. Juni die alte Posse „Zwei Bräutigame und keiner der rechte", am 9. Juli „100.000 Taler", am 16. Juli „Ein Florentiner Strohhut" und schließlich am 1. August 1854 — der Konkurs des Direktors Megerle.

Am 29. August 1854 wurde die Arena versteigert und von dem Grundeigentümer Herrn Seitz um 700 Gulden erworben. Im Herbst des Jahres 1855 ungefähr faßten mehrere engagementslose Schauspieler und einige Theaterfreunde den Entschluß, die Vorstellungen in der Arena wieder aufzunehmen. Die Hernalser sollten ein Theater mit gedecktem Zuschauerraum erhalten, auch im Winter wollte man spielen. Aber die schönen Pläne zerrannen bald. Die Arena wurde vollständig abgetragen und Hernals hatte sein „Kunstinstitut" verloren.

Fritz Lange.

Rundschau.

1. Juni. Deutscher Ontologenkongreß in Wien. — Der Wiener Gemeinderat beschließt einstimmig eine Resolution gegen Ungarn.

2. Zweiter österreichischer Handelsschultag in Wien. — Generalaussperrung der Bauarbeiter (nahezu 50.000 Personen) in Wien. — Architekt Hermann Giesel (geb. 1847) in Wien †.

3. [Pfingstsonntag]. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die kaiserlichen Handschreiben, durch welche der Sektionschef im Ackerbauministerium Max Wladimir Freiherr von Beck zum Ministerpräsidenten; Feldzeugmeister Franz Schönaich neuerlich zum Minister für Landesverteidigung; der bisherige Leiter des Justizministeriums Dr. Franz Klein zum Justizminister; der Vizepräsident der Finanzlandesdirektion in Lemberg Dr. Witold v. Korytowski zum Finanzminister; der bisherige Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht Richard Freiherr v. Bienerth zum Minister des Innern; der bisherige Leiter des Handelsministeriums Leopold Graf Auersperg zum Ackerbauminister; der Sektionschef im Eisenbahnministerium Dr. Josef Forscht zum Handelsminister; der Hofrat Dr. Gustav Marchet zum Minister für Kultus und Unterricht; der Reichsratsabgeordnete Dr. Julius Derschatta Edler v. Standhalt zum Eisenbahnminister und die Reichsratsabgeordneten Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki, Dr. Friedrich Pacak und Heinrich Prade zu Ministern ernannt werden.

4. Parteitag der kroatischen Fortschrittspartei in Agram, Gründung der kroatischen demokratischen Partei. — Eröffnung des großen internationalen Schützenwettkampfes in Mailand.

5. Internationaler Bergarbeiterkongreß in London.

6. Kaiser Wilhelm II. trifft zum Besuche Kaiser Franz Josefs in Wien ein. Die beiden Monarchen senden an den „treuen Verbündeten", den König Viktor Emanuel, telegraphische Freundschaftsgrüße, die dieser in herzlichen Worten erwidert. — Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Wiederernennung des Prinzen Hohenlohe zum Statthalter in Triest. — Plenarversammlung des Industrierates. — Eröffnung des V. internationalen Verlegerkongresses in Mailand.

7. Sitzung des Staatseisenbahnrates. — 412. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Freiherr von Beck legt das Programm des neuen Ministeriums, insbesondere hinsichtlich des

Verhältnisses zu Ungarn, dar. Der Antrag, über diese Erklärung die Debatte zu eröffnen, wird mit 180 gegen 91 Stimmen abgelehnt. Generaldebatte über das Gesetz, betreffend die Militärtaxe (2560. Beil. d. St. Pr.).

8. Sitzung des Wahlreformausschußes. Der Ministerpräsident bezeichnet die Wahlreform als eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Regierung und bittet, die Verhandlungen möglichst zu beschleunigen. — 60. Sitzung des Herrenhauses: Der Ministerpräsident legt das Programm der neuen Regierung dar. Die Gesetzentwürfe, betreffend das Verbot der Rübenrayonierung (358. Beil. d. St. Pr.) und betreffend die Pensionsversicherung der in privaten Diensten und einiger in öffentlichen Diensten Angestellten (359.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 413. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf, betreffend die Militärtaxe, wird in zweiter und dritter Lesung angenommen.

9. Eröffnungssitzung der österreichischen Delegation in Wien. Prinz Ferdinand von Lobkowitz wird zum Präsidenten, Dr. Sylvester zum Vizepräsidenten gewählt. Das gemeinsame Budget pro 1906 zeigt ein Bruttoerfordernis von 354.719.598 Kronen. — Eröffnungssitzung der ungarischen Delegation in Wien. Graf Theodor Zichy wird zum Präsidenten, Bela Barabas zum Vizepräsidenten gewählt. — Der Polenklub des österreichischen Abgeordnetenhauses wählt den Abgeordneten David R. v. Abrahamovicz zum Obmann. — Eröffnung des internationalen Kongresses für gewerbliche Berufskrankheiten in Mailand.

10. Der Kaiser empfängt die ungarische, hierauf die österreichische Delegation und verliest die Thronrede, welche betont, daß die Beziehungen der Monarchie zu allen auswärtigen Staaten durchaus freundschaftlichen Charakter tragen. — Eine Volksversammlung im Wiener Rathaus beschließt eine vom Bürgermeister Dr. Karl Lueger vorgelegte Resolution gegen Ungarn, in welcher es heißt: „Die Bevölkerung Wiens fordert, daß Parlament und Regierung alle Maßnahmen anwenden, um dem übermütigen, die Interessen des Gesamtreiches auf das schwerste gefährdenden Treiben der unter jüdischem Kommando stehenden ungarischen Regierungsclique zu steuern, und daß sie endlich einmal die österreichischen Interessen rücksichtslos und unbeugsam wahren." Nach der Versammlung kommt es zu einer lärmenden Demonstration vor dem Hause des ungarischen Ministeriums, in welchem die ungarische Delegation eben ihre zweite Sitzung abhält. Der Ministerpräsident Dr. Wekerle erklärt, daß er überzeugt sei, daß die österreichische Regierung kein Verschulden an dieser Demonstration treffe. Baron Beck und Baron Bienerth sprechen noch abends offiziell dem ungarischen Ministerpräsidenten ihr Bedauern über diesen Vorfall aus.

11. Graf Goluchowski erstattet im Ausschuß des Äußeren der ungarischen Delegation das Exposé. — Anläßlich seines 25jährigen Jubiläums als Chefs des Generalstabes wird FZM. Baron Beck in den erblichen Grafenstand erhoben. — Handelskammertag in Reichenberg. — Eröffnung der internationalen Konferenz zur Revision der Genfer Konvention in Genf.

12. Im Wiener Gemeinderat gibt Dr. Lueger eine Erklärung, betreffend die Demonstration gegen Ungarn, ab. — 414. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Generaldebatte über die Gewerbereform (2544 Beil. d. St. Pr.). — Der Wahlreformausschuß wählt Hofrat Dr. Ploj zu seinem Obmann. — Im Städtebezirk Prag-Neustadt wird Prof. Nowotny (Jungtscheche) durch Stichwahl in den Reichsrat gewählt.

13. Im ungarischen Abgeordnetenhaus legt Dr. Wekerle daß Budget für 1906 vor. Die ordentlichen Einnahmen sind mit 1125, die ordentlichen Ausgaben mit 1086 Millionen Kronen präliminiert. — 415. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Schluß der Generaldebatte über die Gewerbenovelle.

14. In der italienischen Deputiertenkammer bestätigt der Minister des Äußern Tittoni, daß die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien ausgezeichnete seien.

15. 416. Sitzung des Abgeordnetenhauses: die Vorlage, betreffend das Budgetprovisorium bis Ende 1906, wird im Dringlichkeitsweg, ohne erste Lesung, dem Budgetausschuß zugewiesen.

*

Gedanken zur Zeitgeschichte. Internationale Abwehr des Anarchismus — der Kundige hört es und lächelt wehmütig. Wie oft haben wir das Wort vernommen, wie oft und wie rasch ist es vergessen worden! Nach jeder der bestialischen Greueltaten, die den Kulturstolz unserer Zeit so tief demütigen, ertönte der einmütige Aufschrei, aber wenige Monate vergingen und der Ruf war vergessen — vergessen bis zum nächsten panischen Schrecken. Jetzt, nach dem infernalischen Attentat von Madrid, ist der Ruf wieder laut geworden. Wird der Bewegung diesmal ein besserer Erfolg beschieden sein als früher?

Was bisher gegen den Anarchismus unternommen wurde, bedeutet kaum mehr als ein Fiasko, als die deklarierte Ohnmacht und ein Armutszeugnis der Gesellschaft. Soweit die Staaten im eigenen Wirkungskreise gegen den Anarchismus vorgingen, geschah es auf Umwegen, man schlich wie die Katze um den Brei. Es wurden Sprengstoffgesetze gemacht, die natürlich den Anarchisten mit Dolch und Revolver kalt ließen. Man setzte härtere Strafen auf die Anpreisung von Verbrechen oder die Aufforderung zu Verbrechen, aber nicht berührt wurde davon die gefährlichste Sorte der Anarchisten, diejenigen, die still und verbissen die Tat planen, ohne viel zu reden und zu schreiben. Nur Frankreich hat ein Gesetz gegen die »menées anarchistiques« geschaffen, worin geradezu vom Anarchismus die Rede war, doch läßt sich nicht behaupten, daß es einen radikalen und richtunggebenden Fortschritt darstellte.

Gewiß, man wird die Schwächlichkeit der bisherigen Abwehrversuche milder beurteilen, wenn man die großen Schwierigkeiten des Problems würdigt. Diese Schwierigkeiten ruhen vorzüglich in dem juristischen Elementarsatz, daß „über Gedanken und innerliches Vorhaben, wenn keine äußere böse Handlung unternommen oder nicht etwas, was die Gesetze vorschreiben, unterlassen worden, niemand zur Rede gestellt werden kann". Diese alte strafrechtliche Hausregel, von der unser Denken nur schwer loskommt, versagt völlig gegenüber dem Anarchismus, ja, sie ist das schlimmste Hindernis wirksamer Abwehr. Der Anarchismus ist ja die habituelle, zur innersten Natur gewordene Neigung zu blutiger Gewalttat, und schon diese bloße Gesinnung müßte als genügende Basis für das Eingreifen der Staatsgewalt anerkannt werden, sonst wird man niemals zu einer ausreichenden Abwehr gelangen. Gewiß, das steht mit unseren altererbten strafwissenschaftlichen Vorstellungen im Widerspruch, man bedenke aber auch, daß die begrifflichen Elemente unseres Strafrechtes in einer Zeit entstanden sind, wo die „Propaganda der Tat" völlig unbekannt war. Das

Gesetz aber muß sich den neuen gesellschaftlichen Erscheinungen anpassen, weil sie sich nicht dem Gesetze anpassen.

Der Kern des Problems ist also, die Modalitäten und die im Interesse der staatsbürgerlichen Freiheit notwendigen Kautelen zu schaffen, die es ermöglichen, gegen ein Individuum schon auf Grund seiner zweifellos festgestellten anarchistischen Gesinnung die Zwangs- und Gewaltmittel des Staates anzuwenden. Hiebei ist es für die theoretische Begründung und für die praktische Seite der Frage ziemlich einerlei, ob der Anarchist als prädisponierter Verbrecher oder als Kranker aufgefaßt ist. Ist er ein Verbrecher mit Willensfreiheit, so ist das Vorgehen gegen ihn ohneweiters begründet. Betrachten wir ihn — was er ja oft ist — als Degenerierten, Mattoïden, Hysteriker, Verelendeten mit anämischem Gehirn, so ist er einfach als objektive öffentliche Gefahr zu behandeln, und wir wehren uns gegen ihn mit demselben Rechte, wie wir gegen die Beulenpest, gegen den Milzbrand oder gegen die Reblaus Vorkehrungen treffen. Auch die praktische Art der Vorbeugung bleibt dieselbe, ob wir es mit dem Verbrecher oder mit dem Kranken zu tun haben. Gegen den Anarchisten aus verbrecherischer Neigung können wir, solange er keine äußere Tathandlung gesetzt hat, kaum anders vorgehen als gegen den Degenerierten, wir werden ihn nicht im eigentlichen Sinne des Wortes strafen, wir werden uns nur gegen ihn schützen. Als das wirksamste und am wenigsten anfechtbare Mittel erscheint wohl die Detention, die Zuweisung eines Zwangsaufenthaltes mit beständiger obrigkeitlicher Überwachung. Jedes Land muß aber seine eigenen Anarchisten im Auge behalten und unter seiner Gewalt haben; das Hinausjagen der Anarchisten, das Einanderzuschieben der Landplage ist eine unzureichende Staatskunst und nur die Anwendung des alten Bauernspruches:

„Heiliger St. Florian,
Schütz' unser Haus, zünd's andere an!"

Gewiß darf sich die Behandlung des Anarchismus nicht in sicherheitspolizeilicher Prävention erschöpfen. Da das Elend eine der Brutstätten dieses schrecklichen Übels ist, so wirkt jede soziale Reformtätigkeit zugleich antianarchistisch. Aber es ist eine, namentlich von der Sozialdemokratie verbreitete Geschichtsfälschung, wenn man behauptet, daß der Anarchismus nur im Elend wurzle. Nein! Eine große Zahl anarchistischer Greueltaten verrät eine ausgesprochene verbrecherische Neigung, die mit dem sozialen Milieu keinen engeren Zusammenhang hat als irgend welches Verbrechen sonst. Kammerer, Stellmacher und andere Anarchisten waren Mordbuben und Räuber schlechtweg, die man kaum in das Verbrechertum aus sozialen Motiven einreihen kann. Man hat es in solchen Fällen einfach mit einer allgemeinen kriminellen Anlage zu tun, zu der sich dann noch gewisse Erreger gesellen, hier eine perverse Eitelkeit, ein krankhafter Drang, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, dort eine verwirrende Viertel- und Achtelbildung, die den Suggestionen eines entarteten Schrifttums besonders zugänglich ist. Diese und andere Einflüsse vereinigen sich dann, um eine Heimsuchung zu schaffen, der gegenüber die soziale Reformarbeit nicht genügt, sondern die kräftige sicherheitspolizeiliche Vorbeugung eingreifen muß. Zweifellos ist es ein schwieriges Problem, diese Tätigkeit so zu ordnen, daß sie nur den Rechten treffe und nicht zu einer Gefahr für die staatsbürgerliche Freiheit werde. Aber die moderne Gesellschaft wird dieses Problem lösen müssen, soll nicht aufs neue das Urteil wahr werden, daß sie zwar groß ist in allem technischen Fortschritt, aber klein und hilflos gegenüber sozialen und politischen Übeln.

—l.

Der V. internationale Verlegerkongreß. In der Zeit vom 6.—10. Juni dieses Jahres fand in Mailand unter dem Vorsitz Tito Ricordis die fünfte Tagung des internationalen Verlegerkongresses statt. Der Kongreß wurde gerade vor 10 Jahren in Paris gegründet. Seine zweite Tagung wurde 1897 in Brüssel, seine dritte 1899 in London, seine vierte 1901 in Leipzig abgehalten. Die letztere war besonders glänzend und für die Geschichte des Kongresses insoferne von höchster Bedeutung, als damals das permanente Bureau gegründet wurde, welches von da ab die Geschäfte des Kongresses besorgte und bisher unter der tatkräftigen Leitung Henri Morels in Bern steht. Ebenso wie seine Vorgänger war auch der diesjährige Kongreß sehr zahlreich besucht. Es dürften sich ungefähr 300 Verleger in Mailand eingefunden haben, wovon natürlich die Mehrzahl auf die Italiener fällt. Durch offizielle Delegierte waren vertreten: Deutschland, Österreich, Belgien, Kanada, Spanien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, Frankreich, Ungarn, Italien, Norwegen, die Niederlande, Rußland, Schweden und die Schweiz.

Dem Kongreß lagen 18 Berichte vor, welche sich teils auf rein buchhändlerische Gegenstände, teils auf Fragen des Verlags- und des Urheberrechtes bezogen. Zur Beratung dieser Berichte und der in ihnen vorgeschlagenen Resolutionen wurden drei Sektionen eingesetzt, von welchen die eine die Fragen des Buch- und Zeitschriftenhandels, eine andere jene des Musikalienhandels und eine dritte jene des Kunsthandels zu erledigen hatte. Die letztere Sektion war mit

ihren Arbeiten am raschesten fertig, da sie nur über den Vortrag des Direktors der Aktiengesellschaft Bruckmann & Co. in München, Fritz Schwartz, zu beraten hatte, welcher den Antrag stellte, es sollen in den einzelnen Ländern möglichst einheitliche Bibliographien des Kunstverlages herausgegeben werden, auf Grund deren dann das permanente Bureau des Kongresses eine internationale Kunstbibliographie zu schaffen hätte. Dieser Antrag wurde vom Kongresse angenommen.

Die Kommission für den Musikalienhandel erledigte zwei Berichte. Der eine stammte von dem Wiener Musikverleger Josef Weinberger und betraf die internationale Regelung des Aufführungsrechtes musikalischer Werke mit besonderer Berücksichtigung der in Deutschland bestehenden Verhältnisse. Der Bericht schlug eine Resolution vor, in welcher ausgedrückt werden sollte, es sei wünschenswert, daß alle beteiligten Kreise in Deutschland zu einer Einigkeit über diese Frage gelangen mögen, und es solle ein Zentralbureau errichtet werden, welches zwischen den Anstalten zum Schutze des Aufführungsrechtes musikalischer Werke in den einzelnen Staaten vermittelnd und unterstützend zu wirken hätte. Der Kongreß wollte sich jedoch nicht in interne deutsche Angelegenheiten mengen und hielt die Errichtung des vorgeschlagenen Zentralbureaus für undurchführbar. Man begnügte sich daher mit einer ziemlich allgemein gehaltenen Resolution. Dagegen fand der Bericht des Musikalienverlegers Enoch aus Paris allgemeine Billigung und es wurde beschlossen, dahin zu wirken, daß auf der nächsten in Berlin zusammentretenden internationalen Konferenz zur Revision der Berner Konvention zum Schutz des literarischen und artistischen Eigentums Punkt 3 des Schlußprotokolles fallen gelassen werde. Dieser Punkt bestimmt nämlich, daß die Fabrikation und der Vertrieb von Instrumenten, welche zur mechanischen Wiedergabe von Musikstücken dienen, die aus geschützten Werken entnommen sind, nicht als musikalische Nachbildung angesehen werden sollen. Diese im Jahre 1886 getroffene Vereinbarung ist mit Rücksicht auf die hervorragende Entwicklung der Fabrikation von Grammophonen, Phonographen 2c. und des schwungvollen Handels mit diesen Artikeln heute nicht mehr haltbar, ohne die Komponisten und Musikalienverleger in ihrem Recht schwer zu beeinträchtigen.

Alle übrigen Berichte wurden von der Abteilung für den Buchhandel erledigt. Die hier gefaßten Beschlüsse zeigen aber durchwegs die Tendenz, den wichtigen Fragen aus dem Wege zu gehen und nur harmlose Wünsche auszusprechen, durch die natürlich niemandem gedient ist. Infolge dieser Tendenz sollte auch eine belanglose Resolution über die Notwendigkeit des Anschlusses der Niederlande an die Berner Konvention gefaßt werden. Nur dem energischen Eintreten der holländischen Verleger, die erklärten, daß sie einer Unterstützung des Kongresses in ihren Bemühungen zu gunsten des Eintrittes der Niederlande in die Berner Union dringend benötigten, ist es zu danken, daß der Kongreß sich schließlich sehr dezidiert in diesem Sinne aussprach. Eine interessante Frage, welche auch zu längerer Debatte Anlaß gab, war jene des Zolles auf literarische und artistische Publikationen. Diese Frage wurde insbesondere von italienischen Verlegern auf die Tagesordnung gebracht, da sie durch die Zollbestimmungen ihres Landes beim Vertrieb ihrer Artikel nach dem Ausland sehr behindert sind. Italienische Bücher zahlen nämlich bei der Einfuhr nach Italien einen Zoll. Diese Bestimmung bildet einen Schutz für das italienische Druckergewerbe und hat natürlich nur den Zweck, im Auslande gedruckte italienische Bücher bei ihrem Eintritte nach Italien mit einem Zoll zu belegen. Die italienischen Zollbeamten interpretieren aber diese Bestimmung dahin, daß auch jene Bücher des einheimischen Verlages, welche italienische Verleger von den ausländischen Buchhandlungen zurückerhalten, weil sie nicht verkauft werden konnten, bei ihrer Rückkehr nach Italien dem Zoll unterworfen werden müssen. Merkwürdiger Weise billigt die italienische Regierung diese eigentümliche Auffassung und alle Bemühungen der italienischen Verleger, dieser unsinnigen Praxis ein Ende zu bereiten, blieben bisher erfolglos. Die Folge davon ist, daß italienische Bücher nur äußerst selten bei ausländischen Buchhändlern vorrätig sind, was den Absatz dieser Bücher insbesondere in den italienischen Sprachgebieten Österreich-Ungarns sehr erschwert. Die italienischen Verleger müssen sich allerdings, wie der spanische Delegierte den staunenden Kongreßmitgliedern eröffnete, damit trösten, daß die spanischen Zollbeamten noch viel drolliger zu Werke gehen. Beim Eintritt nach Spanien werden nämlich alle Musikalien verzollt. Warum? Weil eine analoge Bestimmung wie in Italien auch in Spanien besteht. Nun argumentieren aber die spanischen Zollbeamten: Noten seien die Schrift der Musik, die Musik ist eine internationale Sprache, eine Sprache die auch die Spanier verstehen, also sind Musikalien gewissermaßen auch Werke in spanischer Sprache und daher — zollpflichtig! Die Frage des Bücherzolles wurde noch von einem englischen und einem belgischen Delegierten behandelt. Man vereinigte daher die verschiedenen Resolutionen zu einer einzigen dahin, daß der Kongreß nicht nur im Interesse des Handels mit literarischen und artistischen Werken, sondern auch der

Kultur wünscht, die Regierungen mögen sich beim Abschlusse neuer Handelsverträge von der Anschauung leiten lassen, daß die Produktion geistiger Werke von allen Hindernissen des Zolles und aller Art von Gebühren befreit werden müsse. Eine lebhafte Diskussion entfaltete schließlich der Antrag des Kommendatore Pietro Barbèra auf möglichst einheitliche Herstellung der Buchhändlerkataloge. Das permanente Bureau wurde beauftragt, eine entsprechende Instruktion auszuarbeiten.

Der nächste internationale Verlegerkongreß wird im Jahre 1908 stattfinden. Ob in Amsterdam oder in Madrid, für welche beide Städte Einladungen vorlagen, wird das Exekutivkomitee zu bestimmen haben. —nk—

*

Italienische Kinderoper. Der jüngsten Wiener Bühne, dem Bürgertheater, blieb es vorbehalten, einem Unternehmen Obdach zu gewähren, das den traurigsten Erscheinungen der Gegenwart zugezählt werden muß. Ich habe in dieser Zeitschrift schon einige Male die Gelegenheit wahrgenommen, gegen den Mißbrauch des Kindes auf der Bühne meine Stimme zu erheben, und ich möchte mich nicht wiederholen. Was aber „Maestro" Guerra mit seiner herumziehenden Kinderoper in den, Gott sei Dank, hinter uns liegenden zwei Wochen ihres Wiener Gastspieles geboten hat, ist das Beispiel eines ethischen Kindesmordes im Großbetriebe, ist das Beispiel einer gewissenlosen Spekulation, die auch post festum nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann. Man denke sich einen zehnjährigen Knaben, der noch keine Ahnung hat vom Liebesleben und der dennoch darauf dressiert ist, die brünstigen Gebärden eines liebegirrenden Tenors vorzuschwindeln. Wohlan, die Kinderoper des „Maestro" Guerra hat fast jeden Abend dieses widernatürliche Schauspiel geboten. Der kuriose Kinderfreund führt in seinem Wander-Repertoire u. a. auch die Oper »La Traviata«. Er hat uns zwar die Schmach erspart, die von Verdi vertonte Geschichte der Kameliendame in der Darstellung von Kindern mit ansehen zu müssen. Ist aber die Möglichkeit an sich, daß ein Mensch auf den Gedanken verfallen konnte, Kindern die Wiedergabe dieses in Musik gesetzten und durch Tuberkulose beschleunigten Liebestodes einer Hetäre zuzumuten, nicht bezeichnend für das ganze Unternehmen, ist sie nicht ein untrügliches Symptom der Perversität, aus der es seine Daseinsbedingungen zieht? Daß die unreifen Stimmen der Kinder schon vorzeitig aufgebraucht, ihre Begabungen vergeudet und ihre Seelen ertötet sein werden, bevor ihre Herzen nach Wissen und Gefühlen zu hungern begonnen, was hat dies weiter mehr zu besagen neben jener Möglichkeit? Ihr kommt nur noch eine gleich: die betrübliche Tatsache, daß unsere Frauen an den Darbietungen der Kinderoper wirklich Gefallen fanden und daß sie sich vor Entzücken schier die Hände wund klatschten, wenn es einem der singenden und mimenden Knirpse gelang, den Eindruck eines ausgewachsenen Komödianten zu erwecken. Es war dies die gleiche Freude, die so oft in Familienzirkeln Orgien der Bewunderung feiert, wenn ein von seiner verblendeten Mutter abgerichtetes Baby mit den Alluren eines Erwachsenen lallend ein Gedicht deklamiert, das es noch gar nicht versteht. Man findet dies dann gewöhnlich so viel drollig und gar so possierlich. Daß aber der Papagei, der „Bussi" oder „Guten Morgen" ruft, genau so drollig, und der Affe in der Betätigung seines angeborenen Nachahmungstriebes genau so possierlich wirkt, das überlegen jene leichtentzückten Frauen nicht. Und gerade sie sollten mit ihrem natürlichen Gefühl gegen solche angedrillte Entwürdigungen des Menschenkindes vorangehen. Das wäre übrigens auch ein Kapitel, wert, bei dem in Aussicht genommenen Kinderschutzkongreß in Beratung gezogen zu werden. —tr—

*

Eine Anzahl von Mitgliedern der Wiener katholischen Studentenverbindungen hat jüngst unter Mitwirkung des Sängerbundes „Dreizehnlinden" einen Kralik-Abend veranstaltet. Der irrigen Annahme, als sei Richard von Kralik nur als „katholischer" Dichter ernsterer Beachtung wert, wurde dadurch neue Nahrung gegeben. Das Beste und Schönste, was uns Kralik bisher geboten hat, ist vielfach eng verbunden mit den erhabensten Wahrheiten und den tiefsinnigsten Symbolen der katholischen Glaubenslehre. Doch die Fülle dieser Begabung ist nicht an konfessionelle Schranken gebunden und der stets auf das Ganze der Kultur gerichtete Blick des Dichters schließt die Einseitigkeit der Tendenz aus. Will man sich eines Schlagwortes bedienen, so kann man sagen: Kralik ist Romantiker; der Fortsetzer und Erneuerer jener Arbeit, die einst die „romantische Schule" in Deutschland mit unzulänglichen Mitteln zu verrichten bemüht war. Die Mittel, die Kralik zur Hand sind, taugen besser. Das ganze Rüstzeug der historischen Wissenschaften, ein tief eindringender philosophischer Geist und die umfassendste moderne Bildung stehen ihm zu Gebote. Dafür ist die moderne Zeit den romantischen Idealen freilich ungünstig und so kämpft er denn mit einer Hartnäckigkeit und Begeisterung, die seine Kräfte nur noch steigert. Kralik ist vor allem ein bedeutender Denker. Es war keine leichte Aufgabe für Dr. Hans Eibl, das ganze System der Kralik-

schen Philosophie und dessen Zusammenhänge mit früheren Denkern der bunt gemischten Zuhörerschaft klar zu machen. Ein wesentlich dankbareres Ziel hatte sich Dr. Wilhelm von Oehl gesteckt, der über „Kraliks nationale Kulturarbeit“ sprach. Die Kulturschätze der deutschen Vergangenheit zu sammeln, zu erneuern und für die Kultur der Gegenwart fruchtbringend, segenspendend zu verwerten, ist Kraliks unablässiges Bemühen, das in seinem „Deutschen Götter- und Heldenbuch“ gipfelt. Ein so schwärmerisches Nationalgefühl wäre aber nicht zeugungskräftig ohne das innigste Heimatgefühl: der deutsch-österreichischen Sage und Geschichte, den heimatlichen Volksüberlieferungen hat sich Kralik, forschend und neubelebend, ganz besonders arbeitsfreudig gewidmet. Und endlich: er ist ein Dichter. Als Bildner und Schöpfer macht er uns seines Deutschtums und seiner hohen Gedanken teilhaftig. Er ist ein Dichter, der namentlich auch die ursprüngliche Gemeinschaft der Poesie und der Musik nie vergessen hat und seinen musikalisch bewegten Gedichten auch selbst ein echt deutsch anmutendes und dabei künstlerisch beachtenswertes musikalisches Gewand zu geben weiß. Die Proben, die am Kralik-Abend von seiner schöpferischen Tätigkeit geboten wurden, reichten allerdings nicht aus, um die Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines eigenartigen Talentes deutlich erkennen zu lassen. Max Morold.

*

Eine Volksabstimmung im vormärzlichen Wien. Volkesstimme und Regime Metternich? Ja, der Fürst, der nichts durch das Volk wollte, hat doch einmal die Entscheidung einer brennenden Frage von der Volksstimme abhängig gemacht. Um die genauen Kenner des ancien régime nicht zu verwirren, sei es gleich gesagt, es betraf nicht etwa eine politische, sondern lediglich nur eine künstlerische Frage, die in den Amtsstuben kaum richtig hätte beantwortet werden können. Von dem Geschmack der Wiener scheint also Metternich ein besseres Resultat erwartet zu haben als von jenem seiner offiziellen Ästhetiker, die auch die Kunst nicht so sehr nach den Gesetzen der Schönheit als nach den Paragraphen der Zensurvorschriften zu beurteilen pflegten.

Anno 1838 war's, als in Wien die Modelle für das Kaiser Franz-Denkmal ausgestellt wurden, das seinen Standplatz auf dem äußeren Burgplatz, und zwar in dessen Mitte, erhalten sollte. Eine Schablone nach dem Entwurf des Bildhauers Klieber daselbst aufgestellt, sollte den Wienern Gelegenheit geben, sich über das Werk und den Platz zu äußern. So wollte es Metternich, der die Polizei beauftragte, die Aussprüche des Publikums zu sammeln und die Berichte hierüber vorzulegen. Der Befehl wurde pünktlich befolgt. Aus den noch vorhandenen Berichten erfahren wir, daß sich die Wiener damals gegen Kliebers Entwurf und auch gegen den Platz aussprachen. Sie wollten das Denkmal auf einem der großen Rasenplätze des äußeren Burgplatzes sehen und gegenüber das Monument der Kaiserin Maria Theresia, also an jenen Stellen, wo sich heute die Denkmäler des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen von Savoyen befinden. Kliebers Entwurf, der den Kaiser auf vier Adlern sitzend darstellte, wurde allgemein verworfen und gab zu vielerlei Bonmots Anlaß. Ein Witzbold schmiedete damals folgende Verse:

Zu sitzen ungewohnt und tätig stets zu gehen,
Will ich mein Monument zwar von Stein erstehen sehen
Auf einem freien Platz, in meiner Bürger Mitte,
Denn unter ihnen sein, war immer meine Sitte!
Gewohnt, geraden Wegs zu gehen,
Soll ich den Wienern nun im Wege stehen
Und als Portier das neue Burgtor hüten,
Im Nest auf Eiern sitzen und junge Adler brüten.

Auch über den gewählten Platz gab es allerlei Spötteleien und die Mehrheit der Stimmen entschied für den inneren Burgplatz. Statt Klieber erhielt der Mailänder Bildhauer Marchesi den Auftrag zur Herstellung des Denkmals, das vor 40 Jahren, am 16. Juni 1846, enthüllt wurde. Der Transport geschah auf einem eigens gebauten, mit 22 Hengsten bespannten Wagen, dessen Räder während der Fahrt stets begossen wurden. Die Ankunft in Wien erfolgte am 9. Juni durch das Stubentor. Die Wiener lobten den Künstler umsomehr, als er ihrem Wunsche, den Kaiser stehend zu gestalten, entsprochen hatte, und sie waren nicht wenig stolz darauf, Ratgeber des Staatskanzlers gewesen zu sein. —o—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 86, 87. □ Redaktionsschluß 16. Juni 1906. □ Ausgegeben 21. Juni 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Verlosungsverlust. Am 2. Juli finden die Ziehungen der Kredit- und Wiener Kommunal-Lose sowie vieler anderer Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, beziehungsweise Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bank-Vereines, dessen Expposituren sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Klagenfurt, Bielitz-Biala, Pilsen, Karlsbad, Teplitz, Konstantinopel und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

Büchereinlauf.

Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca. Von Wilhelm Hegeler. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Das Mäßigkeits- und Alkohol-Stimulations-Enthaltungsproblem und die moderne Sozialreform. Von Josef Rowntree und Artur Shewell. Wien, 1906. Brüder Suschitzky.

Worte der Sehnsucht. Gedichte. Von Heinrich Renolt. Graz, 1906. Verlag „Leykam".

Der köstliche Rudi und andere Geschichten. Von Felix Dörmann. Wien, 1906. Paul Knepler.

Maximilian Brantl. Meeresstille und glückliche Fahrt. Gedichte. München, 1906. Selbstverlag.

Die Arbeitslosenversicherung in der Schweiz. Von Prof. Dr. N. Reichesberg. Aus dem ersten Band des vom Verfasser herausgegebenen „Handwörterbuchs der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung". Bern, 1906. Buchdruckerei Scheitlin, Spring & Cie.

Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen. Von Dr. Alexander Hinterberger. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Professor Dr. Albert Adamkiewicz. Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall. Naturwissenschaftliche Studie über die Beziehung der Seele zu den anderen Kräften in der Natur. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Hans Reinhart. Frührot. Der Tag. Gedichte. Stuttgart, 1906. Axel Junker.

Linda Murri. Das Verhängnis meines Lebens. Aufzeichnungen aus dem Kerker. Wien, 1906. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Das Eselshirn und andere Geschichten von Rudolf Hawel. Wien, 1906. Akademischer Verlag.

Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866. Von Toilow (k. u. k. Rittmeister F. Carl Graf Crenneville). Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Max Brod. Tod den Toten. Stuttgart, 1906. Axel Junker.

Viktor v. Rich. Lukretia. Tragödie in einem Vorspiel und drei Akten. Herausgegeben von der Litteraturanstalt Austria. Wien, 1906.

Trautenau-Custozza-Lissa 1866. Herausgegeben von Oberleutnant Karl Harbauer. I. Teil. Wien, 1906. C. W. Stern (L. Rosner).

Vorschule der Pflanzenphysiologie. Eine experimentelle Einführung in das Leben der Pflanzen. Von Dr. Ludw. Linsbauer und Dr. Karl Linsbauer. Mit 96 Abbildungen. Wien, 1906. Carl Konegen.

Der Weg zur Sonne. Roman von Robert Reinert. Wien, 1906. Akademischer Verlag.

G'spassige Menschen! Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. Wien, 1906. Akademischer Verlag.

Erben des Elends. Von Rudolf Hawel. Wien, 1906. Akademischer Verlag.

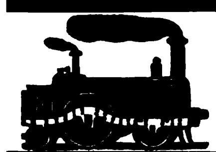
Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England von William Le Queux. Die Seeschlacht. Kapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Taunn. Berlin, 1906. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775 bis 1875). Von Richard Hamann. Berlin, 1906. Georg Reimer.

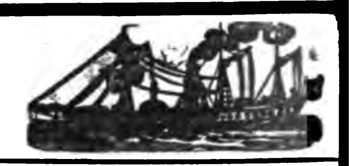
Die deutschen Sparkassen in Böhmen. Von Dr. Heinrich Rauchberg. Prag, 1906. Calve.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4656.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 88, 89, 30. Juni 1906.



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.





Das ungarische Problem in deutsch-ungarischer Beleuchtung.

Von Lutz Korodi.

Wie frei in Ungarn auch vor der Ernennung des neuen „großen Ministeriums" Wekerle-Apponyi-Kossuth-Polonyi das Wort war — trotz beweglichster Klagen über Absolutismus und schwarzgelbe Zwingherrschaft — hat in jenen Tagen der parlamentlosen, für alle Poseure schrecklichen Zeit der beredte Graf Apponyi in dem Rechenschaftsbericht bewiesen, den er seinen durch des Gedankens Blässe wenig angekränkelten Wählern in Jászberény erstattete. Bei dieser passenden Gelegenheit leistete er sich folgenden Satz: „Die gemeinsame Gefahr der Freiheit brachte uns die Kroaten und auch jene Bürger nichtmagyarischer Zunge, gegen deren Entfremdung wir bisher ankämpfen mußten, näher." Wer sich in Ungarn als Politiker, der noch das Bedürfnis hat, ernst genommen zu werden, ungefährdet solche Behauptungen leistet, darf nicht darüber klagen, daß man in den Ländern der Stephanskrone als Kossuthist auch nur im geringsten eingeengt sei im Mißbrauch der schrankenlosesten Redefreiheit.

Wir wollen uns hier nicht weiter mit der Frage aufhalten, wie gerade die Männer von Apponyis politischer Couleur „gegen die Entfremdung der Nichtmagyaren in Ungarn gegenüber dem Magyarentum bisher angekämpft haben"; man weiß nachgerade in der ganzen gebildeten Welt, daß die gemischte koalitionistische Gesellschaft, der der Neukossuthist Apponyi anzugehören die Ehre hat, in allererster Linie an der nationalen Verhetzung die Schuld trägt; lebt sie doch, wie durch die letzten traurigen Jahrzehnte des ungarischen sit venia verbis Konstitutionalismus und Parlamentarismus reichlich belegt wird, „moralisch" ausschließlich von systematischer nationaler Brunnenvergiftung! Aber daß Apponyi behauptet und am Ende gar selber glaubt, irgend eine gemeinsame Gefahr (von Wien!) habe die Nichtmagyaren den Magyaren apponyistisch-koalitionistischer Färbung näher gebracht, das ist doch ein Gradmesser dafür, in wie weiten Kreisen die Fähigkeit des elementarsten politischen Sehens in Ungarn verloren geht, oder wie viel man in der Zeit des perennierenden politischen Chaos — es ist auch heute noch lange kein „Kosmos" geworden! — dem guten Pußtensohne heute schon bieten darf, dem während der letzten Jahre kossuthistischer Plenipotenz im Schädel so dumm ward, daß er schon lange auf dem Standpunkt des absolutesten nil admirari steht. Er wundert sich auch über die unmöglichsten Behauptungen nicht mehr, da seine politi-

schen Lehrmeister sich in gewagten Behauptungen und in verwegensten Zumutungen an Urteil und Geschmack immer mehr überboten, um das sichtlich erlahmende Interesse der „Nation" an ihren modernen Heiligen halbwegs wach zu halten.

In der politischen Welt außerhalb Jászberénys muß man sich aber doch etwas klarer darüber sein, wie denn eigentlich die Dinge in Ungarn stehen. Und da kann sich denn auch einer, der mit seinem ungarischen Vaterland notgedrungenermaßen nur durch brieflichen Verkehr zusammenhängt und durch gelegentliche persönliche Berührung mit durchreisenden Landsleuten, des Eindrucks nicht erwehren, daß die Spannung gerade zwischen dem kossuthistischen Teil des Magyarentums und den nichtmagyarischen Nationalitäten nie eine so starke war als jetzt. Apponyi, der Minister von heute, erklärte in jener Rede von gestern vor seinen Wählern auch, daß die Unabhängigkeitspartei, seine Partei, „nie ihrem Ideal entsagen werde: der auf der reinen Personalunion basierten Unabhängigkeit des Landes". Und mit diesem Ideal sollten sich gerade jetzt die Nichtmagyaren zu befreunden beginnen? Jetzt, wo es doch klar zutage liegt, daß die Nichtmagyaren in ihrer Gesamtheit von diesem Ideale nie weiter entfernt waren als heute! Zähneknirschend und alles Böse ahnend, was ihnen die Zukunft brachte, haben sich vor vier Jahrzehnten die Sachsen und Rumänen in Siebenbürgen in die Union Ungarns mit Siebenbürgen gefügt — ein großer Teil der Rumänen beharrt auch heute noch bei der Rechtsverwahrung dagegen — aber eine noch weitere politische Entfernung und Entfremdung von Wien wünscht im Herzen kein Nichtmagyare von nur einiger politischer Urteilskraft; hier ist der Reichsgedanke so lebendig wie je, trotz mancher bitterbösen Enttäuschung, die man im Namen der höheren Verfassungsmäßigkeit von „Wien" erfuhr.

In Ofenpest hat man seit Beginn der „konstitutionellen Ära" nichts versäumt, um auf Umwegen die nichtmagyarische Bevölkerung für die „ungarische Staatsidee", das ist für den magyarischen Nationalstaat, zu gewinnen. Diese Bevölkerung hat sich darum mit den gesetzgeberischen Maßnahmen, die jenem letzten Ziel dienten, doch nicht befreunden können, wenigstens dort nicht, wo es sich um Bürger handelte, die auf die Erhaltung ihres Volkstums Gewicht legen. Den Siebenbürger Sachsen wendete man in dieser Richtung immer besondere Aufmerksamkeit zu; meist wurde sorgfältig darauf geachtet, daß sie mit klugen Obergespänen, den politischen Vertrauensmännern der Regierung, versorgt werden, die durch ihr persönliches konziliantes Wesen auf die führenden Männer unter den Sachsen Eindruck machten. Das waren stets die gefährlichsten Obergespäne; wenn es ihnen auch verhältnismäßig selten gelang, durch ihre Diplomatenkünste für die Regierung irgend einen greifbaren unmittelbaren Vorteil zu erhaschen, wie etwa den Verzicht auf ein umstrittenes Abgeordnetenmandat, so wußten sie doch in den Kreisen, die ihnen erreichbar waren, Stimmung zu machen und hier und dort den offenen Widerstand gegen das herrschende politische System zu lähmen. Der Deutsche ist eben gewöhnlich nicht in der Lage, unverbindliche Liebenswürdigkeiten mit der gleichen wert-

losen Münze zu bezahlen; ihm fehlt dieses Kleingeld des politischen Verkehrs und so zahlt er, ohne es selbst recht zu wissen, in seiner Treuherzigkeit mit höheren Werten. Auch gegenwärtig ist in einem der wichtigsten siebenbürgischen Komitate ein solcher Obergespan tätig, der mit auffallender Emsigkeit, vielleicht in bester Absicht, auf gesellschaftlichem Wege eine Art Frieden zwischen Magyaren und Nichtmagyaren zu schaffen bestrebt ist, und doch ist die Ursache des nationalen Unfriedens und politischen Mißvergnügens auf ganz anderen Gebieten zu suchen. Es wird darum durch solche diplomatisierende Tätigkeit auch keine tiefergehende Wirkung erzielt; von einem gründlichen Systemwechsel allein, den vorzubereiten allerdings die neue Regierung kaum berufen sein dürfte, ist eine Gesundung der Verhältnisse zu erwarten.

Auch dadurch hat man allezeit die Sachsen in Schach zu halten gewußt, daß man die Sorge um ihr immerfort bedrohtes deutsches Schulwesen zu politischen Zwecken ausnützte und ihnen von Zeit zu Zeit auch materielle Vorteile in Aussicht stellte, die ihren kulturellen Einrichtungen zu gute kommen sollten. Einmal war der Kaufpreis für den Anschluß an die Regierungspartei Staatshilfe für die autonome Schule und Kirche — ein Regierungswechsel ließ dann alle Hoffnungen zu Schanden werden — ein andermal, viele Jahre lang, war es die Aussicht auf Zuerkennung des Verfügungsrechtes über das Nationalvermögen der „Sächsischen Universität", womit man sich das Schweigen der sächsischen Abgeordneten zu erkaufen suchte. Und so kam es, daß oft auch Männer, denen es an Mut nicht gebrach, einer weitgehenden parlamentarischen Opportunitätspolitik das Wort redeten, weil sie — in lauterster Absicht und zugleich im wohlverstandenen Staatsinteresse handelnd — den kulturellen Besitz erhalten und mehren wollten. Die magyarischerseits vorzugsweise befolgte Taktik, daß man eine gerechtere Behandlung durch Unannehmlichkeiten erzwingt, die man der Regierung bereitet, wurde von den Sachsen wenig geübt; man mochte sich zu ihr auch deshalb schwer entschließen, weil die Sachsen die längste Zeit die einzigen nichtmagyarischen Vertreter im Reichstag waren und weil man befürchtete, daß dann der ganze Groll der Regierungsgewalt sich ausschließlich gegen das sächsische Volk kehren werde. Vor allem aber hat das sächsische Volk keine reiche Auswahl an Persönlichkeiten mit ausgesprochenen parlamentarischen Qualitäten; gerade die tüchtigsten Kräfte sind so unentbehrlich für die Arbeit im öffentlichen Leben der engeren Heimat, daß ihre Entsendung nach Ofenpest gewöhnlich für das Volk selbst ein Opfer bedeutet, zu dem man sich nicht gern entschließt, von den persönlichen Opfern nicht zu reden, die der Abgeordnete selbst bringt, wenn er seinen Beruf ernst nimmt und in ihm aufgeht, inmitten einer fremden, um nicht zu sagen feindseligen Welt. So kommt es, daß z. B. unter den sächsischen Abgeordneten des letzten Reichstags mehr als die Hälfte aus Pensionisten in vorgerücktem Alter bestand,* deren politische

* Wesentliche Veränderungen haben hier auch die letzten Neuwahlen nicht mit sich gebracht. Nirgends in der Welt ist es leichter, sich ein Abgeordnetenmandat zu „ersitzen", als in den sächsi-

Anschauungen in einer längst verflossenen Zeit wurzeln und von denen auch billig nicht verlangt werden darf, daß sie mit den völlig umgestalteten Verhältnissen der Gegenwart rechnen; sie vermögen sich nicht mit dem Gedanken abzufinden, daß die übrigen nichtmagyarischen Vertreter ihre natürlichen Bundesgenossen sind und es immer mehr werden, je zahlreicher sie in den Reichstag einziehen. Eine Hauptaufgabe der allernächsten Zeit wird es darum für die Sachsen sein, sich politischen Nachwuchs heranzuziehen, der den Forderungen der Gegenwart mehr praktisches Verständnis entgegenzubringen vermag.

Mit einem Schlage wäre im Reichstag für die Sachsen die Situation verändert, wenn auch die übrigen Deutschen nationale Vertreter dorthin entsendeten. Wenn das allgemeine Wahlrecht mit geheimer und gemeindeweiser Abstimmung, mit Bildungszensus (Kenntnis des Schreibens und Lesens) und mit einer gerechten Wahlkreiseinteilung eingeführt wird, müßte dieser Fall eintreten. Nach der Berechnung eines Magyaren, des Ofenpester pensionierten Detektivchefs Albert Szombatfalvi, der an der Hand statistischer Daten in einer politischen Broschüre ein „Bild der ungarischen Wahlbezirke auf Grund des allgemeinen Wahlrechts" entworfen hat, würden auf die Deutschen ganz Ungarns sogar 60 Mandate entfallen. Das entspräche wohl auch beiläufig ihrer Volkszahl und ihrer kulturellen Bedeutung, aber zunächst fehlt noch unter den Deutschen der Glaube an den Ernst solcher Absichten. Das neue Wahlrecht, das die gegenwärtige Regierung bringen soll, wird doch zu sehr den magyarischen Chauvinisten auf den Leib geschnitten sein. Wohl hatte die Erklärung des Ministers Kristóffy, das Parlament müsse sich von der Politik der nationalen Eitelkeit lossagen, auch unter den Deutschen einen guten Eindruck gemacht; wenn jedoch die dazu notwendige Verschiebung der Kräfte im Hause der Gesetzgebung Wahrheit werden soll, dann muß der nationale Besitzstand der einzelnen Völker ähnlich wie durch die österreichische Wahlreform gesichert werden. Viel schwerer ist das in Ungarn, weil es einen solchen Besitzstand hier, abgesehen von drei Dutzend Mandaten, die als Machtfaktor doch nur sehr wenig in Betracht kommen, gar nicht gegeben hat. Für einen magyarischen Durchschnittspolitiker ist es aber ein ganz ungeheuerlicher Gedanke, daß man mit den Nichtmagyaren als Nationen über diesen Punkt in aller Form verhandle, da der Magyare es sich zum politischen Dogma gemacht hat, daß eine nichtmagyarische Nationalität in Ungarn als ethnische Individualität, die auch gewisse Rechte an den Staat hat, einfach nicht existiert. Alle Irrtümer in der ungarischen Staatspolitik, alle daraus hervorgehenden Ungerechtigkeiten, alle Vergewaltigungen gegen fremdes Volkstum sind auf dies ὕστερον πρότερον in der politischen Logik des intransigenten Magyarentums zurückzuführen; auch die bekannten — vorläufig zurückgestellten — Armeeforderungen und die Ableugnung der Hoheitsrechte des Monarchen

schen Wahlkreisen. In den engen Verhältnissen spielen auch die persönlichen Beziehungen eine große Rolle, und die Frage der politischen Taktik läuft deshalb hier gar oft auf eine einfache Personenfrage hinaus.

als obersten Kriegsherrn sind Folgerungen dieser verkehrten Logik: wir wollen den Nationalstaat, also kennen und anerkennen wir nichts, was durch seine bloße Existenz dessen Dasein bestreitet. So mußte notwendigerweise die Krone mit der fingierten einsprachigen Nation in Konflikt kommen, und ihre natürlichen Bundesgenossen sind und bleiben eigentlich in erster Linie die Elemente, die gewillt sind, die Vielsprachigkeit der „Nation" zu beweisen, und damit die erste Vorbedingung für den Nationalstaat zerstören helfen. Das bedeutet keineswegs einen Kampf aller Nichtmagyaren und der Krone gegen das Magyarentum als solches, ja es wäre sogar zu wünschen, daß sich an der Richtigstellung jener politischen Grundbegriffe möglichst viele Magyaren beteiligen; in ihrem Interesse läge es, wenn sie sich unter ihrer Mitwirkung vollzöge und wenn sie nicht auf die schmerzliche Korrektur durch die Tatsachen warteten. Die Erkenntnis, daß weit über 10 Millionen „fremdsprachiger" Mitbürger auf die Dauer nicht ungestraft übersehen werden können, wird aber auch den politisch denkenden Köpfen unter den Magyaren außerordentlich erleichtert werden, wenn die Krone einmal in unzweideutiger Weise zu verstehen gibt, daß sie im eigenen wie im Staatsinteresse das Gleichgewicht der vorhandenen Kräfte hergestellt wissen will. Dazu hat sie die allerbeste Gelegenheit bei der Erteilung der Vorsanktion für den Wahlgesetzentwurf, und sie behält den Trumpf in der Hand, bis ihre endgültige Sanktion dem fertigen Gesetz Rechtskraft verleiht.

Auf eine solche Mitwirkung der Krone bei der Lösung des ungarischen Problems wartet man auch unter den Deutschen Ungarns. Sie würde Wunder wirken. Mancherlei Ereignisse der letzten Monate hatten zwar auch unter den Deutschen die leise Hoffnung geweckt, daß in Wien heute eine andere Luft wehe als noch vor einem Jahre. An schönen Worten haben es gerade in letzter Zeit auch die derzeitigen verantwortlichen Ratgeber der Krone, die Herren um Kossuth und Apponyi, nicht fehlen lassen; trotz aller Vogelstraußpolitik gegenüber den als nicht vorhanden gedachten Nichtmagyaren wissen sie deren Brauchbarkeit doch recht zu schätzen, besonders wenn man in ihnen künftige Bundesgenossen gegen „Wien" sucht.*) So schöne und noch viel schönere Worte hat man auch in den Fünfziger- und Sechzigerjahren gehört und ihren Wert genügend schätzen gelernt. Eines der bekanntesten rumänischen Sprichwörter heißt: „Was du in der Hand hast, ist keine Lüge." Solches Pfand kann aber nur die Krone geben, und wenn das Magyarentum den Mut fände, aus freien Stücken seine Zustimmung zu einem derartigen Entschluß des Monarchen zu äußern, dann würde es in eminentem Sinn politisch handeln. Und gerade weil die Schärfsten unter den Scharfen der magyarischen Führer heute den Nichtmagyaren freundschaftlichst die Hand bieten, indem sie ihnen von Zeit zu Zeit bei festlichen Anlässen versichern, es denke niemand daran, sie in

* Ein nettes Geständnis nach der andern Richtung war unlängst im »Magyar Szó« zu lesen: „Wir brauchen die Dynastie gegen das Ausland (offenbar gegen Österreich, denn sonst wird ja Ungarn vom Ausland nicht „bedroht") und gegen unsere eigenen Nationalitäten." Das ist doch wenigstens ehrlich!



ihrer sprachlichen Eigenart zu bedrohen, so mag die Krone sie nur beim Wort nehmen und ihren Willen vollstrecken; so wird sie, wenn die Kossuthisten nicht sich selber Lügen strafen wollen, dann wirklich die ganze „Nation“ — ohne Unterschied der Nationalität — hinter sich haben.

Wenn die geplante Wahlreform so durchgeführt wird, daß nicht wenigstens 120—150 wirkliche Volksvertreter der Nichtmagyaren in den Reichstag einziehen, dann hat die Krone von vornherein für unabsehbare Zeiten das Spiel verloren, das bei optimistischer Auffassung heute schon halb gewonnen erscheint, weil das allgemeine Wahlrecht in thesi die glatte Negierung der magyarischen Alleinherrschaft in sich schließt. Auf die epochale Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden; wird er nicht mit starker Hand ausgenützt, so steht es um die Sache des Gesamtstaates und der Dynastie unendlich schlimmer, als in den schlimmsten Zeiten der absoluten parlamentarischen Anarchie. Ein zweitesmal ließe sich diese Situation nie wieder schaffen, wenn die Triumphierenden darauf hinweisen könnten, daß sich eben von der Krone durch Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit alles erreichen lasse. Darum bedarf es bei der Durchführung der Wahlreform der alleräußersten Vorsicht. Sie wird, das kann nicht oft genug betont werden, ganz und gar wertlos, wenn die Bestimmung in dem seinerzeit durch das Amtsblatt veröffentlichten und nun vielleicht mit unwesentlichen Veränderungen zu neuem Leben erweckten Gesetzentwurf stehen bleibt, daß derjenige zum Abgeordneten nicht gewählt werden könne, der „nach dem Inslebentreten dieses Gesetzes wegen Aufreizung einer Nationalität zum Hasse gegen eine andere rechtskräftig verurteilt war“. Denn diese Bestimmung würde jeden mit politischem Rückgrat begabten nichtmagyarischen Vertreter dem erstbesten Geschwornengericht ausliefern. Das „allgemeine“ Wahlrecht würde ein ungleich beschränkteres als das gegenwärtige zu Unrecht bestehende!...

Ebenso müßten unbedingt anerkannte Führer der nichtmagyarischen Nationalitäten bei der Einteilung der Wahlkreise zu Rate gezogen und ihre billigen Wünsche beachtet werden. Eine im geeigneten Augenblick erfolgende Berufung solcher Männer ad audiendum verbum in die Wiener Hofburg — die fundamentale Bedeutung der Sache rechtfertigte alle außerordentlichen Maßnahmen — würde ihnen die nötige Autorität geben, die ihnen von chauvinistisch-magyarischer Seite unbesehen abgesprochen wird. Und zwar müßten das gerade die markantesten Persönlichkeiten sein, so wie auch den Führern der Koalition sich die Tore der Hofburg zu ihrem eigenen und des Landes Erstaunen mehr als einmal öffneten, bevor noch ein Sterblicher an ihre Regierungsfähigkeit glaubte. Das wäre eine deutliche Sprache, die jeder Bürger des Landes verstehen, danach auch der „unabhängigste“ Politiker jenseits der Leitha sich einrichten müßte!

Wenn einer außerhalb seines Vaterlandes lebt, den Beschränkungen der freien Meinungsäußerung nicht unterworfen, die ihm Gesetz oder Willkür auferlegt, so kann er Anspruch darauf erheben, daß sein Wort als Ausdruck seiner innersten Über-

zeugung und seiner unmittelbarsten Gefühle eingeschätzt wird. Wenn man liest, was für Beschlüsse die in New-York lebenden Magyaren nach der letzten Auflösung des Reichstags auf den Antrag ihres dortigen Pfarrers Ladislaus Perényi faßten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, zu welcher Zügellosigkeit sich noch der einheimische Kossuthismus auswachsen kann, sobald er die Möglichkeit zu noch freierer Entfaltung findet, als sie ihm schon heute gegeben ist. Derlei Äußerungen sind natürlich amerikanisch-bombastisch und großtuerisch und es wäre unbillig, solches Geschwätz dem gesamten Magyarentum zur Last zu legen. Es ist aber schon darum notwendig, auf solche Äußerungen gelegentlich hinzuweisen, weil man sich auf magyarischer Seite immer über den Ton beklagt, der von Nichtmagyaren in der auswärtigen Presse angeschlagen wird. Und wer bürgt dafür, daß solche Gefühle und Gedanken, wie sie der magyarische Patriot jenseits des Ozeans produziert, nicht auch in leichtbewegliche Herzen und kritiklose Köpfe des Heimatlandes rückwandern, wenn man hier die Dämme gegen uferlose nationalpolitische Wünsche niedergerissen sieht? Vernunft und Besonnenheit ist immer bei wenigen gewesen, und die wenigen auch unter meinen magyarischen Landsleuten könnten sich eines Tages zu schwach fühlen, die blinde Leidenschaft der entfesselten Massen in ihrem Laufe aufzuhalten. Franz Kossuth ist auch schon lange nicht mehr, am allerwenigsten seit er Minister geworden ist, der Führer seiner Kombattanten. Als noch vor einigen Monaten sein Blatt „Magyarország“ einen Artikel von ihm für nicht publizierbar erklärte, war in einem Pester Blatt der denkwürdige Satz zu lesen: „Dieses Haupt, das dem ganzen Lager (der Koalition) die Richtung gibt, ist der Zeitung untergeordnet, in die er zu schreiben pflegt; er führt die Koalition und der Zeitungsredakteur führt ihn.“ So geht die tatsächliche Führung schrittweise in die Hände von immer inferioreren Elementen über. Wird diesem Prozeß nicht durch grundsätzlich tiefgreifende Neuordnung der Dinge Einhalt geboten, so ist das Ende leicht abzusehen.

Selbst das Kabinett Fejérváry konnte es nicht unterlassen, mit dem magyarischen Chauvinismus zu kokettieren; sein Chef war es doch, der unter anderem die magyarische „Ausbildungs- und Abrichtungssprache“ in den ungarischen Regimentern und die Verstaatlichung d. h. Magyarisierung der Lehrerbildung in Aussicht gestellt hatte. Und das bedeutet praktisch einen unendlich größeren Gewinn, als die magyarische Kommandosprache, die einem auf solchen Wege, mit solchen Mitteln magyarisierten ungarischen Staate als reife Frucht von selbst in den Schoß fiele — und das selbständige ungarisch-magyarische Heer noch dazu.

Fejérváry war aber noch ein Mann, der es in seiner Art ehrlich meinte. Was soll man erst von den Männern des neuen Kurses erwarten! Der Justizminister Polonyi hat es in einer Rede vor seinen Wählern deutlich genug verraten: „Die Bedingung für die Gewährung des Wahlrechtes ist“, sagte er, „daß der Wähler Patriot und Ungar* sei. Das allgemeine Wahlrecht kann kein Freibrief dafür sein,

* Das Durcheinanderwerfen des politischen und des ethnographischen Begriffs »magyar (Ungar und Magyare) ist ein Hauptkennzeichen der magyarisch-chauvinistischen politischen Rabulistik.



daß man gegen die ungarische (magyar) Staatsidee, gegen die Heiligkeit des Eigentums und der Familie Angriffe richten darf. Ich werde als Justizminister sogar legislatorische Garantien suchen, damit die politischen Rechte nicht zu einer Aktion gegen den (zu magyarisierenden) Staat, gegen Familie und Eigentum mißbraucht werden .... Mein Programm ist der unerschütterliche Glauben an das Gelingen des Aufbaues des unabhängigen magyarischen Nationalstaates. Ich bin überzeugt, daß wir unter der weisen Führung Wekerles, Kossuths und Andrássys in das Land der Verheißung gelangen werden. Dort sehen wir uns wieder!"

Bei Leuten vom Schlage des auf den Ministerfauteuil geratenen Advokaten Polonyi ist die Gefahr ausgeschlossen, daß sie sich von zügellosen Elementen der bezeichneten Art terrorisieren lassen, denn sie sind ihre Führer und Berater. Wohin sie steuern, ist klar. Wenn die Krone wüßte, wer sie sind, so wäre man fast geneigt anzunehmen, sie habe das Experiment mit dem neuen Ministerium nur gewagt, damit sich der kopflose Chauvinismus in der Praxis selber ad absurdum führe.

Aber es wäre verfehlt, die Entwicklung dieses politischen Paradoxons vom magyarischen Nationalstaat nach dem Geschmack der Polonyis untätig abzuwarten. Für den Staat und die Monarchie und auch für die Dynastie stünde in der Zwischenzeit zu viel auf dem Spiele, wenn dieser Zersetzungsprozeß sich ganz ungehemmt vollzöge. Darum ist es freudig zu begrüßen, daß sich die nichtmagyarische Bevölkerung nicht in kraftlosen Klagen Genüge tut über die heillose Verwickelung des ungarischen Staatsproblems, sondern bei dessen Lösung frisch zugreift und dem einen verheißungsvollen Gedanken, den die Krone aus eigenster Initiative dem Kossuth-Polonyischen Staatsphantasma entgegenstellte, in voller Reinheit zum Siege zu verhelfen strebt. Die Neuwahlen haben sich unter dem Schlagwort des allgemeinen Wahlrechts vollzogen, und so sehr sich auch die am Ruder befindlichen Machthaber bemühten, diese Idee völlig zu verdunkeln, ja ihres Inhalts zu berauben, so sind doch auch Männer in den Reichstag eingezogen, die von hoher Warte und mit Freimut darzustellen fähig und gewillt sind, worin die für den Staat, für das Volk und sein Herrscherhaus befreiende Macht dieser Reform liegt. Selbst unter den Deutschen des eigentlichen Ungarn regt es sich; in einer Reihe von Wahlbezirken haben sie sich, zum Teil durch eigene neue politische Organisation, mit Rumänen und Serben zusammengeschlossen und sich bei den Wahlen gegenseitig unterstützt. Das führende ungarländische Blatt der Rumänen, die Arader „Tribuna", hat es offen ausgesprochen, „daß den Rumänen in erster Linie eine Verständigung mit den Deutschen wünschenswert erscheint". Ich habe in letzter Zeit, noch bevor an eine Berufung des „großen Ministeriums" und die damit verbundene gemeinsame Gefahr gedacht werden konnte, wiederholt in Berlin Gelegenheit gehabt, mit rumänischen politischen Emigranten, so mit den Verurteilten des berüchtigten Replik- und Memorandumprozesses, Eugen Brote und Aurel Popovici, über diese Frage zu sprechen, und habe auch hier die Überzeugung gewonnen, die ich noch aus meiner Heimat durch den Verkehr mit dortigen rumänischen Führern mitgebracht, daß die

Rumänen eine solche Alliance ernst und ehrlich wünschen. Die zielbewußte gemeinsame Aktion der Deutschen und Rumänen in Südungarn beweist nun, daß auch in deutschen Kreisen das Verständnis für diese Idee mehr und mehr zu reifen beginnt. Mir liegt ein Wahlaufruf der Vereinigten Nationalitätenpartei des Zichyfalvaer Reichstagsbezirks vor, in dem für den Kandidaten des Bezirks, Dr. Ludwig Kremling, den hervorragendsten Führer der Banater Schwaben, einen deutschen Mann und ungarischen Patrioten von lauterster Gesinnung, Stimmung gemacht wurde und worin die Idee der politischen Interessengemeinschaft der verbündeten Nationalitäten mit ebenso warmer Beredsamkeit, wie mit nüchterner, klar abwägender Einsicht vertreten wird. Die spezifisch ungarische amtliche Wahltaktik hat es zwar durch ihre bekannten Praktiken und Kniffe zuwege gebracht, daß die deutschen Mandatsbewerber in Südungarn zu Falle kamen, allerdings nur nach hartem Wahlkampf, in dem die deutschen Kandidaten sehr ansehnliche Minoritäten für sich gewannen. Schon die Tatsache, daß eine so besonnene Persönlichkeit wie Dr. Kremling den Zeitpunkt für gekommen erachtete, wo er den wiederholt an ihn herangetretenen Aufforderungen, den Wahlkampf aufzunehmen, Gehör schenken dürfe, zeigt uns, daß die Zeit hier neue politische Werte schafft. Die Wahlagitation in etwa 50 Gemeinden hat gewiß auch geholfen für die Zukunft den Boden gut vorzubereiten. Obwohl ich persönlich immer an den nationalen Bestand und auch an die politische Lebensfähigkeit des ungarischen Deutschtums fest geglaubt habe, — diesem Glauben verdanke ich den Verlust meines Vaterlandes, — so hat es mich doch selbst überrascht, daß das südungarische Deutschtum, unbeirrt durch alle preßpolizeiliche und sonstige Drangsalierung, schon jetzt seine Spanne Boden auf dem politischen Kampfplatz fordert; und was einmal in solch hartem Schwaben-Bajuvarenschädel drinsitzt, kann nimmermehr herausgetrieben werden!

Aber der ungarische Reichstag in seiner kossuthistischen Mehrheit wird darum freilich doch das „allgemeine" Wahlrecht beschließen, das ihm gefällt. Und dann ist wieder der Augenblick gegeben, der wahrhaft geschichtliche, wo bei der weiteren gesunden Lösung des ungarischen Problems auf die machtvolle Mitwirkung der Krone nicht verzichtet werden kann. Sie muß solchem Gesetz wieder und wieder ihre Sanktion versagen, das ihren Intentionen und Interessen und den Interessen des Gesamtstaates widerspricht. Das Wahlgesetz muß in seiner endgültigen Fassung den wahrhaft schöpferischen Gedanken für unabsehbare Zeiten festlegen: Ungarn ein Nationalitätenstaat, kein Nationalstaat! Dann wird auch der Zeitpunkt kommen, wo sich das eingangs erwähnte Wort des Grafen Apponyi, etwas variiert, erfüllt, daß nämlich der gemeinsame Genuß der Freiheit und Gleichberechtigung auch jene Bürger nichtmagyarischer Zunge, deren Entfremdung gegenüber dem Magyarentum der Haupterfolg des bisherigen Systems war, den Magyaren näher bringen wird. Die Deutschen Ungarns aber werden die ersten sein, die in einer solchen, zum Frieden und zur gegenseitigen Verständigung führenden Umbildung der ungarischen Staatsidee die vollste Befriedigung finden werden.

Die Schiffahrtspolitik in Volks- und Staatswirtschaft.

Von Dr. Walter Bardas.

Die Stellung der Seeschiffahrt im Verkehrswesen und ihre Behandlung seitens des Staates.*

Der Verkehr — als Transport von Personen, Gütern und Nachrichten aufgefaßt — läßt sich nach dem Elemente, auf welchem er sich vollzieht, vor allem in zwei Hauptarten unterscheiden: in den Verkehr zu Lande, welcher den festen Boden als Fortbewegungsgrundlage verwertet, und in den Verkehr zu Wasser, der sich auf dem Wasser in den verschiedenen Erscheinungsformen, in welchen dieses Element auf der Erdoberfläche ins Dasein tritt, vollzieht. Einer späteren Zukunft, welche vielleicht die dem Verkehre heute zu Gebote stehenden Hilfsmittel in noch nicht vorauszusehendem Maße vervollkommnen wird, dürfte es vorbehalten bleiben, eine dritte Art des Verkehres, den Verkehr durch die Luft, auszugestalten, von welchem die Gegenwart nur die rudimentärsten Anfänge in der Form unserer mehr oder weniger unbehilflichen Luftballons und in den mannigfachen Versuchen zur Konstruktion eines lenkbaren Luftschiffes enthält.

Die Hauptrolle im Verkehrsleben der Gegenwart spielen unbestritten die Eisenbahnen, welche den Verkehr zu Lande mit unwiderstehlicher Gewalt an sich gerissen haben und ihm ihre Gesetze diktieren. Neben ihnen ragen an Bedeutung aber auch die Verkehrswege zur See hervor, denn „die Seeschiffahrt ist das große Verkehrsorgan zwischen den Völkern und Staaten; in ihr berührt sich das Leben der durch das Meer getrennten Länder; sie ist die Bedingung für alles, was das eine Volk fast von der Hälfte aller anderen empfangen und ihnen geben kann; sie ist der gewaltigste Organismus des Weltverkehres und eben darum ein ebenso mächtiger als wichtiger Teil des Lebens eines jeden Landes".**

Der Verkehr zu Wasser beschränkt sich zwar allerdings nicht auf die Seeschiffahrt, sondern spielt sich zu einem nicht unbedeutenden Teile auf Binnengewässern (Flüssen, Seen und Kanälen) ab; da jedoch für die maßgebenden internationalen Handelsbeziehungen die Seeschiffahrt naturgemäß der weitaus relevantere Verkehrsfaktor ist, die typischen Eigenschaften des Wasserverkehres übrigens zum großen Teile sowohl der Seeschiffahrt, wie auch der Binnenschiffahrt gemeinsam sind, wird in der weiteren Darstellung hauptsächlich die wirtschaftliche Bedeutung und Stellung der Seeschiffahrt berücksichtigt und untersucht werden.

So eingehend und erschöpfend auch die Wissenschaft der Volkswirtschafts- und Verkehrspolitik sich mit dem Probleme der Eisenbahnen und ihrer Einwirkungen auf die volks- und weltwirtschaftlichen Verhältnisse beschäftigt hat, so wenig Aufmerksamkeit wurde der Seeschiffahrt bisher von der Wissenschaft geschenkt. Ent-

* Vergl. Bd. VI Heft 77 der „Österr. Rundschau".

** Dr. Lorenz von Stein, Handbuch der Verwaltungslehre, 2. Auflage, Stuttgart 1876, Seite 376.



weder wird ihrer als besonderer Verkehrsform gar keine Erwähnung getan oder sie wird mit wenigen Worten abgetan und die Grundsätze des Eisenbahnverkehres und der Eisenbahnpolitik werden einfach auf sie übertragen, wobei ganz unbeachtet bleibt, daß man es bei der Seeschiffahrt mit einer verkehrsrechtlichen und verkehrspolitischen Individualität von ganz eigenartigem Organismus zu tun hat, welche unter teilweise grundverschiedenen Voraussetzungen zur Geltung kommt und daher auch von anderen wirtschaftlichen Gesetzen beherrscht wird.

Die wirtschaftlichen Grundlagen des Verkehres zu Wasser unterscheiden sich in manchen wesentlichen Momenten von jenen des Verkehres zu Lande und müssen daher auch von ganz anderen Gesichtspunkten betrachtet und beurteilt werden. Es ist zunächst die historische Entwicklung der beiden Verkehrsarten von ihren Anfängen bis zu ihrer heutigen Gestalt eine sehr verschiedene, und auch die Verwendung des Dampfes als treibende Kraft hat im Verkehre zu Lande viel plötzlicher und radikaler umstürzend gewirkt als im Seeverkehre, hat daher auch ihre nationalökonomischen Folgen nicht in gleicher Weise und gleichem Maße bei beiden geäußert. Ein zweiter wichtiger Unterschied ergibt sich bei Betrachtung des volkswirtschaftlich so wichtigen Konkurrenzprinzipes, bei der Untersuchung, in welchen Formen, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Einschränkungen das Prinzip des freien Wettbewerbes bei beiden Verkehrsarten Geltung hat. Gerade hierin liegt der Schwerpunkt der charakteristischen Verschiedenheiten zwischen beiden. Drittens endlich wird zu untersuchen sein, in welcher Weise die eigenen Gestehungskosten des Verkehres selbst sich bilden und wie diese einen grundlegenden Unterschied bei Bildung der Tarife, bei deren Höhe und Einflußnahme auf die wirtschaftliche Verfrachtungsfähigkeit und Absatzmöglichkeit der Güter bedingen. Aus der Erkenntnis und Untersuchung dieser drei hervorgehobenen Hauptpunkte wird sich ergeben, welche Stellung und Bedeutung der Schiffahrt, beziehungsweise dem Verkehre zur See im Verkehrsleben zukommt und in welcher Weise die Gemeinwirtschaften (Staaten) zu diesen Verkehrserscheinungen Stellung zu nehmen gezwungen sind.

Fast so alt wie das Menschengeschlecht ist auch die Erkenntnis, daß die Meere die Völker nicht trennen müssen, sondern vielmehr zu verbinden vermögen und so groß auch der Unterschied zwischen den kunstlosen, unbeholfenen Fahrzeugen der Urzeit und unseren modernen, raffiniert-komplizierten Schiffskolossen sein mag, sie standen und stehen im Dienste derselben Idee: jene sind ebenso als Pioniere des völkerverbindenden Verkehres und des Fortschrittes durch die unendlichen Fluten der Meere gezogen, wie diese es heute tun. Und der Grundgedanke, der längst vergangene Völker nur halb unbewußt beherrscht hat, dem die Gegenwart aber mit klarem Erkennen dient, war damals und heute der gleiche: „Die See ist die große Hochstraße des Weltverkehres. Sie macht uns zu Nachbarn unserer Antipoden."*

* E. Fitger, Die wirtschaftliche und technische Entwicklung der Seeschiffahrt. Leipzig, Duncker und Humblot, 1902.



Damit ist auch jener essentielle Unterschied gegeben, welcher Eisenbahn- und Seeverkehr zu zwei selbständigen und wesentlich verschiedenen Organismen macht. Die Eisenbahn dient in erster Linie und zunächst dem nationalen Verkehre und vermittelt primär den Güteraustausch innerhalb eines Staates zwischen den einzelnen Teilen des Staatsganzen; dazu gesellt sich als wohl sehr bedeutender, aber doch sekundärer Faktor der internationale Bahnverkehr. Streng begrifflich genommen, gibt es zwar gar keinen internationalen Eisenbahnverkehr, denn jede staatliche Gemeinwirtschaft ist nur innerhalb ihres eigenen Territoriums selbständiges Verkehrssubjekt, das heißt also eben nur im nationalen Verkehre; einen internationalen Güteraustausch ermöglicht sie nur durch den Verkehr von, beziehungsweise zu der Grenze und durch Vorsorge für entsprechende Anschlüsse an das benachbarte Verkehrssubjekt, dessen Verkehrshoheit der zu bewerkstelligende Transport hinsichtlich der Verkehrseinrichtungen, Transportkosten und sonstigen Verkehrsmodalitäten vollständig unterworfen ist. Ein internationaler Eisenbahnverkehr wird also nur durch Übereinkommen, Zusammenwirken und gegenseitige Abhängigkeit der Nachbarstaaten ermöglicht und ist nie ein einheitliches Ganzes, sondern stets eine Mehrheit von zeitlich aneinander gereihten, aber völlig selbständigen Verkehrsleistungen.

Die Tatsache, daß ein internationaler Eisenbahntransport sich aus zwei oder mehreren Teiltransportakten zusammensetzt, gibt jedem Staate die Möglichkeit in die Hand, den Verkehr mit dem eigenen Lande, beziehungsweise durch dasselbe beliebig zu erleichtern oder zu behindern, so daß er besonders in seiner Tarifhoheit ein wirksames Werkzeug für seine Volkswirtschafts- und Handelspolitik besitzt, das z. B. in den sogenannten Richtungstarifen in deutlichster Form zur Geltung kommt, indem für ein bestimmtes Produkt niedrigere Tarife zur Grenze und höhere Tarife von der Grenze erstellt werden, was der eigenen Produktion den Export erleichtert und sie durch Erschwerung des Importes gleicher Produkte aus dem Auslande vor Konkurrenz schützt.

Ganz anders vollzieht sich der Verkehr zur See. Erstens spielt hier der rein nationale Verkehr (die Küstenschiffahrt) dem internationalen gegenüber eine nur untergeordnete Rolle, zweitens ist auch die Durchführung des einzelnen Verkehrsaktes eine ganz andere, denn hier haben wir es fast immer mit einer einheitlichen Transportleistung zu tun, die in gänzlicher Unabhängigkeit von anderen Volkswirtschaften durchgeführt wird.

Außerdem ist der Seeverkehr — wenigstens gewiß nicht der Hauptsache nach — nicht Verkehr zwischen zwei auch an der trockenen Grenze benachbarten Staaten, sondern meistens und in seinen wichtigsten Relationen Verkehr zwischen solchen Staaten, welchen ein Verkehr zu Land entweder nur durch Vermittlung dritter Verkehrssubjekte oder auch nicht durch Einschaltung von Zwischengliedern möglich ist. Auf diese Weise ist also der einzelnen Volkswirtschaft die Möglichkeit geboten, die für ihre Import- und Exportbedürfnisse erforderlichen Verkehrswege selbständig

und unabhängig von Verkehrslinien fremder Staaten zu schaffen und einzurichten, und sie hätte daher theoretisch auch die Möglichkeit, die Tarife so hoch zu erstellen, als dies mit Rücksicht auf die Verfrachtungsfähigkeit der Güter möglich ist, und damit die Rentabilität des Verkehrsunternehmens sicherzustellen. Tatsächlich besteht aber doch eine — wenn auch indirekte — Abhängigkeit der seefahrenden Nationen voneinander, weil eben jede handeltreibende Nation annähernd gleiche Verkehrsexigenzen aufweist und diese selbständig zu befriedigen trachtet, so daß eine Reihe von Verkehrslinien in den gleichen Relationen besteht, welche im Interesse der eigenen Prosperität gezwungen sind, in schärfste Konkurrenz miteinander zu treten und die Tarife nahe der unteren Grenze, wo noch eine Gewinnstmöglichkeit vorhanden ist, festzusetzen, wodurch annähernd eine internationale Tarifgleichheit herbeigeführt wird.

So ergibt sich aus den angeführten Tatsachen ein neuer erheblicher Unterschied zwischen Eisenbahn- und Seeverkehr, nämlich das Vorhandensein, beziehungsweise Fehlen der Konkurrenz. Die Eisenbahn geht nur über Grund und Boden des eigenen Staatsgebietes und bedarf schon zu ihrer Entstehung unbedingt der staatlichen Unterstützung und Zustimmung, wie zu den notwendigen Enteignungen u. s. w. Der Staat hat es daher vollständig in der Hand, das Zustandekommen einer Eisenbahn zu ermöglichen oder zu verhindern. Tatsächlich machen auch alle Regierungen von diesem Bestimmungsrecht den ausgiebigsten Gebrauch. Vielfach hat der Staat den Eisenbahnbetrieb vollständig selbst in der Hand und wird natürlich nie die Zustimmung zur Errichtung einer ihn selbst konkurrierenden Linie geben; aber auch in Ländern mit dem System der Privatbahnen begegnen wir dem fast ausnahmslos durchgeführten Prinzipe der Privilegierung, wodurch jede Eisenbahn für ihre Strecke ein faktisches Verkehrsmonopol erhält, ein Grundsatz, der auch volkswirtschaftlich unanfechtbar ist, weil die Erfahrung bewiesen hat, daß jede Eisenbahn bei entsprechender Ausgestaltung der Verkehrsanlagen und Verkehrsverdichtung in der Lage ist, jeden ihr zugemuteten Verkehr zu bewältigen.

Schon in der Natur der Sache liegt es, daß die Einflußnahme des Staates bei Schaffung von Seeverkehrslinien eine viel weniger intensive ist und hier der privatwirtschaftlichen Assoziation und Spekulation ein weit größerer Spielraum gelassen ist. Während sich bei den Eisenbahnen der Staatsbetrieb nach und nach fast überall durchsetzt, finden wir nirgends auch nur einen Versuch, Schiffskurse in staatlicher Verwaltung zu führen. Auf die Gründe dieses unbestreitbaren Gegensatzes wird noch zurückzukommen sein. Wenn der Staat sich auf dem Gebiete des Seeverkehres auch der aktiven Selbstbetätigung enthalten muß, so hat er es doch nicht verabsäumt, auf die Ausgestaltung bestehender und Schaffung neuer Schiffahrtsverbindungen intensiven Einfluß zu nehmen, der sich in zahlreichen Fällen nicht nur in indirekter, mittelbarer Förderung, sondern auch in direkten, materiellen Zuwendungen äußert. Wäre der Staat in der Lage, so wie der Eisenbahn für ihre Strecke auch einer Schiffahrtslinie ein Verkehrsmonopol in ihrer Relation zu gewähren und

jedes Glied seiner Volkswirtschaft zu zwingen, wenn es ein Verkehrsbedürfnis nach einer bestimmten Relation zu befriedigen sucht, sich gerade dieser Linie zu bedienen, dann freilich läge die Sache anders. Dem ist aber nicht so, denn ein Fabrikant z. B., welchem die heimische Schiffahrtsgesellschaft für den Bezug seiner Rohprodukte übermäßig hohe Tarife vorschreiben würde, ist in der Lage, seine Rohprodukte mit einer fremden Linie nach einem Hafen des Auslandes und über die trockene Grenze an seinen Industriestandort zu beziehen und umgekehrt seine Erzeugnisse zu versenden. Auf diese Weise sind die Schiffahrtsgesellschaften gezwungen, die Tarife so zu erstellen, daß die Summe der eigenen Frachtrate und der Bahnfracht vom heimischen Hafen an den Bestimmungsort kleiner ist als die Summe der Schiffsfracht nach einem fremden Hafen und der Bahnfracht von diesem an den Bestimmungsort oder umgekehrt. Ein indirekter Zwang im angedeuteten Sinne wird allerdings in manchen Fällen durch Differentialzölle ausgeübt (so z. B. der österreichische Kaffeezoll), bei welchen für dasselbe Produkt verschiedene Zollsätze eingehoben werden, je nachdem es auf dem See- oder Landwege ins Inland gelangt.

So ist eben das Vorhandensein der Konkurrenzmöglichkeit und das Bestreben der Verkehrslinien, in einer Richtung durch gegenseitige Unterbietung in den Tarifen möglichst zahlreiche Verkehrsinteressen an sich zu ziehen, der beste Schutz der Verfrächter vor allzu hohen Transportkosten. Da aber diese gegenseitige Konkurrenz eicht in einen erbitterten Tarifkampf auszuarten vermag, bei welchem es darauf ankommt, welche Gesellschaft die Verluste länger auszuhalten im stande ist, gleichzeitig aber alle in der empfindlichsten Weise geschädigt werden (so der transatlantische Schiffahrtskrieg im Jahre 1904), sind wiederholt Vereinbarungen der beteiligten Gesellschaften — allerdings meist mit zweifelhaftem Erfolge — zustande gekommen, um eine unüberschreitbare Minimalgrenze zu fixieren und durch Vereinheitlichung der Tarife eine gewisse natürliche Verkehrsteilung zu bewirken. Die Schiffahrtsgesellschaften der verschiedenen Seestaaten sind aber wirtschaftliche Subjekte heterogenster Art und von ganz verschiedener Kapitalskraft, weshalb nicht überall die gleichen Vorbedingungen und Chancen des wirtschaftlichen Erfolges gegeben sind und die betreffenden Staaten sich zur Fürsorge für die minder begünstigten und schwächeren Unternehmungen genötigt sahen, um ihnen durch Ausgleichung vorhandener Nachteile die Möglichkeit eines erfolgreichen Wettbewerbes zu sichern. Eine indirekte Unterstützung finden die Schiffahrtslinien schon durch jede Industrieförderung überhaupt, denn sobald ein bestimmter Industriezweig einen besonderen Aufschwung nimmt, sieht er sich selbstverständlich auf den überseeischen Export gewiesen, zu dessen Durchführung ihm die einheimischen Schiffahrtsgesellschaften zur Verfügung stehen. Eine weitere und wirksamere Maßnahme liegt in der Erstellung niedriger Exporttarife auf den Eisenbahnen, eine Maßregel, welche aber freilich nur dort durchführbar ist, wo der Staat das Eisenbahnnetz in seiner Hand hat. Die Verbilligung der Bahnfrachten für solche Transporte, die zur Aus-

fuhr bestimmt sind, bietet einen mächtigen Anreiz und fördert ebensosehr die Schiffahrt als die Industrie selbst. In vielen Fällen reichen aber die Mittel der indirekten Schiffahrtsunterstützung nicht aus und alle Staaten — die einen mehr, die andern weniger — sind zur Zuwendung direkter Subventionen genötigt, um den Schiffahrtsverkehr überhaupt oder doch in dem gewünschten Umfange zu erhalten. So sehr man auch gegen die Richtigkeit und Zulässigkeit solcher Zuwendungen vom national-ökonomischen Standpunkte zu Felde gezogen ist, das praktische Bedürfnis hat sich stärker erwiesen als die Vorbehalte der Theorie, die eine Heranziehung aller Steuerträger für Zwecke einer einzelnen Gruppe von Wirtschaftssubjekten für unrichtig erklären. Mag es auch „in einer Menge von Fällen, in welchen heute aus Staatsmitteln gewissen Erwerbsklassen Sondervorteile zugewendet werden, unzweifelhaft sein, daß die so begünstigten Erwerbsklassen nicht durch Aufbringung besonders großer Quoten der staatlichen Steuerlast der Gesamtheit eine Gegenleistung für die empfangenen Sonderbegünstigungen gewähren",* so werden doch auch der Gesamtheit indirekt dadurch Vorteile gebracht, denn die Subventionen ermöglichen auch niedrigere Importfrachtraten, durch welche wieder der Preis einer ganzen Reihe von wichtigen Konsumartikeln verbilligt wird. Bei Beurteilung der Berechtigung und Zulässigkeit solcher Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln darf eben der Staat nicht als isoliertes Wirtschaftssubjekt betrachtet werden, sondern als Faktor der Weltwirtschaft, als Mitglied der großen Staatenfamilie, deren wechselseitige Interessengemeinschaft immer gewaltiger zum Durchbruch kommt und nach Ausgleichung gegebener Unterschiede in den Produktions- und Verkehrsbedingungen strebt. Stein** hat die Bedeutung dieser Frage schon zu einer Zeit erkannt, in welcher die Schiffahrtssubventionen noch lange nicht jene Rolle spielten, welche ihnen gegenwärtig zukommt: „.... Das wichtigste dabei ist ohne Zweifel, daß sich die einzelnen Staaten durch Subventionen an ihre Dampferlinien unter einander Konkurrenz machen, um durch die Niedrigkeit der Frachtpreise den überseeischen Handel an ihre Hafenplätze zu ziehen. Hier müssen natürlich für die Notwendigkeit wie für die Höhe der Subventionen ganz andere als die auf dem festen Lande gültigen Maßstäbe angelegt werden, da es sich dabei nicht bloß um Transport und Handel, sondern um die ganze überseeische Stellung der Staaten handelt. Fest steht dabei, daß, wenn eine Macht für solche Linien Subventionen gibt, die andere folgen muß, will sie nicht ihre Seeverbindungen überhaupt in fremde Gewalt geben." Wie die offenbare Tendenz auf internationale Abschaffung aller Exportprämien und sonstigen Ausfuhrvergütungen gerichtet ist, mag vielleicht auch einmal der Tag kommen, der die Schiffahrtssubventionen im Wege eines völkerrechtlichen Übereinkommens aus des Welt schafft, obwohl ein solches kaum wahrscheinlich ist, da es sich bei den Schiffahrtslinien nicht nur um wirtschaftliche Fragen und Interessen

* Walter Lotz, Eisenbahntarife und Wasserfragen. Leipzig. Duncker & Humblot, 1900. S. XIII.

** Lorenz v. Stein, a. a. O., S. 426.

handelt, sondern auch um Fragen der Machtstellung und nationalen Ehre. Da sich diese nationale Ehre aber stets als ein sehr empfindlicher und leicht verwundbarer Punkt erwiesen hat, sind Probleme, bei welchen sie in Frage kommen könnte, bisher allezeit von vornherein von internationalen Erörterungen ausgeschaltet worden, und es ist nicht anzunehmen, daß eine absehbare Zukunft eine Wandlung in diesen Anschauungen herbeiführen werde.

Es ist schon angedeutet worden, welche Bedeutung den Tarifen innewohnt, deren Höhe sich im allgemeinen nach den Gestehungskosten des Transportes richtet. Die Transportselbstkosten der Bahnen enthalten nach Wagner * drei Bestandteile: erstens einen Zinsbetrag für das in der Unternehmung steckende (also noch nicht amortisierte) Kapital, zweitens eventuell einen Amortisationsbeitrag für dieses Kapital (besonders bei Privatbahnen, welche nach Ablauf der Konzession ohneweiters an den Staat heimfallen), und drittens die laufenden Betriebsausgaben, einschließlich eines genügenden Ersatzes für die Abnützung und auch für die Erneuerung der Bahn und des Fahrmaterials. Auch für den Schiffsverkehr lassen sich diese Transportkostenbestandteile nachweisen, wenn auch in anderer Höhe und Bedeutung als bei den Eisenbahnen. Einen wesentlichen Hauptbestandteil des in einer Eisenbahn investierten Kapitals bilden die Bahnanlagen selbst, das heißt also das Schienennetz, Stationsanlagen u. s. w.; dieser Kapitalsbestandteil entfällt beim Seeverkehr vollständig, denn hier vollzieht sich der Transport auf freier Straße, die keiner besonderen kunstvollen und kostspieligen Anlage bedarf, während die erforderlichen Hafenanlagen, Magazine, Ausladevorrichtungen u. dgl. von den Staatsverwaltungen, eventuell von anderen öffentlich-rechtlichen Körperschaften dem Verkehr zur Verfügung gestellt werden. Die Kapitalsanlage im Seeverkehr beschränkt sich demnach auf die Beschaffung des Schiffsparkes, der natürlich weit geringere Summen in Anspruch nimmt, die wieder eine geringere Verzinsung, sowie auch eine niedrigere Amortisationsquote beanspruchen, so daß hieraus ein bedeutender Unterschied in den Kosten des Verkehres zu gunsten der Schiffahrt resultiert. Die Amortisation erfolgt durch jährliche Abschreibungen vom Werte der Schiffe in einem bestimmten prozentuellen Ausmaße und muß aus den Betriebseinnahmen gedeckt erscheinen, so daß die Bilanzen der Schiffahrtsgesellschaften stets das richtige Verhältnis zwischen der Amortisationsquote und dem betreffenden Einnahmenbruchteil widerspiegeln. Da also die Selbstkosten des Wassertransportes stets geringere sind als jene des Bahntransportes, lassen sich die Wasserfrachten in solcher Höhe stellen, daß eine Reihe von Gütern, welche infolge großen Umfanges und geringen Wertes die Kosten der Bahnfracht nicht vertragen, die Verfrachtungsmöglichkeit nur im Wege des Wassertransportes besitzen und nur durch diesen Verkehrsfähigkeit erlangen. Es werden also durch ihn der Volkswirtschaft Güter zu-

* Adolf Wagner, „Lehr- und Handbuch der politischen Ökonomie", IV. Hauptabteilung, 1. Teil, 3. Auflage. Leipzig, C. F. Winter, 1883.

geführt, welche ihr sonst vorenthalten bleiben, und zahlreichen anderen Gütern wird der Absatz und Umsatz durch den Wassertransport erleichtert.

Schon daraus — wie auch aus den früher angeführten Momenten — ergibt sich, welche hohe Bedeutung der Schiffahrt im Verkehrsleben der Völker zukommt, und wie berechtigt und notwendig eine weitgehende Fürsorge der Staatsverwaltung zum Schutze und zur Entfaltung des Seeverkehres ist, der geradezu zum Maßstabe der kommerziellen und auch politischen Machtstellung einer Nation wird.

Die regelmäßige Schiffahrt und ihr Verhältnis zum Staate.

Industrie und Handel bedürfen zur Grundlage ihrer Unternehmungen einer gewissen Stabilität in den Verkehrsberechnungen, sie dürfen nicht auf zufällig sich ergebende Verfrachtungsgelegenheiten angewiesen sein, sondern müssen im Interesse der gleichmäßigen Gestaltung der Produktion und gleichmäßigen Verteilung ihrer Transportbedürfnisse mit verläßlichen, nach einem bestimmten, im voraus bekannten Fahrplane sich betätigenden Verkehrsinstituten rechnen können. Eines der markanten Kennzeichen des modernen Schiffsverkehres ist eben der Übergang vom fallweisen Transporte ganzer Schiffsladungen eines Produktes zum Stückgutverkehre der regelmäßigen Linien. In allen Handelsstaaten konzentriert sich das Bestreben der praktischen Schiffahrtspolitik darauf, als Pfeiler der überseeischen Aus- und Einfuhrbewegung dem Handel und der Post sichere Verkehrsgrundlagen zu schaffen und zu diesem Zwecke regelmäßige Schiffahrtslinien ins Leben zu rufen und zu unterstützen. Unter regelmäßigen Linien in diesem Sinne sind solche Schiffahrtsverbindungen zu verstehen, welche in gewissen periodischen Zeiträumen nach einem im vorhinein feststehenden Fahrplane Fahrten in einer bestimmten Relation unternehmen. Der Betrieb solcher Linien stellt ohne Zweifel an die Reeder höhere Anforderungen hinsichtlich der Anzahl und Größe der Schiffe, Konstruktion und Geschwindigkeit derselben, und auch hinsichtlich der Betriebsspesen; während das in freier Fahrt verwendete Schiff erst dann eine Reise antritt, wenn es entsprechende Ladung hat, muß der Dampfer der regelmäßigen Linie den Fahrplan jedenfalls einhalten ohne Rücksicht darauf, ob er volle Ladung hat oder auch mit Leerräumen abgeht. Im Gegenteil, er darf in vielen Fällen nicht einmal im Ausgangshafen volle Ladung an Bord nehmen, sondern muß verfügbaren Raum freihalten, um den Verfrachtungsansprüchen des Handels auch in den Zwischenhäfen gerecht werden zu können. Meistens ist mit den regelmäßigen Linien auch ein mehr oder weniger umfang- reicher Passagierdienst verbunden, wodurch die Anschaffungspreise und Betriebskosten der Dampfer eine ganz erhebliche Steigerung erfahren, mit welcher die Frachterträgnisse keineswegs immer gleichen Schritt halten. Diese unleugbar ungünstigen Momente müssen in irgend einer Weise

ausgeglichen werden, wenn anders nicht der Betrieb regelmäßiger Linien ganz unrentabel erscheinen und diese selbst daher aus dem Verkehrsleben verschwinden sollten.

Um der Gefahr solcher Verkehrseinschränkungen zu begegnen, werden in allen Seestaaten im Vertragswege Übereinkommen mit leistungsfähigen Gesellschaften und Reedereien abgeschlossen, welche den geregelten fahrplanmäßigen Schiffahrts- und Postdienst auf den für die betreffende Volkswirtschaft besonders wichtigen Seeverkehrslinien gegen Gewährung bestimmter Jahressubventionen sicherstellen und so eine Gewähr für die ungeschmälerte Aufrechterhaltung und Stabilität des Verkehres bieten. Der Staat hat aber nicht allein ein kommerzielles Interesse an dem Bestehen einer kräftigen, lebens- und leistungsfähigen Handelsflotte, auch militärische und politische Rücksichten veranlassen ihn, der Handelsschiffahrt und ihrer Organisation sein Augenmerk zuzuwenden und ihr Gedeihen und Blühen mit sorgfältigster Fürsorge zu begleiten und zu fördern. Der Schwerpunkt der Rivalität unter den führenden Mächten ist im Laufe der letzten Jahrzehnte vom europäischen Kontinent nach den überseeischen Gebieten verlegt worden und diese stehen im Vordergrunde aller Kolonial- und Handelspolitik, da nur sie die Möglichkeit wirtschaftlicher und politischer Expansion bieten. Im Zusammenhange mit diesem Zuge aller freien wirtschaftlichen Kräfte über die Meere steht auch die Entstehung der modernen großen Kriegsflotten. Ein kräftiger auswärtiger Handel bedarf des Schutzes der dräuenden Panzerkolosse, die nicht nur den Zweck haben, im Ernstfalle die feindliche Flotte zu bekämpfen und die Unterbindung des eigenen Handels durch die gegnerischen Kriegsschiffe zu verhüten, sondern auch im Frieden gleichsam eine sichtbare Vertretung der Macht und des Ansehens ihrer Nation sind. Ein Konflikt zur See erfordert auch eine große Menge von Schiffsmaterial zu Hilfszwecken, das der Staat auf keine andere Weise schon im Frieden vorbereiten kann als durch Begünstigung der Handelsschiffahrt. Um aber für den Bedarfsfall ein Material zur Verfügung zu haben, welches den hohen Ansprüchen der Kriegszwecke an die als Hilfskreuzer, Aufklärungs- und Transportschiffe zu verwendenden Fahrzeuge der Handelsschiffahrt genügt, ist wieder die Unterstützung derselben notwendig, damit die Qualitätsbedingungen hinsichtlich Größe, Konstruktion und vor allem Geschwindigkeit erfüllt werden können. Besonders der Geschwindigkeit kommt hervorstechende Bedeutung zu, da die Kriegsflotte nur Dampfer mit größeren Geschwindigkeiten verwerten kann, während die Kauffahrteischiffahrt sich — wenigstens teilweise — mit geringeren Schnelligkeiten, die in Betrieb und Konstruktion erheblich geringere Kosten erfordern, zu begnügen vermag. Bei den vertragsmäßigen Unterstützungen sind also sowohl wirtschaftliche Erwägungen (Exportförderung und Postdienst), als auch politisch-militärische Gesichtspunkte maßgebend und die Bestimmungen der einzelnen Verträge geben ein deutliches Bild der Wichtigkeit, welche allerorts der Schiffahrtspolitik beigemessen wird.

Die Handelsflotten* der großen Seemächte und die Subventionen an die regelmäßige Schiffahrt.

Staaten	Segelschiffe Zahl	Segelschiffe Netto-Tonnen-gehalt	Dampfschiffe Zahl	Dampfschiffe Netto-Tonnen-gehalt	Gesamte Handelsflotte Zahl	Gesamte Handelsflotte Netto-Tonnen-gehalt	Summe der jährlichen Subventionen für regelmäßige Schiffahrtslinien
England mit Kolonien	2336	1,600.182	9029	9,421.792	11.365	11,021.974	2,132.672 Pfund Sterling
Deutschland	440	471.096	1556	1,910.660	1996	2,381.756	7,070.500 Mark
Norwegen	1134	694.883	1076	659.505	2210	1,354.388	480.000 Kronen
Frankreich	733	467.065	764	725.638	1497	1,192.703	26,122.632 Francs
Italien	834	447.956	375	473.108	1209	921.064	10,162.238 Lire
Rußland	704	223.847	661	382.275	1365	606.122	1,731.820 Rubel
Schweden	721	211.651	827	359.625	1548	571.276	267.000 Kronen
Japan	6	2.713	691	550.729	697	553.442	6,082.197 Yen
Spanien	119	38.316	450	428.916	569	467.232	8,445.222 Pesetas
Österreich-Ungarn	17	13.525	290	377.368	307	390.893	Österreich: 10,572.000 Kronen; Ungarn: 1,910.000 Kronen

Den ersten Rang unter allen seefahrenden Nationen nimmt bekanntlich England ein; fast die Hälfte aller Handelsschiffe der Welt fährt unter britischer Flagge, und es ist keine leere Phrase, wenn man auch heute noch von der englischen Weltherrschaft zur See spricht. In mustergültiger Weise hat England auch durch entsprechende Verträge für die Organisation von Postdampferlinien nach allen Teilen der Erde vorgesorgt, sich gleichzeitig auch für den Kriegsfall die Disposition über eine erstklassige Hülfsflotte gesichert und seinem in die entferntesten Länder reichenden Ausfuhrhandel eine tadellos funktionierende Verkehrsorganisation geschaffen. Es ist klar, daß in einem Staate wie dem britischen Reiche, dessen gesamte Wirtschaftsinteressen so innig und unauflösbar mit dem Seeverkehre verknüpft sind, auch den Schiffahrtsubventionen eine ganz andere Bedeutung zukommt als beispielsweise in Österreich. Während hier die Subventionen zunächst dazu dienen, die Aufrechterhaltung eines groß angelegten Schiffahrtsdienstes überhaupt ökonomisch zu ermöglichen und damit die Unabhängigkeit des eigenen Handels von ausländischen Verkehrslinien zu wahren, bieten die englischen Unterstützungen teils eine Entschädigung für die Übernahme und regelmäßige Abwicklung des Postdienstes, teils sind sie ein Entgelt für die Verpflichtung der Reeder, auf Verlangen der Admiralität dieser die Schiffe käuflich zu überlassen oder mietweise zur Verfügung zu stellen, zum Teil entspringen sie vielleicht auch politischen Gründen, wie der Vertrag mit der »Cunard-Line« über den Dienst nach Nordamerika, um die Konkurrenz mit den großen deutschen Gesellschaften, welche in diesen Verkehrslinien maßgebend sind, zu erleichtern. Mit zehn Schiffahrtsgesellschaften hat die englische Regierung Verträge abgeschlossen, welche diesen an Postsubventionen jährlich 1,015.300 Pfund Sterling und an Admiralitätssubventionen jährlich 812.372 Pfund

* Die Übersicht enthält nur Schiffe mit einem Tonnengehalte von mehr als 100 Tonnen.

Sterling zusichern. Außerdem verausgaben die Kolonialregierungen an Subventionen für regelmäßige Postdampferlinien insgesamt einen jährlichen Betrag von etwa 305.000 Pfund Sterling. Die in der beigeschlossenen Tabelle angegebene Gesamtsumme der von England an die vertragsmäßige Schiffahrt gezahlten Jahresunterstützungen beträgt fast das Fünffache der im österreichischen Staatshaushalte für den gleichen Zweck eingestellten Budgetpost. Zu den wichtigsten der erwähnten Verträge gehört der Vertrag mit der »Peninsular and Oriental Steam Navigation Company« vom 25. Mai 1897, womit wöchentliche, beziehungsweise vierzehntägige Postdampferverbindungen nach und von Indien, China und Japan, sowie Australien eingerichtet werden; speziell der australische Dienst wird ergänzt durch den Vertrag gleichen Datums mit der »Orient Steam Navigation Company«. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner der bereits erwähnte Vertrag mit der »Cunard Steamship Company Limited« vom 30. Juli 1903, welcher den Verkehr mit dem nordamerikanischen Festlande regelt und durch große Intensität des Verkehres eine kräftige Konkurrenz mit den deutschen Linien nach Nordamerika ermöglichen soll. Die englische Regierung hat auch am 1. August 1903 einen Vertrag mit dem amerikanischen Schiffahrtstrust (Morgan Combine) abgeschlossen und dadurch ihre maritimen Interessen auch bei diesem Unternehmen nachdrücklichst gewahrt.

Dem Tonnengehalte zufolge steht an zweiter Stelle die Handelsmarine Deutschlands, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit aus bescheidenen Anfängen zu so großer Bedeutung gelangt ist, daß sie eine ernste Rivalin der Flotte des Inselreiches geworden ist. Der ungeahnt rapide Aufschwung des deutschen Handels hat auch die nationale Kauffahrteischiffahrt, die heute ein gebietender Machtfaktor des Weltverkehrs ist, zu höchster Blüte gebracht. Deutschland hat heute die zwei größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt, von welchen die eine — die „Hamburg—Amerika-Linie" — sich ihre volle wirtschaftliche und kommerzielle Unabhängigkeit gewahrt hat, während die andere — der „Norddeutsche Lloyd" — mit der Reichsregierung in einem engen Vertragsverhältnisse steht, das zuletzt durch das Übereinkommen vom 12. September (30. Oktober) 1898 nebst zwei Nachträgen aus den Jahren 1899 und 1900 geordnet wurde. Der „Norddeutsche Lloyd" besorgt mit 26, bezw. 13 jährlichen Reisen den indochinesischen und australischen Postdampferdienst gegen eine jährliche Vergütung von 5,590.000 Mark. Die Admiralitätsklauseln decken sich dem Inhalte nach ungefähr mit den allgemein üblichen Abmachungen und Vorbehalten; einiger anderer charakteristischer Vertragsbestimmungen soll hier jedoch besondere Erwähnung getan werden. Die Artikel 13 und 14 legen dem Unternehmer die Verpflichtung auf, den Bau neuer, sowie Umbauten und größere Instandsetzungen alter Dampfer ausschließlich auf deutschen Werften zu vollziehen, sowie bei Deckung des Kohlen- und Proviantbedarfs hauptsächlich deutsche Erzeugnisse zu berücksichtigen. Bei den großen Bedarfsmengen, um welche es sich bei einem so umfangreichen Unternehmen, wie der „Norddeutsche

Lloyd" es ist, handelt, bedeutet diese Verpflichtung ein beträchtliches Stück wirksamer Industrieförderung. Eine weitere Bevorzugung des deutschen Handels setzt der Artikel 27 fest, laut dessen in der Ein- und Ausfuhr deutsche oder für Deutschland bestimmte Güter vor anderen den Vorrang in der Beförderung genießen sollen. Diese Bestimmungen sind von nicht zu unterschätzender, symptomatischer Bedeutung, denn auch sie zeigen, wie konsequent und zielbewußt die Industrie- und Handelspolitik des Deutschen Reiches ihre Wege geht und keine sich darbietende Gelegenheit zur werktätigen Förderung deutscher Arbeit und deutschen Gewerbefleißes ungenützt vorübergehen läßt. Aber sogar den agrarischen Neigungen der deutschen Handelspolitik, die in den neuesten Handelsvertragsverhandlungen so unverkennbar zum Durchbruch kamen, ist in dem Schiffahrtsvertrage Rechnung getragen, indem durch den Artikel 26 der Reichskanzler ermächtigt ist, landwirtschaftliche Erzeugnisse, die mit denen der deutschen Landwirtschaft konkurrieren, von der Einfuhr durch die Reichspostdampfer nach deutschen, niederländischen und belgischen Häfen auszuschließen. So bildet der Vertrag mit dem „Norddeutschen Lloyd" das Rückgrat der deutschen Reichs-Seeschiffahrtspolitik, welche durch die Verträge mit der „Deutschen Ostafrika-Linie" vom 9. (21.) Juli 1900 samt Nachtrag 5. (17.) Juni 1901, sowie mit der „Jaluit-Gesellschaft" in Hamburg vom 5. (6.) Dezember 1901 und durch das Postübereinkommen mit der „Woermann-Linie" in Hamburg vervollständigt wurde. Bezüglich der Postbeförderung als solcher bestehen noch weitere Abkommen mit anderen Reedereien („Hamburg—Amerika-Linie", „Kosmos", „Hansa", „Deutsche Levante-Linie" u. s. w.), welchen Vergütungen nach dem Umfange der beförderten Post auf Grund besonderer Seetransitgebührentarife zuerkannt werden.

Die staatliche Schiffahrtspolitik **Norwegens**, dessen Kauffahrteiflotte den dritten Rang einnimmt, bewegt sich naturgemäß in viel engeren Grenzen. Verträge mit der „Bergenschen- und der „Nordenfjeldske Dampfschiffahrtsgesellschaft" vom 12. Mai 1899 betreffen den Post- und Passagierverkehr zwischen Norwegen und England; durch Vertrag mit der „Kristiansands Dampfschiffahrtsgesellschaft" vom 11. Oktober 1899 und 17. März 1902 wurde ein täglicher Postdampferverkehr mit Dänemark eingerichtet und ein Übereinkommen mit der Reederei Thoresen betrifft die Unterhaltung zweier regelmäßiger Linien zwischen Norwegen und Spanien, Portugal sowie Italien. Der gesamte, für die regelmäßige Schiffahrt verausgabte Betrag erreicht aber nur die Höhe von jährlichen 480.000 Kronen.

Einen auf alle wichtigen Seeverkehrslinien sich erstreckenden, in den Bedingungsheften zu den einzelnen Verträgen genau geregelten und geradezu vorbildlich organisierten regelmäßigen Schiffahrtsdienst hat **Frankreich** durch Übereinkommen mit sieben Schiffahrtsgesellschaften für seinen Handel eingerichtet und widmet diesem Zwecke jährlich mehr als 26 Millionen Francs; da hiezu noch die weiter unten zu erwähnenden gewaltigen Summen kommen, welche gerade die französische Regierung auch der freien Schiffahrt an Prämien zahlt, so ergibt sich,

daß Frankreich dem Seeverkehr so reiche Mittel wie kein anderer Kontinentalstaat zuwendet. Die wichtigsten Subventionsverträge sind die mit der »Compagnie des Messagéries maritimes« am 30. Juni 1886 (Zusatzübereinkommen vom 5. November 1894) und mit der »Compagnie générale transatlantique« auf Grund der Gesetze vom 24. Juni 1883 und 8. Juli 1898 abgeschlossenen Verträge. Während die »Messagéries Maritimes« den mittelländischen, ostasiatischen, australischen, ostafrikanischen und brasilianischen Schiffahrtsverkehr durchführen und für eine Gesamtjahresleistung von 496.554 Seemeilen eine Subvention von 12½ Millionen Francs beziehen, besorgte die »Compagnie générale transatlantique« den regelmäßigen Postdampferverkehr nach Nord- und Zentralamerika mit einem jährlichen Meilendurchlauf von 255.769 Seemeilen; außerdem versieht sie in Gemeinschaft mit der »Compagnie de navigation mixte« und der »Compagnie générale de transports maritimes à vapeur« den mit Vertrag vom 16. Dezember 1896 vereinbarten und mit Gesetz vom 11. Jänner 1898 genehmigten Seepostdienst nach Algier, Tunis, Tripolis und Marokko. Die großen politischen Interessen Frankreichs an der Nordküste von Afrika, die es als seine fast ausschließliche Machtsphäre zu betrachten gewohnt ist, lassen es begreiflich erscheinen, daß in diesen Verkehrsrichtungen zwanzig verschiedene Linien mit je einer wöchentlichen Fahrt, einer Jahresleistung von 312.884 Seemeilen und einer Subvention von fast 2,000.000 Francs geschaffen wurden. In dem Vertrage mit den »Messagéries maritimes« findet sich auch im Artikel 29 eine die Bevorzugung des französischen Handels hinsichtlich des Transportes unter sonst gleichen Umständen bezweckende Bestimmung, welcher nachträglich noch genauere Vorschriften über die im Ein- und Ausfuhrhandel zu erhebenden Frachtsätze beigefügt wurden. Hervorgehoben zu werden verdienen auch noch die auf die Ansprüche der Regierung im Kriegsfalle Bezug habenden Artikel, welche in den französischen Subventionsverträgen viel weitergehende Vorrechte einräumen und ausgedehntere Verpflichtungen festsetzen, als in jenen anderen Staaten. Die französische Regierung behält sich im Artikel 48 das Recht auf die Dampfer der Gesellschaft für den „Fall außerordentlicher politischer Vorkommnisse jeder Art, selbst abgesehen von dem Falle eines Seekrieges" vor. Was unter den Begriff der „außerordentlichen politischen Vorkommnisse" gehört, ist allerdings nicht näher ausgeführt, aber der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß dabei an die Eventualität neuer kolonialer Expeditionen an die Küste von Afrika gedacht wurde, die heute freilich aus dem Gebiete greifbarer Wahrscheinlichkeit in das Reich der Träume und frommen Wünsche zurückversetzt erscheinen. Weitgehende Verpflichtungen nimmt die Regierung durch Artikel 45 auf sich, in welchem sie im Falle eines Seekrieges oder wenn es an irgend einem Punkte der von den Schiffen der Gesellschaft befahrenen Meere zu Feindseligkeiten kommen sollte, die Verantwortung für die allenfalls hiedurch hervorgerufenen Gefahren übernimmt, soferne sie nicht von der Gesellschaft die Einstellung des Dienstes verlangen sollte. Im letzteren Falle bleibt die Gesellschaft jedoch berechtigt, den

Dienst ganz oder teilweise auf eigene Gefahr und Rechnung fortzuführen. Diese Bestimmungen sind im Wesen unverändert auch in die übrigen Verträge übergegangen. Welchen großen Wert die französische Regierung hohen Geschwindigkeiten der Dampfer beimißt, geht aus dem Vertrage mit der »Compagnie générale transatlantique«, beziehungsweise den mit ihr verbundenen Gesellschaften hervor, worin besondere Prämien für höhere als die vertragsmäßigen Geschwindigkeiten vorgesehen werden. Aus diesem Titel allein erhielten die genannten Gesellschaften im Jahre 1903 die Summe von 709.000 Francs.

Große Ähnlichkeit mit der französischen Vertragsmethode weisen die Subventionsverträge auf, mit welchen in Italien der regelmäßige Schiffahrtsdienst geordnet wurde. Die Klauseln, betreffend die Bevorzugung des nationalen Handels und das Verhältnis zur Admiralität, enthalten beinahe wörtlich die gleichen Abmachungen, nur ist in letzterer Hinsicht im italienischen Vertragstexte ganz eingehend festgesetzt worden, in welcher Weise die für die Hilfsflotte in Vormerkung genommenen Dampfer schon im Frieden eingerichtet und für ihre Verwendung im Kriegsfalle vorbereitet zu sein haben. Mit Gesetz vom 22. April 1893, Nr. 195, wurden die verschiedenen Seeschiffahrtsverträge genehmigt; der wichtigste von ihnen ist der Vertrag mit der »Società di navigazione generale Italiana«, welcher seither durch Additionalübereinkommen vom 9. November 1899 und 1. Juli 1902 abgeändert wurde. Besondere Erwähnung soll nur jener Vertragsbestimmungen getan werden, welche nicht in den Verträgen der meisten Staaten fast stereotyp wiederkehren, sondern gerade die Eigenart des italienischen Vertragssystems ausmachen und aufklärende Streiflichter auf die Schiffahrtspolitik der apenninischen Halbinsel werfen. Eine Einflußnahme auf die Tarifbildung der Gesellschaft in Wahrung der staatlichen Tarifhoheit enthält der Artikel 47 des Bedingungsheftes A, welcher als Maximalfrachtraten die von anderen subventionierten Gesellschaften wirklich in Anwendung gebrachten Tarife bezeichnet, so daß die Gesellschaft aus keinem wie immer gearteten Grunde Frachttarife erstellen darf, die für die italienischen Häfen im Vergleiche zu jenen für Marseille und Triest ungünstiger wären. Zu Zwecken der Industrie- und Exportförderung hat sich ferner die italienische Regierung (Artikel 66) das Recht vorbehalten, Tarifermäßigungen für einzelne nationale Erzeugnisse zur Erleichterung der Ausfuhr und zur Entwicklung des Handels bestimmter Provinzen zu verlangen. Von diesem Reservatrechte wurde in Artikel 8 des Zusatzvertrages von 1899 insoferne Gebrauch gemacht, als für die Ausfuhr von Zement und hydraulischem Kalk von Venedig nach der Levante und den Ländern jenseits des Suezkanals besondere Refaktien vereinbart wurden. Schließlich ist die Regierung nach Artikel 65 des erwähnten Bedingnisheftes berechtigt, zur Sicherstellung und Erleichterung der Zufuhr von Lebensmitteln „im Falle einer außergewöhnlichen Teuerung oder eines anderen öffentlichen Unglücks, wodurch die normalen wirtschaftlichen Verhältnisse des Königreiches oder einzelner Provinzen in erheblicher Weise beeinflußt werden“, eine zeitweilige Herabsetzung der betreffenden

Frachtsätze um 50 Prozent anzuordnen. Von den übrigen Schiffahrtsverträgen Italiens sollen nur noch die mit der »Puglia« getroffenen Vereinbarungen angeführt werden, weil sie für Österreich ein spezielles Interesse besitzen, da sie die Schiffahrt im Adriatischen Meere zum Gegenstande haben. Die Grundlagen des ursprünglichen Vertrages haben durch zahlreiche Additionalübereinkommen — besonders der letzten Jahre — eine namhafte Erweiterung erfahren, so auch in dem letzten dieser Zusätze vom 7. Februar 1904. Diese stets fortschreitende Bedachtnahme Italiens auf die Stärkung seiner wirtschaftlichen und politischen Machtstellung an den Küsten der Adria, vor allem in Montenegro und Albanien, welche es einst zu einer unbestrittenen Vorherrschaft in diesem Meere zu verdichten hofft, findet eine interessante offizielle Begründung in dem der Deputiertenkammer am 26. März 1904 vorgelegten Bericht des Budgetausschusses über die Neuordnung des Post- und Schiffahrtsdienstes der »Puglia«; dieser Bericht beginnt folgendermaßen: „Dieser Gesetzentwurf hat den Zweck, einen wirtschaftlichen Faktor der von Italien inaugurierten Politik zu ergänzen, welches, ohne seine internationalen Beziehungen zu stören, das Bestreben an den Tag legt, sich einen Weg nach jenen Gegenden der Levante zu bahnen, welche vordem bereits Emporien der kommerziellen und industriellen Tätigkeit des römischen Kaiserreichs, sowie der Republik Venedig gewesen sind." Nach eingehender Betrachtung der zur Förderung dieser Bestrebungen bereits inaugurierten und noch zu erhöhenden Ausgestaltung der italienischen Schiffahrt im Adriatischen Meere klingt der Bericht in die Verheißung aus: „Die Geographie weist uns den Weg, welchen das neue Italien einschlagen muß, indem es jene Vorherrschaft des Handels im Adriatischen Meere wiedergewinnt, welche uns die Geschichte der Jahrhunderte zuweist." Ob es dem neuen Italien gelingen wird, dieses unverhüllt einbekannte Ziel zu erreichen, „ohne seine internationalen Beziehungen zu stören", ist eine Frage, deren Beantwortung in die zeitweilig nicht ganz undurchsichtigen Schleier einer wohl nicht allzu fernen Zukunft gehüllt ist.

Der Schiffahrtsverkehr Rußlands weist vielfach dadurch ein anderes Bild auf, daß hier der regelmäßige Dienst zum größten Teil nicht durch Verträge mit bestehenden Gesellschaften eingerichtet wurde, sondern daß unter dem Einflusse der Regierung und mit der Voraussetzung einer bestimmten Leistung derselben neue Schiffahrtsgesellschaften für den Verkehr auf solchen Linien ins Leben gerufen wurden, auf deren Betrieb der Staat aus kommerziellen, politischen oder sonstigen Gründen Wert legte. Wir haben es hier also nicht mit der vertragsmäßigen Übernahme bestimmter Verpflichtungen seitens existenter Verkehrsinstitute zu tun, sondern mit ad hoc geschaffenen Rechtssubjekten, deren Rechte und Pflichten nicht in den mit der Regierung abgeschlossenen Verträgen, sondern in den von dieser unter gewissen Bedingungen genehmigten Gesellschaftsstatuten enthalten sind. Es ist klar, daß auf diese Weise das Rechtsverhältnis zwischen Schiffahrtsgesellschaft und Staat eine namhafte Verschiebung zu gunsten des letzteren erfuhr, daß die Ab-

hängigkeit der Gesellschaften vom Staat eine viel größere und durchgreifendere ist, was auch aus den Statuten deutlich hervorgeht. Der russische Staat ist auch der einzige, welcher den Versuch gewagt hat, Schiffahrtslinien in eigene Verwaltung zu übernehmen. Auf Grund eines am 10. Juni 1903 sanktionierten Beschlusses des Reichsrates wurde das Eigentum der in Liquidation tretenden „Schwarze Meer-Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft" vom Staate erworben und die „Russische Donaudampfschiffahrt" in staatlicher Verwaltung geschaffen. Über die mit diesem bisher einzig dastehenden Versuche gemachten Erfahrungen und erzielten Erfolge ist des zu kurzen Zeitraumes wegen noch nichts bekannt und daher ein Urteil nicht möglich. Eine Erweiterung ihres Wirkungskreises über ihre eigentlichen Zwecke hinaus wurde den russischen Seeschiffahrtsgesellschaften durch die Ermächtigung eingeräumt, zur Beförderung übernommene Frachtgüter als Kommissionär zu veräußern, sie bis zu 60 Prozent des Warenwertes zu belehnen und überhaupt Kommissions- und Vorschußgeschäfte im Getreideexporthandel zu betreiben. Durch diese eigentümliche Ausdehnung der Befugnisse der Seeverkehrsinstitute sollten der agrarischen Ausfuhr belebende Impulse und neuer Aufschwung gegeben werden. Diese weitgehende, teils fördernde, teils hemmende Einwirkung des Staates erstreckt sich auf die „Russische Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel", welche Verkehrslinien im Mittelländischen und Schwarzen Meere unterhält, die „Archangelsk-Murman-Dampfschiffahrtgesellschaft" mit Linien im Weißen Meere und Eismeere, die Gesellschaft „Kaukasus und Merkur" für den Verkehr auf dem Kaspischen Meere und der Wolga und endlich die „Freiwillige Flotte", deren Statut am 4. Februar 1902 genehmigt wurde. Sowohl die Statuten dieser „Freiwilligen Flotte", als auch die der „Seeschiffahrtsgesellschaft der ostchinesischen Eisenbahn", die beide zum großen Teil den Verkehr mit Port Arthur, Dalni und der Kwantunghalbinsel, sowie Sachalin zum Zwecke hatten, werden durch den infolge des Krieges eingetretenen Umschwung in der russischen Machtstellung im äußersten Osten wesentliche Veränderungen und Beschränkungen erfahren müssen. Auf welchen Linien sich die künftige Schiffahrtspolitik des Zarenreiches bewegen wird, läßt sich im gegenwärtigen Augenblick noch nicht voraussehen. Die Voraussetzung allen Neuschaffens ist jedenfalls, daß der von den heftigsten Katastrophen schwer erschütterte Organismus des russischen Riesenreiches zur Ruhe komme. Dann erst wird sich zeigen, in welchen Bahnen das neue Ringen der jetzt gebundenen Kräfte sich bewegen wird.

Die regelmäßigen Schiffahrtsverbindungen Spaniens werden nur von der »Compania Transatlantica de Barcelona« auf Grund des mit der Regierung am 17. November 1896 abgeschlossenen Vertrages bewerkstelligt und erstrecken sich nach Mexiko, den Antillen und Philippinen, Brasilien, Argentinien und Marokko. Der unglückliche Ausgang des Krieges mit den Vereinigten Staaten und der damit verbundene Verlust der spanischen Kolonien machte eine teilweise Änderung des staatlich subventionierten Schiffahrtsdienstes notwendig, die mit königlicher Ver-

ordnung vom 5. August 1899 erfolgte. Die Subvention wurde für die folgenden Jahre um je 500.000 Pesetas gekürzt, für das Jahr 1899 selbst aber um 740.782 Pesetas; die ganze Reduktion für die übrigen Vertragsjahre wurde von der für das Jahr 1899 entfallenden Subvention in Abzug gebracht, so daß für dieses Jahr die Subvention nur 4,204.440 Pesetas betrug. Von den Vertragsbestimmungen ist nur die in Alinea 2 des Artikels 50 den Agenten der Gesellschaft im Interesse des Handels auferlegte Verpflichtung bemerkenswert; diese müssen nämlich mit den von der Regierung gelieferten Mustern der Produkte Spaniens versehen sein und Aufzeichnungen über die Preise derselben besitzen.

Wenn auch mit Rücksicht auf die geringe Ausdehnung seiner Küste und die bescheidene Stellung seiner Handelsflotte nach Schiffszahl und Tonnengehalt Österreich-Ungarn nicht zu den im Seeschiffahrtswesen führenden Staaten gezählt werden kann, so hat es doch die Wichtigkeit einer weitausgreifenden Schiffahrtspolitik nie verkannt und 'durch intensive Ausgestaltung seines Seeverkehrs das zu ersetzen gesucht, was seiner Handelsmarine an Extensität gebricht. Bis zum Jahre 1891 ist die Schiffahrtspolitik Österreichs und Ungarns eine gemeinsame. Erst, seit das Verlangen nach dem Ausbau des ungarischen Nationalstaates ein so ungestümes geworden war, daß bei jedem Anprall ein neues Stück der Reichseinheit abbröckelte, wurde auch das Seeschiffahrtswesen getrennt, d. h. wenigstens in dem Sinn getrennt, daß Ungarn keinen Beitrag mehr zu den „Lloyd"-Subventionen zahlte, während es sich die kommerziellen Dienste der österreichischen Gesellschaft auch weiterhin zu sichern wußte. Im Jahre 1836 wurde die Dampfschiffahrtsgesellschaft des „Österreichischen Lloyd" gegründet und schon am 13. Juni 1837 der erste Vertrag zwischen ihr und der Regierung abgeschlossen, allerdings kein Subventions-, sondern nur ein Postvertrag. Der erste Subventionsvertrag stammt vom 10. (18.) August 1855, der letzte, gegenwärtig noch in Kraft stehende Vertrag vom 12. August 1891, dessen Gültigkeit Ende 1906 abläuft. Der „Lloyd" besorgt den Dienst nach Dalmatien, Ägypten und der Levante, sowie den ostasiatischen und ostafrikanischen Dienst und außerdem in Gemeinschaft mit der ungarischen „Adria" eine Linie nach Brasilien, bei welcher neuestens einzelne Fahrten bis zu den Häfen am La Plata ausgedehnt werden. Die Subvention, welche der „Österreichische Lloyd" genießt, setzt sich zusammen aus den Meilengeldern, der Vergütung der Suezkanal-Passagegebühren und der Subvention für den nicht auf Grund des Vertrages ausgeführten, sondern protokollarmäßig vereinbarten ostafrikanischen Dienst. Die Verhandlungen über einen neuen langfristigen Subventionsvertrag sind bereits zum Abschlusse gelangt; wenn der neue Vertrag, welcher nunmehr der parlamentarischen Erledigung harrt, auch nicht jene großzügige Neugestaltung des Verkehres in sich schließt, welche vielleicht erhofft worden war, so gewährleistet er für Handel und Industrie doch bedeutende Verbesserungen und sichert wieder auf lange Zeit die Verkehrsgrundlagen. Was den Dienst mit Dalmatien anbelangt, so wird darin insoferne eine Änderung eintreten, als eine Fusion aller hiefür bestehenden

Reedereien zu einer neuen Gesellschaft bevorsteht, der auch der „Lloyd" mit einem Teil seines Schiffsparkes angehören wird; auf diese neue Gesellschaft werden auch die den einzelnen Reedern bisher gewährten Postsubventionen übertragen werden, und es wird durch diese Zusammenfassung der einzelnen Verkehrsfaktoren möglich sein, die mangelhaften und ungenügenden Verbindungen Dalmatiens mit Triest zu verbessern und diese Provinz enger an das österreichische Binnenland anzuschließen. Der „Österreichische Lloyd" aber wird in der neuen Vertragsperiode auf stets fortschreitende Verbesserungen des Verkehrs, Erneuerung des Schiffsparks vor allem in Hinsicht auf die Fahrtgeschwindigkeiten der Passagierlinien bedacht sein müssen. Wenn er auch besonders „in der Levante eine gebietende Stellung gewann, neben der erst allmählich eine fremde Konkurrenz sich entwickelt, und dem Beispiel nachging, welches das österreichische Unternehmen mit so viel Erfolg gegeben hatte",* wird sich diese hervorragende Stellung der stets fühlbarer auftretenden Konkurrenz unter fremder Flagge gegenüber nur dann aufrechterhalten lassen, wenn die Verkehrslinien des „Österreichischen Lloyd" bezüglich Dichte des Verkehrsnetzes, Geschwindigkeit und Bequemlichkeit des Schiffsmaterials die Überlegenheit behaupten. In noch erhöhtem Maße gilt dies für die Eillinie nach Alexandrien, welche ein wichtiger Bestandteil des Lloydfahrplans ist, aber unter der Konkurrenz der deutschen Linien, die teils von Neapel aus, teils durch Vertrag mit der rumänischen Regierung den Passagierverkehr vom österreichischen Hafen abzulenken bemüht sind, schwer zu leiden haben wird, wenn nicht durch radikale Abkürzung der Überfahrtszeit die drohende Gefahr beschworen wird. Nach Neuanknüpfung der diplomatischen Beziehungen mit der Republik Mexiko wurde auch der Versuch einer ständigen Schifffahrtslinie nach Zentralamerika und den Antillen mit einer Subvention von 720.000 Kronen pro Jahr gemacht. Obwohl diese von der „Vereinigten Österreichischen Schiffahrts-Aktien-Gesellschaft" geführte Linie auch seitens der mexikanischen Regierung einer Subvention von 8000 Dollars pro Fahrt teilhaftig wird, sind doch ihre kommerziellen Ergebnisse so wenig befriedigende gewesen, daß sie vorläufig wenigstens wieder eingestellt wurde. Von den Verträgen Ungarns, welche im Wesen dem „Lloyd"-Vertrag nachgebildet sind, bezieht sich der Vertrag vom 11. Dezember 1900 mit der kgl. ungarischen Seeschiffahrtsgesellschaft „Adria" auf den Verkehr mit Westeuropa und England und die Verträge vom 27. Jänner und 23. Februar 1901 mit der „Ungarisch-kroatischen Seedampfschiffahrts-Aktiengesellschaft" auf die Besorgung der Küstenschiffahrt im Adriatischen Meer; außerdem hält die „Ungarische Levante-Seeschiffahrts-Aktiengesellschaft" den Verkehr zwischen Galatz und den levantinischen Häfen aufrecht (Vertrag vom 29. Jänner 1898). Um eine Verkehrsteilung zwischen den staatlich subventionierten österreichischen und ungarischen Schiffahrtsgesellschaften herbeizuführen und zu verhindern, daß die beiden Regierungen Seeverkehrslinien in denselben

* E. Becher, „Die wirtschaftliche Entwicklung der österreichischen Handelsmarine". Im Katalog der österreichischen Abteilung für Handelsschiffahrt der Weltausstellung Paris 1900.



Relationen begünstigen und damit zur Verschärfung der Konkurrenz beitragen, wurde im Jahre 1898 ein Übereinkommen zwischen den beiden Handelsministern, mit der Gültigkeit bis 31. Dezember 1906, abgeschlossen. Ob dieses erneuert werden wird, erscheint bei der Unsicherheit über die künftige Gestaltung des wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn ungewiß; ungewiß auch, ob die diesseitige Reichshälfte sich angesichts der Abneigung der großen ungarischen Patrioten gegen alles, was gemeinsam ist oder wie Gemeinsamkeit aussehen könnte, bereit finden wird, die von ihr mit reichen Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln erhaltenen Weltverkehrslinien dem ungarischen Handel auch weiterhin unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Die Hauptaufgabe der österreichischen Schiffahrtspolitik besteht jedenfalls darin, die ungesunden Säfte aus dem Organismus des „Österreichischen Lloyd" auszuscheiden und auf die Verjüngung dieses Unternehmens einzuwirken, welchem so große Aufgaben für die österreichische Volkswirtschaft zugewiesen sind. Daraus werden aber nicht nur der „Österreichische Lloyd" und der Schiffahrtsverkehr, sondern auch Handel und Produktion reichsten Nutzen ziehen, und „es wird in reichem Maße dem Staatsganzen lohnen, was durch vereinte Kräfte im zukunftsvollen Emporium der Adria geschaffen wird."*

Rembrandt.

Von Hugo Haberfeld.

Ein Kunstschreiber, der sich seinen Gegenstand vom wechselnden Kalender allein bestimmen läßt, nur eben von einem Künstler spricht, weil der vor einer runden Zahl von Jahren gerade an diesem Tage geboren oder verstorben ist, gleicht dem Manne, der aus einem riesengroßen, bis an die Decke mit Figuren angefüllten Kasten eine einzige herausnimmt und sie vorne hinstellt, an den Rand eines lärmenden Weges. Er hat die kleine Figur säuberlich vom Staube gereinigt, der sie gleich einem Mantel einhüllte und den im Kasten verbliebenen, die auch diese graue Uniform der Vergangenheit tragen, so ähnlich machte und nun vermag, wer hinsieht, individuelle Züge deutlich zu erkennen: vielleicht um den Mund ein wissendes Lächeln oder in brennenden Augen ein merkwürdiges Fragen, ein persönliches Schicksal oder ein Zeichen der Zeit. Aber in der Schar der rastlos Vorüberziehenden schenkt kaum einer aus Neigung oder Muße seine Aufmerksamkeit der kleinen Figur und am nächsten Tage wandert sie zurück in den Kasten, verstaubter denn vorher, bis der geschlossene Kreis einer neuen Dekade ihr wieder scheinbare Auferstehung bringt.

* Dr. F. X. von Neumann-Spallart, „Österreichs maritime Entwicklung und die Hebung von Triest". Stuttgart, J. Maier, 1882.



Anders steht es um Rembrandt. Wer zur Feier des dreihundertsten Geburtstages seiner gedenkt, braucht an ihn nicht erst zu erinnern. Denn niemals hat man ihn vergessen. Rembrandts tragische Gestalt schreitet mitten durch das Kunstleben der Gegenwart, wie nur die großen Entdecker und Erfüller zeitgenössischer Sehnsucht vertraut und geliebt, ehrfurchtgebietend wie keiner von ihnen. Und wir bewegen uns in seiner aus vielen Schatten und kargem Licht gefügten Welt, die er nach seinem düsteren, von Glück spärlich erhellten Ebenbilde schuf, so gewohnt natürlich und dennoch vor ihren Wundern erschauernd, wie nur in der Schöpfung des lieben Gottes. Rembrandt ist kein individuelles, sondern typisches, kein zeitlich bedingtes, sondern zeitloses Problem des Künstlers und er antwortet nicht nur auf die höheren und niederen Fragen des Metiers, stellt vielmehr das weit wichtigere Beispiel auf, sich mit dem Leben als ein Schaffender auseinanderzusetzen. Während sonst darüber zu richten ist, ob der, dessen gedacht wird, auch Keime der Zukunft streute, ob er des lebenden Geschlechtes Ahnherr ist, hat im Falle Rembrandt der Nachgeborene zu bekennen, ob er des großen Vorfahren wert wurde und wenigstens als Verstehender dorthin gelangt ist, wo der große Meister tätig gestanden. Nicht Rembrandt ist an uns, wir sind an Rembrandt zu messen.

I.

Rembrandt Harmensz van Rijn wurde am 15. Juli 1606 zu Leyden geboren. In seine Kindheit rauschten die Flügel einer Windmühle. Denn der Vater, dessen Haus unfern dem Zusammenflusse der beiden Rheinarme lag, war Müller, ein schweigsamer, mürrischer Mann, nach den Bildnissen des Sohnes zu schließen. Durch dessen Porträts allein sind wir auch von der Mutter unterrichtet, einer energischen, viel in der Bibel lesenden Frau, in deren starkem Gefühl und klugem Sinn manches vorgebildet sein mochte, was dann in ihrem fünften von sechs Kindern geheimnisvoll erblühte. Die Müllersleute lebten in jenem behaglichen Wohlstand, der in Eltern leicht den Wunsch weckt, ihre Söhne über sich hinauswachsen zu lassen, denen zu ermöglichen, was ihnen selbst verwehrt gewesen. Und in der ehrwürdigen Philologenstadt Leyden, die sich einer alten Kalvinistenuniversität rühmte, konnte als höchstes Ziel nichts anderes erscheinen, als ein Gelehrter in den alten Sprachen zu sein. Sorbière bemerkt einmal, die Leydener wären seit Jahrzehnten gewöhnt, die gelehrtesten Leute von Europa an der Universität zu haben und in ihrer Stadt sei die Philologie so tonangebend, daß dort auch die Kaufleute von Latein und Griechisch reden und selbst die Künstler davon einige Kenntnis besitzen. So wurde denn auch der gern versonnene Knabe in die Lateinschule geschickt, die er aber bald verließ, um Maler zu werden. Früh meldete sich der Genius. Er ging in Isaak Swanenburchs Atelier, darauf zu Pieter Lastmann nach Amsterdam, woher er binnen sechs Monaten, von Heimweh gequält, nach Leyden zurückkehrte. Schon damals erfüllte ihn also die Liebe zur Häuslichkeit, jenes tiefe Gefühl für die kleine Welt innerhalb der eigenen vier Mauern, das ihn auch später nicht verließ und

ihm Rückhalt und Beruhigung gab, wenn ihn der Dämon durch Himmel und Hölle führte. Auch sonst hatte in Aussehen und Gehaben der junge Rembrandt nichts eben Genialisches. Er war vierschrötig, schwer in den Bewegungen und wortkarg, ein vergrübelter Einsiedler, der nur die Arbeit kannte, malte oder radierte. Es entstanden die frühen Bilder, vom „Geldwechsler“ und „Paulus im Gefängnis“ bis zu der Münchener „Heiligen Familie“ und der Haager „Darstellung des Jesuskindes im Tempel“, die ersten Selbstporträts und Familienbildnisse und die radierten Blätter mit Bettlern, Krüppeln und Vagabunden, fahrendem Volk, das die große Kriegsfurie durch Holland trieb. In diesen Arbeiten steckt ein so ungewöhnliches Talent, daß man in Leyden, nach einer alten Aufzeichnung, Rembrandt als ein Wunderkind ansah, freilich daran zweifelnd, ob der sonderbare Eigenbrödler halten werde, was er versprach. 1630 verschied sein Vater. Es ist der erste Todesfall in Rembrandts Familie, dem fortan bestimmt war, daß ihm alle, die er liebte, wegsterben sollten. 1631 zog Rembrandt nach Amsterdam.

Ein entscheidender Tausch. Die vornehme Stille des humanistischen Leyden und das lärmende und prunkvolle Amsterdam, das sich eben zur größten Handelsstadt des Landes entwickelt hatte. Die Börsengeschäfte, Spekulationen in Blumen, besonders Tulpen, nahmen hier einen unerhörten Aufschwung. Zeitweilig lagen an zehntausend Schiffe, flinke Werkzeuge einer weitausgreifenden Kolonialpolitik, im Hafen, die kostbare Erzeugnisse aller Weltteile zusammengetragen hatten: Edelmetalle, Hölzer, Indigo, Perlen, Gewürze, Früchte, Wohlgerüche, Elfenbein. Und diese Stadt, voll prächtiger Straßen und glänzender Kais, die ihrer Schönheit wegen mit dem königlichen Paris verglichen wurde, beherrschte ein geldgieriges und geldstolzes Handelspatriziat, das in seinem Äußern und seiner Gesinnung vergessen ließ, daß die Vorfahren Bauern, Fischer und Schiffer gewesen. Es liebäugelte mit adeligen Allüren und liebte die geselligen Freuden einer reichbesetzten Tafel nicht minder als den verschwiegenen Genuß gefälliger Frauen, die sich zahlreicher denn anderswo in der Hafenstadt einfanden. Was den Leydener Müllerssohn hinzog, läßt vielleicht eine Radierung erraten, die dieser Zeit entstammt und das ausfahrende „Schiff der Fortuna“ darstellt. Auch er wollte sein Glück machen: der sich bisher einsam an die Kunst hingegeben hatte, in ihm war der Durst nach Leben erwacht. Um rasch Geld zu verdienen, schien ihm das Porträtmalen ein gutes Mittel, dem die Porträtlust der reichgewordenen Amsterdamer entgegenkam, und bald war er, wie Houbraken erzählt, mit Aufträgen so überhäuft, daß er, einen neuen zu übernehmen, nur durch viel Geld und gute Worte bestimmt werden konnte. Etwa fünfzig Bildnisse entstanden innerhalb zwei bis drei Jahren. Hatte Rembrandt schon als Porträtmaler Beziehungen zu den vornehmen Kreisen Amsterdams gewonnen, so faßte er durch seine Heirat mit der reichen Nichte des Kunsthändlers Hendrik van Uylenburgh in ihnen festen Fuß. Saskia war ein zierliches Persönchen, von fragiler Grazie, die den etwas bärenhaften, ungelenken Rembrandt doppelt bestricken mußte, und wahrte immer trotz einer heiteren, zuweilen schnippischen Anmut

die Grenzen einer wohlerzogenen jungen Dame. 1639 kaufte Rembrandt das Haus in der Breestraat, mitten im Judenviertel, wo ihm gute Freunde wohnten. Er schmückte es mit Abgüssen nach Antiken, die er neben Kupferstichen der Renaissancemeister sammelte, mit edlen Stoffen, Rüstungen und Waffen. Die phantastisch eingerichteten Räume seines Hauses, in deren schummerigem Dämmer eine Farbe jäh aufsprang oder ein Licht mild verrieselte, findet man oft auf den Bildern dieser Jahre. In ihrem beglückenden Dunstkreis schuf er auch das Werk, das ein Gipfel seiner Kunst, zugleich ein Wendepunkt in seinem Schicksal wurde.

Als Rembrandt zu malen anfing, übernahm er von seinen Lehrern, die beide in Italien Caravaggios Kellerluckenstil gesehen und wohl auch bewundert hatten, das Problem einer scharfen Beleuchtung und wählte seine Themen so, daß er fast jedesmal zeigen konnte, wie eine grelle Lichtsäule prall in einen dunklen Raum fällt. In den Porträts der ersten Amsterdamer Jahre trat das Lichtproblem zurück. Rembrandt befleißigte sich eines gleichmäßig kühlen Tons und peinlich sorgfältiger Zeichnung, weil er den Wünschen seiner Auftraggeber mehr als eigenen Absichten folgte. Zu leugnen, daß er damals Konzessionen machte, wäre ein Nichtverstehen seiner erschütternden und rührenden Erscheinung, der, weil sie alle Höhen und Tiefen umfaßte, auch Allzumenschliches nicht fremd war. In den Figurenbildern dieser Zeit, aus deren fruchtbarer Fülle die Szenen der ihm besonders lieben Simson- und Tobiaslegende genannt seien, führte er das Lichtproblem in steter Verfeinerung weiter. Das Licht geht nicht mehr wie von einem Scheinwerfer aus, der ein Segment stark beleuchtet, aber ringsum alles im Dunkel läßt. Es sickert vielmehr von mehreren Seiten ein, durchdringt die Finsternis und vermählt sich mit ihr, huscht an Menschen und Sachen, sie zu wirklichem Dasein erst weckend, vorüber, einem sammelnden Mittelpunkte zu, der am hellsten schimmert. Dieses vibrierende Leben des Lichtes nimmt jetzt Rembrandts ganzes Interesse in Anspruch. Im Porträt studiert er es zunächst am eigenen, dann am fremden Antlitz, wobei er gegen die photographische Ähnlichkeit immer gleichgültiger wird, und schreitet in gerader Richtung vom Einzel- zum Gruppenbild weiter. Die „Anatomie des Doktor Tulp" hatte gegenüber den andern Bildern holländischer Maler, die Chirurgen um ein Skelett vereint darstellen, den Vorzug geistiger Einheit. Zehn Jahre nach der „Anatomie" gibt Rembrandt durch das Mittel des Lichtes die ungleich höhere *künstlerische* Einheit jenem Bilde, das Franz Banning Cocq, Hauptmann der Amsterdamer Schützenkompagnie, für die „Kloveniersdoelen" bei ihm bestellte. Der Auftraggeber dachte an eines jener Schützenstücke, wie sie damals landläufig durch ganz Holland gemalt wurden und für die van der Helsts große Leinwand, die im Amsterdamer Reichsmuseum der „Nachtwache" gegenüber hängt, ein charakteristisches Beispiel ist. Rembrandt dagegen schuf, schematische Aufstellung und Porträttreue völlig. außeracht lassend, die packende Szene, auf ein Alarmzeichen zu den Waffen greifender Schützen, eine grandiose Komposition, getaucht in die Licht-

wunder eines bis dahin unbekannten Helldunkels. Da nur der Hauptmann und der Leutnant in ganzer Figur im Vordergrunde dominierten, die Schützen aber, trotzdem auch jeder von ihnen hundert Gulden hatte zahlen müssen, weniger deutlich und oft nur mit ihrem Kopfe sichtbar waren, den mancher überdies kaum als den seinigen zu erkennen vermochte, erhoben sie ein unwilliges Lärmen, das die braven Amsterdamer, denen der seltsame Meister inzwischen unheimlich geworden war, gerne unterstützten. Rasch, wie er sie gewonnen, verlor Rembrandt die Gunst des Publikums. Er verwand den Verlust mit einem Achselzucken und beschritt wieder den einsamen Höhenweg des Genies. Da beugte ihn ein schwerer Schlag nieder. 1640 hatte er seine Mutter verloren. Auch zwei Kinder, die Saskia ihm geboren, waren bald nach der Geburt gestorben. Das dritte blieb ihm erhalten, aber Saskia bezahlte es mit dem Leben. Im selben Jahre 1642, das durch die Vollendung der „Nachtwache" für alle Zeiten denkwürdig geworden ist.

II.

Der Zusammenstoß Rembrandts mit der Amsterdamer Bürgerschaft ist nicht ohneweiters den natürlichen Konflikten zwischen dem einzelnen Genie und der kompakten Majorität beizuzählen. Er war auch durch den Ort und die Zeit des Geschehens bedingt und trägt ihre Kennzeichen. Im Holland des XVII. Jahrhunderts war die Stellung des Malers eine wesentlich andere geworden als in den festlichen Tagen des römischen Cinquecento oder in der höfischen Gesellschaft des zeitgenössischen Spanien. Der große Künstler wurde nicht mehr, wie Michelangelo oder Velasquez, von der Gunst und dem Verständnis eines fürstlichen Mäzens getragen, hier herrschte nicht die katholische Kirche, die selbst durch die ganze antichristliche Renaissance eine mächtige Pflegerin der Künste gewesen. Der einzige Auftrag, den Rembrandt von einem Fürsten bekam, war die kleine Passionsfolge, die er Mitte der Dreißigerjahre für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, Statthalter der Niederlande, gemalt hat. Und als sich endlich die Stadt auf ihren großen Bürger besann und den Greis eine Szene aus Hollands frühester Geschichte für das Stadthaus malen ließ, nur weil sein braver Schüler Govaert Flinck, der ursprünglich diese Verschwörung des Claudius Civilis hätte malen sollen, vor Beginn der Arbeit gestorben war, da schuf er an Stelle eines trockenen historischen Berichts eine so gewaltige Komposition, daß sie den erschrockenen Stadtvätern mißfiel, in eine Rumpelkammer getan und zerschnitten wurde, woher ein glorreicher Fetzen in das Stockholmer Museum gelangte. Rembrandt stand als Bestellern oder Käufern zeitlebens einem vielköpfigen Publikum gegenüber und war auf Vermittlung der Kunsthändler angewiesen, die zunächst und zuletzt für eigenen Vorteil sorgten. Waren auch diese Verhältnisse für seine wirtschaftliche Lage schlimm genug, so entsprachen sie doch allein dem Freiheitsbedürfnis seiner Natur. Wohl erfreuten sich andere Künstler des Schutzes und der Förderung durch manchen hohen Herrn, aber es floß davon viel Abhängigkeit in ihre Stellung. Äußerlich betrachtet, erfuhren

sie zwar, die zumeist bürgerlicher Abkunft waren, eine Standeserhöhung, gaben sich in Kleidung und Manieren als Kavaliere, trugen den Degen, und es wurde besonders im XVII. Jahrhundert bei den Vornehmen Mode, diesen Malern Atelierbesuche zu machen. Aber in Wahrheit mußten sie menschliche wie künstlerische Selbständigkeit im Dienste eines Herrn zumeist opfern, der zwischen ihnen und den Spaßmachern und Zwergen seines Gefolges nicht immer scharf zu unterscheiden wußte. Rembrandt war der erste Künstler, der ganz nach eigener Fasson lebte. Er machte sich nichts aus adeligem Umgang und Würden. Der große Menschenfischer suchte seinen Verkehr unter jüdischen Gelehrten und einfachem Volk, so daß der elegante Sandrart von ihm zu sagen für nötig fand, „er hat nicht wissen, seinen Stand zu beobachten". Und er schätzte nach der kurzen Amsterdamer Episode die Kunst zu hoch, um sie wie ein gesellschaftliches Spiel zu betreiben. Malen bedeutete ihm Bekennen. Weder in seiner Stoffwahl der Zeit untertan, noch an Konventionen der Form gebunden, von allen Rücksichten frei, nur der innersten Stimme gehorchend, schuf er was er wollte und wie er es wollte. Aber dieses schrankenlose Ausleben seines Persönlichsten war kein selbstgefälliges Tändeln, sondern ein einsames Ringen mit dem Unfaßbaren, wie Jakob mit dem Herrn rang. Und Rembrandt ward gesegnet.

Mehr noch als durch seine geänderte soziale Stellung und die demütig stolze Auffassung des Künstlerberufes war durch sein ganzes geistiges Wesen Rembrandt der erste und verfrühte Mensch eines neuen Zeitalters. Er ist neben Shakespeare die höchste Vollendung des germanischen Genies, das in polarem Gegensatze zu dem auf der Antike basierenden der lateinischen Völker steht. Dem großen Briten gleich, verknüpfte er das Pathetische gern mit dem Skurrilen und erblickte darin nicht eine Erniedrigung des Edlen, sondern dessen notwendige Ergänzung, weil sein Weltbild auf einer tiefen pantheistischen Synthese beruhte, nicht, wie die Antike, auf den ästhetischen Gesetzen der Ausschließung. Die antikische Anschauung verlangte die von den Schlacken der Wirklichkeit geläuterte Form, die sich zu der tatsächlichen des Gegenstandes wie die platonische Idee zur Erscheinung verhält. Rembrandt dagegen, von dem man sagen darf, er habe die Schönheit des Häßlichen entdeckt, gab den Vorgang nicht nur in bunter Natürlichkeit, sondern — man denke an die Hunde auf der Predigt Johannis — oft in Begleitung dissonierender Motive, die sich bei den spärlichen Darstellungen aus der Antike bis zu parodistischer Wirkung steigern. Der ungezogene „Ganymed" des Dresdener Museums ist bekannt, weniger die Petersburger „Danae", ein nacktes, warmes, verliebtes Weibchen, neben dessen ungeduldiger Sinnlichkeit die italienischen Danaen kühl wie Statuen erscheinen. Auch sonst führten von der Renaissance nicht mehr Brücken zu Rembrandt als von der Antike. Schon der Jüngling antwortete auf die Frage, warum er nicht nach Italien gehe, er habe keine Zeit, Reisen zu machen; und während Rubens acht Jahre in dem glücklichen Lande verbrachte, hat Rembrandts Fuß es niemals betreten. Wohl hat er Bilder und Kupferstiche italienischer Meister besessen, aber sie hatten keinen Einfluß auf sein Schaffen; und als einmal Raffaels berühmtes Bildnis

des Grafen Castiglione bei einer Auktion in Amsterdam auftauchte, interessierte ihn darauf nur die noble Haltung, die schöne Geste. Rembrandt muß seinen Gegensatz zu der klassischen Kunst nicht nur tief gefühlt, sondern auch scharf geäußert haben. Erzählt doch Sandrart, der ihn persönlich kannte: „Er scheuete sich nicht, wider unsere Kunstregeln, wider die Perspectiva und den Nutzen der antichen Statuen, wider Raphaels Zeichenkunst und vernünftige Ausbildungen, auch wider die unserer Profession höchst nöthigen Academieen zu streiten und denenselben zu widersprechen, vorgebend, daß man sich einzig und allein an die Natur und keine andere Reglen binden solle." Man hört die Entrüstung des „teutschen Akademikers" aus seinen Worten. Uns erscheint dieses Bekenntnis Rembrandts als die ewige Heilsbotschaft der Kunst.

Es wäre gefehlt, ihn deswegen einen Naturalisten zu nennen. Schlankweg und im Sinne eines Programms war er es niemals und jetzt weniger denn je, da der Tod Saskias ihn aufgewühlt und der Schmerz den sich gern als Simson Gebärdenden stiller und gütiger gemacht hat. Ergriffen sehen wir ihn der Landschaft sich zuwenden, Trost in der großen Beruhigerin suchen. Aus dem freudeleeren Hause flieht er in die Natur und hält ihre liebe, sachliche Schönheit in zahlreichen Radierungen fest: Heuschober, Hütten am Kanal, Brücken und Zäune, Schafherden und trinkende Kühe, Bäume und Buschwerk, alles von der Weite des holländischen Horizontes umrahmt. In den gemalten Landschaften schwingt er aber hoch über die Natur hinaus und schafft heroische Kompositionen von der gewaltigen Großräumigkeit, die er allein, auch in seiner Architektur, zu bilden vermochte, träumt das unaussprechliche Wunder jener „Mühle", die erhellt ist von dem bleichen Glanz innerer Gesichte. Diese Stimmungslandschaften sind nur ein Vorspiel zu der Wandlung in den Figurenbildern. Während des Glückes der Dreißigerjahre hatte Rembrandt das romantische Alte Testament bevorzugt, das seiner Freude an der farbigen Oberfläche der Dinge entgegenkam. Es war die Zeit, da er sich und seine Modelle phantastisch kostümierte, nach Aussage eines Schülers stundenlang vor einem Spiegel stand, um die Wirkungen eines Federbaretts auszuprobieren oder ein bis zwei Tage damit hinbringen konnte, einen Turban nach seinem Geschmack aufzusetzen. Als Saskia starb, erlosch die Farbenfreude, zerrann die Lust an blitzendem Geschmeide, und der nun dem Übersinnlichen ergebene Geist Rembrandts wendete sich lieber der Magie und den Mysterien des Neuen Testamentes zu. Aus dem alten malte er noch dann und wann Stoffe wie die seltsame Vision Daniels oder die alle Ausdrucksmöglichkeiten des Schmerzes eröffnende Geschichte Josefs. Sonst beschäftigte ihn die geheimnisvolle Erscheinung Christi in Emmaus, reizten ihn Stoffe feinster seelischer Nuancierung, wie Christus und die Ehebrecherin oder das Gleichnis vom ungetreuen Knecht, entstanden Porträts, die an das tiefste Lebensrätsel der Dargestellten rühren und es mit einer Malkunst lösen, die andere Großmeister des Pinsels, Velasquez ausgenommen, klein erscheinen läßt. Neben der unvergleichlichen Zartheit dieser seelischen Offenbarungen leuchten die Hendrickje-Bilder,

wie ein Rembrandtsches Rot aus dem Schleiergewebe seiner Lichter und Schatten flammt. Nach Saskias Tode hatte ihm Geertje, die Amme seines Sohnes Titus, nicht nur in der Wirtschaft die Frau ersetzen müssen. Dann führte ihm Hendrickje Stoffels das Haus. Sie war ein Bauernmädchen aus einem Dorf an der westfälischen Grenze und zählte dreiundzwanzig Jahre, da sie als Magd bei Rembrandt eintrat. In der Folge wurde sie ihm Geliebte und wertvollstes Modell. Ihr würzig kraftvoller Körper und die ländliche Anmut ihrer Züge kehren in einer Gruppe thematisch zusammengehörender Bilder wieder: wie sie, in das Bad steigend, hoch das Hemd aufschürzt, dann, dem Bade entstiegen — als Bathseba — auf einem Sitz ausruht oder im Bett liegt, von morgendlicher Sonne beschienen. Man merkt diesen Akten die Freude an, mit der sie gemalt wurden und ist der tapferen Hendrickje dankbar, die, ein holländisch derberes Käthchen, treu zu dem Herrn hielt, selbst als der kalvinistische Kirchenrat sie wegen unzüchtigen Lebenswandels vom Abendmahltisch ausschloß. Sie wärmte mit zärtlichen Sinnen den in seiner Sendung und Einsamkeit Frierenden und blieb allein Rembrandts guter Kamerad, als der wirtschaftliche Zusammenbruch, lange vorbereitet, erfolgte.

Als Rembrandt sein Haus in der Breestraat kaufte, bezahlte er es nicht mit barem Gelde. Er mußte Verpflichtungen eingehen, denen er wohl anfangs, später jedoch nicht mehr gewachsen war und die ihn in immer neue Schulden stürzten. Dazu kosteten seine Sammlungen viel, oft unnötig große Summen, da er bei Auktionen, nur um des Ansehens der Kunst willen, die Preise in die Höhe zu treiben pflegte. Und verdient hatte er schon seit manchem Jahre nichts. Jeder, so bemerkt Descartes über das Holland von damals, denkt nur an sich und sein Geschäftsinteresse, und wer nichts mit dem Geschäft und Handel zu tun hat, genießt eine völlig unbeachtete Freiheit. An dieser stumpfen Teilnahmslosigkeit, die dem ungestörten Philosophen willkommen sein mochte, zerschellte Rembrandts materielle Existenz. Im Juli 1656 wurde auf Betreiben der Gläubiger über ihn der Konkurs verhängt, im Dezember des folgenden Jahres mit der Versteigerung seines Besitztums begonnen. Er mußte sein Haus verlassen, das ein reicher Schuster erwarb und seine Möbel, Bilder, Statuen, Stoffe, Kostüme, Rüstungen und Waffen verloren sich für lächerliche Beträge nach allen Richtungen. Er übersiedelte in eine Herberge, dann auf die Rosengracht, wo Hendrickje und Titus einen Kunsthandel gründeten. Um Rembrandt vor weiteren Verfolgungen zu schützen, verpflichteten sie ihn, fortan alle Bilder für gewährten Lebensunterhalt ihnen abzuliefern. Denn er malte ungebrochen weiter und es entstanden jene letzten Werke, die unfaßbar sind wie Beethovens letzte Quartette, ungeahnte Möglichkeiten. Ein verspäteter Auftrag war darunter: die berühmten „Staalmeesters“, die Wardeine der Amsterdamer Tuchmacher. Kaum hatte er das Bild vollendet, starb 1663 Hendrickje. Nun verfiel Rembrandt immer mehr. Plötzlich brachen die Übel des Alters über seinen gelichteten Scheitel. Das aufgedunsene Gesicht wurde fahl und voller Furchen, die Augenlider, ehedem in scharfem Fixieren blinzelnd, hingen wie gelähmt. Die Selbst-

porträts, die sein ganzes Leben als erschütternde Selbstbiographie begleiten, zeigen ihn jetzt in einer schrecklichen Königlichkeit, wie einen alten, kranken Löwen. Aber noch immer gab er nicht den Pinsel aus der Hand und malte, malte breit, pastos, wie mit dicken Farbenflüssen pointillierend. Und wenn der Rausch des Malens verflogen war, dann suchte er den andern. Weyermann erzählt, daß er sich in gemeinen Schenken betrank und Sandrart sah ihn zwischen den Trödlerbuden des Armenviertels, lallend, blöden Blicks umherwanken. 1668 starb sein Sohn Titus, den er sehr geliebt und oft als blonden, träumerischen Prinzen gemalt hat. Am 8. Oktober 1669 wurde Rembrandt begraben. In seinem Nachlasse fand man ein paar ärmliche Kleider, die Leibwäsche und das Malgerät.

Der Rächer.

Novelle von Hugo Salus.

Etwa sechs Wegstunden nördlich von Genua, in einem jener schmalen Täler, über welche jetzt auf kühnen Viadukten die Eisenbahn dahinsaust, lag zur Zeit, da diese Begebenheit sich abspielt, ein einsames Gehöft derer von Fabbri, eine Art Landhaus, welches aber von den Leuten ringsum „das Schloß" genannt wurde. Die Fabbri waren verarmte Edelleute, die von ihren großen und weitläufigen Besitzungen nur dieses unansehnliche Haus gerettet hatten und nun in einer schwer ertragenen, durch ihre schlechten Verhältnisse aber notwendigen Verbannung hinlebten.

Diesem Schlosse nun ritt an einem trüben Spätsommernachmittage ein junger und vornehm aussehender Offizier zu, von einem Diener gefolgt, der auf seinem Gaule in zwei geschwollenen Mantelsäcken das Gepäck des Herrn führte. Der hieß Riccardo Fabbri und war ein sechsundzwanzigjähriger, schlanker Mann, der eben von einem jener kühnen Seezüge zurückkehrte, durch welche sich Genua in jenen Zeitläuften zu so großem und verdientem Ansehen aufgeschwungen hatte. Er hatte als Seeoffizier das Unternehmen mitgemacht und sich durch seine Tapferkeit den Ruf eines tüchtigen und aussichtsreichen Edlen erworben, der allen Grund hatte, das Wiedersehen mit seiner Familie, die durch zwei Jahre ohne Nachricht von ihm geblieben war, herbeizusehnen; mit einem geheimen Seufzer freilich, daß sein herrlicher Vater, der vor mehreren Jahren vergrämt über seine Armut gestorben war, nicht mehr das Glück mitgenießen durfte, seinen Sohn so stattlich und hoffnungsvoll heimkehren zu sehen, dessen ganze Sehnsucht denn Mutter und Schwester umschloß Er war auch kaum ans Land gestiegen, als er schon mit der ganzen Liebe seines zärtlichen Herzens danach verlangte, in ihr einsames Haus zu kommen, ungeachtet der Feste und Huldigungen, die das glückliche Genua seinen heimkehrenden Söhnen bereitete. So hatte er denn zwei Pferde gekauft und seinen Diener mitgenommen, weil er nicht ohne einen gewissen Glanz nach Hause zurückkommen wollte, in einer verzeihlichen Regung der Eitelkeit, und weil er wußte, in welchen glanzvollen Träumen von Glück und Reichtum die Frauen zu Hause ihr kärgliches Leben fristeten. Er brachte ihnen aus den fernen Ländern, in denen er gefochten hatte, die herrlichsten Seidenstoffe und Gewebe mit und

freute sich die ganze Zeit über auf die fröhliche Szene, die sein Erscheinen und die Bewunderung der mitgebrachten Schätze hervorrufen würde, so daß er eigentlich dem Himmel ein wenig zürnte, daß er bei seiner Heimkunft ein so unfreundliches Gesicht machte und seinen Triumph nicht mit Sonnenglanz und Leuchten verherrlichte. Doch er war zu jung, als daß er sich dadurch hätte seine Laune verderben lassen; er sang vielmehr fröhlich vor sich hin oder streichelte zärtlich den Hals seines Pferdes, das dann freudig wiehernd seinen Kopf wendete und ihm mit ernsten Augen dankte.

„Du wirst bald im Stalle stehen, mein Lieber," sagte der Offizier dann zu dem Pferde, „greife nur tüchtig aus und gib mir hübsch auf den Weg acht! Dein Pferd, Beppino," wandte er sich zu dem Diener, „scheint auch lieber auf dem Strande Lasten zu ziehen, als so einen braven Matrosen, wie du einer bist, zu tragen. Schau, wie es den Kopf hängen läßt!"

„Vielleicht liegt's an mir, Signor," lachte der Diener, „ich bin seit meinen Kinderjahren nicht mehr im Sattel gesessen und meine Matrosenbeine wollen nicht mehr den rechten Schenkeldruck zu stande bringen; ich könnte ordentlich seekrank werden bei diesem langweiligen Hinundherschaukeln. Na, in einer Stunde sind wir wohl im Hafen!"

Er gab mit der Gerte seinem Gaule einen leichten Schlag und suchte seinem Herrn näher zu kommen.

So ritten sie weiter; es war fast dunkel geworden, und endlich, endlich sahen sie das einsame Schloß auf dem Hügel daliegen. Riccardo klopfte das Herz, er mußte zwei, dreimal ordentlich schlucken, um die Rührung zu verbeißen; für so weichmütig hatte er sich nicht gehalten! Dann aber, als auch die Pferde den nahen Stall witterten, ging es rasch die Anhöhe hinauf und sie pochten an dem verschlossenen Tore. Und endlich, nachdem ein paar Stimmen laut geworden und Riccardo die alte Marietta an ihrem „Heiligste Madonna, unser junger Herr!" erkannt hatte, ritten sie in den Hof ein und schwangen sich lachend von den Pferden.

Wie deutlich hatte sich Riccardo in den langen Nächten, da er die Wache auf seinem Schiffe hatte, die Heimkehr mit ihrer Erregung und Freude ausgemalt, jede Bewegung, jeden Ausruf, der ihn als Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit und schwesterlicher Liebe beglücken sollte! Denn er hatte noch nie die wahre, echte Liebe erlebt, so daß seine Sehnsucht nur den beiden Frauen galt, von denen er wußte, daß auch nur er den Inhalt ihrer Gedanken bildete. Als er nun in dem Familienzimmer harrend auf und nieder ging, in dem er jedes Gerät kannte und das nun ganz mit den Schleiern der Dämmerung verhüllt war, da fühlte er wirklich eine Bitterkeit gegen das Dunkel, das ihm das Zimmer so klein und modrig machte, da er es sich doch so groß und herrlich vorgestellt hatte. Als aber dann — endlich — die Mutter die Tür aufriß und mit einem „Riccardo, mein lieber, lieber Riccardo!" in seine Arme eilte, da verschwand jegliches andere Gefühl in seinem Herzen, er umarmte nur immer wieder die zitternde Frau und suchte immer wieder ihre bebenden Lippen. Tränen flossen aus ihren Augen und ein Krampf erschütterte ihre schmächtige Gestalt. Da konnte auch Riccardo sein Gefühl nicht mehr bemeistern er wiederholte nur immer wieder die Worte „Mutter, meine liebe Mutter", wobei auch ihm große Tropfen über die Wangen liefen.

Es war aber nach dem ersten Ansturm bei der Mutter nicht nur der Ausbruch der innigen Zärtlichkeit, die sie erbeben ließ, sondern auch ein tiefer, zehrender Schmerz, den

sie lange Monate hindurch in sich niedergekämpft hatte und dessen Ursache der arme Riccardo bald erfahren sollte; so daß sie ihn, da er nach seiner Schwester fragen wollte, wie in einer großen Angst nur um so inniger umarmte und an sich preßte, als könnte sie dadurch die Beantwortung dieser quälenden Frage weit, weit hinausschieben.

Aber endlich, da ihn eine große Unruhe ergriffen und er die Mutter beschworen hatte, ihm alles zu erzählen, aufs Ärgste gefaßt, daß die geliebte Emilia krank oder, um Himmels willen, in seiner Abwesenheit gestorben sei, da erfuhr er, daß etwas noch Schlimmeres sich ereignet hatte, etwas Entsetzliches, das ihm unfaßbar war und das ihn vernichtete, so daß er lange mit leeren Augen in die Dunkelheit des Zimmers und der Zukunft starren mußte.

Seine Emilie, seine herrliche Schwester entehrt, verführt! Er hörte nicht mehr die Worte seiner Mutter, die ihn unter Tränen anflehte, sich zu fassen, um Gottes und Christi Barmherzigkeit willen Emilia diesen Schmerz nicht entgelten zu lassen, die ohnehin gestraft und unglücklich genug sei: er wußte gar nicht, daß nun Emilia neben ihm stand, ein Bild des Jammers und der schrecklichsten Zerstörung, daß sie an seinem Herzen weinte und stöhnte, er starrte nur fassungslos und ohne Besinnung vor sich ins Leere, ohne Gedanken, ja ohne Schmerz. Es war ihm, als stünde sein Herz erschrocken in seiner Brust still und es gäbe kein Leben, keine Zeit, keinen Raum, nur Finsternis, grenzenlose Finsternis. Dann aber durchtobte ihn ein glühender Schmerz, er rang nach Luft, er reckte sich empor, er griff um sich und stürzte besinnungslos in die Arme seiner Mutter.

So ward seine Heimkehr, um derentwillen er die Entbehrungen und Mühen der vergangenen Jahre so freudig ertragen hatte und die ihm als ein Leuchtturm mit klarem Lichte den Weg gewiesen, zum traurigsten Ereignisse seines Lebens, das alle seine Hoffnungen zerstörte, seinen Stolz beugte, sein Glück höhnte und alle Pläne, die er für die Zukunft geschmiedet hatte, vernichtete, für die Zukunft, durch die seine Mutter und seine geliebte Emilia wie durch herrliche Schloßgemächer in Glanz und Glück hätten schreiten sollen.

Und die dunkle Nacht, darein der Unglückliche ohne Frieden starrte, schien ihm nur der Beginn einer dunklen, sonnenleeren Reihe von Jahren, in denen er aber eine Aufgabe haben sollte, die ihn aufrechterhielt: Rache an dem Verführer . . . .

II.

Der Tag, der diese böse Nacht ablöste, war ein strahlender Sommertag, und die Sonne leuchtete vom Himmel, als wäre die Welt voll Glücks und Jubels. Riccardo aber fluchte dieser Sonne, die ihm seine unglückliche Schwester nur noch zerstörter zeigte und ihm keine Runzel in dem vergrämten Antlitz seiner Mutter ersparte. Ein tiefes Weh füllte sein Herz, als er die beiden durch die Zimmer schleichen sah, in einer ewigen Unrast, als trauten sie sich nicht, laut aufzutreten oder bei dem so sehnsüchtig Erwarteten zu sitzen und sich an ihn anzuschmiegen. Er hatte schon früh am Morgen Beppino zu sich gerufen und ihm befohlen, die prunkenden Stoffe und Geschenke auf den Boden zu tragen, um seine Lieben nicht durch die freudigen Gewänder in ihrem dunklen Leid zu kränken; dann hatte er in kurzen Worten dem Diener, der wohl schon von dem Unheil gehört hatte, auseinandergesetzt, daß sie nicht lange hier bleiben würden, da er bald eine große Reise antreten müsse. Beppino hatte stumm das Haupt geneigt, gewohnt

zu gehorchen, ohne zu fragen, und dachte sich wohl, was für ein Ziel seinen unglücklichen Herrn wieder in die Fremde trieb. Dann hatte Riccardo eine lange Unterredung mit der Mutter, in der er den Hergang der traurigen Begebenheit erfuhr.

Die Mutter war im vorigen Winter mit Emilia in Genua gewesen, um Nachrichten über ihren Sohn zu sammeln. Man hatte in den alten Adelsgeschlechtern die beiden Damen mit großer Herzlichkeit und Freude aufgenommen, da die Fabbri ein edles Geschlecht und mit mehreren Patrizierfamilien verschwägert waren; so ließ man die Frauen denn nicht gleich wieder in ihre Einsamkeit zurück, obgleich sie nichts über ihren Sohn hatten erfahren können; und auf einem Feste hatte sich ihnen ein junger römischer Kavalier, ebenfalls Offizier des Geschwaders, zugesellt, ein Graf Ermete Palma, den die sanfte Schönheit Emilias entzückt hatte und der gleich bei ihrem ersten Anblicke seine Bewunderung nicht hatte unterdrücken können. Und als dann die Frauen wieder heimgekehrt waren, war er öfter mit den jungen Genueser Kavalieren herausgeritten und hatte die Mutter durch seine guten Sitten und Emilia durch seinen ritterlichen Frohsinn bezaubert, so daß auch sie ihm ihre Neigung nicht verbarg. Dann kam er auch allein zu ihnen und in der Mutter waren fröhliche Hoffnungen erwacht, da er den Eindruck eines edlen und tüchtigen Offiziers machte, der von ehrlicher Liebe und aufrichtiger Neigung erfüllt schien. Er war aber einer jener allzu liebenswürdigen Jünglinge, denen das Leben nur einen Wert hat, weil schöne Frauen auf Erden wandeln, und Emilia war ihm in ihrer jungfräulichen Reinheit wohl ein würdiges Ziel erschienen, um seine Betörungskünste an ihr zu erproben, was ihm auch leider vollkommen geglückt war. Aber so unglücklich sie nun alle durch den Grafen geworden waren, die Schwester sei trotz ihres Fehltrittes, so schwur die Mutter, rein und mädchenhaft geblieben, da sie wie unter einem Zwange alles gelitten habe, wie in einem Traume, dem freilich dann ein schreckliches Erwachen gefolgt war; denn im Frühjahr sei der Graf verschwunden, ohne auch nur einen Abschiedsbrief an die Unglückliche zu hinterlassen, und nicht mehr gekommen. Und auch in Genua, wo sie vorsichtig hatten Umfrage halten lassen, habe niemand gewußt, wohin sich Graf Palma gewendet habe.

„Ich werde ihn schon zu finden wissen!" hatte Riccardo gesagt, „verlaß dich auf mich, Mutter, ich werde ihn finden, den Buben! Laß mich nur keine Zeit verlieren, Emilia wird gerächt werden!"

Und ohne daß er der Mutter Vorwürfe gemacht oder die Schwester getröstet hätte, ritt er am nächsten Morgen mit seinem Diener wieder nach Genua zurück, um die Spur des Verführers zu verfolgen; er hatte kein bestimmtes Gefühl, was er mit dem Verführer beginnen würde, wenn er ihn erst fände, ob er ihn töten oder zu seiner Schwester zurückbringen wolle; er hatte nur den einen Gedanken, vor ihn hinzutreten und ihm in die Augen zu sehen, nur ein Ziel, sich zu rächen. Und während ihres schweigsamen Rittes, da er vor sich hinstarrte, vertieften sich die Falten seiner Brauen und drohten seine Blicke ins Leere, um aufzublitzen, wenn er leise das süße Wort Rache vor sich hin murmelte. Dann ritten sie abends in Genua ein.

III.

Es war nicht viel, was Riccardo in Genua erfuhr; er erschien zum großen Jubel der jungen Kavaliere an diesem Abend in ihrer Mitte, und bald schien er der Über-

mütigste und Tollste von ihnen zu sein; sie schwärmten die ganze Nacht durch und hatten keine Ahnung, wie vernichtet das Gemüt ihres guten Kameraden war, der munter bei der Tafel saß und immer wieder mit ihnen anstieß. In den Zwiegesprächen, die er dabei mit den Patriziersöhnen hatte, erfuhr er nur, welch prächtiger Kumpan Ermete Palma gewesen sei, ein Held im Trinken, ein tollkühner Fechter und Reiter und der Liebling der Frauen, die ganz verschossen in seine überschäumende Jugend gewesen seien. Ja, sie wären fast auf Riccardos Schwester eifersüchtig geworden, da er diese immer als ein Muster von Schönheit und Lieblichkeit gepriesen habe und wahrhaft verliebt in sie gewesen sei. Aber niemand konnte ihm bestimmt sagen, wohin sich der junge Römer gewendet habe. Die einen wollten wissen, daß er auf einem der Schlösser seines Vaters weile, indes die andern behaupteten, daß er plötzlich abberufen worden sei, um auf einem römischen Schiffe an einem Kriegszuge teilzunehmen.

Darüber erschrak Riccardo sehr, da er fürchten mußte, so den Gegenstand seiner Rache zu verfehlen; doch hoffte er, daß die andere Mitteilung seiner Kameraden die richtige sei, und ritt schon am nächsten Morgen aus Genua aus und gegen Rom, zum großen Erstaunen und Ärger der jungen Genueser, denen seine Anwesenheit eine Reihe von fröhlichen Festen versprochen hatte.

Auf dem langen Ritte sprach Riccardo kaum ein Wort; aber sein Blick wurde freier, als sie endlich Rom zu ihren Füßen sich ausbreiten sahen, seine Wangen röteten sich, als ob er einen großen Sieg erkämpft hätte, als ob nun nichts mehr seine Rache hemmen könnte.

Das Geschlecht der Grafen Palma war in jener Zeit eines der besten in der römischen Aristokratie, das unermeßlichen Reichtum mit großer Kunstliebe und einer großzügigen Freude, das Leben schön zu verbringen, vereinte. Die Palma bewohnten einen großen und herrlichen Palast in der Stadt; alle Merkwürdigkeiten fremder Länder, die gerade damals von den Seefahrern heimgebracht wurden, alle Schätze alter und neuer Kunst waren in diesem im edelsten Ebenmaße gebauten Palast versammelt, in welchem alle hervorragenden Männer Roms gern und in wahrhaft festlicher Weise verkehrten; denn der alte Graf Palma war ein echter Aristokrat, der in seinen jungen Jahren sich sogar einen gewissen Ruhm als Dichter erworben hatte, durch Gedichte freilich, die mehr einen wohlgebildeten Geist als wahrhaftes Künstlertum bezeugten. Immerhin hatte diese tätige Beschäftigung mit der Poesie sein reges Gefühl für die Künste wach erhalten, so daß der noch ganz jugendlich empfindende Graf ein wahrer Freund der Künstler und ihr Schirmherr blieb und als solcher auch von ihnen warm verehrt wurde. Auf den Sohn war von dieser Kunstfreude nicht viel übergegangen, obgleich auch er die Kunst als Lebensschmückerin liebte und gern mit den freidenkenden Künstlern verkehrte, aber mehr aus Lust an Unterhaltung und witzigen Gesprächen, als aus wirklichem Bedürfnis; wohl aber auf die Tochter Francesca, den Stolz und die Freude des Hauses, die mit warmem Gefühl und schöner Stimme die Romanzen jener Tage sang und die mit feinem Geist mit den Dichtern über ihre Verse sprach, die sie als ihre Schutzgöttin besangen und feierten.

Als denn Riccardo in diesen Palast eintrat und durch die geschmückten Hallen, die eines Königs würdig waren, erregten Herzens dahinschritt, da war es ihm, als ob sein Rachegefühl vor dieser Pracht und diesem ungemeinen Reichtum schwankend würde, als wäre er mit seinem Hasse in eine Welt geraten, die, heiter und fürstlich, weit von jeder

Not des Lebens entfernt läge, und eine schmerzliche Verwunderung ergriff ihn über sein schwankendes Gefühl. Er kam sich wie ein Bettler vor, der einem reichen Manne sein Elend klarlegen will und merkt, daß der sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen kann, wie jämmerlich Menschen ihr Dasein fristen können. Dann aber stieg auch der Groll des Bettlers gegen den Reichen doppelt in ihm auf, sein Haß flammte um so glühender in die Höhe, er umfaßte den Griff seines Degens und fühlte eine brennende Befriedigung bei dem Gedanken, daß er, der Sohn eines verarmten Edelmannes, dieses verwöhnte Bürschchen seinem Überfluß entreißen und sich an diesem Buben rächen werde. Er sah im Geiste das ärmliche Haus seiner Mutter in dem unwirtlichen Tale bei Genua und sah die beiden zerstörten Frauen durch die öden Räume schleichen, seine entehrte Schwester, die dieser Lüstling wohl gar für beneidenswert hielt, weil er sie seiner Umarmung gewürdigt hatte! Und Riccardo umklammerte den Degenknauf, denn dieser Bube ging in diesem Hause, durch dieses Tor, diese Halle, diese Gänge, und wenn er ihm jetzt entgegentreten würde, das fühlte er, dann würde er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, niederstoßen.

Da trat ein Diener auf ihn zu und fragte nach seinen Wünschen. „Ob er den Grafen Palma sprechen könne?"

„Nein, die Herrschaften sind für einige Wochen auf ihren Schlössern." Riccardo aber sagte ungeduldig, er wolle den jungen Grafen sprechen.

„O," sagte der Diener, „unser junger Herr, der ist überhaupt jetzt nicht zu sprechen! Der ist vor etwa vier Monaten mit der Flotte nach Kleinasien gefahren, der wird wohl erst gegen Ende des Jahres heimkehren!"

„Gegen Ende des Jahres?! Mensch, weißt du das wirklich? Ist das keine Ausflucht?" fuhr Riccardo empor. Er schwankte, so unvorbereitet traf ihn dieser Bescheid; denn er hatte die Mitteilung der Genueser Offiziere, daß Ermete vielleicht gar nicht in Rom sei, ganz vergessen, weil er sie vergessen wollte; er hatte gar nicht mehr daran gedacht, so greifbar nahe schien ihm der Augenblick seiner Rache. „Weißt du das sicher?" wiederholte er.

„Ganz sicher, Herr! Übrigens kann Euer Gnaden noch nähere Auskunft bei unserer Herrschaft erfahren, draußen in Selva nera, wo jetzt der ganze römische Adel versammelt ist."

„Ja, ja, das will ich tun", sagte Riccardo; und er verließ den Palast mit glanzlosem Blick, enttäuscht und hoffnungslos, und irrte lang durch die Straßen Roms, unfähig, einen Plan zu entwerfen, unglücklich und zerschmettert.

IV.

Nun wurde seine Sehnsucht nach Rache wie ein böses Gift, das an ihm zehrte. Er legte sich mit dem Gedanken an seine entehrte Schwester zu Bette, er sah sie im Traume, wie er sie einst verlassen hatte, und sah sie klagend durch das Elternhaus irren, mit gesenktem Blick und ängstlich, den Augen der geliebten Mutter zu begegnen. Er träumte, wie seine Mutter aus den Brettern ihrer Bettstatt einen Sarg zimmerte, ihr verlorenes Leben hineinzulegen, und er erwachte unglücklich und zerquält. Dann irrte er in der Umgebung Roms umher und fand einen Ort, von dem aus er einen fernen Streifen des Meeres aufleuchten sah. Dort stand er in der Sonnenglut, mit angestrengtem Blicke, ob

nicht das Geschwader dort auftauchen wolle, nach dem er sich sehnte. Und wenn ihm seine erhitzten Augen ein Schiff vortäuschten, dann hob er die Arme, als ob er ihm entgegenfliegen wollte, um sie kraftlos sinken zu lassen, wenn er den Irrtum einsah. Beppino erschrak über seinen Herrn, wenn er dann müde und verstört heimkehrte in ihre armselige Herberge und wagte wohl einmal eine schüchterne Bemerkung, der gnädige Herr möge sich vor dem Fieber in acht nehmen und ob sie nicht wieder lieber nach Genua heimkehren wollten. Da traf ihn aber ein so harter Blick aus den Augen Riccardos, daß er fürderhin schwieg und sich seufzend zurückzog. Und so lungerte Beppo in den Gassen Roms und auf den Plätzen herum, bis er eines Tages einen anderen Matrosen von der genuesischen Flotte traf, der gleich ihm mit seinem Herrn, einem liebenswürdigen Offizier und Verwandten des Papstes, in Rom weilte.

Dem erzählte er seine Sorgen um seinen Herrn und es stieg ein stiller Plan in ihm auf, die beiden Offiziere zusammenzubringen, und er führte auch mit Hilfe seines Kameraden Tonio sein Vorhaben trefflich durch. Der erzählte seinem Herrn, dem Nobile da Spada, daß er dem edlen Herrn Fabbri begegnet sei, wie elend er aussehe, und daß er ausgeforscht habe, daß er in der Via angusta wohne. Ob der Herr ihn nicht dort einmal aufsuchen wolle, denn es müsse schlecht um ihn stehen. Das sagte der Offizier gerne zu, da er Riccardo zugetan war, und so wartete er schon am nächsten Tage auf seinen Kriegsgefährten und traf ihn auch, da er aus der kleinen Herberge in der Via angusta heraustrat.

„Riccardo Fabbri," rief er scheinbar überrascht, „bist du's oder ist es dein Schatten, der hier durch diese vermaledeit enge Gasse wandelt? Sprich rasch, denn schon scheint es mir, mein Herr, als hätte ich einen Fremden für meinen Kameraden Fabbri angesprochen!"

Er zog den Hut und machte eine höfliche Verbeugung vor Riccardo, der wirklich erst einen Augenblick zögerte, ob er sich verstellen und fremd tun solle. Denn im ersten Augenblicke war ihm diese Begegnung peinlich, er wollte hier, in dieser schmutzigen Gasse, nicht gern erkannt werden, auch fürchtete er gleich eine Behinderung seiner unbestimmten Pläne. Dann aber siegte seine Ehrlichkeit um so eher, als er mit Emilio immer aufs beste ausgekommen war und auf dessen lachendem Gesichte die Freude des Wiedersehens zu deutlich leuchtete.

„Freilich bin ich's, mein lieber da Spada!" sagte er also und trat auf den Kameraden zu, ihm die Hand zu reichen. „Ich bin in Angelegenheit meiner Familie hier gewesen und will nun bald Rom verlassen."

Und er log mit diesen Worten nicht, denn er glaubte in diesem Augenblicke des Sichentdecktfühlens selbst daran, daß er nun aus Rom weg müsse.

„Das wirst du gewiß nicht tun," sagte Emilio herzlich; „wir waren immer gute Kameraden, Riccardo, und du darfst aus Rom nicht scheiden, ehe du meine Eltern besucht und mit mir die Herrlichkeiten meiner Heimat gesehen hast!"

Dabei winkte er seinem Diener, der mit Beppino im Tore der Herberge stand, und sagte ihm einige rasche Worte. Dann nahm er Riccardo unter den Arm und zog ihn lachend weiter. Und in dieser Nacht schlief Riccardo schon im Palaste der Spada.

V.

Der große Palast seines Gastfreundes war wie ausgestorben, denn der Vater Emilios war nur für einige Tage zum Empfange seines Sohnes nach Rom gekommen; er hatte

ihn in feierlicher Audienz beim Papste vorgeführt und war dann wieder auf sein Sommerschloß zurückgekehrt, indes Emilio noch in Rom seine Angelegenheiten ordnete. Das alles erfuhr Riccardo am Abend, da die beiden Kameraden, von einem aufmerksamen Kammerdiener trefflich bedient, bei einer Flasche edlen Weines ihr Abendmahl hielten und Erinnerungen auffrischten. Sie sprachen über gemeinsame Bekannte, über die Aussichten des nächsten Frühjahrs und seiner Unternehmungen, und Riccardo schien wieder der lebensfrohe und gute Offizier, wie ihn seine Kameraden liebten und schätzten. Er war angeregt und fast heiter, und als gar da Spada den Namen Palma erwähnte, der Riccardo plötzlich still gemacht hatte, und davon sprach, daß die Palma die Nachbarn seiner Eltern in Bosco rado seien, da wurde Riccardo fast übermütig in seiner Freude, er erhob das Glas und leerte es, er ließ sich von dem gern bereiten Emilio immer wieder von der Schönheit Francescas, der jungen Gräfin und Schwester Ermetes, vorschwärmen und war schon ganz bereit, mit seinem Kameraden und lieben Freunde Emilio gleich am zweitnächsten Tage in die Berge zu reiten. Denn der Wein war gut und rollte wie Feuer durch seine Adern.

„Schade, daß Ermete nicht zu Hause ist, bitterschade!" sagte Emilio, „jeder Tag wäre zu einem Feste geworden."

„Ja, bitterschade!" wiederholte Riccardo; er war ganz ernst geworden. „Den hätte ich gern gesehen! Sie haben in Genua viel von ihm gesprochen!"

„Und sicher nur Gutes!" rühmte Emilio. „Die Männer lieben ihn und mit den Weibern versteht es keiner wie er! Den müßtest du kennen lernen, Riccardo, und wenn das Glück es gut meint, kommt er früher heim, als seine Eltern glauben. Mit dem würdest du bald Freund sein, ihr paßt zusammen!"

Da war Riccardo von seinem Sessel aufgesprungen, er glaubte seinen Schwertgriff in Händen zu halten und schwang doch das Weinglas, daß der rote Wein blutig über seine Hand spritzte. Er wollte etwas Furchtbares sagen, seine Augen funkelten, aber es gelang ihm nicht, und er sank hilflos und verloren lachend in seinen Sessel zurück.

Da brachte ihn Beppino zu Bette.

VI.

Als die beiden Offiziere sich am nächsten Tage beim Morgenimbiß trafen, und Emilio lachend von ihrem gestrigen Zechgelage zu zweien sprach, da wurde es Riccardo erst klar, daß er dies nicht geträumt habe; er war verstimmt über seine Schwäche und hatte Angst von seinen Plänen und Absichten etwas verraten zu haben. Dann trennten sich die beiden, um für den nächsten Reisetag ihre Einkäufe zu besorgen, die Riccardo bald erledigt hatte.

Dann irrte er wieder wie früher durch Rom und in einer verschwiegenen Schenke unter dem Monte Pincio, wo er sein Mittagessen nahm, ward ihm ein Gedanke lebendig der gestern Abend zum ersten Male blitzartig durch sein Hirn geschossen war.

„Du reitest morgen nach Bosco rado," sprach er zu sich, „und kannst übermorgen vielleicht vor den Eltern und der Schwester dessen stehen, der dein und deiner Lieben Glück zerstört hat. Und du bist ausgezogen, um die Schmach, die er deinem Hause angetan, zu rächen. Ist nicht die Lage, darin du und die Familie Palma euch findet, die gleiche, die vor Monden Ermete fand, da er das Haus deiner Mutter betrat? Der Bruder ist

auf dem Meere und die Frauen sind allein, wenn ich vom alten Grafen absehe. Und gibt es eine andere, eine gerechtere Rache, eine Rache, die Gleiches mit Gleichem besser vergilt, als wenn du den heimkehrenden Bruder, der jetzt deinem Schwerte sich entzieht, ebenso unglücklichm achst, wie er dich in allen deinen stolzen Hoffnungen zerstört hat? Da ist die Mutter, da die Schwester und da bin ich", so berechnete er an den Fingern die Lage. „Wäre jener Schuft, jener Feigling, der sich vor mir aufs Meer geflüchtet hat, zur Stelle, er dürfte den heutigen Abend nicht erleben. Aber er ist vor mir geflohen," der Gedanke fraß sich immer tiefer in sein Hirn, „er hat sich feige davongemacht, um meiner Rache zu entfliehen, da er doch wissen mußte, daß ich bald kommen, daß ich bald erscheinen werde, um die Schmach zu tilgen. Und da sind jetzt die beiden Frauen: was bleibt mir anderes übrig, als gleich ihm zu handeln, als gleiches Unrecht mit gleichem Unrecht zu zahlen, als seine Schwester so unglücklich zu machen, als er meine Schwester fürs ganze Leben elend gemacht hat! Und wenn er heimkehrt, dann soll er alle Qualen durchfühlen, die ich in den letzten Wochen gelitten, und dann will ich vor ihn hintreten, offen und ehrlich, wie es einem Ritter ziemt, und er soll mir Rechenschaft geben und ich will ihm Rechenschaft geben. So ist es!"

Damit machte er den Strich unter seine Rechnung, damit zog er die Summe ihrer einzelnen Zahlen, damit beschwichtigte er sein Gewissen, bis es einschlief. Ein heißes Gefühl der Zufriedenheit durchfloß ihn, er konnte nicht mehr sitzen bleiben, es trieb ihn ins Freie und eine glühende Ungeduld jagte ihn durch die Gassen Roms. Er konnte den Morgen kaum erwarten und freute sich auf die kommenden Ereignisse, wie ein kraftstrotzender Jüngling auf ein Turnier, daraus er als Sieger hervorgehen muß. Und er war auf dem Ritte nach Bosco rado durch den herrlichen, klaren Frühherbstmorgen übermütig und glücklich wie nur je.

„Erzähle mir von Francesca, Emilio," sagte er, da sie einen steiler werdenden Pfad emporritten, „ist sie schön, ist sie liebenswert, hat sie einen Liebsten?"

Er mußte von Francesca sprechen, er drängte sein Pferd ganz nahe an den Schimmel Emilios, er fühlte, daß er sich mit seiner Frage in die Gefahr begab, etwas zu verraten, aber gerade dies reizte ihn, er mußte fragen:

„Ist sie wirklich so schön, wie alle Welt sagt? Und hat sie ihr Herz schon jemandem vergeben? Mich gelüstet nach Abenteuern, weißt du, ich sehne mich nach Heiterkeit und Liebe! Und Liebe!" wiederholte er, da Emilio schwieg.

Emilio hatte sich bei den Fragen seines Genossen erst abgewendet; dann klopfte er seinem Rosse den Bug und nun schaute er Riccardo mit einem großen und ernsten Blicke an, er saß steil und wie aus Erz gegossen im Sattel und sprach dann mit einer Stimme, die zu schwer für die schlichte Antwort war:

„Du irrst, Riccardo Fabbri, Francesca ist eine römische Adelige, sie ist nicht für Abenteuer geboren, sie ist eine Palma!

„Und meine Schwester ist eine Fabbri!" wollte Riccardo antworten. Aber er hemmte sich.

„Du sagst mir nichts Neues, sie ist eine Palma!" versuchte er seine Frage abzuschwächen. „Und ich habe nichts anderes gefragt, als ob sie schön sei. Du willst meine Frage nicht beantworten," setzte er dann munter hinzu, „du willst mich überraschen! Ich danke dir!"

Er lachte gezwungen, aber seine Heiterkeit war verschwunden, er empfand die Demütigung in den Worten Emilios, er fühlte, wie ihn Spada an den Abstand gemahnte, der den armen Fabbri von der Gräfin Palma trennte, er biß sich auf die Lippe und gab, da sie nun in der Ebene ritten, seinem Pferde die Sporen, daß es in eine rasche Gangart fiel.

Dann aber mäßigte er den Trab seines Pferdes und sagte: „Siehst du, so närrisch macht mich die Würze dieses Herbstrittes! Sei nicht böse, Emilio, wir sind jung; schau, wie klar sich die waldigen Berge vom blauen Himmel heben."

Und nach einigem Zögern fügte er hinzu und seine Stimme war weich und fast zärtlich:

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt oder habe es vergessen, Emilio, ob du Geschwister hast?"

„Ja, Riccardo," sagte Spada, „ich habe zwei Schwestern, eine ist vermählt und wohnt im Toskanischen und zu Hause habe ich meine kleine, liebe Maria, die Freundin Francescas, die du bald dort sehen wirst."

Er hob den Arm und wies Riccardo mitten im hügeligen Walde einen hellen Fleck. „Dort ist Bosco rado und dort drüben, nicht weit von jener Waldlichtung, sitzen die Palma."

Er lächelte und reichte Riccardo die Hand hinüber. „Dort wirst du meine Antwort von vorhin verstehen!"

„Ja, dort werden wir uns erst recht verstehen!" erwiderte Riccardo.

Und sie ritten scharf drauflos, um recht bald nach Bosco rado zu kommen.

VII.

Da sie dann durch tiefe Dämmerung ritten, blitzten auf einmal ganz nahe die Lichter von Bosco rado auf, das ihnen während der letzten Stunde verdeckt gewesen war, und es währte auch gar nicht lange, daß sie die Lichter ordnen und die Fensterreihen und den ganzen Aufbau des Schlosses daraus erzeichnen konnten.

Aber in der Nähe des Schlosses ward jetzt ein helles, breites Licht sichtbar, von Schatten unterbrochen, und das Licht loderte manchen Augenblick plötzlich in die Höhe, so daß Emilio ängstlich wurde und dem fragenden Riccardo die Antwort schuldig blieb.

„Dort auf dem leichten Hügel neben dem Schlosse sind die Wirtschaftsgebäude," sagte er wie zu sich, „es wird doch hoffentlich kein Feuer entstanden sein, das wäre eine schlechte Illumination für meine unerwartete Heimkunft!"

Sie ritten rascher und nun sahen sie auch schon, daß die Schatten mit einer gewissen Regelmäßigkeit durch das Licht huschten und bald hörten sie laute Stimmen und helles Lachen. Der Wald nahm die Reitenden für kurze Zeit wieder auf, ein leichter Wind wehte ihnen jubelnde Stimmen und auch die rasch verstummenden Töne einer tollen Musik zu.

„Oh, die feiern ein ländliches Fest!" sagte Emilio mit erleichterter Brust. „Wir wollen uns erst die Festlichen anschauen und sie dann überraschen. Wir wollen uns im Schatten unter sie mischen und uns dann im Lichte erkennen lassen."

Er winkte Tonio und Beppo herbei und gab ihnen, vom Pferde steigend, seine kurzen Befehle. Die beiden Diener sollten auf einem Umwege die Pferde in den Stall

bringen, sich aber dabei gar nicht beeilen. Dann traten die beiden Edelleute ganz nahe an den Waldesrand und schauten zwischen den Bäumen dem Schauspiele zu, das sich ihnen phantastisch und seltsam genug darbot.

Da war in der weiten Waldlichtung seitab von dem stattlichen weißen Schlosse auf dem Hügel eine Scheuer und unten am Fuße des sanften Abhanges war eine vornehme und fröhliche Gesellschaft vereinigt, Damen und Herren, jung und alt, die würdigen Damen auf Bänken und Sesseln, indes die Herren sich nach Willen und Neigung um sie geschart hatten. Auf dem rundlichen Abhange aber, etwa in der Mitte zwischen den Herrschaften und der Scheuer, brannte ein Feuer von Pechfackeln, das die weißgetünchte Wand des breiten Hauses grell beleuchtete. Und von beiden Seiten des Hügels ritten nun auf munteren Maultieren zwei Burschen zu der Scheuer empor und plötzlich zeichneten sich ihre grotesken riesigen Schatten, aus dem Dunkel kommend, auf der grell erleuchteten Wand ab, närrisch verzerrt und bis an das Dach des Gebäudes vergrößert, auf einander zureitend, auf sagenhaft aussehenden, unerhörten Tieren, und die Schatten hatten Dreschflegel in den Händen, an deren Stangen aber große Schweinsblasen befestigt waren. Ein Dudelsack jammerte dazu, von Flöten verlacht, und die laute Heiterkeit der vornehmen Gesellschaft begleitete die seltsamen Schatten und närrischen Töne.

„Das sind unsere Knechte," erläuterte Emilio, „sie unterhalten sich und machen den Herrschaften ihre hübschen Späße vor. Dort sitzt meine Mutter neben der Gräfin Palma, die, wie ich zu meiner Freude sehe, zu dem Abend herbeigekommen sind, und dort bei den drei Kavalieren steht Francesca Palma mit meiner Schwester. Aber jetzt gib acht auf das Schauspiel, das eben seinen Höhepunkt erreicht hat."

Plötzlich war mitten auf dem weißen Hintergrunde der Wand ein phantastisch aufgeputztes Weibsbild aufgetaucht, der unglaubliche Schatten eines übertrieben üppigen Weibes, das nach beiden Seiten hin den Maultierreitern plumpe Kußhände zuwarf. Die waren just in ihrem Ritte fast unten bei den vornehmen Zuschauern angelangt, nun schienen sie, durch die Musik aufmerksam gemacht, plötzlich das Frauenzimmer zu erblicken, sie wandten ihre Tiere und ritten wie rasend den Hügel empor, den Ritt plötzlich hemmend, als ihr Schatten den Schatten der Holden berührte. Sie ward stürmischer in ihren verlockenden Bewegungen, bald schien sie den einen, bald den andern zu begünstigen, der Dudelsack war dabei ganz toll geworden, die Flöten jammerten und die aufs beste belustigte Gesellschaft jubelte laut zu dem sonderbaren Schauspiele.

Riccardo aber stand neben Emilio, sein Gesicht lächelte weiter, indes sein Herz mächtig pochte und sein Blick unverwandt auf die Gruppe hinstarrte, die ihm sein Freund gewiesen hatte; da standen die drei Kavaliere, zwei jüngere und ein älterer, und die beiden Mädchen, lachend und frohe Bemerkungen tauschend. Aber Riccardo fragte gar nicht erst, welches der beiden Mädchen Francesca sei, er wußte es gleich, er konnte sich nicht täuschen, er dachte gar nicht daran, daß er sich vielleicht irren könnte; denn seine Augen und sein Herz sagten es ihm, daß die Kleinere, die Fröhliche, Francesca sein müsse.

„Sie ist wunderschön!" jubelte es in ihm und seine jugendliche Glut flüsterte ihm gleich in die Ohren: „Da wird deine Rache ...." Aber er dachte den frevlen Gedanken gar nicht zu Ende, er zwang sich, an seine Schwester zu denken und preßte die Hände zu Fäusten zusammen. „Ja, das ist Francesca, so reizend, so liebenswürdig, so unwiderstehlich! Und



so, du arme Schwester, mag dir auch ihr Bruder erschienen sein, daß du ihm nicht wehren konntest!"

Er sah jetzt auch die andere an, sie war groß, hatte ein ernstes, in strengen, aber ungemein edlen Linien gezeichnetes Antlitz, und dieser Ernst blieb auf ihren reinen Zügen, auch wenn sie lächelte, so daß sie etwa wie die Muse der Historie neben der Muse des Liebesliedes oder des anmutigen Tanzes bei ihrer Freundin stand. Aber Riccardo verweilte nicht lange im Anblicke dieser ernsten Erscheinung, ihn zog es warm und glückverheißend zur kleineren und heiteren anderen, die ihm in ihrem lichten Gewande wie die Verkörperung aller Anmut erschien, so daß er, als Emilio ihn jetzt laut auflachend in die Seite stieß, herzlich und zukunftsicher mitlachte, aber aus einem ganz anderen Grunde, als sein Freund, der mit leuchtenden Augen dem Schattenspiele gefolgt war. Der eine Reiter hatte eben die Schweinsblase seines Dreschflegels auf dem Kopfe des anderen zum Platzen gebracht, der taumelte vom Maultiere herab, der schauderhafte Schatten des Liebchens schwang sich auf sein lediges Reittier und nun rasten die beiden, bis über das Scheunendach verzerrten Schatten des Siegers und seiner willigen Beute den Abhang nieder, indes der Besiegte mit täppischen Bewegungen sich erhob, ihnen nachdrohte und dann, gleichsam aus Rache und zum Hohne der jubelnden Gesellschaft mitten in den Fackelbrand hineinsprang und ihn mit raschen Tritten auslöschte. Das Schattenspiel war zu Ende.

Während die heiteren Zuschauer lachend Beifall klatschen und noch einen Augenblick in ihren Gruppen verharrten, als sollte dem närrischen Spiele noch ein Nachspiel folgen, hatte Emilio den Arm Riccardos ergriffen und zog ihn nun mitten in das Gewühl der Gesellschaft hinein. Fackelträger kamen rasch aus dem Schlosse gelaufen, und als nun die beiden neben den Mädchen standen und Emilio plötzlich seine Stimme in das Gespräch mischte, als wäre er all die Zeit über anwesend gewesen, da erhob sich gleich ein neuer Jubel und neues Lachen, während dessen Riccardo unbemerkt blieb. Er hatte sich nahe neben seine Auserkorene gestellt und atmete den Duft ihres blühenden, entblößten Halses. Eine heiße Sehnsucht ließ ihn erglühen und doch fühlte er sich einen Augenblick traurig, wie ein Kind, das an einem fernen Orte einer rauschenden Musik lauscht und plötzlich Heimweh nach den vertrauten Worten seiner entfernten Mutter bekommt. Und schon waren die Eltern da Spadas zu ihnen getreten und hatten ihren Sohn begrüßt, der nun artig seinen Freund vorstellte und ihn ihrer Huld als tapferen Kameraden und lieben Freund empfahl. Und während sich Riccardo über die Hand der Mutter Emilios beugte, fuhr dieser fort, ihn auch den Mädchen bekannt zu machen, der jungen Gräfin Francesca und seiner kleinen Schwester Maria, vor denen sich der Offizier verbeugte, ohne ein Wort sagen zu können, denn schon waren auch die übrigen Edlen um die beiden versammelt und es gab Verbeugungen und Händedrücke die Menge, bis sich endlich die ganze Gesellschaft in die weite Halle vor dem Schlosse begab, um das Fest bei einem reichen Tische zu beenden. Riccardo saß an der Seite der Mutter Emilios und war durch ihren freundlichen Zuspruch und Gegenrede in der angenehmsten Weise gefesselt, indes das junge Volk unten an der Tafel sich über das Schattenspiel unterhielt und Emilio den Mädchen über den Gast berichten mußte.

So daß Riccardo endlich, von dem Freunde in sein Zimmer geleitet, müde von dem ausgiebigen Ritte und verwirrt von den vielen Menschen, auf seinem Lager einschlief, ohne Träume und ohne weiter an seine Pläne gedacht zu haben.

VIII.

Als die leuchtende Sonne den Schläfer am anderen Morgen weckte, da gab er sich erst den angenehmen Gefühlen eines Jünglings hin, der am vergangenen Abend ein Mädchen kennen gelernt oder eigentlich nur gesehen hat, das ihn entzückt und das ihm der Inbegriff alles Schönen und Begehrenswerten scheint, wovon er je geträumt hat: sie ist ihm ganz in strahlendes Sonnenlicht getaucht, ist zierlich und heiter und dünkt ihn das verlockendste Spielzeug, das er gern wie ein Kind an der Brust bergen und streicheln möchte. Er sucht sich recht genau an ihre liebliche Gestalt zu erinnern, er freut sich, daß sie kleiner ist als er und daß er sich zu ihrem rosigen Ohr herabbeugen muß, um ihr was recht Holdseliges zu sagen. Er schließt die Lider noch einmal, um sich wie in einem lauen Bade wohlig zu strecken. Und wenn in seinem Denken finstere Vorstellungen ihm das freundliche Bild verdunkeln wollen, dann scheucht er sie unwillig fort, er fühlt, daß seine Sehnsucht ihn langsam das begehrenswerte Wesen lieben lehrt. Aber die dunklen Gedanken ballen sich immer dichter, immer undurchdringlicher, und plötzlich strafft der Träumer sich empor, er spricht zu sich wie zu einem anderen Menschen, er schämt sich vor sich selber.

So ging es Riccardo jetzt; er mußte des Zwischenfalles während ihres Rittes gestern gedenken, da Emilio seine verwegene Frage mit dem stolzen Worte: „Sie ist eine Palma!" beantwortet hatte. Sein heiteres Morgenbild verschwand, er erinnerte sich an den Zweck seines Hierseins, an seinen Entschluß und seinen neuen Plan für seine Rache.

„O, das wird viel schwieriger durchführbar sein, als ich dachte! Sie ist so schön, so rein!", träumte er vor sich hin. Da stand aber wieder das Bild seiner Schwester vor seinem Blicke, die er sich auch so schön, so rein geträumt hatte, wenn er auf dem Schiffe seinen holden Heimatsgedanken nachhing, und ein frischer, ungleich tieferer Schmerz erfüllte sein Herz. War seine Schwester so leicht zu erobern? Hat sie sich dem Werben seines Todfeindes Ermete so willig hingegeben? Trägt nicht auch sie vielleicht eine Schuld?

Seine erregte Phantasie zeigte ihm körperlich deutlich Ermete und seine Schwester, das konnte er nicht ertragen, er sprang vom Lager auf, er machte sich rasch fertig und rief seinen Diener. Der führte ihn ins Nebengemach, wo der Morgenimbiß seiner harrte. Und dann eilte Riccardo in den Garten hinab, nur von dem Wunsche erfüllt, sich und den Gedanken seiner Einsamkeit zu entfliehen.

IX.

Als Riccardo in den flimmernden, grünen Garten trat, unter dessen alten Bäumen die Gesellschaft heiter versammelt war, da verwandelte sich sein Trübsinn gleich in die glücklichste Fröhlichkeit. Er lachte mit den andern, die den Langschläfer mit frohem Zuruf begrüßten, die Betten im Hause Spada seien doch besser als Schiffsbetten. Das erweise sich auch an Emilio, gab er munter zu, den er auch noch in der Gesellschaft vermisse.

„Da seid Ihr irre", sagte Emilios Vater, „der ist heute gar zeitig früh aus den Federn gekrochen und läßt sich entschuldigen. Er und Maria sind mit den Palma, die wieder heimgekehrt sind, vor einer Stunde etwa weggeritten, um ihnen das Geleite zu geben."

„O, das tut mir leid", stammelte Riccardo und seine Worte konnten als Entschuldigung dafür gelten, daß er sich von der gräflichen Familie nicht verabschiedet habe. Es war keine Wolke an dem blauen Himmel, aber sein Gesicht war plötzlich ganz dunkel geworden und einer der Nobili, der dessen acht hatte, sagte spottend:

„So reitet ihnen nach, wenn Ihr scharf zureitet, könnt Ihr gewiß den Schleier der schönen Francesca noch im Winde flattern sehen, ehe sie in dem dichten Schatten von Selva nera verschwinden!"

„Ja", meinte der Vater da Spadas, „darum bittet auch Emilio, Ihr möchtet, falls es Euch beliebt, ihnen entgegenreiten, der Weg ist nicht zu verfehlen und unsere Kinder werden Euch in der Mitte des Weges begegnen."

„Das will ich sehr gerne tun", erwiderte Riccardo leise. „Ich will nur mein Pferd satteln lassen."

„Dem gönnt heute seine verdiente Ruhe," sagte der freundliche Hausherr verbindlich, „mein Pferd steht gesattelt zu Euren Diensten."

Er pfiff dem Stallburschen, der auch bald ein schönes, feuriges Tier heranführte. Das bestieg Riccardo, nachdem ihm der Weg gewiesen war, und sprengte davon.

„Grüßet uns die schöne Gräfin Francesca!" rief der Nobile ihm noch fröhlich nach; und er sagte dann lachend zu den übrigen Gästen: „Dem hat es natürlich wieder die Gräfin angetan, sonst wäre der Siebenschläfer — bei aller Liebe zu Emilio — heute wohl nicht so leicht aufs Pferd gestiegen. Aber er reitet besser, als ich einem Seeoffizier zugetraut hätte!"

Auch Riccardo fühlte, daß er heute leichter als je im Sattel saß, so schwer auch sein Herz von der Mitteilung des freundlichen Vaters Emilios getroffen war.

„Ich muß sie einholen," sagte er sich, „ich muß sie noch einmal sehen!"

Der Weg führte hinter dem Schlosse durch den Wald empor, aber auch auf der Höhe verließ er den Wald nicht, so daß die Hoffnung Riccardos, er werde nach einem scharfen Ritt auf der Höhe angelangt, den Wagen der Palma und seine Begleiter sehen, sich nicht erfüllte.

„Ich bin doch gewiß nicht auf einem falschen Wege," dachte er, „und doch hat der spöttische Nobile davon gesprochen, daß ich in der Ferne den Schleier Francescas werde wehen sehen. Vielleicht öffnet sich später der Ausblick, jetzt mag ich wohl schon eine Stunde geritten sein."

Er trieb sein Pferd zu rascherem Trabe an, obgleich es wahrhaftig den steilen Weg wie eine Landstraße genommen hatte.

Da, als Riccardo eben aus den Bäumen auf eine sonnige Waldwiese kam und, vom hellen Lichte geblendet, die Augen geschlossen hatte, dem Schatten des gegenüberliegenden Waldes zustrebend, hörte er plötzlich seinen Namen rufen; er schaute sich um und brachte schon durch den freudigen Schreck, der seinen Körper rückwärts riß, das Pferd zum Stehen.

Auf der Wiese aber, auf einem moosbewachsenen Steine, saß Maria, die Schwester Emilios, und hielt die Zügel ihres Pferdes lose in Händen. Sie hatte einen verwegenen Hut schief auf dem hellbraunen Haare, sie sah in ihrem Reitkleide heute schlanker aus, und sie lachte hell in den Tag hinein, weil wohl der ungestüme Reiter, der so plötzlich sein Pferd zum Stehen brachte, einen recht seltsamen Anblick bieten mochte; und weil

sein Gesicht und seine Haltung, da er vom Rosse stieg, so überdeutlich den Ausdruck der Überraschung, ja des freudigsten Schreckens darbot, daß sie nur noch lauter lachen mußte.

„Gräfin," sagte er, „Ihr seid zurückgeblieben" — um mich zu erwarten, wollte er sagen, aber er vollendete den Satz nicht, denn Maria war ihm entgegengekommen, und das Erstaunen war nun auf ihr helles Gesicht herübergehuscht.

„Gräfin, sagt Ihr? Haltet Ihr mich denn für Francesca?"

„Ja, seid Ihr denn nicht die Gräfin Palma?" kam es unsicher und doch mit der ganzen Sicherheit einer schon beantworteten Frage von den Lippen Riccardos. „So hat Euer Bruder mich gestern genarrt, als er mich . . ."

„Meiner Freundin Francesca und mir zusammen vorführte?" vollendete Maria den Satz. „Und Ihr habt mich für meine Freundin genommen? Aber Ihr macht ein so bestürztes Gesicht, Ihr scheint so unglücklich über den Irrtum, daß ich wohl um Verzeihung bitten muß, daß Ihr Euch so getäuscht habt, Ihr Armer! Ich bin aber wirklich nur Maria, die Schwester Emilios, könnt Ihr mir das vergeben? Ich habe unsere lieben Gäste bis hieher geleitet und mein Bruder ist noch ein Stück mit ihnen weitergeritten, vielleicht bis Selva nera, weil der Tag so herrlich und der Ritt so angenehm ist. Ich will jetzt wieder heimreiten, denn Ihr habt lange auf Euch warten lassen, und nun habe ich Euch, ohne meine Schuld, eine so arge Enttäuschung bereiten müssen!"

Sie lachte wieder laut in die flimmernde Luft und klopfte den Hals ihres Pferdes, das seine Herrin mit glänzenden Augen anblickte.

Riccardo aber stand vor ihr, eine leise Stimme in ihm sang immer das gleiche Lied: Nun ist alles gut, nun muß ich dir, du liebes, süßes Mädchen, kein Leids antun! Aber eine andere Stimme höhnte ihn: Du kühner Ritter, denkst du an deine Rache? Und hast verliebte Augen und verliebte Ohren und stehst hier vor einem liebenswerten Geschöpf, das deine Zärtlichkeit sich auserkoren hat, indes du sie dir stolz als Ziel deiner Rache vorgelogen hast.

Und seine Scham und das Gefühl des schweren Unrechtes, das er dieser Reinen angetan hatte, war so groß, daß er — als müßte die Heitere da vor ihm seine ganze Schuld kennen — vor ihr ins Gras sank, den Saum ihres Kleides zu küssen, und mit gepreßter Stimme zu ihr sagte:

„Könnt Ihr mir verzeihen, Maria, könnt Ihr mir das alles im Leben je verzeihen?" Er flehte sie voll tiefer Innigkeit an, er wußte jetzt auch schon ganz bestimmt, daß seine Verwechslung der beiden Mädchen nur seinem Entzücken über dieses helle Geschöpf entsprungen sei, und daß er aus Bewunderung für sie und aus dem Gefühle seiner keimenden Liebe den Irrtum begangen habe.

Maria hatte sich zu ihm herabgebeugt, das Lächeln lag noch um ihre Lippen, aber nun sah sie in seine unglücklichen Augen und verstand sie nicht, und darum sagte sie:

„Ich kenne Euch nicht, Signor Riccardo, und weiß nicht, ob Ihr bei heiterem Spiel, wie dieser Kniefall wohl eines ist, immer so unglücklich schaut wie jetzt. Und weiß auch nicht, was ich Euch verzeihen soll, wenn Ihr dies Wort ernst gemeint habt! Ihr habt uns beide Freundinnen gestern, da Ihr als Fremder in eine große Gesellschaft tratet, verwechselt, aber weder ich, noch Francesca haben Ursache, sich beleidigt zu fühlen, wenn jemand uns verwechselt. Steht auf, Signor, und sagt mir, ob es Euch kränken würde, wenn Euch jemand für meinen Bruder halten würde?"

Sie sagte diese Worte so natürlich und doch so mild, daß Riccardo nur verwirrter wurde. Er brachte keine Antwort zuwege, er stammelte nur: „Ihr könnt ja nicht wissen, wie aufrichtig ich alles bedauere, was ich getan habe oder tun wollte!"

Und plötzlich umfaßte er stürmisch ihre Knie und rief zu ihr empor: „Ihr wißt ja nicht, wie verworfen, wie elend ich bin und wie unglücklich! Und ich kann es Euch auch nicht sagen, was mich so unglücklich macht! Die Verwechslung hat damit gar nichts zu schaffen, wahrhaftig nicht, jedoch Ihr müßt Mitleid mit mir haben, denn ich bin unglücklich; aber ich verdiene Euere Verzeihung nicht, obgleich sie allein mich retten könnte!"

Seine Stimme war so ehrlich und seine Augen sahen so traurig und hoffnungslos zu der erschrockenen Maria empor, daß sie ihm nicht wehrte, so ängstlich sie auch das seltsame Gebaren des vor ihr Knieenden verfolgte. Er schien ihr gegen den Eindruck vom gestrigen Abend so verändert, daß sie sich fragte, ob er wirklich der weltkundige Offizier und Freund ihres Bruders sei. Sie sagte indessen mit sanften Worten zu ihm:

„Wie könnte ich Euch etwas verzeihen, was ich nicht kenne und was mich nicht beleidigt hat? Steht auf, Signor, wir wollen jetzt nach Hause reiten, vielleicht sänftigt sich dabei Eure Erregung, und wollen dort auf Emilio warten, dem Ihr sagen könnt, was Euch so bewegt! Ist es Euch so recht?"

Da erhob er sich vom Boden, verwirrt und hoffnungslos, und dankte ihr mit stummem Blicke; und sie gingen eine Strecke weit zwischen den Pferden, die sie an den Zügeln führten, in den Wald hinein. Dann aber blieb er stehen, er kämpfte mit sich, ob er Maria sein Herz eröffnen solle. Und er begann ihr zu erzählen:

„Ich habe eine Schwester zu Hause, sie mag in Eurem Alter sein, und sie lebt mit unserer Mutter einsam in den Bergen über Genua. Und diese beiden Frauen waren mein Traum in den Nächten auf dem Meere und mein Glück und Stolz in der Ferne. Wenn ich an sie dachte, so war mein Leben inhaltsreich, ich wußte, daß ich leben durfte und leben mußte, denn ich hatte jemanden, für den es sich zu leben verlohnte. Aber als ich nun nach Hause kam . . ."

Er wollte weitererzählen, aber er sah das reine Mädchen an seiner Seite an, das ihn mitleidig betrachtete, da stockte er und sagte dann nach einer langen Unterbrechung:

„Ihr könnt Euch vorstellen, wie Emilio sich darauf freut, nach Hause zu kommen, wie ihn die Sehnsucht erfüllt, Eure Eltern und Euch wiederzusehen! Und was könnte ihn auch Schlimmes überraschen? In Genua hat er gehört, daß Ihr gesund seid, Eure Briefe haben ihn darüber beruhigt. Ihr könntet vielleicht indessen einen edlen Mann mit Eurer Liebe beglückt haben, mit Eurer reinen Neigung beglückt haben," wiederholte Riccardo, ohne es zu wissen, „und diese Veränderung könnte Emilio vielleicht einige Stunden verwirren, ehe er den Mann Eurer Wahl kennen gelernt hat. Ach, Maria!" rief er plötzlich wie verzweifelnd aus, „ich kann Euch meine Heimkunft nicht schildern, ich bin um all mein Glück, um meine ganze Zukunft betrogen! Und das Furchtbarste ist — und zu dieser Erkenntnis hat mich Euer lieber Anblick gebracht, das Niederschmetternde ist das sichere Bewußtsein, daß ich meine Schwester nicht mehr lieben kann, daß ich nunmehr meine Heimat, daß ich meine Berechtigung zum Leben verloren habe! O, Maria, forschet nicht nach meinem Geschick, aber habt Mitleid mit mir, vergebt mir meine Schuld, wenn Ihr sie auch, dem Himmel sei Dank, nicht begreifen könnt! Ich will hier im Walde warten, bis Euer Bruder kommt, und entschuldiget mich bei Euren Eltern, zu denen ich nun

nicht mehr zurückkehren kann. Mein Diener wird mir mein Pferd bringen und ich will fürderreiten. Lebet wohl!"

Er blieb stehen und reichte Maria die Hand. Da sprach sie, indes sie seine Rechte in ihrer Hand hielt:

„Sprecht mit Emilio, er wird Euch trösten können, er wird Euch, das hoffe ich, zu uns zurückbringen. Seid meines innigen Mitleids gewiß, denn ich sehe, daß Ihr sehr leidet, wenn ich auch die Ursache Eures Schmerzes nicht verstehen kann. Seht, ich lebe sorglos und heiter meine Jugend dahin, und Ihr seid der erste Mann, den ich von einem tiefen Leid erschüttert sehe, von einem Leid, das sich gewiß nicht verbergen läßt. Daran werde ich wohl mein Leben lang denken müssen! Und ich würde wahrhaft glücklich sein, wenn ich durch Emilio erführe, daß sich Euer Geschick zum Guten gewendet hat. Das wünsche ich Euch von ganzem Herzen! Lebet wohl!"

Da wallte noch einmal ein heißes Gefühl in Riccardo auf, es drängte ihn zu Maria hin, aber er bezwang sich und so küßte er ihr stumm die Hand. Dann kehrte er langsam mit seinem Pferde um, und ging den Waldweg zurück, Emilio zu erwarten.

X.

Es war spät am Nachmittage, als Emilio des Weges daherkam. Beppino hatte indessen das Pferd Riccardos und seinen Mantelsack gebracht und einen Korb mit Speis und Trank, den Maria geschickt hatte; und der Bursch der ihn geleitet hatte, war mit dem Pferde da Spadas wieder heimgeritten. Beppino saß unmutig bei den Pferden, es hatte ihm in Bosco rado gut gefallen und er hatte gehofft, sich nun endlich ordentlich ausfaulenzen zu können. Sein Herr aber saß schwermütig an der Straße, seufzte oft, ballte die Fäuste oder fuhr mit der Rechten durch die Luft und schaute dann wieder sehnsüchtig in der Richtung von Selva nera, ob Emilio noch nicht kommen wolle.

„Endlich, endlich!" rief er nun, als sein Freund heiter dahergesprengt kam, „du hast lange auf dich warten lassen!"

Emilio sah erstaunt in das verstörte Gesicht Riccardos, er sah verwundert Beppino mit den bepackten Pferden und sprang neugierig aus dem Sattel.

„Hast du so lange auf mich gewartet?" fragte er. „Hast du denn Maria nicht getroffen, die doch schon Mittag zurückgeritten ist?"

Er übergab Beppino auch sein Pferd und trat zu Riccardo, der ihn bei der Hand nahm und seinem Diener winkte, sich zurückzuziehen.

„Ich habe mit deiner Schwester gesprochen, Emilio; sie weiß, daß ich hier auf dich warte, um mich von dir zu verabschieden; denn ich muß noch heute fort von hier."

Er sagte dies so seltsam, daß Emilio auffuhr:

„Hat man dich im Schlosse beleidigt? Was ist geschehen?"

„Man hat mich nicht beleidigt," lächelte Riccardo trüb, „aber ich habe mich schuldig gemacht, Emilio!"

„So sprich doch klar, ich verstehe dich nicht! Womit und wen hast du gekränkt? Es ist ja nicht möglich! Foltere mich doch nicht, gerade heute nicht!"

Da senkte Riccardo den Blick und sprach mit erregter Stimme: „Emilio, hast du i deinem Leben schon ein reines Mädchen verführt? Wir sind jung und heiß und ich bin

nicht anders als du und die anderen jungen Nobili. Hast du ein Mädchen verführt und dabei jemals an den Jammer der Betörten, an das Elend ihrer Mutter, an das Unglück ihrer Geschwister gedacht? Niemals kam dir der Gedanke daran, das weiß ich. Ich kenne uns. Aber was würdest du sagen, Emilio" — in den Augen Riccardos war ein Lauern, und seine kalte Stimme bewies, daß er diese Worte den ganzen Nachmittag über vorbereitet hatte — „was würdest du sagen, was würdest du tun, wenn du erführest, daß deine — Schwester verführt worden ist?"

Da faßte ihn Emilio an der Brust, er hatte seinen Degen gezogen und hielt ihn stoßbereit erhoben: „Du bist wahnsinnig, Riccardo, was sprichst du für rasende Tollheiten? Du bist von Sinnen! Rede oder du erlebst den nächsten Augenblick nicht!"

Aber Riccardo lachte auf, befriedigt, als ginge alles nach Wunsch, und dann schrie er Emilio in die Ohren: „Stoß zu, Emilio, stoß zu, ich habe deine Schwester verführt, aus Irrtum verführt, denn ich hatte es auf Francesca abgesehen, die Schwester Ermetes! Du weißt ja, wie ich mich schon gestern auf dem Ritte nach ihr erkundigt habe!"

Er lachte grausam und höhnend und schrie noch einmal: „Stoß zu!"

Aber Emilio hatte den Arm mit dem Degen sinken lassen, er sah entsetzt in das verzerrte Antlitz Riccardos und warf den Degen bei Seite:

„Du bist von Sinnen, Riccardo," sagte er schwer aufatmend, „du bist toll!" Und dann stand er aufrecht und stolz vor Riccardo, der ihn hilflos anblickte, und sagte mit verachtendem Munde: „Und meiner Schwester bin ich so sicher wie meiner Braut!"

„Deiner Braut?" schrie Riccardo.

„Meiner Braut", erwiderte Emilio ruhig.

Da fielen die Arme Riccardos schlaff an seinem Körper herunter, er knickte zusammen, daß ihn die Hand seines Freundes, der immer noch sein Wams festhielt, nicht erhalten konnte, er sank in die Knie und sagte mit bleichen Lippen: „Deiner Schwester bist du sicher! Das sagt jeder Bruder! Dann ist ja alles gut," lispelte er vor sich hin, „alles gut."

So sank er in den Staub des Weges.

Emilio aber, dem die vergangenen Stunden das lang ersehnte Glück gebracht hatten, beugte sich über ihn, ein inniges Mitleid mit dem Kameraden erfüllte ihn, er trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne und dann erhob er sich und rief nach Beppino, er möge Wein bringen. Den flößten sie dem Kraftlosen ein und langsam, langsam kehrte das Blut wieder in seine Wangen zurück. Er stützte sich auf seinen rechten Arm, er blickte Emilio lange an und dann schickte er Beppino wieder weg. Er schüttelte das Haupt, als müsse er sich erst langsam auf etwas besinnen, dann drückte er Emilio die Hand und sagte leise: „Francesca." Dann umarmte er Emilio und ein schwergeborenes Schluchzen erschütterte seinen Körper: „Maria," sagte er innig, „die reine, heilige Maria! Man muß auch zum Frevelnkönnen stark sein, Emilio, und ich bin ein Feigling! Stelle mich vor eine Gefahr und ich bin ein Held! Und doch bin ich ein Feigling! Ich wollte sterben, von dir wollte ich den Freundschaftsdienst erzwingen, aber es gelang mir nicht; weil du ein guter Mensch bist und ich ein schlechter. Ich bin ausgezogen, um meine entehrte Schwester zu rächen, an ihrem Verführer . . ."

Er wollte „Ermete" sagen, da besann er sich, daß Emilio die Schwester seines Todfeindes liebe und sie ihn, er fühlte eine unendliche Rücksicht für seinen Freund, für den Bruder Marias, die er liebte, und da schwieg er.

Aber Emilio hatte die letzten Worte Riccardos gehört, er erinnerte sich eines Gespräches mit einem Genueser Freunde kurz nach seiner Landung, da er sich nach Ermete Palma erkundigt hatte, wohl um vielleicht über Francesca etwas zu hören. Und er entsann sich einer Äußerung des Genuesen, daß Ermete in den Banden von Riccardos Schwester schmachte. Eine schmerzhafte Erkenntnis erleuchtete die Wirrnis seiner Gedanken, er umarmte Riccardo und küßte ihn auf das feuchte Haar:

„Was mußt du gelitten haben, armer Freund! Was mußt du für furchtbare Tage erlebt haben!"

Da löste sich in den Armen Emilios auch der Schmerz Riccardos und er sagte: „Ich schäme mich meiner Tränen nicht, sie tun mir wohl, wie deine Güte. Aber ich habe in diesen Tagen wie ein Schuft handeln wollen, aus Schwäche und aus Verzweiflung, und ich bin um eine Erkenntnis reicher geworden. Ich bin nicht mehr wert, irgend einen Menschen zur Verantwortung zu ziehen, aber ich bin auch unwürdig einen Menschen zu lieben! Und wenn dein Schwager Ermete heimkehrt, Emilio, dann erzähle ihm von dieser Stunde, vielleicht macht sie ihn zum Manne! Und nun laß uns scheiden!"

Er erhob sich vom Boden und Emilio half ihm schweigend das Pferd besteigen. Er fühlte, daß Worte Worte bleiben müßten und so drückte er seinem Freunde, der bleich und ernst im Sattel saß, nur stumm die Hand.

„Grüße mir Maria!" sagte Riccardo zum Abschied, „grüß sie mir, wenn du mich noch für würdig hältst, die Reine grüßen zu dürfen. Und sei glücklich, Emilio, lebe wohl!"

„Lebe wohl!" wollte Emilio antworten, aber da fühlte er den Hohn dieses Abschiedsgrußes und er drückte dem Davonreitenden nur noch einmal fest und innig die Hand.

Der Wald schloß sich hinter Riccardo, nun verschwand auch Beppino seinen Blicken, und Emilio stand noch lange auf dem Wege und starrte seinem verschwundenen Freunde nach.

Er wußte, daß er ihn nie wiedersehen werde . . .

Aus dem Tagebuch des Freiherrn von Poche

(1862—1864).

Mitgeteilt von Ferdinand Menčik.

(Fortsetzung.)

Am 8. Jänner 1863.

Heute wurde der mährische Landtag eröffnet; ich sprach einige Worte in beiden Landessprachen mit Bezug auf meine Funktion, welche ich als Statthalter zum ersten Male im Landtag übernahm. Auch kündigte ich die Regierungsvorlagen an, wobei ich eine Erklärung über das Gesetz für die Gutsgebiete (die Regierung wünsche, daß von diesem kein Gebrauch gemacht werde) vorläufig noch unterließ.



Am 13. Jänner.

Nach viertägiger Unterbrechung war heute die zweite Landtagssitzung. Inzwischen erhielt ich von Schmerling über mein Verlangen die Ermächtigung, die schroffe Erklärung über die Regierungsvorlage in betreff des Gutsgebietes nach eigenem Gutdünken so zu fassen, wie ich es mit den Regierungstendenzen vereinbar finde. — Sonntag den 11. veranstaltete ich eine Soiree, zu welcher ich sämtliche Landtagsabgeordnete sowie alle Repräsentanten des öffentlichen Dienstes und der verschiedensten Lebensstellungen, Geistlichkeit, Adel, Militär, Bürgertum, Presse, Lehrstand rc., einlud. Die Gesellschaft war sichtlich befriedigt, auch der Erzherzog zeigte sich sehr freundlich und heiter. — In der heutigen Sitzung übergab ich die Regierungsvorlage über die Gemeindeordnung, Gutsgebiet, Bezirksvertretung und Straßenkonkurrenz, wobei ich einige Bemerkungen zur Erläuterung der Regierungsabsichten vorausschickte, welche günstig aufgenommen wurden.

Am 15. Jänner.

Gestern hatte ich in der Landtagssitzung den ersten Kampf zu bestehen. Es handelte sich um die Geschäftsordnung, ob darin das Recht der Regierung, ihre Organe in die Kommissionen des Landtages abzusenden, anerkannt werden soll oder nicht. Der Ausschuß hatte sich für die Bejahung dieser Frage entschieden, Baron Widmann aber, ein schwacher Paladin, von der Sucht sich geltend zu machen geplagt, stellte ein Amendement, dessen Sinn jenes Recht der Regierung negierte. Graf Belcredi und Dr. Prazak haben ihn zu dieser Rolle vermocht und instruiert. Ich replizierte zweimal und bestritt dem Landtage das Recht, die Befugnisse der Regierung einseitig in einer sie schmälernden Richtung zu interpretieren. Ungeachtet verschiedener, die liberalen Anschauungen kaptivierenden Entgegnungen des Dr. Prazak hatte ich die Genugtuung, daß zwei Drittel des Landtages (56 gegen 28 Stimmen) meine Ansicht teilten und das Baron Widmannsche Amendement verwarfen. Diese mit Namensaufruf (über den Antrag der Majorität) geschehene Abstimmung war deshalb besonders interessant, weil nicht nur die Verfassungspartei, sondern der ganze Großgrundbesitz, mit wenigen Ausnahmen, für mich stimmte, und weil der Erzbischof, der Prälat von Raigern und Baron Albert Widmann gegen, der Bischof von Brünn aber ebenso wie der Prälat von St. Thomas und Baron Anton Widmann für die Regierung stimmten.

In Böhmen fiel der Landtagsbeschluß mit großer Majorität im entgegengesetzten Sinne aus. Ich schrieb an Schmerling, er möge die angefochtenen Regierungsrechte in dieser Beziehung mit konsequenter Festigkeit wahren.

18. Jänner.

Die Opposition setzt alles daran, die Bedeutung und Wirkung der Abstimmung vom 14. d. M. abzuschwächen und zu entstellen. Viele, namentlich adelige Abgeordnete, sitzen ihr auf. Wie selten ist eigene Urteilsfähigkeit zu finden, das Nachbeten ist — so leicht, deshalb ist die Aufgabe jeder Regierung, die der Diskussion die Schranken öffnet, wichtig. Einige feile Journale können einen ungeheuren Schaden anrichten. Die Regierung steht immer allein, sie soll allen helfen, aber niemand will sie unterstützen. Das allgemeine Wohl fordert von allen Partikularinteressen Opfer, und deshalb hat es sie gegen sich. Ich bin neugierig, wie Schmerling in diesem Falle gegen die Landtage auftreten wird. Ich schrieb ihm und Wehli wiederholt und warnte ihn vor nachgiebiger Schwäche.

30. Jänner.

Man ist in Wien mit dem Gang der Landtage zufrieden und hat über das Erscheinen der Regierungskommissäre in den Landtagsausschüssen eine Weisung erlassen, die zwar etwas matt ist, aber doch den Rechtsstandpunkt wahrt.

Die Ungarn versuchen auf volkswirtschaftlichen Gebieten Boden zu gewinnen; zuerst erlangten sie das ungarische Hypothekeninstitut, jetzt wollen sie die Eisenbahn über Klausenburg mit Zinsengarantie vom Staat; man scheint in Wien diesen Manövern schwach zu begegnen. In letzter Auflösung bedeutet das ungarische Programm Adels- und Koteriewirtschaft auf Kosten des Gemeinwohls im Innern, nach außen aber Bruch mit den österreichisch-deutschen Traditionen und Unterordnung der Reichsinteressen unter eine spezifisch ungarische Politik.

6. Februar.

Heute und vorgestern fanden wieder Sitzungen des Landtages statt. Alles noch im Stadium der Vorbereitung. Der noch gärende und mit blutigen Kämpfen mit den Truppen begonnene Aufstand in Polen dauert fort. Doch ist die Atmosphäre im Inland noch friedlich und ruhig.

13. Februar.

Ich war einen Tag (9.) in Wien. Schmerling ist wieder gedrückt und fast apathisch, vielleicht auch von Faschingsanstrengung. Lasser wie immer schlau zurückhaltend und für jeden Sattel vorbereitet.

Am 1. März.

Die Verfassungsfeier (26. Februar) ist vorüber und im ganzen gut ausgefallen. Festtheater, Fackelzug, Hochamt und Bankett waren die Hauptmomente; beim Fackelzug brachte man mir viele Vivats, ließ die Volkshymne ertönen, dagegen war die Stimmung vor dem Palais des Erzherzogs * kalt, kaum ließen sich die Führer zum Vortrag eines Gesangstückes herbei. Mißverständnis und etwas sprödes Benehmen des Erzherzogs waren die Ursachen.

Schmerling wurde auf der Rückreise von Prag am hiesigen Bahnhof gut empfangen; ich fuhr bis Lundenburg mit. Er ist auch mit seinem Prager Aufenthalt recht zufrieden. In Prag wurde die Verfassungsfeier anständiger und mit größerer Teilnahme als früher gefeiert. Sogar der Kardinal Schwarzenberg ließ sich zur Abhaltung eines Hochamtes, wenn auch nicht im Dome, so doch in der Niklaskirche nächst dem Landhause herbei.

Schmerling hofft Herbst wenigstens für einige Zeit gewonnen und von der Opposition abgebracht zu haben. Die Nationalen wohnten am 26. in Prag einem Requiem für Graf Deym bei. In Brünn hielten sie sich vom Hochamte und jeder anderen Feier fern, unterließen aber auch jede öffentliche Gegendemonstration. Der Zeitpunkt ist für diese Partei nicht günstig.

Die Ungarn verschanzen sich hinter dem Anspruch auf Anerkennung der Rechtskontinuität, was selbstverständlich ihr Spiel als gewonnen anerkennen hieße. Graf Forgách unterstützt ihre Wühlereien. Die Unverschämtheit einer siebenbürgischen

* Karl Ferdinand († 1894), Sohn des Erzherzogs Karl.

Magyarendeputation ging so weit, daß sie die Verlegung der Audienz bei Seiner Majestät verlangte, als sie die beabsichtigte Erteilung einer ihnen ungünstigen Antwort erfuhr; dies war doch zu arg, und der Kaiser verweigerte die Audienz vollständig.

Am 3. März.

Eine Dinervisite führte mich heute zum Fürsten Windischgrätz, welcher nach gewohnter Weise über die auswärtige Politik, Preußen, Rußland und Frankreich, Aphorismen auftischte. Es ist charakteristisch, daß den Leuten, welche die Verfassung nicht mögen, auch jede auswärtige Angelegenheit in einem für Österreich möglichst ungünstigen Lichte erscheint. Windischgrätz behauptete, daß Louis Napoleon mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland über eine gegen Österreich gerichtete Ausbeutung der polnischen Revolution vollkommen einverstanden sei. Worüber, weiß er eigentlich nicht zu sagen, aber daß wir die Kosten dieses Arrangements zahlen werden, darüber zweifelt er keinen Augenblick und meint, daß vielleicht die betreffenden Minister Preußens und Rußlands selbst die Punkte des zwischen den Monarchen Verabredeten noch nicht kennen mögen. Es muß durchaus die gegenwärtige Politik Österreichs Fiasko machen; geht dies nicht im Innern, also um so gewisser nach außen. Die üble Laune rechnet schlecht und sieht alles für verblendet an.

Am 16. März.

Nachdem die Beratung der Regierungsvorlagen bis zur Abfassung des Berichtes im Ausschusse gediehen war, ging ich am 13. d. M. nach Wien, um über die Haltung gegenüber der vom Ausschusse beantragten Änderungen Instruktionen einzuholen. Nach einigen Prinzipienkämpfen mit dem Referenten Weißmann erhielt ich vom Ministerium ziemlich freie Hand, mich den Wünschen des Landtagskomitees anzuschließen oder nicht.

Am 23. März.

Heute war der Generaladjutant Seiner Majestät, Graf Crenneville, hier und besprach mit mir durch zwei Stunden eine Angelegenheit, deren Geheimhaltung ich mit meinem Ehrenwort zusagte und worüber ich hier nur bemerke, daß ich meine Ansicht in einem kurzen Memoire aussprach, welches ich dem Grafen Crenneville übergab.

Die Gemeindeordnung wurde im Landtage ziemlich glücklich durchgeführt; ich mußte öfters sprechen. Über die Stellung des großen Grundbesitzes wurde eine den besonderen Verhältnissen dieser Klasse angemessene billige Vereinbarung getroffen, welche von Hopfen* als Amendement einbrachte und der Landtag einstimmig annahm. — Morgen finden die Wahlen für den Reichsrat statt. — Nach Mähren wurden bereits einige Hundert der auf österreichisches Gebiet übergetretenen polnischen Insurgenten interniert, und zwar in Iglau. Auch Langiewicz ist angekündigt, für dessen Aufenthaltsort ich Gmein in Vorschlag brachte.

30. März.

Gestern starb Chlumecky**, der mir seit Jahren als Freund nahe gestanden. Seine rastlose Arbeitsamkeit hatte seine von Natur schwächliche Gesundheit frühzeitig zerrüttet. Ein seltsames Talent mit großer Konzeption, vielseitig produktiv in der wissenschaftlichen

* Franz Edler v. Hopfen, Abgeordneter des Großgrundbesitzes in Mähren.

** Peter Ritter v. Chlumecky (geb. 1825 in Triest, † 1863 in Brünn).



Literatur und Publizistik. Seine historischen Arbeiten, namentlich „Karl von Žierotin und seine Zeit" haben einen unvergänglichen Wert. Er war Statthaltereirat, Landtagsabgeordneter des großen Grundbesitzes und Mitglied des Landesausschusses. Ich ließ einige Zeilen über seine Bedeutung und Wirksamkeit in die „Brünner Zeitung" einrücken. Die durch seinen Tod entstandene Lücke ist in der geistigen Entwicklung Mährens unausfüllbar, und auch im engeren Kreise wird sie tief empfunden werden.

4. April.

Ich reiste am 1. nachmittags nach Wien, ging am andern Tage gleich zum Grafen Crenneville. Seine Majestät hatten eben die gottesdienstlichen Funktionen samt der üblichen Fußwaschung (es war der grüne Donnerstag) beendigt und gaben dem Iudex curiae Grafen Apponyi Audienz. Ich verweilte einige Zeit beim Grafen Crenneville im Gespräch, als er mir aber versprochen hatte, er werde mir ins Hotel Nachricht geben, ging ich fort, und erhielt im Laufe des Nachmittags die Mitteilung, daß mich Seine Majestät Freitag um 1 Uhr nachmittags empfangen werde.

Die Einzelheiten dieser Audienz gehören nicht in dieses Tagebuch, ich bemerke nur, daß sie sich auf die letzten Differenzen im Ministerium bezogen, daß Seine Majestät von meinen Anschauungen ganz befriedigt und gegen mich sehr gnädig war. Samstag reiste ich nach Brünn zurück.

6. April.

Die sogenannte Ministerkrise scheint damit beendigt worden zu sein, daß Seine Majestät sowohl dem Staatsminister als auch dem Hofkanzler die von ihnen entworfenen Programme, welche den Anlaß zu der Differenz im Schoße des Ministeriums gegeben haben, zurückgab und selbst eine Zusammenstellung der Grundsätze, nach welchen vorzugehen ist, zur Richtschnur für das Ministerium herausgab. In diesem kaiserlichen Programme wird die Aufrechthaltung der Verfassung und die Unverträglichkeit verschiedener Ansprüche der ungarischen Partei mit der Reichsverfassung hervorgehoben, doch ist über die zur Durchführung einzuleitenden Schritte und Maßregeln nichts Näheres bestimmt. Das einzige äußerlich sichtbare Ergebnis ist die Enthebung des Grafen Apponyi von der Stelle eines Oberstlandrichters (Iudex curiae) in Ungarn und die Ernennung des Grafen Georg Andrássy zu diesem Posten. Letzterer ist ein loyaler, dem Kaiser ergebener Mann ohne Hintergedanken, aber schwach, während Graf Apponyi die personifizierte Intrige ist.

15. April.

Die polnische Angelegenheit gestaltete sich in der letzten Zeit zu größerer Bedeutung. Durch den Übertritt des Diktators Langiewicz auf österreichisches Gebiet ist die Insurrektion keineswegs beendigt worden; der Kampf dauert auf mehreren Punkten fort, ungeachtet Rußland mit der Ernennung des Generals Berg zum Adlatus des Großfürsten Konstantin und durch die Verwendung aller verfügbaren Truppen den Aufruhr mit äußerster Energie zu unterdrücken bemüht ist. — Mittlerweile ist auch die Einigung Österreichs mit Frankreich und England in der polnischen Frage so weit erfolgt, daß übereinstimmende diplomatische Noten an das russische Kabinett abgesendet wurden. Ruß-

land sucht dieser Einmischung durch ein Amnestiemanifest, in welchem auch die Aufrechthaltung der begonnenen Reformen im Sinne größerer Autonomie zugesagt wird, zuvorzukommen, anderseits wird die russische Armee auf Kriegsfuß gesetzt.

Langiewicz befindet sich seit dem Karfreitag in Tischnowitz; er nahm die wahrgenommene Überwachung seiner Spaziergänge zum Vorwand, um sich seines Ehrenwortes, mit welchem er das Verbleiben in dem angewiesenen Internierungsorte zugesagt hatte, für entbunden zu erklären. Über meine Anzeige, daß nunmehr keine genügende Sicherheit gegen einen Fluchtversuch vorhanden sei, wurde demselben Josefstadt zum Internierungsorte bestimmt, doch noch an demselben Tage — wahrscheinlich über diplomatische Einwirkung — Konterorder gegeben. Mademoiselle Pustowoitoff, welche bei der Truppe des Langiewicz Adjutantendienste getan hatte, war — von Prag kommend — einen Tag zum Besuch bei Langiewicz in Tischnowitz, und ist eben über Brünn nach Wien abgereist. Sie ist ebenso wie Langiewicz der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, und Notizen über beide füllen alle Journale.

19. April.

Die polnische Angelegenheit ist noch nicht zur gehörigen Klarheit gelangt, die öffentlichen Blätter erschöpfen sich in Vermutungen über die Pläne Frankreichs und die daraus hervorgehenden Verwicklungen. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht, daß Österreich sich zu den Kollektivnoten mit den Westmächten entschloß, um nicht mit Rußland und Preußen, seinen gefährlichsten Gegnern, gehen zu müssen.

Am 29. April.

Langiewicz hat am 26. abends Vorbereitungen zur Flucht gemacht, welche jedoch durch die Pflichttreue des ihm zur Bedienung beigegebenen Polizeiwachmannes Frömmel vereitelt wurden. Langiewicz gab ihm 300 Gulden, er solle nur nicht verraten, daß Langiewicz sich am Fenster mittels eines Strickes herunterlasse. Frömmel wies das Geld zurück, und als Langiewicz ihm die Summe in die Rocktasche steckte und ihn für den Fall des Verrates mit Erschießen binnen acht Tagen bedrohte, zeigte Frömmel die Sache dem Bezirksvorsteher Rothkugel an. Wie sich ergab, sollte Dobransky, ein Freund des Langiewicz, dem letzteren durch Bereithaltung eines Wagens in der Nähe von Tischnowitz zur Flucht behilflich sein. Langiewicz wollte alles leugnen, doch waren seine Fluchtvorbereitungen so eklatant, daß darüber kein Zweifel möglich war. Er ist am folgenden Tag nach Josefstadt transportiert worden.

Am 2. Mai 1863.

Die Ernennungen Kellerspergs und Spiegelfelds zu Statthaltern in Triest und Linz, des Grafen Belcredi zum Statthaltereipräsidenten und geheimen Rat in Prag, des Baron Pillersdorf und des Grafen Taaffe zu Landeschefs in Troppau und Salzburg sind erfolgt. Es wird sich zeigen, ob Belcredi seine hochtorysch-klerikalen Sympathien so weit zu mäßigen versteht, um in Böhmen die richtige Mitte zu behaupten und sich über die Parteien zu stellen.

5. Mai.

Gestern wurde der Rest von 40 Millionen des Lotterieanlehens vom Jahre 1860 vom Hause Rothschild um den Emissionspreis von 102½% übernommen. Die erste Emission österreichischer Staatspapiere über Pari seit 1848. Das Pariser Haus Péreire

hatte gemeinschaftlich mit Wodianer, Goldschmid ıc. 100·82½ geboten. Ein sprechender Beweis von der Konsolidierung des österreichischen Kredits.

Am 19. Mai.

Ich war am 15. und 16. d. M. in Wien, um die Internierung der Polen zu besprechen. Der Polizei- und Justizminister sind wie gewöhnlich ohne alle Voraussicht und Energie; man vermag, wie es scheint, Rußland nicht zu vernünftigen Maßregeln zu bringen, und so lebt man ohne klares Ziel in den Tag hinein. Doch wäre gerade in der auswärtigen Politik manches zur Kräftigung Österreichs zu machen. Frankreich würde für die bis zu einem gewissen Punkt immer mögliche Unterstützung seiner Politik vieles leisten.

31. Mai.

Gestern war die feierliche Taufe eines neugeborenen Erzherzogs*, Sohnes des hierländigen kommandierenden Generals Erzherzog Karl Ferdinand, im Schloß Selowitz. Ich sah dort die Erzherzoge Albrecht und Rainer. Beide sprachen mit großer Offenheit von dem Stande der politischen Verhältnisse. Erzherzog Albrecht meinte, daß die Tendenzen der Ungarn an ihrem eigenen Übermut scheitern werden. Erzherzog Rainer sprach sich für die Notwendigkeit aus, daß von Seite der Regierung an den von Seiner Majestät gegebenen Institutionen nicht gerüttelt werde. Was unhaltbar daran sei, werde sich von selbst herausstellen, und der natürliche Gang der Entwicklung werde auch das richtige Maß erkennen lassen.

5. Juni.

In der Politik ist schon die gewöhnliche Sommerstagnation fühlbar. Die diplomatische Verhandlung über Polen wird langsam fortgeschleppt. Mit dem natürlichen Gefühl der Gleichgültigkeit der wahren Interessen kontrastiert die künstliche Leidenschaft, welche die polnische Erhebung so gern zur Sache der Zivilisation und Freiheit adeln möchte. Doch die künstlichen Reizmittel wollen nicht recht verfangen, man wagt zwar den Polenfreunden nicht zu widersprechen, aber man bleibt nüchtern und teilnahmslos.

12. Juni 1863.

Ich war gestern auf der Rückreise von Prag, wo ich meine guten Eltern besucht hatte, in Mürau, um die dortige Strafanstalt zu besichtigen. Sie ist den Schwestern der Kongregation des heil. Karl Borr. zur Verwaltung übergeben, und es läßt sich über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in der Anstalt herrscht, und über den günstigen moralischen Einfluß, welchen die Kongregation auf die mehr als 1000 Köpfe zählenden Verbrecher übt, nur Rühmliches sagen. Dagegen ist die Wahl der Lokalität ein trauriger Beleg für die Unfähigkeit der österreichischen Administration. Ein sehr entlegenes, auf einem steilen Berge gelegenes Schloß des Erzbischofs von Olmütz wurde angekauft und zu seiner Adaptierung eine Summe verwendet, die genügend gewesen wäre, an einem anderen, mehr geeigneten Orte ein ganz neues, allen Anforderungen entsprechendes Strafhaus zu bauen, während das Mürauer Schloß sehr viel zu wünschen übrig läßt. Unverstand und Wohldienerei reichten sich die Hände, um mit verhältnismäßig großartigen Mitteln den angestrebten Zweck nur sehr mangelhaft zu erreichen und sich bei der Aufsicht und Verwaltung der Strafanstalt mutwillig die größten Schwierigkeiten zu schaffen.

* Erzherzog Eugen, geboren am 23. Mai.



Am 21. Juni.

Ich war am 17., 18. und 19. in Wien, um der Eröffnung des Reichsrates beizuwohnen. Der Kaiser war am 16. mit der Kaiserin nach Kissingen abgereist; Erzherzog Karl Ludwig fungierte an seiner Stelle. Die Eröffnungsrede, welche auf die günstigen Erfolge der verfassungsmäßigen Entwicklung, namentlich auf die Verbesserung der Finanzen hinwies, fand Zustimmung. Die Adresse wurde im Abgeordnetenhaus einer Kommission von neun Mitgliedern zugewiesen, in welche auch Pražak gewählt wurde; er war das einzige Mitglied der Kommission, welches sich gegen die Erwähnung der polnischen Angelegenheit in der Adresse aussprach. Offenbar handelte er in Übereinstimmung mit seinen tschechischen Parteigenossen, da sich erst kürzlich Palacky schroff und etwas reservierter auch Rieger für die russischen Interessen ausgesprochen hatten. Es wird sich bald zeigen, ob diese Differenz in den letzten Zielen eine Spaltung in dem tschechischen nationalen Lager herbeiführen wird. Jedenfalls hat sie den Einfluß dieser Partei vorläufig vermindert.

Am 26. Juli 1863.

Der erste Teil der Reichsratssession ist mit der gestrigen Sitzung beendigt worden. Die Regierung hat außer dem Heimatsgesetz noch die Konkursordnung und das Budget für 1864 vorgelegt. Der Gesetzentwurf über die beschleunigte Behandlung umfangreicher Regierungsvorlagen wurde in der dritten Lesung verworfen. Im Abgeordnetenhause hat sich eine gemäßigte Fraktion gebildet, welche aber nicht viel Disziplin und Festigkeit beweist. Die Polen beteiligen sich an den Finanzangelegenheiten.

Die Interpellation wegen Internierung der Polen und die Petition des Langiewicz wegen Freilassung blieben resultatlos.

Am 31. August.

In Brünn fand am 25. und 26. das slawische Gesangsfest zur Feier des Cyrill- und Methodtages und des tausendjährigen Christentums statt. Ungeachtet aller Reizmittel blieb die Stadt teilnahmslos, und nur der Einwirkung der Geistlichkeit gelang es, einige tausend Landbewohner hereinzubringen, mit denen die verschiedenen Gesangsvereine fraternisierten. Palacky und Rieger feierten als Helden des Festes einen traurigen Triumph und die relative Abschwächung der national-föderalen Partei trat zu tage.

Am 7. September.

Das größte Ereignis der letzten Zeit war die über Einladung unseres Kaisers erfolgte Zusammenkunft aller deutschen Bundesfürsten und der Bürgermeister der freien Städte in Frankfurt. Nur Preußen hielt sich, ungeachtet der wiederholten Einladungen, fern davon. Das Projekt der Reform des deutschen Bundes (Direktorium, Bundesrat, Delegiertenversammlung, Fürstentag und Bundesgericht) scheint aus den Ratschlägen einiger Diplomaten der deutschen Mittelstaaten, dann anderer in Wien tätigen Mitglieder der großdeutschen Partei hervorgegangen und von Graf Rechberg ebenso wie von Seiner Majestät akzeptiert worden zu sein. Der Eindruck dieser Initiative von Seite des Kaisers war tiefgreifend, sein Benehmen und Eifer für die Sache gewannen ihm viele Herzen. Die vierzehntägigen Fürstenberatungen haben an dem Reformentwurfe viel Wesentliches verstümmelt. Auch wurde die öffentliche Meinung, abgesehen von der entschieden feindlichen Haltung der preußischen Kleindeutschen, überhaupt kühler. Doch hofft man, da einmal

der Anstoß gegeben, werde die Sache ihren Weg machen. Nach außen hat das Reformprojekt, als Versuch einer energischen Bundespolitik, vorzüglich Frankreich verstimmt. Im Innern grollen die Slawen, dagegen hoffen die Ungarn von der Durchführung der deutschen Reform eine separiertere Stellung.

Die Rückkehr des Kaisers bot, wie kurz zuvor sein Geburtsfest, den Wienern den Anlaß zur Äußerung wärmster Sympathie. Graf Wickenburg scheint seine Resignation gegeben zu haben. — Gestern war die deutsche Bundeskommission, an ihrer Spitze Prinz Karl von Preußen, Bruder des Königs, hier. Der Prinz und alle Preußen waren sehr heiter, und beim Diner, welches der Erzherzog gab, war von der zwischen den beiden Mächten herrschenden Spannung nicht das geringste zu merken.

Am 26. September.

Am 18. d. M. hatte ich Audienz bei Sr. Majestät und referierte wegen der vom Kaiser bei der letzten Anwesenheit in Brünn zwei öffentlichen Instituten zugedachten Bauplätze. Der Kaiser schien mir ungewöhnlich ernst und nicht frei von Präokupation. Der Zwiespalt im Ministerrate, die Unfruchtbarkeit der Anstrengungen in Frankfurt, Preußens feindliche Haltung, vielleicht auch die abenteuerliche Thronkandidatur des Erzherzogs Max für Mexiko mag ihn verstimmt haben. Doch sprach Se. Majestät viel von Mähren, dem Treiben der Parteien und namentlich von dem Benehmen des Erzbischofs Fürstenberg, welches er mißbilligte.

Im Abgeordnetenhause war die Angelegenheit des von den galizischen Gerichten verhafteten Abgeordneten C. v. Rogowski* auf der Tagesordnung. Das Haus sprach sich aus Popularitäts- und anderen derlei Rücksichten für die Freilassung aus, welche auch vom Justizminister sogleich telegraphisch verfügt wurde. Graf Wickenburg, dessen Austritt aus dem Ministerium wegen manchem Zwiespalt mit seinen Kollegen seit einigen Wochen erwartet wurde, ist von seinem Urlaube zurückgekehrt und soll wieder Geschäfte besorgen. Wahrscheinlich arbeitet Lasser daran, daß niemand in das Ministerium gelange und ihm ein größerer Einfluß zu teil werde. Eine Version bezeichnet Burger als künftigen Handelsminister, da sein Marineministerium, im Falle Erzherzog Max nach Mexiko geht, ziemlich reduziert würde.

22. Oktober.

Diese Woche sind die Siebenbürger Abgeordneten in Wien eingetroffen und haben am 20. Oktober (dem dritten Jahrestag des Diploms) das vorgeschriebene Gelöbnis geleistet. Die Ungarn sind darüber erzürnt und stellen sich mit den Polen, Österreich mit Rußland auf gleiche Linie. In der gestrigen Sitzung kam das Steuerverweigerungsrecht zum ersten Mal zur Sprache, doch war das Abgeordnetenhaus so klug, dieser Klippe diesmal aus dem Wege zu gehen.

30. Oktober.

Soeben von Wien zurückgekehrt, will ich mich an das Studium des Czernowitzer Eisenbahnprojekts machen; es ist wichtig an sich, aber noch folgenreicher als jedes andere in bezug auf die Wirksamkeit des Reichsrates, welcher sich zum ersten Male mit dem

* (Geb. 1818, † 1888.) Reichsratsabgeordneter (1861). Er war verdächtigt, daß er an dem polnischen Aufstande teilgenommen habe.



konkreten Falle der Konzessionserteilung und Subventionierung eines Eisenbahnunternehmens zu befassen hat. Die Frage ist nicht so sehr das Ob, wenngleich die Siebenbürger Bahn den Vorzug haben sollte, als vielmehr das Wie der Subvention und die Kautelen gegen Mißbrauch. Die Sache erheischt doppelt sorgfältige Prüfung, da die Erfahrungen, welche Österreich im Eisenbahnwesen machte, eben nicht erfreulich sind.

Da man mich in den Zeitungen als Handelsminister in spe verzeichnet, so werde ich Anstands halber mich an der Verhandlung wahrscheinlich beteiligen. Die letzten Sitzungen galten der unglücklichen Schöpfung des Unterrichtsrates. Schmerling ließ sich diese einreden, ohne tiefer einzudringen. Jetzt ist alles dagegen, am meisten die Professoren selbst. Bei diesen empört sich der gelehrte Zunftgeist gegen die Suprematie von ihresgleichen. Doch scheint mir das Bedenken noch mehr begründet, welches in der fiktiven Einheit liegt, die der Unterrichtsrat mit den Ländern jenseits der Leitha aufrechterhalten soll, während er aber eher der wahren und notwendigen Einheit im Wege stehen wird, denn in Politik hat der Schein alle üblen Seiten der Realität, ohne ihre Vorteile zu besitzen.

Am 31. Oktober.

Die deutsche Bundesreform stockt an dem unüberwindlichen Widerstande Preußens, welches, ungeachtet der Unpopularität seiner Regierung, doch in dieser Sache das Volk nicht nur in Preußen selbst, sondern auch die zahlreichen Anhänger des Nationalvereines und den so spezifischen Protestantismus für sich hat. Um einen gemeinsamen Schachzug der reformfreundlichen deutschen Regierungen zu stande zu bringen, versammelte Graf Rechberg eine Anzahl von Diplomaten in der verflossenen Woche zu Nürnberg. Das Resultat scheint nicht das günstigste gewesen zu sein, es waren nur zehn Regierungen vertreten, die Kollektivnote kam nicht zu stande, da die meisten deutschen Fürsten zu sehr an Preußen gebunden sind. Österreich soll im Namen der übrigen auftreten, welche die Unterstützug seines Schrittes zusagten. Klägliche Erscheinung dieser Konferenz, welche Graf Rechberg, wahrscheinlich in der Desperation an einen guten Ausgang, früher als bestimmt gewesen verließ.

Die Deputation der Mexikaner war Ende September bei Erzherzog Max in Miramar. Der Prinz lehnte die Krone nicht ab, machte aber in würdigen Worten die Annahme von einer Kundgebung des Nationalwunsches, dann von einigen Garantien von Seite der Seemächte abhängig. Er kann sich also noch aus der Sache herausziehen, doch scheint bei ihm die Geneigtheit zur Annahme vorherrschend zu sein. Für die künftige mexikanische Armee soll schon eine namhafte Anzahl von Offizieren (man behauptet 800) vorgemerkt sein.

24. Dezember.

Seit vierzehn Tagen herrscht in Wien eine schleichende Ministerkrisis. Schmerling soll dem Kaiser über Mangel an Unterstützung geklagt und sogar um seine Enthebung angesucht haben. In Deutschland große Agitation wegen Schleswig-Holstein, wo der Tod des Königs von Dänemark die Sukzessionsfrage auf die Tagesordnung brachte. Die Großmächte halten am Londoner Protokoll und wollen den König Christian IX. bei Erfüllung gewisser Bedingungen zu gunsten der Herzogtümer anerkennen, die Nationalpartei kämpft für den Herzog von Augustenburg und Lostrennung der Herzogtümer von Dänemark.

(Schluß folgt.)



Bauernfeld als Schriftsteller.

Von Dr. Emil Horner.

Einem leibhaftigen Schatten vergleichbar, ist hinter dem Dichter Bauernfeld stets der Schriftsteller Bauernfeld einhergeschritten, hat ihm am Schreibtisch auf den Fußspitzen über die Schultern ins Konzept geguckt und es wohl gar an seiner Statt aus- oder umgearbeitet. So fällt es mitunter schwer, die beiden scharf auseinander zu halten. Mit dem nimmermüden Gestaltungstriebe des einen wetteifert die leichtbeschwingte Feder des andern. Auf den ersten Blick merkt man dem Stile des Feuilletonisten die nahe Verwandtschaft mit dem „Wiener Dialoge" des Lustspieldichters an: die nämliche Flüssigkeit auch wohl Flüchtigkeit, Grazie und Liebenswürdigkeit, das gleiche sprühende Temperament, derselbe ungezwungene, natürliche Ton. Zumindest in der Jugend und im Mannesalter drängt ihn hier wie dort das Bedürfnis nach einer inneren Selbstbefreiung von mannigfachen, obschon nicht eben tiefen Eindrücken zur Aussprache; erst der alte Bauernfeld hat sich auch invita Minerva der Vielschreiberei, der Wiederholung des oft Gesagten befleißigt. Hier wie dort fällt uns endlich die feine Witterung für das Aktuelle, das Gefallen an der Rolle des Vorkämpfers oder, noch lieber, Vorschimpfers auf. Daher sich denn die beiden, Dichter wie Schriftsteller, in die Verwertung von Einfällen, Reflexionen, Argumenten geschwisterlich teilen, aber nicht genug damit: selbst mit dem sprachlichen Ausdruck wirtschaften sie in haushälterischer Weise gemeinsam.

Schon in dem sehr willkommenen Bruchteil der Bauernfeldschen Schriftstellerei, den der Literarische Verein in Wien kürzlich seinen Mitgliedern vorgelegt hat,* findet man eine ganze Reihe von Gedankensplittern und Kernsprüchen, die uns aus seinen Gedichten wohlbekannt sind, in der ihm ureigenen Sprache, der epigrammatischen, ganz oder halb zugespitzt. Je nach Bedarf hat der Meister des geschwinden Versifizierens einen Einfall zum Zweizeiler, etwa zum Distichon, gestaltet oder im noch rascheren Handumdrehen die Xenie in ein anspruchsloses Kleid aus Prosa gesteckt. Bald ist die eine, bald die andere Fassung als die frühere nachweisbar; ja mitunter entpuppt sich das zierliche Gedankenblütlein nicht einmal als Eigengewächs. Selbst von einem Gegner wie dem erzreaktionären Klemens Freiherrn v. Hügel, an dessen Broschüre „Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit" er mit vollem Rechte sonst kein gutes Haar läßt, übernimmt er wenigstens *eine* Idee, die ihm gefällt: daß sich nämlich Redner und Schriftsteller schon im Hinblick auf Stellung, Charakter und Fassungsgabe ihrer Zuhörer oder Leser eine gewisse Selbstzensur auferlegen müßten. Bauernfeld ist loyal genug, in seiner geharnischten Antwort, dem „Schreiben eines Privilegierten aus Österreich" (1847), seine Zustimmung zu dieser Meinung offen auszusprechen („Gesammelte Aufsätze", S. 38). Wenige Jahre später aber erhebt Bauernfeld die gleiche Forderung bereits im eigenen Namen; nur begründet er sie nicht mehr mit der Rücksicht auf das Publikum, sondern, obzwar es nicht mit Worten gesagt wird, mit der Rücksicht, die sich der Schriftsteller von Geschmack und sittlichem Ernst selber schuldig ist. In den „Gedichten" des Jahres 1852 heißt es (S. 329):

So wird es immer bleiben:
Wer sich nicht selbst zensiert, der soll nicht schreiben.

* „Eduard v. Bauernfelds Gesammelte Aufsätze." In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stephan Hock. Wien, 1905. Verlag des Literarischen Vereines in Wien.



Ein anderes Beispiel! Wer es noch nicht weiß, wie tief sein Schaffen im Boden der praktischen Lebens- und Kunstauffassung wurzelt, der mag sich's von ihm selbst in Prosa und Vers sagen lassen. Stellt der Dramatiker Bauernfeld eine innige Verschmelzung von Dichter und Bühnenpraktiker dar, so kennt Bauernfeld auch als Schriftsteller ein erfolgsicheres Mittel der allereinfachsten Art, das er zum ersten Male 1847 in seiner biographischen Skizze Anastasius Grüns der Öffentlichkeit verrät: „Gebt ihr (der Menge) das Verlangte, das Gewohnte, gebt ihr zum dritten, vierten Male, was zum ersten und zweiten behagte, und sie wird euch aufs neue zujubeln. Immer dasselbe zu singen und zu sagen, ist ja zuletzt das ganze Geheimnis so mancher Schriftstellerei!" („Gesammelte Aufsätze," S. 386.)

Zwei Jahre später lesen wir in den „Studien": „Man glaubt nicht, was ein Schriftsteller, auch nur von mäßigem Talent, auszurichten vermag, wenn er immer auf denselben Hauptgedanken zurückkommt. Das ist im Grunde das ganze Geheimnis der Popularität." („Gesammelte Aufsätze", S. 59.) Und wie etwa die lateinische Schulgrammatik, gewisse Hauptregeln in Verse bringt, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, so formt auch Bauernfeld sein prosaisches Leibsprüchlein schließlich zu einem gereimten Vierzeiler um („Gedichte", S. 313), der hier gleichfalls seinen Platz finden mag:

„Wie schafft man sich ein Publikum?" —
Nicht lange gefragt!
Wenn man durch ein halbes Säkulum
Immer dasselbe sagt.

Man wird es dem Spötter zu gute halten, wenn er hier die Absichtlichkeit allzu stark unterstreicht und über den inneren Zwang gefestigter Charaktere, sich selber treu zu bleiben, geflissentlich hinwegsieht. Immerhin ist in dem, was er sagt, ein großes Korn Wahrheit enthalten. Sonst freilich war er in seiner quecksilbernen Beweglichkeit um keinen Preis dazu zu haben, dem Prinzip der ewigen Wiederholung anders als im Scherze das Wort zu reden. Und vor allem verlangte er von seinem geliebten Theater die reichste Abwechslung. Am meisten konnte er sich gegen eine Gepflogenheit ereifern, die so alt ist wie unsere Hofbühne und wohl erst mit ihr selbst verschwinden wird: auf Kosten des Publikums den Vorteil der mit Dekret angestellten und ihre vierzig Jahre ausdienenden Schauspieler-Beamten durch Belassung der jugendlichen Rollen zu wahren. „Daß eine hübsche und anmutige Schauspielerin, die uns in ihrem achtzehnten Jahre als Gurli entzückte, noch weitere zwanzig oder dreißig Jahre fortgurlisieren darf oder muß, das finde ich abscheulich", heißt es schon 1849 in einem Aufsatze („Gesammelte Aufsätze", S. 223). Immer zeitgemäß, kehrt diese Klage mehr als zwei Dezennien später in einer Xenie wieder, die er unter dem Titel „Anciennetät" und mit dem satirischen Zusatz „Dekret der Intendanz" in die „Reime und Rhythmen" der „Gesammelten Schriften" (11, 127) aufnahm:

„Welche die Julia hat seit dreißig Jahren, der bleibt sie,
Und auch der Romeo spielt, bis Quieszierung erfolgt."

Auch sonst ist es ihm Herzensbedürfnis, dem Personenkultus, namentlich dem geschäftlichen, eins am Zeuge zu flicken; und so hatte er es auf Cotta besonders scharf, den man wenigstens der entfernten Mitschuld an dem heute ärger denn je wuchernden Waschzettelunwesen zeihen darf. Nur brauchte er sich das verhimmelnde Lob seiner Verlagswerke

nicht selbst zu schreiben: das besorgten dienstfertige Schriftsteller, die ihm direkt oder indirekt verpflichtet waren. Den Klassikern von des Verlegers Gnaden konnte man zu Hauf in den Zeitungen begegnen. Darauf zielt die Xenie „Buch-Dramen“ von 1870 oder 1871 ab („Gesammelte Schriften“, 11, 126):

Deutschen wird jegliches Jahr ein neuer Schiller geboren,
Cotta druckt ihn und legt seufzend den „Krebsen“ ihn bei.

Die prosaische Auflösung folgt diesmal erst hinterdrein. In der ersten der „Kleinen theatralischen Studien“ des Jahres 1877 („Gesammelte Aufsätze,“ S. 230) lesen wir: „So weiß die ‚Augsburger Allgemeine‘ zeitweise von einem neuen Schiller zu erzählen — das heißt: irgend ein in Stuttgart begünstigter homo novus hat ein Buchdrama geschrieben, bei Cotta verlegt und es soll daher vom Lesepublikum gekauft werden. Nach Jahr und Tag sind Buch und Autor vergessen, bis auf den Namen.“ Auf das schlagendste Beispiel eines Pseudoklassikers dieser Art, der allerdings nicht Dramatiker, sondern Epiker war, weist Bauernfeld selbst hin: auf unseren Ladislaus Pyrker. Sein Name spukt noch jetzt durch alle Antiquariatskataloge: Cottas „Deutscher Homer“, einst auch von dem verworrenen Romantiker Wilhelm v. Schütz über den grünen Klee gepriesen, ist eben nicht an den Mann zu bringen.

Ohne viel Mühe ließe sich die Zahl der getreuen Doppelabdrücke seines spezifischen Wesens noch bedeutend vermehren; indes genügen die vorgebrachten Beispiele wohl reichlich. Aber auch dort, wo wir uns in den „Gesammelten Aufsätzen“ zu keinem Seitenblick auf den Dichter veranlaßt fühlen, tritt uns Bauernfeld doch wieder proteusartig als ein Vielfaches entgegen, nämlich in viererlei Gestalt: als politischer Publizist, Feuilletonist, Literarhistoriker und Biograph. Hiebei sind seine Arbeiten über das Theater nicht einmal in einer besonderen „Rubrik“ untergebracht, weil sie ihr enger Zusammenhang mit dem Bühnenpraktiker Bauernfeld viel eher in das Kapitel verweist, das von diesem handelt. Und was er sonst noch im raschen Vorübergehen war, aber freilich ohne Neigung, z. B. Theaterrezensent in der „Theaterzeitung“ Bäuerles und „Wiener Zeitung“ nebst manchem anderen, was jetzt der Rücksicht auf den verfügbaren Raum geopfert werden mußte, wird uns vielleicht in einem zweiten Bande vor Augen geführt werden.

Zum politischen Publizisten mußte sich Bauernfeld nicht erst zwingen. Im Gegenteile, er brannte seit der Juli-Revolution darauf, sich rückhaltlos auszusprechen und war voll Ingrimm, als er sich gerade im besten Mannesalter mit seinem Überschuß an Lebensenergie zur politischen Tatenlosigkeit verurteilt sah. Denn das vormärzliche System bot alle Machtmittel auf, um die Tagesmeinung ausschließlich von käuflichen und niedrigdenkenden Zeitungsschreibern bestimmen zu lassen, die ihm unbequeme aber überhaupt nicht. „Im Journal sollte man wirken können. Da gilt noch das lebendige Wort, wie's aus dem Leben fließt, das wirkt heute, für heute!“ Diesen Stoßseufzer vertraute er 1846 seinem Tagebuche an. Damals war es mit dem starrsinnigen Widerstande der Regierung längst vorbei; man blickte tagtäglich mehr durch die gespreizten Finger. Schon war der erste Sturmvogel einer neuen Zeit aufgeflogen: die im wesentlichen von Bauernfeld verfaßte „Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich“, die die „Gesammelten Aufsätze“ bedeutungsvoll eröffnet, und es konnte nicht mehr geschehen, daß der Dichter, wie etwa 1834, wegen einiger unvorsichtiger Äußerungen im Neunerschen Kaffeehaus zum Polizeihofrat zitiert wurde. Aber

Leitartikel, politische Broschüren durfte er noch immer nicht drucken lassen; nur in Salon und Verein mit keckem Zünglein Bonmots zum besten geben. Immerhin etwas, aber ihm viel zu wenig. Einmal klagte er dem liberal angehauchten Grafen Kolowrat sein Leid in beweglichen Worten. Das ist nämlich der anonyme „Staatsmann", mit dem er die in der ersten seiner „Studien" („Gesammele Aufsätze", S. 57f.) dem Sinne nach, im Tagebuche dem genaueren Wortlaute nach wiedergegebene Unterredung hatte. Der Minister vertröstete den Ungeduldigen: „Heben Sie alles auf, was Sie schreiben. Die Zeit wird kommen, b a l d kommen, wo Sie es brauchen können. Inzwischen machen Sie alle Jahre ein Stück wie der ‚Deutsche Krieger'". Also wieder — echt österreichisch — „Abwarten". Und gerade das hatte der Dichter lange genug knirschend getan. Daheim warf er seinem Gönner in einer gewiß nicht unberechtigten Zornesaufwallung einen Ehrentitel an den Kopf und kleidete obendrein seinen Protest frei nach Goethe in die Verse:

Begeisterung ist keine Ware,
Die man einpökelt auf viele Jahre!

In Wien hätte man damals schwerlich eine bessere Publizistenfeder gefunden. Er besaß die erforderliche Leichtigkeit der Schreibart, die Gabe, ein sprödes Thema in einer schönen Abrundung für weite Leserkreise verständlich darzustellen, einen ausgedehnten Horizont und war nie um Beweisgründe verlegen. Nur zum praktischen Politiker taugte er nicht; dazu fehlte es ihm an Besonnenheit und Objektivität, wie denn der im allgemeinen gewiß richtige Satz auch auf ihn zutrifft: je besser der Schriftsteller, desto weniger ist er zur Durchführung seiner Ideen im realen Leben der geeignete Mann. Denn so vielseitig ist selten einer, daß er mit seiner hervorragendsten Fähigkeit noch andere, auch nur halb so große Talente vereinigte. Leider mußte aus dem Sammelbande des Literarischen Vereins ihres übermäßigen Umfanges halber gerade die Broschüre ausgeschlossen werden, die ihn weitaus auf der Höhe seines zunächst und mit besonderer Vorliebe dem eigenen Berufe gewidmeten Reformeifers zeigt: Die „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" (1842). Strenge Sachlichkeit des Inhalts verbindet sich darin mit einer ungemein fesselnden Lebendigkeit des Vortrags inniger als in irgend einem der nunmehr neugedruckten politischen Aufsätze; in der „D e n k s c h r i f t" und der „P e t i t i o n d e r W i e n e r B ü r g e r" (1848) nötigte schon der feierliche Ernst des unternommenen Schrittes und die hohe Stelle, an die diese Eingaben gerichtet waren, zu einer diplomatisch wohlerwogenen, würdigen Form, die kein Abspringen ins Persönliche zuließ; umgekehrt macht in dem bereits erwähnten „S c h r e i b e n e i n e s P r i v i l e g i e r t e n a u s Ö s t e r r e i c h" (1847) und in den „S t u d i e n" (1849) die Art, w i e er schreibt, dank dem polemischen Ton dort, dem subjektiven Stil hier einen wesentlich stärkeren Eindruck, als w a s er schreibt.

Der Verfasser der „Studien" steuert bereits mit vollen Segeln ins Fahrwasser des Feuilletonisten und tummelt sich in den „N e u e n S t u d i e n" schon nach Herzenslust darin herum. Nur wiegen diese „leichten publizistischen Plänkler", wie er sie nennt, doch nicht so federleicht, um als spezifische Wiener Feuilletons im modernen Sinne gelten zu können. Das verhindert schon die ernste Absicht, in der sie ungeachtet aller espritvollen Laune abgefaßt sind: zur politischen Reife der Leser ein wenig beizutragen. Und so eigentlich w a r Bauernfeld gar nicht aus dem Holze des Wiener Feuilletonisten geschnitzt, der einen

Honig auch aus solchen Blüten zu ziehen trachtet, an die die kundige Arbeitsbiene nicht erst ihre Zeit und Mühe verschwendet. Eine zufällig am Wege gefundene Kleinigkeit aufzuheben und zu einer großen Sache auszuwalzen, lag vollends nicht in seiner Auffassung vom Schriftstellerberufe, die ihn in der Regel nur dann zur Feder greifen ließ, wenn er wirklich etwas zu sagen hatte.

Die letzte der „Neuen Studien", betitelt „Das Theater, das Publikum und ich", wird ihrerseits wieder aus einer frischen Quelle, der autobiographischen, gespeist. Wüßte man es nicht schon von den Dramen her, welch genauer Kenner der Wiener Gesellschaft er war, so könnte man sich's an dieser einen Probe genügen lassen; er erweist sich darin aber auch gegen den Anschein als ein scharfer Aufpasser seiner selbst. Und vom Selbstschilderer zum Darsteller anderer Lebensschicksale und poetischer Leistungen oder umgekehrt ist wieder nur ein Schritt. Den zum Literarhistoriker hat Bauernfeld schon früher getan, aber bedauerlicherweise ohne Wiederholung; den zum Biographen innig befreundeter Menschen — niemals fernstehender — oft und am öftesten im Alter: an seinen Erinnerungen zehrend, genügte der Überlebende zugleich einer moralischen Pflicht. In das Lob, das seinem einzigen literaturgeschichtlichen Versuche „Die schöne Literatur in Österreich" (1835) schon mehrfach von berufener Seite gespendet worden ist, stimmt nun auch der Herausgeber ein: viel Wertvolleres ist in den „Gesammelten Aufsätzen" in der Tat nicht enthalten. Bauernfeld hat darin noch etwas mehr als seinen nächsten Doppelzweck erreicht: Ordnung zu bringen in sein eigenes imponierendes Wissen von dem, was das josefinische und franziszeische Deutsch-Österreich auf poetischem Gebiete geschaffen, und dieses Wissen den Zeitgenossen nutzbar zu machen. Er hat durch sein klares Überschauen und Zergliedern eines immerhin zwei Menschenalter umfassenden, wichtigen Zeitraumes auch der heutigen Literaturgeschichte vorgearbeitet. Und wiewohl sich die Wissenschaft im allgemeinen eine Urteilsschöpfung aus zweiter Hand grundsätzlich versagen muß, so wird sie für eine größere Anzahl literarischer Porträts, die seiner Beobachtungsgabe und Sicherheit in der Linienführung ein vortreffliches Zeugnis ausstellen, vielleicht doch eine Ausnahme machen. Gegenüber solchen Vorzügen fallen kleine sachliche Irrtümer, wie der, daß Goethe (es war Wieland) sich Shakespeares wider den verblendeten Haudegen Ayrenhoff angenommen habe, kaum ins Gewicht. Vollends müssen wir über den gerade den Lesern dieser Zeitschrift fühlbaren Widerspruch zwischen Titel und Inhalt seines Aufsatzes hinwegsehen. Während unsere „Österreichische Rundschau", eingedenk ihres mit Bedacht gewählten Namens, allen Nationalitäten Österreichs ihr Augenmerk zuwendet, hatte Bauernfeld damals vielleicht nicht einmal eine Ahnung, oder doch nur eine sehr dunkle, von der Existenz einer tschechischen oder slowenischen Literatur. Im anderen Falle wäre er trotz des stolzen Bewußtseins seiner Zugehörigkeit zu einem geistigen Gesamtvaterlande deutscher Zunge ehrlich und unparteiisch genug gewesen, sie nach Verdienst zu berücksichtigen.

Aber nicht nur die Poesie, auch andere Künste in ihren Schöpfungen zu erfassen und auf sich wirken zu lassen, trug er zeitlebens Begehr. Zunächst die Schauspielkunst, was sich bei ihm sozusagen von selbst versteht; in ihrem Anschauen hat er sich, selbst ein geborener Schauspieler, bis ins höchste Alter jugendfrisch erhalten. An fruchtbaren Bemerkungen über ihre Bedingungen und Gesetze fehlt es auch in den „Flüchtigen Bemerkungen über das deutsche Theater" nicht ganz (Ges. Aufsätze, 187 ff.), obwohl

es ihm darin auf unmittelbar wichtigere Vorschläge ankam: wie das unter Holbein stark verrostete und ins Stocken geratene Räderwerk des Burgtheaters wieder in einen ordentlichen Gang zu bringen sei — eine Aufgabe, die wenig später Laube gelöst hat. Mit den Schauspielern stand Bauernfeld, schon als blutjunger Anfänger ein leidenschaftlicher Kulissenschwärmer, auf vertrautem Fuße. Aber sei es, daß er ihre menschlichen Schwächen aus zu großer Nähe besehen hatte, sei es, daß er der Welt des Scheines überhaupt ein wenig mißtraute, seine liebsten Freunde holte er sich doch anderswoher, aus der höheren Sphäre der produktiven Künste. Die „Gesammelten Aufsätze" führen uns deren drei vor, jeden aus einer anderen künstlerischen Gegend: den Maler Moritz v. Schwind, den Komponisten Josef Dessauer und den Dichter Anastasius Grün. Man darf an diese Aufsätze — Essais wäre schon zu viel gesagt — beileibe nicht die strengen Maßstäbe der biographischen Kunst legen. Insbesondere die beiden ersten nehmen sich mit ihrem formlos eingefügten Rohmaterial von Briefen und Briefstellen nicht eben vorteilhaft aus, und die Raschheit ihrer Niederschrift tut sich mitunter in einer etwas hemdärmeligen Prosa kund; allein sie sind von einem ehrlichen Freundschaftsgefühl so behaglich durchwärmt und malen den Menschen im Künstler mit so gewinnenden Farben, daß man ihnen ihr Abweichen von der haarscharfen Schönheitslinie gerne verzeiht. Die stilistisch besser gefeilten Ausführungen des Aufsatzes über Anastasius Grün, in der einen Fassung 1847, in einer ein wenig gekürzten 1850 geschrieben, verfolgen übrigens nur den bescheidenen Zweck, den Dichter bei den Lesern eines Taschenbuchs und einer Anthologie einzuführen. Indes nimmt Bauernfeld seine Aufgabe keineswegs leicht, er entledigt sich ihrer mit viel Begeisterung, ohne das Rauchfaß vor dem Freunde zu schwingen. Wohl fehlt es nicht an Anläufen dazu; aber die Gesinnungstüchtigkeit dieses politischen Sängers, der einer der festesten Stützpunkte in der schwankenden Zeit war, lauter anzupreisen, hätten schon die Umstände nicht gestattet: das eine Mal noch nicht, das andere Mal nicht mehr.

Fast alle Aufsätze sind aus den Bedürfnissen der Zeit heraus entstanden oder enthalten doch irgend eine lebendige Beziehung auf die Umstände des Augenblickes. Das haben sie mit den Lustspielen gemein. Der Unterschied ist nur der, daß es ihnen nicht in eben dem Maße auf das ankommt, was man zündende Wirkung nennt und der geborene Dramatiker unbedingt anstrebt. Sie treten bei weitem anspruchsloser auf. Bloß einmal entringt sich Bauernfelds Lippen der Wunsch: „Wer jetzt Börne wäre!" Aber in Wirklichkeit ist es ihm nie eingefallen, sich mit dem Schatten des großen Publizisten in einen Kampf einzulassen, in dem er sicherlich unterlegen wäre. Immerhin war sein Verhältnis zur Schriftstellerei, wie wir gesehen haben, wesentlich mehr als ein Flirt. Er ist ihr vielmehr ein langes Dasein hindurch treu geblieben. Und auch hier hat er sich niemals seine eigene Manier rauben lassen. Der nämliche bewegliche, wienerisch-liebenswürdige, aber auch wienerisch-spitzzüngige Mensch, der er im Leben war, der aus den Masken seiner dramatischen Personen hervorguckt und in einer Unzahl von Xenien an der Mitwelt seine scharfe Kritik übt, redet aus jeder Seite der „Gesammelten Aufsätze" zu uns, recht im Einklang mit dem Motto aus Balzac, das er vor seine „Studien" gesetzt hat: »L'homme est le même en haut, en bas, au milieu.«

Zur Friedensbewegung.

Von Dr. Anton Wesselsky.

Wenn für die Menschheit von einem goldenen Zeitalter überhaupt gesprochen werden darf, so gilt dies, das ist sicher, keineswegs von der Vergangenheit; und auch die Gegenwart verdient gewiß nichts weniger als diesen Namen. Die aurea aetas kann nur in der Zukunft liegen: zum Greifen nahe für die Utopisten; mehr oder minder ferne für die Optimisten; ein gleißend blinkender Schein von unerreichbarer Weite für die absoluten Skeptiker. Und wie das Schicksal des ganzen wird auch sein Teil verschieden betrachtet, wird auch seine Voraussetzung angesehen, seine Bedingung: der Friede.

Nur kennen die Pessimisten noch einen anderen Frieden: die lähmende, süße Sehnsucht vieler Unglücksmüden, vieler Flügellahmen; die Ruhe der Rückkehr nach Nirwana. Von diesem Frieden ist hier nicht die Rede.

Andrew Carnegie, der anglo-amerikanische Milliardär und Philanthrop, ist ein Sieger im Kampfe des praktischen Lebens und nicht im mindesten ein Mann der Resignation. Dieser erfahrene realpolitische Mensch ist auch kein Utopist. Und dennoch hat er jetzt ein Buch zu gunsten der internationalen Schiedsgerichte geschrieben.*

Die Schrift ist die Wiedergabe einer Rede an die Studenten zu Saint-Andrews, der alten, von ihm geförderten Universität seines schottischen Mutterlandes. Das Buch, das wohl vermag, der Friedensbewegung eine Hilfe, und wenn das Wort da gestattet ist, eine Waffe zu werden, erschien vor kurzem in England und Amerika. Dieser Tage wurde es von der Conciliation Internationale in Paris herausgegeben und wird bald in dreizehn andere Sprachen übersetzt, darunter auch deutsch, polnisch und ungarisch, erscheinen.

Herr D'Estournelles de Constant, der Präsident der vorgenannten Association, deren Ehrenpräsidenten für Österreich, nebenbei bemerkt, die Herren Exzellenz Graf Schönborn und Professor Lammasch sind, bezeichnet mit Recht dieses Buch als mehr denn eine gute Tat, als ein Symptom. Denn was so lange als ausschließliche Domäne der Idealisten, Philosophen und Dichter galt, dafür tritt nun mit seinen Gründen ein Emperor of business ein.

Aber auch der meritorische Inhalt des Buches rechtfertigt das internationale Interesse, das ihm entgegengebracht wird. Eine Reihe glänzender Namen und Zitate aus den Kulturen Indiens, Persiens, Griechenlands und Roms, des alten und des neueren, aus dem deutschen Mittelalter und aus neuen Zeiten ziehen vorerst an uns vorüber. Vielleicht hätte auch einmal eine idealistische Friedensbewegung ihr Ziel erreichen können; wer kann es wissen? Carnegie scheint es zu glauben. Denn er beklagt es bitter, daß die Priester des Evangeliums in allen christlichen Feindeslagern für den Sieg im Kriege gebetet haben.

Seit vor sieben Jahren am 18. Mai im Haag die erste offizielle internationale Friedenskonferenz zusammentrat, wird die Friedenspropaganda auch von Praktikern nicht unterschätzt. Allein schon lange vorher sind, wie Carnegie bemerkt, gar manche andere Fortschritte erzielt worden, deren Erreichung nicht mindere Schwierigkeiten bot, als vielleicht die Abschaffung des Krieges unter den zivilisierten Völkern. Diese anderen Kultur-

* Andrew Carnegie: »Pour l'Arbitrage«. Paris, 1906, bei Delagrave.

fortschritte rechtfertigen den Mut, den Friedensfortschritt ebenfalls für aussichtsvoll zu halten. Ist doch unter den Nationen, die den stolzen Namen von Kulturvölkern in Anspruch nehmen, die Polygamie und auch die Sklaverei abgeschafft worden; und auch das Duell ist, wenigstens im anglosaxonischen Kulturkreise, als abgetan zu betrachten. Das alles aber war, so meint Carnegie, mindestens nicht leichter, als in Zukunft unter zivilisierten Völkern der Ersatz des Krieges durch das Schiedsgericht sein wird.

Doch auch auf dem Gebiete des Krieges selbst sind ermutigende und beständige Fortschritte festzustellen. Schon die griechische Amphiktyonie wies einst die Völker an, im Kriege nie zu vergessen, daß sie später sich wieder versöhnen werden. Lange schon ist auch selbst unter sonst barbarischen Völkern das Gastrecht in Kriegszeiten heilig geblieben. Die Scham, den Schlachtengreueln Mord, Raub und Plünderung hinzuzufügen, nimmt offensichtlich überhand. Aus jüngerer Zeit ragen hervor: der Pariser Vertrag der 1856 eine teilweise Immunität des Privateigentums in Kriegszeiten schuf; der Alabamavertrag von 1871 über die Verantwortlichkeit neutraler Mächte im Kriege, durch dessen Annahme Gladstone dem Frieden einen generösen Dienst erwies; die Brüsseler Deklaration von 1874, betreffend die Schonung im Kampfe eroberter Städte und ihrer Bewohner. Auch der bekannten Genfer Konvention, und der Petersburger Konvention von 1868 über das Verbot von Sprenggeschossen bei Handfeuerwaffen hätte erwähnt werden dürfen. Carnegie verweist ferner auf die praktischen Erfolge des von der Haager Friedenskonferenz eingesetzten ständigen internationalen Schiedsgerichtes und zählt einige Fälle der Regelung von Streitfragen auf. Er weist auch hin auf die glückliche Vermeidung von Feindseligkeiten in der noch allgemein erinnerlichen Doggerbank-Affäre zwischen England und Rußland, auf das Gelingen der Intervention des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu gunsten des Friedens von Portsmouth zwischen Rußland und Japan, er hebt mit Recht die Bedeutung der in letzter Zeit zwischen verschiedenen Staaten geschlossenen Schiedsgerichtsverträge hervor, und endlich gilt ihm mit nicht minderem Recht auch die Tatsache, daß zwischen Schweden und Norwegen anläßlich ihrer gänzlichen Trennung und des Wechsels der norwegischen Dynastie eine friedliche Auseinandersetzung möglich war, als hoffnungsreiches Zeichen.

Freilich dürfen auch Rückschläge in die Barbarei nicht übersehen werden. Das Buch erinnert in dieser Beziehung daran, daß noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit Kardinal Richelieu als ein Diener des Satans angesehen wurde, weil er, beeinflußt durch die für die Kulturentwicklung jener Epoche so wertvollen Schriften des Hugo Grotius, nach der Eroberung von La Rochelle die dortigen Häretiker nicht über die Klinge springen ließ. Aus allerjüngster Zeit aber stammt die Eröffnung der Feindseligkeiten ohne Kriegserklärung seitens Japans gegenüber Rußland.

Die Ausschließung solchen Vorgehens bezeichnet Carnegie als eine der Hauptaufgaben der nächstbevorstehenden Haager Konferenz. Als eine weitere Aufgabe nennt er den unbedingten Schutz des Privateigentumes im Kriege. Die erste Haager Friedenskonferenz hat bekanntlich seinerzeit ebenfalls ihren Nachfolgerinnen Agenden empfohlen, und auch die Anregungen, die in dieser Richtung vor kurzem in der österreichischen Delegation gegeben worden sind, gehören hieher.

Carnegie, der Self-made-man, der Praktiker, hält große Stücke auf das Haager Schiedsgericht. Da die Vertragsmächte selber nicht großzügig genug geleitet waren, dort

für die Tagung des Schiedsgerichtes und der Konferenzen ein Gebäude zu errichten, hat Carnegie, der Philanthrop, die Errichtung eines Friedenspalastes im Haag in seine Hand genommen und so zur Theorie seines Friedensbuches ein herrliches Pendant durch die Praxis dieser Friedenswidmung geboten. Zweihundertsiebzehn Architekten aus allen Gegenden der Welt haben sich um die ausgeschriebenen Preise beworben, deren einer auch nach Wien gewandert ist.

Da man aber nur so lange im Frieden leben kann, als es dem bösen Nachbar gefällt, verweist Carnegie diesfalls auf die Bedeutung der interparlamentarischen Friedensunion, und im Gefolge ihrer Propaganda sieht er eine wehrfähige Friedensliga der ersten Kulturstaaten erstehen, als aussichtsvolles Mittel, übelwollende Friedensstörer in die ihnen gebührenden Schranken zu verweisen.

Einer großen Sache mit kleinen Einwendungen zu begegnen, muß selbstverständlich ferne liegen. Allein es ist wichtig, bei großen Fragen freimütig Rechenschaft auch von solchen Gesichtspunkten aus sich zu geben, die zwar von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, jedoch nicht in den Vordergrund gestellt zu werden pflegen.

Die große Aktion des Zaren für die Haager Friedenskonferenz und die große Aktion Carnegies weisen, so will es mir scheinen, eine Analogie auf. Beide haben nicht nur einen zweifellos großen Zug von Generosität, sondern sie haben auch beide das Merkmal einer gesunden Erkenntnis vaterländischer oder volkspatriotischer Interessen.

Für Rußlands ostasiatische Politik war der Friede der sicherste Weg, und das Gerücht, das den Initiator jener Politik mit der Haager Friedensaktion in Zusammenhang bringt, spricht eine beredte Sprache. Die Einwendung aber, der Krieg mit Japan sei ja gar nicht für möglich gehalten worden, wird vor der Tatsache zu nichte, daß dieser Krieg bei uns in einem schon vor zehn Jahren erschienenen Buche direkt vorausgesagt worden ist.

Ähnliche Motive, wie sie patriotische russische Staatsmänner mit ihrer großen Friedensaktion verbanden, treffen vielleicht auch bei Carnegie in Hinsicht auf anglo-amerikanische Interessen zu. Nicht im Sinne des Satzes, daß neben der Kultur auch die Hochfinanz eine Friedensfürstin sei. Vor solcher Verdächtigung ist Herr Carnegie gefeit durch sein philanthropisches Wirken, aber auch durch die klare Wahrhaftigkeit, die aus seinen Schriften spricht. Wobei noch zu bemerken käme, daß anderseits bei verschiedenen Verwicklungen der letzten Zeit gerade der Hochfinanz eine nichts weniger als friedliche Rolle zugeschrieben wird. Wohl aber hat sich Carnegie schon vor vier Jahren in seinem bedeutenden Werke: »Empire of business«, im Deutschen: „Kaufmanns Herrschaftsgewalt" betitelt, zu den Friedensideen bekannt und dort auch klar jene Gründe auseinandergesetzt, die ihn als „Patrioten der anglo-amerikanischen Rasse" bestimmen, die kriegerische Erledigung von Zwistigkeiten zwischen England und Nordamerika ein für allemale ausgeschlossen zu wünschen, aber auch den Frieden überhaupt garantiert zu ersehnen. Er weist dort darauf hin, daß politische Besitznahme nicht nötig ist zur Ausdehnung des Handels über neue Ländermassen, und daß eine friedliche Eroberung wirksamer sei als jede andere. Es ist eine stolze Rolle, eine gewaltige Aufgabe, die Carnegie da für das anglo-amerikanische Volk proklamiert, das zusammengehöre diesseits und jenseits des Atlantischen und des Indischen Ozeans und das des Krieges nicht bedürfen werde, um mächtig dazustehen in der ganzen Welt.

Was aber haben dagegen ihrerseits die kleineren Völker und Staaten zu bedenken? Sie können eine europäische Monroedoktrin kreieren; sie können dabei des

deutschen Professors Lamprecht jüngst erschienenes Buch „Amerikana" zu Rate ziehen, das in Amerika selber so viel Widerspruch hervorgerufen hat. Aber auch ihnen, ihnen vor allen kommt nur der Friede zu gute. Sie vor allem — ist nicht Österreich Europa im Kleinen? — bedürfen der Gerechtigkeit und der Versöhnung. Sie vor allen sollten der auf der ganzen Welt gestellten bangen sozialen Frage eine schlichtende Antwort erteilen. Sie am wenigsten können sich den barbarischen Luxus des Krieges gestatten. Ist der Krieg nicht gerade für die kleineren Völker am allermeisten gefährlich, ja verhängnisvoll? Es ist ja der Krieg, der die besten Kräfte, der die zukunfttragenden Generationen hinwegrafft. Wohin sind durch ihn gerade die edelsten germanischen Völker wie die Gothen verschwunden? Und hat nicht das deutsche Volk selber durch den Dreißigjährigen Krieg eine Einbuße erlitten, die nicht mehr wettzumachen ist? Angesichts des Krieges gelten für alle hochstehenden Völker die Worte, die Sudermann in seinen „Morituri" nach der Schlacht am Vesuv den Gotenkönig Tejas sprechen läßt: „Wir sind ein Volk von Königen; es ist Schade um uns."

Die Friedensfrage ist keine Frage der Schwächlinge, ja, wie Andrew Carnegie beweist, nicht einmal eine Frage der Schwachen. Und wäre sie das, sie wäre es gleichwohl nur insoferne, als diese Schwachen eigentlich die starken Träger einer großen Zukunft sind. Die Friedensidee kann sich bei großen und bei kleinen Völkern auf die edle Sache der menschlichen Zukunft selber berufen.

Das Recht der Hausbesorger in Wien.

Von Paul Freiherrn von Hock.

Die Wiener, von denen ein weit geringerer Teil als in anderen großen Städten zu den Bewohnern eines eigenen Hauses gehört, sind nur zu sehr geneigt, auf den „Hausmeister", der ihnen in der Regel als strenger Hüter der „Hausordnung", als Vertreter des gefürchteten „Hausherrn" gegenübersteht, einen Teil jener unfreundlichen Gesinnungen zu übertragen, welche der Wohnungsvermieter im allgemeinen laut des Zeugnisses der Volksmuse in Theaterstücken, Couplets u. dgl. bei den Abnehmern seiner Ware voraussetzen muß. Auch anderswo ist dasselbe zu bemerken: schon Fielding in seiner „Geschichte des Findlings Tom Jones" vergleicht die Portiere dem Höllenwächter Cerberus, wie ihn Virgil im sechsten Buch seiner Aneide beschrieben hat. Aber auch der Hausbesitzer, der die Dienste eines Hausbesorgers in Anspruch nimmt, ist wenig darauf bedacht, ihm ein besonderes Maß von Fürsorge zuzuwenden: das Angebot ist so groß, daß er sich, wenn er nicht Großmut üben will, darauf beschränken kann, dem Bewerber eine Wohnung zu überlassen, im übrigen aber auf Reinigungs- und Sperrgelder zu verweisen, welche ihm die „Parteien", das sind die Wohnungsmieter und Aftermieter, zahlen werden. Das „Reinigungsgeld" stellt eine besondere Entlohnung dar für die regelmäßige Säuberung der den Parteien gemeinsamen Hausbestandteile: Gänge, Stiegen und Höfe. Wohl würde es dem Hausbesitzer zukommen, die Besorgung dieser Arbeiten auf seine Kosten zu bewirken, den Hausbesorger also, wenn dieser sie ausführt, selbst zu entlohnen. Die Hausbesitzer haben aber fast überall diese Last auf ihre Mieter überwälzt, so daß es auch ohne besondere Vereinbarung bei Abschluß des Mietvertrages als selbstverständlich an-

genommen wird, daß der Mieter dem Hausbesorger ein „Reinigungsgeld“ zu geben habe, welches bei jedesmaliger Zinszahlung fällig wird. Vielfach wird vom Hausbesitzer die Festsetzung der Höhe dieses Reinigungsgeldes dem guten Einvernehmen zwischen Mieter und Hausbesorger überlassen; wobei sich dem „kleinen Manne“ gegenüber der „Hausmeister“ wohl gewöhnlich in der vorteilhafteren Stellung befindet — muß doch jeder Mieter Wert darauf legen, solange er im Hause bleibt, als „gute“ oder gar als „schöne“ Partei zu gelten. Hausfrauen und Dienstboten wissen von dieser Autorität des „Haustyrannen“ genug zu erzählen!

Das Recht auf das „Sperrgeld“ hat unsere Gerichte schon öfter beschäftigt, wobei eine alte Regierungsverordnung aus der Zeit der behördlichen Taxfestsetzungen in Betracht gezogen wurde, ungeachtet der berechtigten Zweifel an der Fortdauer ihrer Verbindlichkeit und, obwohl die Bevölkerung sich daran gewöhnt hat, als Gebühr — abweichend von der behördlichen Taxe von 10 Hellern — ein „Sperrsechserl“ (d. i. 20 Heller) anzusehen. Dieses Rechtsinstitut könnte auch einem Rechtstheoretiker noch den Gegenstand einer interessanten Abhandlung abgeben; je interessanter aber die Frage, desto weniger erfreulich ist in der Regel der Bestand der Frage, das ist die Unsicherheit des Rechtszustandes, für die Beteiligten.

Die vollständige Vernachlässigung der Klarstellung der für die Lage der Hausbesorger wichtigsten Rechtsverhältnisse durch die Gesetzgebung sowohl als insbesondere durch das Vertragsrecht bedeutet einen bedauerlichen Mangel an Fürsorge für diese Klasse unserer Mitbürger.

Auch in einer anderen sehr wichtigen Beziehung ist die rechtliche Stellung der Hausbesorger vor kurzem unsicher geworden: das ist die Frage, ob sie zum „Gesinde“, zu den „Dienstboten“ im Sinne der noch immer in Kraft stehenden Gesindeordnung vom 1. Mai 1810 gehören, und damit hinsichtlich ihrer Stellung gegenüber ihrem Dienstgeber, in bezug auf Lohnzahlung, Kündigung, Krankenpflege u. s. f. auf die Bestimmungen dieses Gesetzes sich berufen können oder nicht. Die maßgebende Vorschrift, § 4, dieser Gesindeordnung, lautend: „Die Benennung Dienstbote, Dienstvolk, Dienstgesind, welche unter der Verbindlichkeit dieser Gesindeordnung stehen, begreift diejenigen Personen, die sich gegen bestimmten Lohn auf längere Zeit bei Privaten zu Dienst verdingen, mit Ausnahme der Haushofmeister, des Kanzleipersonals, der Wirtschafts- und Kassebeamten, auch überhaupt aller Bedienungen, zu deren Bekleidung eine wissenschaftliche Vorbereitung erfordert wird. Darunter sind ferner nicht begriffen Handlungsdiener, Arbeiter bei Kunstgewerben und Fabriken, noch Handwerksgesellen ....“, spricht allerdings zu gunsten dieser Annahme. Auch hatte vorher ein Hofdekret vom 4. November 1784 angeordnet, daß „Portiere, Gärtner, Hausmeister und dergleichen anstatt des Lohnes die freie Wohnung genießende Leute“, weil „ihr Verhältnis zum Hausherrn in dem Dienstkontrakte besteht“, „bei Dienstentlassung auch in Absicht der Aufkündigung der Wohnungen und Ausziehungen nach dem Dienstbotenpatente zu behandeln“ seien, wenn nicht besondere Kontrakte diesfalls geschlossen wurden. Die Behörden und die Beteiligten hatten sich auch daran gewöhnt, die Hausbesorger in ihrer Stellung gegenüber den Hausbesitzern als „Dienstboten“ anzusehen und bei Streitigkeiten nach der Gesindeordnung vorzugehen. Das Ministerium des Innern hat noch im Jahre 1900 diese Übung als richtig anerkannt. Die Gemeinde Wien nahm keinen Anstand, mit den Hausbesitzern Versicherungsverträge hinsichtlich der ihnen aus einer etwaigen

Spitalspflege ihrer Hausbesorger erwachsenden Kosten abzuschließen, oder, wie der Wiener sich ausdrückt, die Hausbesorger „in die Dienstbotenkrankenkasse einzuschreiben". In der weiteren Frage allerdings, ob dieses Dienstverhältnis bloß den Hausbesorger betrifft, oder ob seine Frau, die „Hausmeisterin", gleichfalls, so wie er, „Dienstbote" in diesem Sinne sei, bestand auch früher keine Klarheit. Durch zwei Erkenntnisse, die der Verwaltungsgerichtshof im Jahre 1904 — am 4. Februar und am 13. September — geschöpft hat, werden aber die rechtlichen Grundlagen jener Einbeziehung der Hausbesorger unter die Geltung der „Gesindeordnung" in Frage gestellt; der Gerichtshof findet, daß nur jene Hausbesorger nach der Gesindeordnung zu behandeln sind, welche zur Hausgenossenschaft (im engsten Sinne) des Dienstgebers gehören, und welche zu niederen Dienstverrichtungen für seine Person, seine Familie, seinen Hausstand gedungen sind, was alles nicht zutrifft, wenn beispielsweise der Hausbesitzer außerhalb des Hauses wohnt, für welches der Hausbesorger bestellt ist. Wenn die Behörden von nun an diese Judikatur zur Richtschnur nehmen sollten, was wohl zu gewärtigen ist, dann sind die Hausbesorger auch in ihrem Verhältnisse zu den Hausbesitzern ausschließlich auf den Abschluß besonderer, ausdrücklicher Dienstverträge angewiesen: einen Weg, den sie in absehbarer Zeit wohl nicht häufig und, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen, auch kaum mit großen Erfolgen einschlagen werden.

Vollkommen ungeklärt ist ferner die Frage, ob und in welchem Maße der Hausbesorger als Bestellter des „Hausherrn" die Verantwortung zu teilen oder gar ganz zu übernehmen hat, die dem letzteren gegenüber den Behörden, insbesondere den Gerichten in bezug auf die Einhaltung sicherheits-, gesundheits-, straßenpolizeilicher oder sonstiger Vorschriften zukommt. Nur zu nahe liegt für den Hausherrn der Versuch, sich vor Gericht, wenn etwa ein morsches Brett im Haushof, eine schadhafte Stufe der Stiege Ursache eines Unfalles geworden ist, der Bestrafung durch die Behauptung zu entziehen, daß der Hausbesorger die alleinige Beaufsichtigung des Hauses übernommen habe, zur selbständigen Behebung solcher Baugebrechen beauftragt gewesen sei.

Sehr lästig empfunden wird von dem Stande, dem diese Ausführungen gewidmet sind, die Forderung, welche die Gemeinde auf allerdings sehr zweifelhafter Rechtsgrundlage, nämlich nicht mehr als einer Regierungsverordnung aus den Zwanzigerjahren, an sie stellt: die Trottoirstrecken vor den einzelnen Häusern, insbesondere bei Schneefällen, sofort zu reinigen und bei Glatteis auch mit Sand zu bestreuen; die auch schon in gerichtlichen Verurteilungen zum Ausdruck gekommene Verantwortung, die ihnen hiemit aufgelastet wird, ist ernst. Sollten die sehr zweifelhaften Materialien, die wir ab und zu bei Glatteis unter dem Titel „Sand" ausgestreut finden, nicht auch als Ausdruck dieser Mißstimmung anzusehen sein?

Eine unmittelbare Schädigung aber erfahren viele Hausbesorgerfamilien an ihrer Gesundheit durch die Mängel der ihnen zugewiesenen Wohnungen. Diese liegen in der Regel zu ebener Erde, manchmal im Hochparterre, oft selbst im Souterrain. Besonders in alten Häusern, nicht selten aber auch in neuen, mitunter auch in modernen Prachtbauten lassen diese Räume Licht und Luft vermissen; fast immer findet die direkte Belichtung — die manchmal auch ganz fehlt — nur vom Haushofe aus statt; man weiß, was das insbesondere bei der Enge dieser Höfe und bei der Höhe der Häuser bedeutet. Finster und dumpf, oft auch feucht, eng und unzureichend ist die Mehrzahl dieser Wohnungen.

Es wäre zu wundern, wenn der Hausmeister und die Frau Hausmeisterin unter solchen Umständen und angesichts der häufigen, freilich entlohnten, Störungen ihrer Nachtruhe durch die Einlaß begehrenden Hausbewohner immer jene heitere Ruhe zeigen würden, welche den wichtigsten Bestandteil einer liebenswürdigen Gemütsbeschaffenheit abgibt.

Daß die Behörden und öffentlichen Anstalten den „Hausmeister" bei ihrem Verkehre mit den Hausbewohnern als den berufenen Mittelmann ansehen, ihm Zustellungen und Briefe anvertrauen, von ihm alle Auskünfte — auch die diskretesten Leumundserhebungen — einholen, daß er namens des Hausherrn die polizeilichen Wohnungsmeldungen zu erstatten berufen ist, dazu alles Notwendige von den Wohnparteien zu erfragen und einzutragen hat (er muß also genau erfahren, ob Herr und Frau N. wirklich ein Ehepaar, ob Fräulein X. wirklich noch nicht 30 Jahre alt ist u. s. w. — und ist durch keine Amtspflicht zur Verschwiegenheit gebunden) belastet ihn zwar mit Arbeit und Schreiberei, verschafft ihm aber anderseits so viel Ansehen und Wichtigkeit, daß er dafür diese Belastung wohl gerne in den Kauf nimmt.

Es darf nun wohl nicht verkannt werden, daß das Einkommen der Hausbesorger — besonders in großen und dicht bevölkerten Häusern: man denke nur an das „Freihaus" auf der Wieden, die alten „Höfe" in der Inneren Stadt — sie meistens weit günstiger stellt als andere Besitzlose. In der Regel ist der Mann auch tagsüber in einem sonstigen, seinem eigentlichen, Berufe beschäftigt. Amts- oder Bureaudiener, Sicherheitswachmänner werden von den Hausbesitzern bei der Auswahl unter den Bewerbern wegen ihrer durch diese Anstellung bescheinigten Vertrauenswürdigkeit, Gehilfen aus dem Stande der Bauhandwerker, insbesondere Maurer und Zimmermaler, wieder deshalb bevorzugt, weil sie gleichzeitig verpflichtet werden können, die bauliche Beaufsichtigung und Instandhaltung des Hauses unentgeltlich zu besorgen. Aus der Nebenbeschäftigung als Hausmeister ergeben sich zur Vermehrung des normalen Berufseinkommens zum mindesten die freie Wohnung, die Reinigungsgelder und das Sperrgeld.

Das ermöglicht doch eine bessere Lebenshaltung und das Zurücklegen von Ersparnissen; das Mädchen kann in die Bürgerschule, zum Musikunterricht, auch in die Lehrerinnenbildungsanstalt geschickt, manchmal als Ballettelevin ausgebildet werden. Monsieur et madame Cardinal — die berühmten Typen Halévys — können nicht ganz fehlen; Dr. K. bekam einmal auf seine Frage an die Frau Hausmeisterin, wozu sie denn ihre Tochter, die, ungeachtet ihres Sträubens, Klavierunterricht über sich ergehen lassen mußte, ausbilden wolle, die Auskunft: „Zu einer Mätreß . . ." Im großen und ganzen wird das Mädchen nach den Anforderungen des Mittelstandes erzogen. Der Knabe besucht die Mittelschule, und kann, wenn er begabt und fleißig ist, und noch sonst einiges zusammentrifft, auch ein hoher Würdenträger werden. Die „aufsteigende Klassenbewegung" ist also im Stande der Hausbesorger offensichtlich sehr lebhaft.

Bei dem hohen Werte solcher Stellungen sollte es diesem Stande um so wichtiger erscheinen, alles aufzubieten, um die Grundlagen seiner Lebensverhältnisse rechtlich zu sichern. Um zu erreichen, daß das Gesetz, und zwar die neue Wiener Gesindeordnung — der Entwurf für eine solche ist vom Wiener Hausfrauenverein schon vor vielen Jahren ausgearbeitet und von den Behörden begutachtet worden, seither aber in irgend einem Amtszimmer zu einem Dauerschlafe gelangt — dann die in Vorbereitung stehende neue Bauordnung für Wien, die rechtliche Stellung der Hausbesorger und ihrer Frauen klar-

stelle und ihnen gesunde, ausreichende Wohnungen sichere, bedarf der Stand einer kräftigen, gut geleiteten Organisation. Vor allem wäre es Aufgabe einer solchen Organisation, die gemeinsamen Interessen durch Ausarbeitung eines Normaldienstvertrages wahrzunehmen, in welchem die gegenseitigen Pflichten und Rechte zwischen den Hausbesitzern und den Hausbesorgern genau abgegrenzt wären. Die Hausbesitzer, deren Organisation zu ihrem größten Vorteile seit langem ausgebaut ist und energisch wirkt (vor kurzem hat eine Hausbesitzervereinigung für den Fall der Ablehnung ihrer Forderungen seitens der Gesetzgeber sogar einen Generalstreik, die Aussperrung aller Mieter, angedroht), werden ohne Zweifel gerne einer solchen Klarstellung zustimmen und an den Verhandlungen wegen jenes Normaldienstvertrages teilnehmen. Auch bei der Erörterung der Sperrgeldfrage — denn eine solche wird mit dem Fortschreiten der großstädtischen Entwicklung immer häufiger vorkommen, so lange, bis endlich auch jeder erwachsene Wiener den Hausschlüssel errungen haben wird — werden die Interessen der Hausbesorger nur dann gebührende Berücksichtigung finden, wenn sie eine solche Organisation besitzen. Daß bei ihnen auch ein Bedürfnis nach Krankenversicherung besteht, beweist, daß sie seit Jänner 1894 eine „registrierte Hilfskasse der Portiere und Hausbesorger Wiens" besitzen. Die geringe Anzahl der Mitglieder dieser Hilfskasse (Ende 1905: 104, bei einem Vermögensstand von 4½ tausend Kronen) zeigt aber gleichzeitig, daß auch hier eine Zwangsversicherung not tut ...

Schon diese Beispiele genügen, um zu zeigen, in wievielen Beziehungen die erwähnte Organisation in diesem Berufstande, dem in Wien mit rund 38.000 Häusern etwa 25.000 Männer angehören dürften, aufzutreten berufen wäre.

Mögen sich recht bald die richtigen Männer entschließen, eine solche „Gewerkschaft der Hausbesorger" zu gründen, und diesen Organisierungsbestrebungen bessere Erfolge beschieden sein, als bisher der Gedanke der Vereinigung der Mieter in „Mietervereinen" aufzuweisen hat.

Vierklang.

Von Rudolf Hans Bartsch.

Es singen drei Mädchenstimmen
Über den blühenden Rain
In das weiche Tagverglimmen,
In das Schlafgesumme der Immen,
In den Wiesenabend hinein.

Zwei hellere singen die Weise
Heiter, andächtig und leise
Wie Geigen himmelwärts;
Die dritte, die dunkle und weiche,
Die milde und schwermutreiche,
Die unter der Weise verbreitet
Verloren als Waldglocke läutet
Und den Abend selber bedeutet — —
Mit der dritten singt mein Herz.

Chronik.

Die österreichische Frauenbewegung.*

Der 28. November 1905 wird immer als ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte Österreichs verzeichnet sein. Dadurch, daß die ungarische Regierung die Wahlreform auf die Tagesordnung setzte, wurde diese auch in Österreich zu einer akuten Frage. Der imponierende Aufmarsch der Sozialdemokraten am 28. November in Wien und die Erklärung des Ministerpräsidenten brachten dies zum Ausdrucke. Das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht wurde zum Regierungsprogramm.

Das mußte in den Frauenkreisen, die auch für die Frauen das Wahlrecht anstreben, große Bewegung hervorrufen. Seit dem Jahre 1888, in dem der niederösterreichische Landtag die Frauen des Wahlrechtes beraubte, das sie durch 27 Jahre besessen hatten, steht die Erlangung des Wahlrechtes auf dem Programm der selbstbewußten österreichischen Frauen. Unter Badeni traten diese Bestrebungen entschieden hervor und veranlaßten Versammlungen und Petitionen, welche dem Minister und im Abgeordnetenhause überreicht wurden.

Nun sollen ausnahmslos allen Männern die politischen Rechte zugesprochen werden, dagegen die Frauen nicht nur unberücksichtigt bleiben, sondern überdies die bisher zu den Wahlen in die Kurien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern Berechtigten dieser Rechte verlustig werden. Das rief alle Frauen, welchen der Einfluß politischer Berechtigung auf die rechtliche, soziale und wirtschaftliche Lage klar ist, zur Abwehr auf. Zunächst wurde in Wien ein Aufruf von nahezu hundert Frauen veröffentlicht, dem folgte am 10. Dezember eine überaus besuchte Versammlung im Ronachersaal. In ausgezeichneten Reden protestierten Frauen aller Berufsklassen dagegen, daß ein allgemeines Wahlrecht angestrebt werde, welches die Frauen ausschließt und in eine Linie mit Schwachsinnigen und Verbrechern stellt. „Ein allgemeines Wahlrecht, für das die Frauen nicht vorhanden sind! sagte eine Rednerin, ich appelliere an unsere Väter, Gatten und Söhne! Sind sie denn nicht so gerecht, um anzuerkennen, was wir ihnen leisten; wie wäre ihr Leben, wenn wir Luft wären, wie wir es nach dem Wahlvorschlage sein sollen? Es gab finstere Zeiten, in welchen alle Bürger politisch rechtlos waren, gewiß bedauerliche Zeiten, aber für die Frauen waren sie minder hart und entwürdigend, denn durch die wachsende Ungleichheit zwischen den Rechten der Männer und der Frauen sind wir immer mehr zu Staatsbürgern zweiter Ordnung geworden. Welches Interesse können demnach die Frauen an den Fortschritten und an der Entwicklung der Gesellschaft haben, wenn jede Stufe, die die Männer erklimmen, eine neuerliche Degradierung der Frauen ist?"

Eine Rednerin nach der andern gab ihrer Entrüstung Ausdruck; eine Bürgerschuldirektorin betonte die Ungehörigkeit, daß der Schuldiener an ihrer Schule Rechte haben werde, die man ihr vorenthalte; Gewerbetreibende machten auf das gleiche Verhältnis zu ihren Gesellen aufmerksam. Schließlich wurde die vorgelegte Petition einstimmig angenommen; am 7. Februar wurde sie dem Ministerpräsidenten Freiherrn von Gautsch und Abgeordneten aller Parteien überreicht. Nebst kleineren Versammlungen fand am 18. Februar eine zweite große Frauenversammlung statt, in welcher Professor Dr. Winternitz aus Prag in ausgezeichneter Weise zur Sache sprach und in der beschlossen wurde, eine von Fräulein Stephanie Nauheimer verfaßte Petition, in welcher um Abänderung des § 30 des Vereinsgesetzes angesucht wird, im Abgeordnetenhause zu überreichen. Dieselbe wurde vervielfältigt und dürfte in mancher Sommerfrische, um viele Unterschriften zu gewinnen, auftauchen.

Aber nicht nur in Wien waren die Frauen um das Erlangen des Wahlrechtes bemüht eben, so lebhaft war die Agitation in Brünn, Prag und Krakau und auch dort wurden in großen Versammlungen Petitionen beschlossen. In Prag von den deutschen Frauen am 6. Jänner, von den tschechischen am 18. März, in Krakau am 8. Jänner, in Brünn von den deutschen Frauen am 19. Jänner. Es kann somit gesagt werden, daß im verflossenen Winter das heißeste Bemühen der Frauen dem Wahlrechte galt.

Dennoch wäre es irrig, zu behaupten, daß die Beteiligung der Frauen eine allgemeine war. Die Sozialdemokratinnen hielten zwar Versammlungen ab, in welchen sie sich für das Frauenwahlrecht aussprachen, aber zugleich erklärten, daß sie von einer Agitation dafür absähen, um die Bestrebungen ihrer Parteigenossen nicht zu komplizieren. Wie diese der Aufforderung der bürgerlichen Frauen, sich ihnen anzuschließen, nicht nachkamen, so auch die Christlichsozialen. Die Frauen dieser Parteien machen dagegen praktische Politik, indem sie sich an der Wahlagitation für die von den Parteileitungen aufgestellten Kandidaten lebhaft beteiligen. Dazu werden sie besonders ermuntert. Vor den diesjährigen Gemeinderatswahlen fand eine große Frauenversammlung statt, in welcher Bürgermeister Dr.

* Vergl. Bd. V, Heft 54, der „Österr. Rundschau.

Lueger und Prinz Liechtenstein die Frauen zur Wahlagitation aufforderten.

Nun haben nicht nur diese, sondern alle Frauen, für die politische Anteilnahme eine höchste Autorität anzuführen. Nach den Mitteilungen einer Wiener Journalistin, im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 27. April d. J., über ihre Audienz beim Papste, sprach sich dieser zwar entschieden gegen das aktive und passive Wahlrecht der Frauen aus, billigte jedoch die indirekte Einflußnahme der Frauen auf die Wahlen. Es wird auch diese beschränkte Zustimmung nicht ermangeln, die Anschauung vieler Frauen über die politische Anteilnahme des weiblichen Geschlechtes zu beeinflussen. Insbesondere dürften jedoch die Ansichten des Heiligen Vaters über die Frauenbewegung, das Frauenstudium für das Lehrfach und die Medizin, sowie für alle Berufstätigkeit, ferner über die Friedens- und Antiduellpropaganda den konservativen Kreisen, die sich mit den zeitgemäßen Wandlungen im Frauenleben nicht befreunden können, zu denken geben.

Der Bund österreichischer Frauenvereine versendete im November des vorigen Jahres die erste Nummer seines Zentralblattes „Der Bund“. In den bisnun erschienenen sechs Nummern spiegelt sich die österreichische Frauenbewegung wider, die Ziele, die sie verfolgt, die Wege die sie geht. Sie geben eine Rundschau in der europäischen und außereuropäischen Frauenbewegung und berichten über die Bestrebungen und Erfolge der Bundesvereine, dadurch alle mit den Arbeitszielen und Unternehmungen jedes einzelnen bekannt machend. Es ist zu erwarten, daß dadurch das gegenseitige Verständnis der sozialen Arbeiterinnen erhöht und sie zu gemeinsamen Aktionen angeregt werden.

Dazu dienen auch die monatlichen Zusammenkünfte des Bundes im „Neuen Frauenklub“, an welchen stets Wiener und Auswärtige, Männer und Frauen, als willkommene Gäste teilnehmen. In diesem Winter wurden an jedem Bundesabend ein oder zwei Referate von Frauen aus den verschiedenen Kronländern erstattet, die über den Stand des Kinderschutzes, der Armenpflege, der Schulen, der Heimarbeit und anderes in ihrer Heimat berichteten. Zur Freude aller Teilnehmer ist dadurch eine Annäherung zwischen Auswärtigen und Wienerinnen erzielt worden.

Als einen sehr erfreulichen Gewinn bezeichnet die österreichische Frauenbewegung den Anschluß der steirischen Frauen an dieselbe. Unterstützt von der freisinnigen Grazer Presse veranstaltete eine Anzahl zielbewußter Grazerinnen eine große, stark besuchte Versammlung, in welcher die Bundesvorsitzende unter voller Zustimmung der Hörerschaft Aufschluß über die Ziele der Frauenbewegung gab. Es zeigte sich da wieder, daß die Gegnerschaft meist auf der mangelnden Kenntnis dessen, was angestrebt wird und auf der Bekanntschaft mit Frauen beruht, die sich im schlimmsten Sinne emanzipiert haben, ohne jedoch von der Frauenbewegung mehr als deren Existenz zu wissen.

Czernowitzer Frauen haben sich ebenfalls der organisierten Frauenbewegung angeschlossen, so daß diese allmählich in Gesamtösterreich Boden gewinnt.

Die Tagung des Deutsch-österreichischen Rechtsschutzverbandes in Wien gehört zu den erfreulichsten Ereignissen. Zum ersten Male hat die deutsche Frauenschaft zahlreiche Delegierte nach Wien entsendet, um in gemeinsamer Tagung über die Rechtsschutztätigkeit der Frauen in beiden Ländern zu berichten. Diese ist in Österreich noch beschränkt, denn es bestehen nur drei Rechtsschutzstellen in Wien und eine in Brünn. Um für diese wertvolle soziale Arbeit die Österreicherinnen zu interessieren, hatten die Deutschen die Einladung des Allgemeinen österreichischen Frauenvereines angenommen, die erste Generalversammlung des Verbandes in Wien abzuhalten. Vom Bund österreichischer Frauenvereine und der Vorsitzendenstellvertreterin des Allgemeinen österreichischen Frauenvereines ging am Vorabend die erste Begrüßung aus. Diese erwiderte die Vorsitzende des Verbandes bei Eröffnung der Generalversammlung, worauf von der Wiener Advokatenkammer den Vertreterinnen der Rechtsschutzstellen ein freundlicher Empfang wurde. Die Kammer hatte Dr. Harpner zum Willkomm entsendet. Es konnte den Rechtsschutzbeflissenen zur Befriedigung gereichen, daß Doktor Harpner im Laufe seiner Ansprache erklärte: „Die Advokatenkammer würdigte es, daß für einen großen Teil des Volkes das Recht erst bestehe, seit Frauen ihre Kraft und Zeit daranwenden, die Ärmsten geduldig und teilnahmsvoll zu hören und sie mit Rat und Tat zu unterstützen.

Die Tagesblätter haben in äußerst dankenswerter Weise ausführliche Berichte über die Tagung gebracht, und die Wienerinnen konnten ihren Gästen kein besseres Andenken mitgeben, als die ihre Bestrebungen würdigenden Berichterstattungen. Auf dem Gebiete der Antialkoholbestrebungen hat die darauf bezügliche Kommission des Bundes österreichischer Frauenvereine einen Erfolg aufzuweisen, da die Unterrichtsverwaltung die Verteilung der von der Kommission verfaßten, für die Lehrer bestimmten Flugschrift genehmigt hat. In dieser wird ein hygienischer Unterricht mit besonderem Hinweis auf die Schädlichkeit des Alkoholgenusses befürwortet und die Anleitung dazu gegeben. Ferner verzeichnet es die organisierte Frauenschaft mit großer Befriedigung,

daß die erste Gewerbeinspizientin kreiert wurde, deren Aufgabe die Inspektion im Konfektions- und Modistengewerbe ist. Es ist zu hoffen, daß dem österreichischen Gewerbeinspektorate baldigst zur Inspizierung anderer Betriebe weibliche Hilfskräfte beigegeben werden.

Auf dem Gebiete des Unterrichtes ist diesmal von erfreulichen Fortschritten zu berichten.

Gewiß sind die Errungenschaften klein, wenn sie mit dem ganzen Komplex der Forderungen in Vergleich gezogen werden, da aber die Reform des weiblichen Unterrichtes nur allmählich erfolgen kann, so glauben wir volle Berechtigung zur Befriedigung zu haben.

Was die Aufmerksamkeit von Mädchen, die nach einem Berufe streben, zunächst in Anspruch nehmen dürfte, das ist die Errichtung einer Schule zur Ausbildung von Koch- und Haushaltungslehrerinnen. Diese wird auf Anregung und unter dem Protektorate der k. k. Unterrichtsverwaltung von der Genossenschaft der Gastwirte errichtet. Es ist der erste Schritt zu einem allgemeinen Haushaltungsunterrichte, denn in dieser Schule sollen tüchtige Lehrerinnen hiezu ausgebildet werden. Die geforderte Vorbildung zeigt, daß es sich nicht um eine gewöhnliche Koch- und Haushaltungsschule, sondern darum handelt, daß Frauen die Befähigung erlangen, auf Grund theoretischer und praktischer Kenntnisse Unterricht zu erteilen. Es ist ein Arbeitsfeld für denkende Mädchen, die die Tragweite einer rationellen, dem heutigen Markte angepaßten Hauswirtschaft zu ermessen und hygienische, ökonomische und ästhetische Kenntnisse für die Hausführung zu verwerten vermögen. Wenn es dieser Schule beschieden ist, die richtigen Lehrkräfte und Schülerinnen zu erhalten, so dürfte sie die Veranlassung zu vermehrter Gesundheit und erhöhtem Behagen in mancher Familie werden.

Von weittragender Bedeutung für den Frauenerwerb ist es, daß im Unterrichtsministerium erwogen wird, ob Schülerinnen an den gewerblichen Lehranstalten zugelassen werden sollen. Damit würde sich die Aussicht auf eine von der Frauenbewegung lebhaft angestrebte Erweiterung der weiblichen Berufssphäre eröffnen.

Der große Übelstand, der die Verwertung der weiblichen Arbeitskräfte außerordentlich beeinträchtigt, würde durch die Eröffnung der industriellen und gewerblichen Arbeitsgebiete wesentlich verringert. Zudem ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, den Frauen, die an der industriellen und gewerblichen Produktion so großen Anteil haben, die Wege zu den höheren, besser bezahlten Posten innerhalb derselben zu ebnen. Wir stehen vor Schulschluß; an viele Eltern tritt die Frage heran, welchem Berufe sie ihre Tochter zuführen sollen, da gilt es diesmal, auch die Absicht der Unterrichtsverwaltung zu erwägen und eventuell um Einlaß für die Tochter in die eine oder die andere Fachschule anzusuchen. Die k. k. graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, die Spezialschulen der gewerblichen Zentralanstalt und die Staatsgewerbeschulen beschaffen für manchen Beruf, in welchem die künstlerische Veranlagung und die manuelle Fertigkeit der Frau gute Arbeit erwarten lassen, die Vorbildung. Während es in Amerika im Jahre 1880 nur 72 weibliche Bauzeichner und keine Elektrotechniker gab, verzeichnete man im Jahre 1900 von jenen 1042 und von diesen 409. Der letztere Beruf ist ja auch in Amerika ein neuer, sonst würde er im Verhältnis zu den 7399 Ärztinnen, 808 Zahnärztinnen, 1010 Rechtsanwältinnen Amerikas stehen. Nebst manchem anderen Arbeitszweig haben sich die Frauen der Chemie zugewendet. In Hamburg werden in einer Privatschule Chemikerinnen ausgebildet, die namentlich in Zuckerfabriken Verwendung finden.

Die geeignete Vorbildung für einen höheren Fachunterricht können Mädchen derzeit allerdings nur in ziemlich kostspieliger Weise erlangen, da ein Ausbau der Bürgerschule noch nicht erfolgt ist und Realschulen für Mädchen fehlen. Um diesem Bedürfnisse zu genügen, macht der Bund österreichischer Frauenvereine für die Errichtung von Kursen Propaganda, die, an die unentgeltliche Bürgerschule anknüpfend, in einem ergänzenden Unterricht Mädchen den Lehrstoff der Unterrealschule vermitteln sollen. So lange die weibliche Jugend öffentliche Mittelschulen entbehren muß oder ihr nicht gestattet wird, in Knabengymnasien- und Realschulen an dem Unterrichte teilzunehmen, erscheint es dringend geboten, den weniger Bemittelten, mit Verwertung der Bürgerschule, einen Mittelschulunterricht zu ermöglichen.

Die Unterrichtsverwaltung scheint den Kostenpunkt des höheren Mädchenunterrichtes zu erwägen, denn sie hat, wie die „Zenska Revue" berichtet, eine teilweise Koedukation an mährischen Gymnasien bewilligt.

Dieser knappe Bericht bietet der Lücken viele; vor allem fehlen Mitteilungen über die Vereinstätigkeit der österreichischen Frauen. Aber abgesehen davon, daß diese in einem großen Buch nicht Raum finden würden, gehört unseres Erachtens die Vereinstätigkeit nicht in einen Bericht über die österreichische Frauenbewegung. Denn nicht das Denken und Tun aller oder der ausgezeichneten Österreicherinnen ist zu verzeichnen, sondern das, was jene anstreben, erreichen oder nicht erreichen, welche

sich die Aufgabe gestellt haben, das Frauenleben mit den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, rechtlichen und politischen Anschauungen und Verhältnissen der Zeit in Einklang zu bringen. Dennoch wird gesagt werden dürfen, daß die soziale und philanthropische Vereinstätigkeit allerorten in unserem Vaterlande im Zunehmen begriffen ist. Es kann die private und Vereinstätigkeit der bitteren Not der Kinder, Kranken und Alten allein nicht begegnen, sie kann nicht alle Kinder vor Verwahrlosung bewahren und alle Arbeitsuchenden einem Erwerb zuführen, reinerer Gesinnung und edleren Sitten Eingang verschaffen; dieser überwältigenden Aufgabe wird sie nimmer gerecht werden. Aber sie darf mit Befriedigung der Hilfe gedenken, die sie vielen, vielen einzelnen gewährte. Von edlen, wohltätigen Männern unterstützt, aber auch selbständig, haben die Frauen aller Nationen, Stände und Parteien in Österreich in dem verflossenen Winter große Opfer an Zeit und Geld gebracht und mit Beschämung wird keine Österreicherin mehr der Aufschriften auf englischen Schulen, Spitälern und Armenhäusern zu gedenken haben, die lauten: Voluntary Contribution.

Marianne Hainisch.

Besprechungen.

Chr. M. Wieland: Kleine Verserzählungen. Oberon. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig.

In zwei zierlichen Bändchen — Antiqua gedruckt — schenkte dieser geschmackvolle und graziöse Verlag den literarischen Kuriositätsliebhabern eine Taschenausgabe des alten, galanten, liebenswürdigen Wieland. Ein paar hübsche Zeichnungen, die mit Laune die Wielandsche Rokoko-Mythologie nachahmt — sie sind von W. Tiemann — verdeutlichen diese, ob nach Griechenland oder in den Orient, in Feenwelten oder Ritterzeiten versetzten idyllischen Liebesspiele. Dr. Franz Deibel hat über Wieland eine Einleitung geschrieben, die, wenn auch nur eine kurze Charakteristik, ein vollendetes Zeit- und Lebensbild bietet.

Wie viel Freude an geistreicher, eleganter Leichtigkeit des Wortes und der Sitte, eine wirklich nur leichtgeschürzte Muse springt anmutsvoll aus all den Versen.

„Oberon" bleibt aber auch in Zukunft die reizende, fabelfrohe Romanze; die Abderiten wirken noch immer in ihrer frischen, satirischen Schilderung des klassisch-weimarschen Philistertums. Über die Romane stellt auch der Herausgeber die Verserzählungen, den reizenden „Musarion", den graziös-lüsternen „Kombabus", die zahlreichen kleineren Stücke. Ihr Thema ist die Liebe, aber nicht die tiefe, aufwühlende, sondern die Liebe als galantes Amusement, als empfindsam diskreter Genuß, als holde Unanständigkeit. Wielands berüchtigte Unmoral erscheint uns durchaus harmlos; wir lächeln über Wielands „epikureische Schweinheit", bemitleiden die Hainbündler, die seinen „ländervergiftenden Schandgesängen" ein Autodafé bereiteten. Wer denkt nicht an den Heine-Rummel, der sich in ähnlichen Lächerlichkeiten, von ebenso zeitbedingter Kurzsichtigkeit bewegt und austobt.

In seiner Wirkung als „galanter" Schriftsteller war es gelegen, daß Wieland aber ganz besonders in Österreich gelesen wurde, daß kein deutscher Dichter hier so verbreitet, bekannt und nachwirkend war, wie er. Die Enge des geistigen Lebens sollte verdeckt, bemäntelt werden durch eine erstaunliche Freiheit in erotischen, sittlichen Dingen. Wieland brachte dem jungen Kaiser Josef II. seinen „Goldenen Spiegel", das Bild eines idealen Staates, nach Wien; auch er sollte in Wien dauernd bleiben. Wieland unterhielt mehrfache Beziehungen zu Wien, hauptsächlich durch den Kantianer Reinhold, dessen Schwiegervater er in der Folge wurde und durch den Baron Herbert. Wielands Sohn wirkte längere Zeit in Wien als Mitarbeiter an Schreyvogels Sonntagsblatt. Daß der Liebessänger für das barocke Wien die stärkste geistige Verbindung zu Weimar herstellte, ist bezeichnend genug.

Rudolf Holzer.

Rainer Maria Rilke: „Das Stundenbuch". Leipzig, Insel-Verlag, 1906.

Ob die Zustände und Gefühle, die der Dichter in seinem Gedicht gibt, von ihm wirklich gelebt sind, ob das Gedicht in diesem Wahrheitssinne „echt" ist, darüber wird immer nur ein müßiger Streit sein können: es gibt so vieles „echtes" Gefühl in miserablen Gedichten, daß mir diese „Echtheit" problematisch vorkommt; jedenfalls ist sie von ganz sekundärer Bedeutung im Gedichte, und im letzten wichtig nur für den Künstler selber, der zu sehen hat, wie er menschlich damit zurecht kommt, ein Zwiefacher zu sein. Eine ethische Angelegenheit. Ich kenne unter den heutigen Dichtern keinen, der mir so „unecht" vorkommt wie Rilke, aber auch keinen, dessen Verse und Reime und Bilder suggestiver, vibrierender wären in all ihrer Künstlichkeit. Und vielleicht ist dessen Grund gerade die völlige Entfernung dieser Kunst von der „inneren Lebendigkeit". Man sieht hier oft das Bild aus dem Reim entstehen, ja den Fond des Ganzen aus dem Rhythmus werden, und doch ist diese lyrische Kunst eindringlicher als manches „echte" Bekenntnis in leidlichen Strophen. Ich meine: diese ganze kritische Position mit dem ethischen Einschlag, der die „Aufrichtigkeit", die „Echt-

heit" vom Dichter verlangt, ist eine falsche und dient nur dazu, über den Mangel ästhetischer Gesetzmäßigkeiten wegzuhelfen. Man hört ja oft auch Dichter sich ihrer echten, wirklichen Gefühle rühmen — das ist wie aus einem schlechten Gewissen über ein unheimliches Tun; und die Dichter wissen über diese Vorgänge am wenigsten auszusagen, weil sie eben Dichter sind. Wer Zeit und Lust hat, über diese Dinge Beobachtungen anzustellen, kann das nicht besser als an Rilke, wo er den höchsten Genuß noch mit dreinbekommt. Franz Blei.

Feuilleton.

Übersetzungen von Werken der Dichtkunst.

Es ist eine Zeit eifrigen Bemühens um die Literatur. Das Unbedeutendste und nicht einmal der Bedeutenden wird ans Tageslicht geschleppt, erforscht und mit kritischen Anmerkungen versehen. Tagebücher werden veröffentlicht, und die gesammelten Briefe eines Dichters nehmen oft einen größeren Umfang ein als seine Werke selbst. Das sieht alles so furchtbar gründlich aus und ist doch nur vielfach Handlangerarbeit. Wir besitzen die genaueste Kenntnis von Byrons Leben und Verirrungen und es gibt keine Geliebte von Musset, deren intimste Toilette man nicht erforscht hätte. Aber Übersetzungen, herrliche Übersetzungen der herrlichen Dichtungen Byrons, kongeniale Übertragungen der Schönheiten Mussets haben wir nicht. In dem Sinne nicht, wie uns Schlegel Shakespeares Werke wirklich und wahrhaftig erst geschenkt hat. Und dies in den Tagen, wo kaum ein Buch, das einige Sensation gemacht hat, erscheinen kann, ohne nicht in wenigen Wochen in mehrere Sprachen übersetzt zu werden. In wenigen Wochen! Hier die traurigen Gründe, daß die Übersetzung ein Handwerk geworden ist, das genügt, um den Inhalt eines Romanes, die Effekte eines Dramas dem hurtig Genießenden wiederzugeben, das es aber nie erreicht, die tiefen und verborgenen Reize der einen Sprache in die andere Sprache hinüberzuretten.

Es ist im besten Falle ein Hinüberretten. Eine Rettung der Worte der einen Nation in die der andern. Die Sprache eines jeden Volkes ist ein Geheimnis, das um so märchenhafter ist, je vollendeter diese Sprache ist. Und ein genialer Übersetzer muß sich in zwei Märchen versenken können! Und er muß fühlen, daß jedes Rätsel seine eigenen Gesetze hat, und daß keine Dichtung sich restlos in eine andere Sprache übersetzen läßt. Ein Weniges muß immer verloren gehen und in dem schönen Geize, dieses Wenige zum Wenigsten zu wenden, zeigt sich der gute Übersetzer, der, wenn er schon nicht selbst ein Dichter ist, doch zum mindesten eine dichterische Natur haben muß. Er muß vor allem die Wunder seiner eigenen Sprache kennen. Die landläufigen Übersetzer — auch die geschicktesten unter ihnen — wissen aber von solchen Wundern wenig. Sie kennen nur die kahle Bedeutung der Worte, ihre gegenständliche Deutlichkeit; aber sie kennen nicht die blühende Mystik, die das Wort einer Sprache in seinen Hinweisen und Andeutungen hat. Und gerade in diesen zarten Hinweisen liegt die Gewalt des Wortes. Denn nur so kann aus Worten der Gedanke formuliert werden, der sich nie in letzter Fassung in einer Sprache ausdrücken läßt und der nur der Nachklang in der Brust des Lesers sein kann. Und dieser Nachklang, der im Leser selbst vibriert, wurde nur durch den Dichter hervorgerufen, der die Geheimnisse seiner Sprache kennt. Der Übersetzer muß solche Geheimnisse nachempfinden können und in beiden Sprachen!

Shakespeare kann man voll und ganz genießen, ohne die englische Sprache zu verstehen. Mir ist eine ähnliche geniale Rettung der Dichtungen einer Sprache in die andere nicht bekannt. Vielleicht ist die achtungsvolle Kühle, mit der man Shakespeare in Frankreich begegnet, nur aus dem Mangel einer glänzenden Übersetzung zu verstehen. Hier wurde nicht angelsächsischer Geist in gallisches Fühlen gebracht; es wurden einfach für englische Worte französische Ausdrücke gebraucht. Ähnlich ergeht es uns mit den Werken Byrons. Wohl besitzen wir äußerst tüchtige Übertragungen dieses größten modernen englischen Dichters, aber man braucht nur die Übersetzungen zu lesen, die Goethe und Heine von einzelnen Szenen und Gesängen Byrons uns geschenkt haben, um peinlich zu empfinden, daß jene andern Übertragungen eben nur — tüchtig sind.

Schlegel hat sein Lebenswerk in die Übersetzung Shakespeares gesetzt. Goethe und andere große Dichter haben nur Fragmente genialer Kollegen übertragen, als wollten sie in einer souveränen Laune zeigen, wie der geniale Instinkt für die Muttersprache auch die andern Sprachen tiefer und inniger erfaßt. Sie haben uns gezeigt, daß das Übersetzen kein Handwerk sondern eine Kunst ist. Aber es waren doch nur Stichproben, die sie uns geliefert, und viele Meisterwerke der englischen, französischen, spanischen, endlich auch der russischen Dichtung liegen uns bis heute nur in korrekter Manier

vor. Und wer diese Sprachen nicht vollständig beherrscht und auf diese nüchternen Übersetzungen angewiesen ist, der sieht statt eines farbenreichen Bildes einen vernünftigen Stahlstich.

Wer die Genialität nicht besitzt, den blühenden Zauber einer Sprache mit dem Zauber der eigenen Sprache wiederzugeben, hat nur die Wahl, die Farben zu fälschen und die verschiedenen Schattierungen unrichtig zu bringen, oder er muß von jeder Tintengebung absehen und nur die wenigen Grundtöne übertragen. Er hat die Wahl, zu verwirren oder zu verringern. Die ehrlichen Übersetzer, die sich ihrer Schwäche bewußt sind, haben nach der Seite der Nüchternheit hin, die von ihnen übersetzten Dichter verarmen gemacht; die anderen haben ihre Übertragungen mit einem falschen Reichtum ausgestattet. Ob nun aber Wasser in die Glut gegossen, ob diese Glut in einen noch stärkeren und oft lächerlich grellen Brand gebracht wurde, das tiefe und ursprüngliche Feuer war es in keinem Falle, und die meisten Übersetzer sind eine große Gefahr für ihre Dichter geworden. Sie haben uns in der Übertragung völlig anderes gebracht.

Ich glaube, daß man Dante und Petrarca, so gute Übersetzungen von ihnen auch vorliegen, doch noch einmal genial übertragen wird und daß diese beiden Dichter, die wir heute nur bewundern, uns zu Lieblingen erwachsen werden. Dieser dichterische Übersetzer hätte dadurch eine Tat vollbracht. Welche Schätze wären noch zu heben, indes man sich heute mit kritischen Spielereien abgibt.

Es gibt Worte in der einen Sprache, welche durch die scheinbar entsprechenden der andern nicht zu ersetzen sind, und wo ein völlig entgegengesetztes Wort dem tieferen Sinne nach die klarere Übersetzung gibt. So ist unser Wort „Wirklichkeit“ durch das französische »réalité« nicht zu ersetzen, weil die Wirklichkeit ein Unendliches darstellt, während »réalité« mit dem Beigeschmack des Mathematischen versetzt ist. Solche Engherzigkeit der Übersetzung ist nicht gering zu achten. Sie nimmt einem Dichterwerke jene wundersamen Imponderabilien, die oft sein Schönstes sind.

Wohl ist es wahr, daß die Werke deutscher Literatur von den anderen Nationen mit großer Flüchtigkeit übersetzt sind. Der deutsche Geist hat aber stets von allen Enden der Erde mit emsigstem Interesse die Schätze zusammengetragen. Möge er nur dafür sorgen, daß bei der Bergung dieser Schätze so viele Kostbarkeiten nicht beschädigt werden. Und daß die Übersetzung aus einem Handwerk wieder zur Kunst werde.

Leo Ebermann.

Rundschau.

16. Juni. 417. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Gewerbegesetznovelle.

17. In einem Massenmeeting erklärt die Wiener Arbeiterschaft daß sie die Verschleppung der Wahlreform nicht ruhig mitansehen, sondern ihr einen Kampf entgegensetzen würde, deren erster Schritt ein dreitägiger Massenstreik in Wien sein werde.

18. Hofrat Professor Dr. Wenzel Lustkandl (geb. 1832) in Wien †. — 418. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Gewerbeordnung. — Verbandstag des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs in Reichenberg.

19. In der Sitzung des Wahlreformausschusses wird gegen den Terrorismus der Sozialdemokraten protestiert. — 419. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Gewerbeordnung. — Eröffnung der internationalen Ausstellung in Bukarest.

20. Der Budgetausschuß beschließt, den gewesenen Ministerpräsidenten Dr. v. Körber und die Mitglieder seines Kabinetts Dr. v. Böhm und Freiherrn v. Call einzuladen, vor dem Ausschuß zu erscheinen, um sich über die Vergebung der Triester Hafenbauarbeiten zu äußern. — 420. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Gewerbeordnung.

21. Der Kaiser trifft zur Besichtigung der Ausstellung in Reichenberg ein. — 2. Sitzung der österreichischen Delegation: Debatte über den Voranschlag des Ministeriums des Äußern. — Dem Bürgermeister Dr. Lueger werden bei seiner Rückkehr aus Bukarest in Wien Ovationen gebracht.

22. Die österreichische Quotendeputation schlägt die Quote nach der Bevölkerungsziffer mit 57·6 zu 42·4 vor. — 421. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Gewerbeordnung.

23. In einer Enquete über den Donau-Theißkanal spricht Kossuth über das Verhältnis zu Österreich und bezeichnet es als eine Hauptsache, daß Ungarn seine „Verkehrsmittel um jeden Preis von dem Willen Österreichs unabhängig machen müsse“. — 3. Sitzung der österreichischen Delegation. — 422. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Gewerbenovelle. — Abgeordneter Dr. Emil Byk (geb. 1845) in Wien †.

24. Vor dem Verlassen Böhmens richtet der Kaiser ein Handschreiben an den Statthalter Grafen Coudenhove mit dem Auftrage, dasselbe zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. In diesem Handschreiben drückt der Kaiser unter Anerkennung der loyalen und patriotischen Haltung der Bevölkerung Böhmens und unter Betonung der großen industriellen Leistungsfähigkeit der deutschen Bevölkerung wie auch des ökonomischen Fortschrittes des tschechischen Volksstammes den Wunsch aus, es möge die unerläßliche nationale Verständigung dem Königreiche den inneren Frieden bringen. Der Monarch spricht die Hoffnung aus, es möge ihm die Freude beschieden sein, den Tag der Annäherung beider Volksstämme zu begrüßen. — Der italienische Generalstabschef GL. Tancred Saletta trifft zur Begrüßung des Grafen Beck in Wien ein.

25. Eröffnung des internationalen Kongresses der Baumwollspinner und Weber in Bremen. — 4. Sitzung der österreichischen Delegation: Debatte über das Ordinarium des Kriegsbudgets. — 423. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringlichkeitsweg wird die zweite Lesung des Budgetprovisoriums begonnen.

26. Eröffnung des VII. Verbandstages des deutsch-österreichisch-ungarischen Verbandes für Binnenschiffahrt in

Stettin. — 5. Sitzung der österreichischen Delegation. — 424. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Budgetdebatte.

27. Die ungarische Delegation bewilligt nach heftigen Angriffen auf den Grafen Goluchowski das Budget des Ministeriums des Äußern. — 425. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident hält eine Rede, in welcher er ausführt, das Programm der Regierung sei, praktische österreichische Politik zu treiben, die Volkskräfte zu konzentrieren, die Wahlreform, die nationale Verständigung und einen gerechten Ausgleich mit Ungarn zu stande zu bringen. Das Budgetprovisorium sowie das handelspolitische Ermächtigungsgesetz werden in zweiter und dritter Lesung angenommen.

28. Nach seinem Besuch in Mährisch-Ostrau und Witkowitz dankt der Kaiser in einem Handschreiben an den Statthalter für den patriotischen Empfang und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß das in Mähren geschaffene nationale Friedenswerk „zum Beispiel und Vorbild für eine in friedlicher Übereinkunft sich vollziehende Lösung anderer nationaler Gegensätze" werden möge. — 5. Sitzung der österreichischen Delegation: Generaldebatte über das Heeresordinarium. — Im ungarischen Reichstag wird der Adreßentwurf vorgelesen.

29. Die ungarische Delegation bewilligt das Heeresbudget. — Kongreß der Deutschen Gewerbevereine Österreichs in Reichenberg.

30. Die Wiener Philharmoniker veranstalten in Anwesenheit des Königs von England in London ein Konzert. — 61. Sitzung des Herrenhauses: Das Budgetprovisorium und das handelspolitische Ermächtigungsgesetz werden im Dringlichkeitsweg angenommen.

*

Nesactium. Wer, von Triest gegen den Quarnero steuernd, die südliche Spitze Istriens, die Punta di Promontore, umfährt, dem erschließt sich, ungefähr fünf Seemeilen vor der tiefen, nach dem Flusse Arsa genannten Bucht, der Blick auf den schmalen „Canale di Badò" und er sieht zu dessen Linken auf steiler Höhe Ruinen von parallel laufenden Mauerringen: Nesactium, eine vorrömische Ansiedlung und Feste, von der Titus Livius manches zu sagen weiß. Von dieser Seite schwer, in alter Zeit wegen eines damals vorbeirauschenden Flusses vielleicht ganz unzugänglich, dagegen auf dem Landwege vom Osten her sehr leicht erreichbar. Von Pola führt eine einstündige Wagenfahrt durch melancholisch großartige Landschaft von Weide und Gestrüpp nach dem Dorfe Altura: eine ganz neue, weiße Kirche mit einem riesigen Baum davor, ein himmelblau angestrichenes Pfarrhaus, hie und da auf den Feldern weithin zerstreut einige sehr ärmliche Häusergruppen. Von hier aus gelangt man auf leidlicher Straße in kurzem in die Mauergürtel von Nesactium. Eine weite, zur Weide benützte Esplanade, doppelt unwirtlich durch Steinhaufen und wildes Gebüsch; im Hintergrunde das nebelverschleierte Riesenhaupt des Monte Maggiore, ein blauer Saum des Quarnero und die imposante Pyramide des Monte d'Ossero. Nur hie und da ein leises Schellengeläute in der stillen Öde: eine Herde, die auf den Abstürzen weidet. Die Luft wie durchweht von geheimnisvollen Schauern.

Über die Lage dieser alten, den Istrianern wegen der Erzählung des Livius ehrwürdigen Stadt wußte man lange nichts zu sagen. Erst der verdienstvolle Triestiner Dr. Pietro Kandler wies den rechten Weg; er vermutete das alte Nesactium an der Stelle, die wir nunmehr kennen. Die seit 1900 von der »Società Istriana d'archeologia e storia patria« veranstalteten Ausgrabungen bestätigten Kandlers Vermutungen vollauf.

Nach dem Falle von Karthago fiel Rom die Herrschaft über alle Länder des Mittelmeeres zu. Und die Römer blieben nicht an den Küsten wie früher die Griechen und später die Venezianer, sondern faßten festen Fuß auch im Innern und legten dort Kolonien an, zunächst stehende Lager, dann im Zeitalter der römischen Weltzivilisation blühende Lebenszentren; so Aquileja als Bollwerk gegen die Völker des Nordens und Ostens (181 v. Ch.)

Von dort aus ziehen Legionen und Schiffe zur Eroberung des stets unruhigen Istrien aus. Bei dem heutigen Sistrana erst von den Istrern in plötzlichem Ansturm geschlagen und aus ihrem festen Lager vertrieben, behaupten sie dieses schließlich doch und dringen dann tief in das Innere der Halbinsel ein. Ein Jahr nachher stehen sie an den Mauern Nesactiums. Die Belagerung dauert lange, endlich fällt die Feste dem Konsul Klaudius Pulcher zu, nachdem die Besatzung sich vorher mit Weib und Kind den Tod gegeben. So nach Livius. Ein schwerer zweijähriger Krieg beschloß sich damit, reich an packenden Episoden, wie denn Ennius und Hostius ihn in ihren Epopöen verewigten. Istrien wurde römisch, so sehr römisch, daß kaum nach Ablauf eines Jahrhunderts auf einen Wink des Augustus der Fluß Arsia zur Grenze Italiens, Nesactium die äußerste römische Stadt im Osten werden konnte.

Wie lange stand die Stadt? Wohl bis in die späteste Kaiserzeit hinein. Und wie ging sie zu grunde? Man weiß es nicht. Tatsache ist nur, daß nichts Lebendiges auf unsere Zeit gekommen ist. Alles öde! Aber um so besser: so hat die Forschung freieste Bahn.

Schon beim ersten Spatenhieb beschenkte uns der Boden Nesactiums mit den Resten einer von Häusern aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert flankierten Stadtstraße: Atrien und allerlei Zimmer mit Mosaikboden, auch ein Tempelchen mit interessanten Architekturstücken. Aber noch war damit nicht bewiesen, daß wir wirklich auf dem Boden Nesactiums standen. Da half ein unerwarteter Fund aus allem Zweifel. Es war ein heißer Septembertag, luftlos und drückend. In unsere Baracke drang einschläfernd in der schwülen Stille das einförmige Klopfen der Spitzhauen. Plötzlich ein anderer Klang: ein zerschlitzter Stein kam zum Vorschein. Es war die obere Bekrönung einer

Statuenbasis, unterhalb welcher sich bald die Worte „dem Imperator und Cäsar“ lesen ließen. Schnell noch eine Zeile und wieder eine Zeile: die Inschrift war dem Kaiser Gordian gewidmet. In der letzten Zeile muß der Name der widmenden Stadt folgen. Die Arbeiter helfen hastig mit den Händen. Richtig! Zum Schlusse steht zu lesen: R(es) P(ublica) NE S(actiensium)! Bald – noch in demselben Jahre – eine zweite Überraschung: die Entdeckung einer vorrömischen Nekropole innerhalb der Stadtmauern. Steinkasten, darinnen Gefäße von roher Arbeit, welche die verbrannten Knochen der Toten enthielten; daneben sogenannte Apulervasen und unteritalische Gefäße, meist verziert mit schwarzen und roten Figuren; dazu Bronzeschmuck und Bronzewaffen. Funde, den Resten der Veneterkultur in Este sehr ähnlich; sie werden sicher die Frage nach der vorrömischen Zeit Istriens noch hell beleuchten. Eines läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit heute schon sagen: Spiraldekorationen zeigen mit vollster Deutlichkeit den Typus mykenischer Ornamentik. Also war hier eine mykenisierende Kultur nachweislich – zum ersten Male auf dem diesseitigen Adriagestade – welche deutliche Spuren einer gewaltsamen Zerstörung trug; sie mußte der venetisch-istrischen Kultur vorangegangen, vielleicht von den Istrern selbst zerstört worden sein. Merkwürdige Funde, die sich mit keiner geschichtlichen Überlieferung verbinden lassen; sie könnten eher mit den griechischen oder gar vorhellenischen Mythen unserer Gegend – der Ankunft der von den Kolchern verfolgten Argonauten auf den Quarnerοinseln (Absyrtides), der Gründung der Stadt Pola durch die Kolcher, der Gründung Paduas durch den Eneterfürsten Antenor, dem Kulte des Diomedes an der Timavomündung – in irgend eine Beziehung gebracht werden. Gewiß aber haben die Ausgrabungen von Nesactium auch schon in ihren Anfängen die lehrreichsten Aufschlüsse gegeben, die verheißungsvollsten Aussichten auf jahrtausendferne Zeit zurückerschlossen.

Prof. Dr. Piero Sticotti.

*

Bauerntheater. Seit einigen Jahren hat es sich zur stillgeduldeten Gewohnheit herausgebildet, daß die Schlierseer und die Tegernseer die Wiener Theatersaison beschließen. Man könnte auch sagen: ihre Lebensdauer künstlich verlängern. Heuer sind es genau zehn Jahre, daß die Schlierseer zum erstenmal nach Wien kamen. Seither kehrten sie jedes Jahr im Mai oder Juni wieder, und zwei oder drei Jahre später folgten ihrem Beispiele die Tegernseer, die in der Erkenntnis der drohenden Konkurrenz sich schon das Epitheton ornans „Original“ beilegten. Einst mit großen Hoffnungen begrüßt, sind beide Bauerntheaterunternehmungen durch das ewig-geschmacklose Einerlei ihrer Stücke bereits zum öffentlichen Ärgernis geworden, und man muß sich erst langsam darauf besinnen, was es denn eigentlich war, das ihren Darbietungen anfangs den Schein nicht nur einer Berechtigung und Befruchtung unseres Theaters, sondern sogar einer verheißungsvollen Zukunft verlieh.

Es war einer der gewaltigsten Irrtümer, die je vom künstlerisch-reformatorischen Gedanken der Volksspiele ausgegangen und durch den damals herrschenden Zug nach Naturalistik bestärkt worden sind. Die Übertreibung war bei beiden Strömungen die Mutter mit der Sichel des Todes. Was sie gebar, vernichtete sie, wie Vater Kronos seine eigenen Kinder verspeiste. Man erinnere sich nur jener schönen und frohbewegten Werdezeit, wo alles, was national fühlte und dachte, um die Pflege und Erhaltung volkstümlicher Sitten und Gebräuche bemüht war. Diesen eifervollen Bemühungen zuvörderst hatten die meisten (oft schon ganz verschollene und eingeschlafene) Volksspiele ihre Wiedererweckung und Wiederbelebung zu verdanken. Aber schon damals waren, um nur ein Beispiel zu nennen, die Passionsspiele in Oberammergau zur internationalen Schaustellung entartet und nun schossen, getragen von den volkstümlichen Bestrebungen jener Zeit, allenthalben ähnliche Unternehmungen, regelrecht in Szene gesetzt und von schlauen Spekulanten geschäftlich betrieben, in die Halme. Der nächste Schritt der Übertreibung und Ausbeutung war das Reisen in Volksspielen, und die Schlierseer dürfen sich berühmen, die ersten gewesen zu sein, die ihr stilles oberbayrisches Gebirgsdorf verließen, um als naturalistisch punzierte Bauernkomödianten in die weite Welt zu ziehen.

Was sie aufführten, waren zwar keine Volksspiele, sondern gewöhnliche Theaterstücke, jene von den „Münchenern“ bis zum Überdruß abgespielten Bauernstücke, die alle über einen Leisten geschlagen waren und deren falsche Sentimentalität selbst von den schwächlichsten Familienblatterzählungen nicht überboten werden konnte. Aber sie hatten, als die Schlierseer sich ihrer bemächtigten, den Vorteil einer Zeitströmung für sich: indem sie von wirklichen Bauern dargestellt wurden, erfüllten sie scheinbar die Gebote des Berliner Naturalismus bis zur letzten Konsequenz. Alles, was die Bühne zeigt, sollte Wirklichkeit sein, und auch die Schauspieler sollten nur spielen, was sie in ihrem Leben sind. Das waren die Forderungen eines durch mißverstandene Schlagworte anspruchsvoll gewordenen Wirklichkeitssinnes, der schließlich nur mehr durch garantierte Echtheit zu befriedigen

war, ähnlich dem des Londoner Pöbels, der in der realistischen Wiedergabe eines Eisenbahnzusammenstoßes, einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung den Gipfel aller dramatischen Kunst erblickt und dem vor einigen Jahren ein findiger Theaterdirektor damit die größte Freude bereitete, daß er in einem Spektakelstück eine Messe von wirklichen Priestern lesen ließ.

Wie aber ist es in Wahrheit um diese einst so sehr überschätzte Wirklichkeit bestellt? Sind es nicht gerade die „wirklichen" Gegenstände, die die schöne Illusion der Echtheit zerstören, und ist es nicht eine alte, von jedem Theatergarderobier bestätigte Erfahrung, daß echte Kostüme aus echten Stoffen der Bühnenwirkung schnurstracks zuwiderlaufen? Und erst die „wirklichen" Darsteller! Die können auf der Bühne nur in den seltensten Fällen darstellen, was sie in Wirklichkeit sind; denn um dies zu können, muß man eben Schauspieler von Beruf sein, und das ist — Gott sei's gedankt — noch lange nicht jedermanns Sache und noch immer eine Kunst, zu deren Ausübung man geboren und erzogen sein muß. Man denke sich Freytags „Journalisten" von wirklichen Journalisten oder Schillers „Räuber" von wirklichen Räubern dargestellt, und der Widersinn liegt offen auf der Hand, den die Übertreibung eines künstlerischen Theorems in dem Schlierseer und Tegernseer Bauerntheater gezeitigt hat. Und Hand aufs Herz! Was war es denn, womit die oberbayrischen Bauernkomödianten uns aufrichtigen Beifall entlockten? Er galt den Haxlern und Schuhplattlern, den G'stanzlern und Jodlern, nicht aber dem, was sie dramatisch darstellten.

Bei den Schlierseern wurde man sich seines Gefallens am Nebensächlichen allerdings nicht so deutlich bewußt, wie bei den ungleich weniger begabten Tegernseern. Denn jene waren, als sie der Münchner Komiker Konrad Dreher nach Wien brachte, gar keine Bauern mehr, sondern gut gedrillte und geschulte Schauspieler, die sich auf ihre Stücke schon seit einigen Jahren in Hunderten von Aufführungen sowohl in Deutschland als in Amerika eingespielt hatten. Was sie früher waren, als sie noch ihre Scholle und ihr Vieh betreuten, kam bei ihnen so wenig mehr in Betracht, wie bei Sonnenthal, daß er einst Schneider gewesen sein soll, oder bei Girardi, daß er einmal das Schlosserhandwerk ausgeübt. Zudem hatten die Schlierseer das Glück, in Xaver Terofal einen geborenen Schauspieler zu finden, dem die Lust am Komödienspielen aus den Augen blitzt und dessen Spielfreudigkeit sich mit suggestiver Kraft allen Mitspielenden überträgt, während man bei den Tegernseern stets Gefahr läuft, einzuschlafen, wenn sie just nicht raufen, schießen oder schuhplatteln. Aber trotz der belebenden Frische, die von Terofal ausging, merkte man auch bei den Schlierseern gar bald die engen Grenzen ihres Könnens und man erinnert sich wohl noch daran, wie schnell das Deutsche Volkstheater, den Versuch, ihren vielumjubelten Liebhaber, Herrn Meth, seinem Ensemble einzugliedern und seinem Repertoire nutzbar zu machen, aufgeben mußte. Der einzige, der unter den Schlierseern die Kraftprobe zu bestehen vermöchte, welcher Meth unterlag, wäre vielleicht Terofal, der ohne Zweifel seine Genossen wie ein Goliath überragt. Gewiß ist das aber auch nicht, und wer weiß, ob nicht auch hier das Gleichnis vom Einäugigen, dem es leicht ist, unter Blinden König zu sein, anzuwenden wäre.

Durch dreizehn Jahre hindurch haben die „Münchener" vor den Schlierseern und Tegernseern mit den gleichen Stücken die Welt bereist. In ihrer Einseitigkeit lag ihre Stärke, in der Eintönigkeit ihres Spielplanes ihre Schwäche. Als man ihnen dies vorzuwerfen begann und als sie erkannten, daß sie ihre Mission erfüllt hatten und eine Aussicht auf weitere Erfolge ihrer Gastspielreisen nicht vorhanden sei, gingen sie hin und lösten sich auf. Die Schlierseer und Tegernseer haben eine härtere Haut. Seit Jahr und Tag wird ihnen der gleiche Vorwurf gemacht. Unverdrossen aber setzen sie ihre Gastspielreisen fort und kehren periodisch immer wieder an jene Orte zurück, wo ihnen der künstlerische Irrtum, von dem sie ihr Wanderdasein fristen, einmal einen flüchtigen Erfolg in den Schoß geworfen hat. Ob hinter dieser Hartnäckigkeit und Zähigkeit nicht am Ende gar ein Akt der Verzweiflung steckt? Begreiflich wäre dies schon. Durch das Zigeunerleben unfähig gemacht zur harten Arbeit des Landwirtes, die ihnen in der Heimat droht, mimen sie lieber vor halb- und ganz-leeren Häusern in der vagen Hoffnung drauflos, daß die Armen im Geiste und im Säckel doch nicht alle werden, die in diesen Darbietungen Ersatz suchen für den ihnen vorenthaltenen Sommeraufenthalt in den Bergen, wo die Freiheit wohnt, den Städtern ein X für ein U vorzumachen. Theodor Antropp.

Österreichische Rundschau, Heft 88, 89. Redaktionsschluß 30. Juni 1906. Ausgegeben 5. Juli 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Eduard Grisebachs Bibliothek. Die überaus wertvolle Büchersammlung des vor einigen Monaten verstorbenen Dichters und Literaturhistorikers Dr. Eduard Grisebach wird, wie wir hören, durch das Antiquariat von Martin Breslauer in Berlin versteigert werden. Die Bibliothek, die außerordentlich reich ist an kostbaren und seltenen Werken aus allen Gebieten der Weltliteratur, hat Grisebach übrigens in dem mehrfach aufgelegten „Weltliteraturkatalog eines Bibliophilen" beschrieben und mit sehr ausführlichen literarischen Noten versehen.

Der Kleine Brockhaus, dessen Vortrefflichkeit wir wiederholt hervorgehoben haben, enthält in dem ersten Hefte des II. (Schluß-)Bandes einen recht ausführlichen Artikel über Nahrungsmittel. Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon nimmt jede Gelegenheit wahr, sich im Dienste der allgemeinen Belehrung nützlich zu machen und dadurch den Besitzern dieses Hausschatzes jederzeit wertvolle Dienste zu leisten. Wir sehen den weiteren Heften des II. Bandes von denen jede Woche ein neues erscheint, mit Interesse entgegen.

Nur noch Anastigmate! Obwohl seit der Erfindung des ersten Doppelanastigmates, des Görzschen, eine Unmenge Anastigmattypen aufgetaucht sind, gilt das Görz-Fabrikat noch heute als bestes, ihm fast ebenbürtig werden die Fabrikate der optischen Anstalt Meyer, Görlitz, bezeichnet. Die Anastigmate beider Weltfirmen werden schon seit Jahren ausschließlich in die Union-Cameras der Firma Stöckig & Co. montiert und dadurch, sowie durch die gediegene Konstruktion der Apparate, haben die Union-Cameras eine enorme Verbreitung gefunden und z. B. die Kodaks fast verdrängt. Viel zu der großen Verbreitung haben auch die günstigen Zahlungsbedingungen, welche die Firma Stöckig gewährt, beigetragen. Es lassen sich die besten Apparate ohne fühlbare Ausgabe erwerben.

Büchereinlauf.

Toni Schwabe. Bleib jung, meine Seele! Roman. Berlin, 1906. Axel Junker.

Wege zum Drama. Von Julius Bab. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

Narrenglanz. Ein Spielmannsdrama in vier Akten von Rudolf Rittner. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

Romanstoffe. Drei Einakter von Eugen Robert. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

Das österreichische Urheberrecht an Werken der Literatur, Kunst und Photographie. Historisch und dogmatisch erläutert von Dr. Josef Schmidt. Leipzig, 1906. Duncker & Humblot.

Christus nicht Jesus. Ein Jesuitenroman von Friedrich Werner van Oestéren. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Der Heilige. Roman von Antonio Fogazzaro. Einzig berechtigte Übertragung von M. Gagliardi. 1. Auflage. München, 1906. Georg Müller.

Das Buch der Könige. Von Felix Salten. Mit Zeichnungen von Leo Kober. München, 1906. Georg Müller.

Richard Schaukal. Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. München, 1906. Georg Müller.

Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. Dritter Band. Die Erhebung der Nationen und Napoleons Ende Wien, 1906. F. Tempsky.

Die Saligen. Eine Romanze aus den Tiroler Alpen von Ewald Müller. Dresden, 1906. E. Pierson.

Die Nervosität in früheren Jahrhunderten und in unserer Zeit. Vortrag gehalten von Oberstabsarzt Dr. Drenkhahn in der Philomathie zu Glatz am 30. März 1906. München. Seitz & Schauer.

Im Dienste der Menschheit. Roman von Heinrich Keller. Berlin, 1905. Egon Fleischel & Co.

Napoleon und Marie Luise. Geschichtliche Erinnerungen des Barons Meneval. Berlin, 1906. Hüpeden & Merzyn.

Der Neue Martial. Von Karl Ettlinger. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

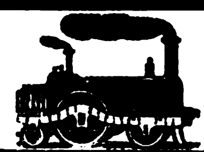
Von gekrönten Häuptern. Ein Novellenzyklus von Richard Otto Frankfurter. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

Münchhausen und Klarissa. Ein Berliner Roman von Paul Scheerbart. Berlin, 1906. Oesterheld & Co.

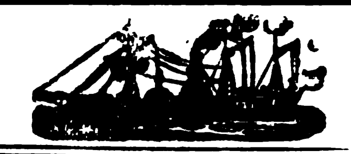
Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ◻ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 90, 91, 14. Juli 1906.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, $^{1}/_{16}$ Seite K 12.–, $^{1}/_{8}$ Seite K 20.–, $^{1}/_{4}$ Seite K 35.–, $^{1}/_{3}$ Seite K 45.–, $^{1}/_{2}$ Seite K 60.–, $^{1}/_{1}$ Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.





Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganzen Jahr geöffnet.
Sol-, Moor-, Licht-, Dampf- und Kohlensäurebäder.
Prospekt gratis durch die städtische Kurverwaltung.

Johannisbad,

Riesengebirge. — Wildbad, besonders für Nervöse und geistig Überanstrengte. 600–700' Seehöhe, Ö. N. W. B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Lussinpiccolo.

Südlichster und wärmster österreichischer Winterkurort nächst Pola, erstes im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling.
Auskunft erteilt die Kurvorstehung.

Wasser-, Luft- und Sonnenheilstätte

Wällischhof

Maria-Enzersdorf am Gebirge b. Wien.
Beste Erfolge in den meisten chronischen Erkrankungen. Ärztliche Leitung Dr. Markus Sturza. Saison Mai bis Sept.

Das erste Moorbad der Welt

Franzensbad

besitzt die stärksten Stahlquellen, leichtverdauliche Eisensäuerlinge, alkalische Glaubersalzwässer, Lithionsäuerlinge. Natürliche, kohlensäurereichste Stahl-, Mineral-, Sol- und Strombäder, heilkräftige Moorbäder, Dampf-, Heißluft-, elektrische Wannen- u. Lichtbäder, medico-mechanisches Institut, Inhalatorium. Österreichs hervorrag. Herzheilbad. Bewährt bei: Blutarmut, Bleichsucht, Rheumatismus, Gicht, Nervenkrankh., Frauenkrankh., Herzkrankh., Saison Mai bis September. Prospekte gratis.



Ab Berlin und Hamburg 4, ab Stettin 5, ab Magdeburg 7, ab Kopenhagen 6 Stunden. Bahntrajektverkehr mit Dänemark 2 Stunden. Frequenz: 19.500. Prospekte a. d. bekannten Ausgabestellen des Verbandes deutscher Ostseebäder u. a. d. Badeverwaltung.

Im vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat **dieser Größe**
pro Monat M. 6.–
auf 6 Mon. M. 30.–
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.

Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn reichste Natron-Lithion-Quelle.
Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen sub Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Verlagsbuchhandlung CARL KONEGEN (ERNST STÜLPNAGEL) Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LINDA MURRI

Das Verhängnis meines Lebens

Aufzeichnungen aus dem Kerker

Herausgegeben von LUIGI DI SAN GIUSTO. Autorisierte Übersetzung von E. LEIMDÖRFER und G. PARDO

448 Seiten Oktav. Preis K 4·20 brosch., K 5·40 eleg. geb.

»Eins der lebendigsten, wichtigsten Bücher ist vor kurzem erschienen: ein Eheroman mit blutigem Ausgang; und die Frau schreibt ihn, deren Bruder ihren Gatten tötete. Eines Tages im Kerker sieht diese Frau ihr Leben so schrecklich zusammengerafft daliegen, wie wir anderen unseres nie sehen, und eine Flamme tritt ihr auf die Zunge: sie spricht. Vor solcher Leidenschaft, solcher Innerlichkeit, vor solcher Begeisterung durch das eigene Schicksal müssen wir alle uns neigen, die wir versuchen uns und andere zu deuten. Hier hat der Schmerz über Nacht einen großen Dichter geschaffen . . Jeder, dem ein Roman keine Spielerei ist, sieht, daß dies ein echter ist, ein erlebter, einer, den nur das Genie oder die Wirklichkeit dichten konnte,« schrieb **Heinrich Mann** in einem langen, lesenswerten Feuilleton der **Münchener Neuesten Nachrichten** vom 4. März 1906 über das italienische Original.

Politik und Geographie.

Von Dr. Otto Jauker.

Bekanntlich hat Friedrich Ratzel in seinem Buche: „Politische Geographie" die Beziehungen zwischen den Staatsgebilden und dem Boden untersucht. Auch der Einfluß, den das Land mit seinen geologischen, klimatischen und sonstigen Eigenschaften auf die Lebensweise, die politischen Beziehungen, ja selbst auf den Charakter seiner Bewohner ausübt, ist schon vielfach Gegenstand von Untersuchungen geworden.* Nun aber handelt es sich in diesen Fällen vielfach um typische Erscheinungen; sie sollen uns ein Bild einer gewissen Entwicklung bieten, die unter gegebenen Verhältnissen in gesetzmäßiger Form vor sich geht.

In anderen Fällen ist es jedoch gerade die abweichende Anordnung und Gestaltung der Landesteile, die bei scheinbar ähnlichen geschichtlichen Vorgängen immer entscheidend mitspricht. In diesem Sinne wird bei der Betrachtung historischer und politischer Veränderungen das geographische Moment immer noch zu wenig berücksichtigt. Das kommt besonders dann zum Ausdrucke, wenn die politischen und geographischen Tendenzen nach entgegengesetzten Richtungen streben. So ist es eine auffallende Erscheinung, daß gerade da, wo Völker, häufig auch verwandten Stammes, nebeneinander wohnen und wohnen müssen, sich ein lebhafter Haß entzündet. Wie bei England und Schottland, England und Irland, Schweden und Norwegen, Spanien und Portugal, Holland und Belgien, so sehen wir es in gewissem Sinne auch bei Bayern und Tirol, Rußland und Polen, Rußland und Finnland — Österreich und Ungarn.**

Die Ursachen des geographischen Zusammenhaltens und politischen Auseinanderstrebens sind recht verschiedener Natur. Einige Staaten, wie die auf den britischen Inseln oder auf der gebirgsumwallten Pyrenäenhalbinsel, sind infolge der Abgeschlossenheit aufeinander angewiesen; andere lassen ein Auseinanderstreben frei, aber der Zusammenschluß läge näher.

* A. Kirchhoff: „Das Antlitz der Erde in seinem Einfluß auf die Kulturverbreitung und die tellurische Auslese seitens der einzelnen Länder". „Aus Natur und Geisteswelt", 31. B., Leipzig, 1901.
— „Über tellurische Auslese." Umlaufts „Deutsche Rundschau", 1905.
— „Eheliche Auslese und Erziehung zu sittlicher Gebundenheit." Ebenda.
O. Jauker: „Der Einfluß der Landesnatur auf die Geschichte und Kultur der Völker". „Zeitschrift für Schulgeographie", 1905.

** Vergl. dazu meine „Historischen Leitlinien". Wien, Pichler, 1905, S. 42 ff.

Eine Frage dieser Art, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit allgemein beschäftigt und die auch geographisch wichtig ist, finden wir in Schweden und Norwegen auf der einen, und Österreich-Ungarn auf der andern Seite. Der Vergleich zwischen den Zuständen dieser Staaten steht auf der Tagesordnung und schon 1904 hat ihn Passarge durchgeführt; er sagt:* „Es ist nicht zu leugnen, daß das ganze Leben in Ungarn den Eindruck der Jugendlichkeit macht,[1] während in dem eigentlichen Österreich, dem „Cis", vieles von der Schwäche des Greisenlebens angekränkelt erscheint. Es findet hier fast dasselbe Verhältnis statt wie zwischen Norwegen und Schweden. Ungarn ist wie Norwegen, ein entschieden aufstrebendes Staatswesen, erfüllt von der Kraft und dem Wagemut der Jugend; Österreich zehrt, wie Schweden, an seinen großen Erinnerungen, welche ein starkes hemmendes Bleigewicht ebenso im Leben des einzelnen, wie auch einer Nation bilden. Und wie Norwegen im Laufe der letzten Jahrzehnte sich fast ganz vom schwedischen Bande befreit hat, so ist der Zeitpunkt auch wohl nicht mehr ferne, da Ungarn das Band mit Österreich friedlich lösen und sich gänzlich auf eigene Füße stellen wird. Die Ehe beider Länder war keine glückliche, im besten Falle eine Vernunftehe; und so wird man sich einst ohne großen Kummer trennen, um demnächst in um so größerer Freundschaft miteinander zu leben." (? ?)

„Während Norwegen erfüllt ist von all dem, was es in Zukunft erreichen soll, hat Schweden stets seine ‚historiske storhedsansvar' (Verantwortlichkeit, die mit der historischen großen Vergangenheit verbunden ist)." (Reusch, Seite 435.)

Ebenso wendet R. Kjellén die Worte des Ministerpräsidenten v. Szell: „Diese beiden Länder gleichen vollständig den siamesischen Zwillingen, denn sie können nicht voneinander geschieden werden, ohne daß die Existenz beider dadurch in Frage gestellt wird. Sie sind und bleiben in ihrem politischen und ökonomischen Leben unzertrennlich und aufeinander angewiesen," in gleichem Sinne auf Norwegen-Schweden an. (S. 657.)

Die Ähnlichkeit, in der die Völker aufeinander angewiesen sind und trotzdem auseinanderstreben, wird für Österreich einfach als vorbildlich angenommen; und doch liegen die Dinge hier ganz anders.** Es sollen im folgenden nur Tatsachen angeführt werden, die vorliegen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob man diese oder jene Beziehungen und deren Lösungen wünschen und hoffen mag.

* „Dalmatien und Montenegro." Leipzig, o. J., S. 28 f.

** Auch Berta v. Suttner weist in der Österr. Rundschau („Zum schwedisch-norwegischen Konflikt", III., 33., S. 314) auf die scheinbare Ähnlichkeit und den inneren Unterschied der beiden „Konflikte" hin; doch bleibt auch hier die Geographie unberücksichtigt.

Da dieser Aufsatz schon vor längerer Zeit verfaßt wurde, so können die zwei erst später in Hettners geographischer Zeitschrift erschienenen Aufsätze von Dr. H. Reusch: „Norwegens Verhältnis zu Schweden vom geographischen Gesichtspunkte aus" (XI. Jahrg., S. 425 ff.) und von R. Kjellén: „Geopolitische Betrachtungen über Skandinavien" (ebenda, S. 657 ff.) größtenteils nur in den Anmerkungen berücksichtigt werden.

Wenn schon ein sprachlich verwandtes und rassengleiches Volk die Spaltung durchsetzt, um wie viel mehr ist dies in Österreich-Ungarn der Fall, wo die verschiedenartigsten Sprach- und Völkergruppen nebeneinander wohnen. Außerdem wird großes Gewicht darauf gelegt, daß diese Völkergruppen auch in selbständigen, wohl individualisierten Landschaften wohnen. Die Sudeten-, Karpathen-, Alpen- und Karstländer treten einander geschlossen gegenüber und bilden auch in der Bevölkerung Gegensätze. Ferner haben die Alpen-, Karpathen- und Sudetenländer lange Zeit eine selbständige Geschichte gehabt. Wieser sagt darüber:* „Es hat harte Mühe gekostet, Österreich zu gründen, mehr als irgend eines der europäischen Reiche (und Italien?). — Überall sonst waren die Umrisse des Staatskörpers durch die natürliche Abgrenzung des Bodens (Deutschland?) oder durch die Einheit der Sprache und Geschichte deutlich vorgezeichnet, bei den meisten war schon von den Römern die grundlegende Arbeit getan. Das Gebiet Österreichs greift aus dem Donaubette nach Norden und Süden, über die Gebirgszüge der Sudeten, Karpathen und Alpen hinaus. Die kühnste Phantasie hätte es nicht wagen dürfen, das Bild Österreichs so zu entwerfen wie es die Wirklichkeit der Geschichte in die europäische Länderkarte eingezeichnet hat.“ (?) Und an einer andern Stelle** nennt Wieser unsere Monarchie einen „wider alle Regel gewachsenen Staatskörper“. Diese Bemerkungen ließen sich ja durch einzelne geschichtliche Hinweise stützen, bekommen aber ein ganz anderes Aussehen, wenn wir die Dinge g e o g r a p h i s c h betrachten.

Landschaftlich ganz geschlossen sind eigentlich nur Böhmen*** und Siebenbürgen. U n g a r n ist gegen Norden, Nordosten und Osten, weniger vielleicht durch den Gebirgswall, als durch dichte Waldungen von einem lebhaften Verkehr mit den umliegenden Gegenden abgeschlossen; das kommt auch darin zum Ausdrucke, daß die jenseits gelegenen Länder: Galizien und die Bukowina nicht zu Ungarn, sondern zu Österreich gehören. Nach dem Westen aber ist Ungarn offen, auf der einen Seite da, wo sich auch die Alpentäler gegen Osten öffnen, auf der anderen Seite führt eine Reihe immer kleiner werdender Beckenlandschaften (die große und kleine ungarische Tiefebene, das Wiener Becken, das Tullnerfeld ꝛc.) an der Donau, dieser wichtigen Völkerstraße,† aufwärts. Die Karstländer haben nur einmal auf kurze Zeit, unter der Napoleonischen Herrschaft eine selbständige Stellung gehabt. Die Alpenländer öffnen sich gegen das Alpenvorland nach Norden und Osten. B ö h m e n, das, allseits geschlossen, einer natürlichen Festung gleicht, öffnet seinen niedrigsten Rücken nach Südosten; dorthin kann und muß es streben, und in der Tat ist der Besitz Mährens immer die nächste Erwerbung Böhmens gewesen. Dann folgt es aber mit dem Laufe der March dem Zuge nach dem Wiener Becken. So streben geographisch und wirtschaftlich alle Teile der Monarchie gegeneinander,

* „Über Vergangenheit und Zukunft der österr. Verfassung“, Österr. Rundschau, 1904, II., S. 176.

** „Österr. Rundschau“, 1904, III., S. 285.

*** Darauf weist auch Wieser mit Nachdruck hin; ebenda, III., S. 288.

† Vergl. „Historische Leitlinien“, S. 34 f.

vereinigen ihre Richtungslinien auf Wien zu. Hier lag und liegt daher die Reichshauptstadt, während sich ziemlich in der Mitte des Landes, wieder begünstigt durch einen Burgberg und die Lage an einem Flusse, die Landeshauptstädte Prag und Ofen-Pest herausentwickelt haben.*

Das wirtschaftliche Herzland der Monarchie ist die fruchtbare, große ungarische Ebene; sie muß daher gegen einen unmittelbaren feindlichen Einfall geschützt sein. Im Nordwesten und Westen war durch den Zusammenschluß der Sudeten- und Alpenländer dieser Schutz schon erreicht worden; durch die polnische Teilung und die Erwerbung der Bukowina war ein Vorwerk im Norden, Nordosten und Osten geschaffen und endlich hat Bosnien nicht nur als schlechtes Hinterland von Dalmatien eine Bedeutung, sondern auch als das von Ungarn durch die langen Flußtäler und die gerade nach Norden allmählich abfallenden Bergzüge am leichtesten zugängliche Vorland. Das war um so wichtiger, seitdem der Gedanke fallen gelassen werden mußte, Belgrad, den Schlüssel, der die Balkanzugänge sperrte,** für sich zu gewinnen. Es ist vielleicht nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß von dem Corvinen Matthias der Versuch unternommen wurde, von Ungarn aus eine Einigung der Monarchie zu versuchen.

So ist die österreichisch-ungarische Monarchie, seitdem die kleineren Einzelherrschaften zusammengekommen waren, unter dem Einflusse äußerer Ereignisse geographisch zentralisiert, während sie ethnographisch und geschichtlich dezentralisiert erscheint. Die Geographie hatte mitten durch die Sitze der Völker ihre trennenden Grenzen geführt. Die Polen streben nach der Wiederaufrichtung des alten Königreichs Polen, die deutsche Bevölkerung bewahrt noch die Erinnerung an die alte Zusammengehörigkeit zum großen deutschen Reiche, die Südslawen und Italiener streben nach größeren Zusammenhängen nationaler Art. So trachten die Völker auseinander, die Länder geographisch und wirtschaftlich zueinander.

Die einzelnen Teile der Monarchie haben ehemals selbständige Teile gebildet, haben aber unter dem Zwange geschichtlicher Ereignisse den Anschluß aneinander gesucht. „Die Gründung Österreichs läßt sich, so wie wir sie heute zurückverfolgen und verstehen können, als Schulbeispiel politischer Arithmetik geben. Österreich mußte zu stande kommen, weil die kleineren Staaten, die naturwüchsig aufgekommen waren, in der Not der Zeiten, der Türkenkriege und der europäischen Konflikte sich als zu schwach erwiesen und daher trotz ihrer inneren Ungleichheit zu einem großen, machtvollen Reiche verschmolzen wurden durch Wahl, durch Heirat, durch inneren und äußeren Krieg, durch die verschiedensten Mittel, in denen sich immer die gleiche Notwendigkeit verkörpert. Das Rechenexempel (?) hat Fürsten und Völker, Staatsmänner und Feldherren durch Jahrhunderte in Atem gehalten und ist auch von außen her des öfteren hart geprüft und richtig befunden worden."*** So ist also

* „Historische Leitlinien", S. 12, 14.

** „Leitlinien", S. 9, 10, 34 ff.

*** Wieser, II., S. 175.

das Reich geographisch geeinigt, nun streben die Völker wieder den Anschluß an ursprünglich größere nationale Reiche oder ihre selbständige Stellung an. Bisher hat sich der geographische Zusammenhalt stärker erwiesen als das Auseinanderstreben der Völker; wie lange sich diese geographische Macht noch als stärker erweisen **wird**, das ist allerdings eine schwer zu beantwortende Frage.

Ein ähnliches Für und Wider sieht Kjellén auch in Skandinavien. „Zwei Strömungen fließen hin und her, eine anziehende und eine abstoßende. Gewann erstere die Oberhand, dann stand Skandinavien als eine Einheit auf der Karte. Aber wenn die abstoßenden Kräfte triumphierten, dann sehen wir Skandinavien geteilt."

Es ist also **die Kraft der natürlichen Linien** und Grenzen, die hier wirksam ist; wir würden aber irren, wollten wir sie als allein maßgebend ansehen. Wenn wir in der Geschichte Umschau halten, so können wir bemerken, wie verschieden sie gewirkt hat. In Griechenland z. B. war die Macht der natürlichen Gliederung so groß, daß sich so viel Staaten bildeten, als Landschaften vorhanden waren und daß niemals ein Gebiet über ein anderes die Herrschaft errang (mit einziger Ausnahme von Lakonien-Messenien). Hier hat die Zersplitterung des Landes (natürlich neben einer gewissen Charakteranlage) die Entwicklung eines gesamtgriechischen Nationalstaates ebenso verhindert, wie sie auch später die Bildung eines einheitlichen Staates der Balkanhalbinsel unmöglich gemacht hat.* Auch das Römerreich hat im Laufe der Entwicklung natürliche Grenzen erreicht; hier hat sich aber das Ausbreitungsbestreben als stärker erwiesen: von Latium sind die Römer bis zum Meere und zum Alpenrande vorgedrungen. Aber schon zu dieser Zeit ist durch die Erwerbung von Sizilien über diese Grenze hinausgegriffen worden. In Asien schritten sie später von der Wüste zum Halys und nach Armenien, im Karst von der Küste an die Save und Donau, von Gallien aus an die Rhein- und später an die Elbelinie. Selbst die größte Ausdehnung des Reiches hat natürliche Grenzen; es sind im Norden und Westen das Meer, im Norden und Nordosten Rhein und Donau, im Osten und ganzen Süden die verkehrsfeindliche Wüste. Wo die Römer über diese Grenzen hinausgegriffen haben, in Germanien, Dazien, am Euphrat, war der Besitz nicht dauernd. Bei den Babyloniern, Assyriern und Persern schimmern, so sehr sich hier die politischen und natürlichen Grenzen zu überschneiden scheinen, immer gewisse Unterströmungen durch und es ist gewiß kein Zufall, daß das Reich Alexanders des Großen in den Hauptzügen mit der „geographischen Individualität" Vorderasiens zusammenfällt. Anderseits hat gerade die sonst so wichtige Meeresgrenze bei Griechenland keine Wirkung auszuüben vermocht; immer sind Verbindungen von Griechenland nach Kleinasien und Syrien aufrechterhalten worden.

Doch kehren wir zu unserer „**Unionsfrage**" zurück. In Schweden und Norwegen sind es zwei durch Personalunion vereinigte, in vielen Dingen übereinstimmende Reiche, die die Trennung vollzogen haben. In unserm Falle kommen

* Vergl. meinen Aufsatz „Über den Einfluß der Landesnatur", S. 42 ff.

die beiden „Reichshälften" in Frage, die allerdings durch Personal- und Realunion miteinander verbunden sind. Es liegt vollständig auf der Hand, daß in einem Staate, der die verschiedensten Nationen zu Gliedern hat und aus verschiedenen, ehemals selbständigen Staatsgebilden erwachsen ist, nur eine Regierungsform möglich ist, der Zentralismus, der, über die Sonderbestrebungen und Wünsche der einzelnen Staaten und Völker hinweg, ein Staatsinteresse feststellt und durchführt. Es hat ja einmal eine Zeit gegeben, in der sich etwas wie ein österreichisches Nationalbewußtsein entwickelt hat: etwa vom Dreißigjährigen Kriege bis zu den großen Türkenkämpfen Leopolds I. Aber dieser Zustand ging unwirksam vorüber und erst Josef II. hat den Zentralismus durchsetzen und auf deutsche Grundlage stellen wollen. Das entsprach nicht nur den Vorstellungen und der Denkweise dieses deutschen Habsburgers, sondern auch der gesunden geschichtlichen Entwicklung. Auch in den Napoleonischen Kriegen erwachte das österreichische Nationalbewußtsein noch einmal und das Metternichsche System suchte auch den Zentralismus wieder durchzuführen, aber nicht auf nationaler Grundlage. „Für Österreich war der Gedanke des nationalen Staates einfach tödlich; denn das Eigentümliche des österreichischen Staates liegt eben darin, daß er ein nationaler Staat niemals werden kann. Der nationale Gedanke hat schließlich für Deutschland die Einheit bewirkt, für Österreich müßte er die Sprengung der Einheit bewirken. Daraus ergab sich für die Form der Regierung der Absolutismus, gestützt hauptsächlich auf Heer und Verwaltung."* Schon war der nationale Gedanke erwacht, die Sonderwünsche der einzelnen Parteien machten sich geltend; es begannen die wechselnden Versuche im Zentralismus, Föderalismus und Dualismus, bis sich dieser 1867 durchsetzte.

Nun treten wir an die Frage heran: wie kann die Lösung erfolgen? Von Österreich kann sie nicht leicht ausgehen; einmal, weil die wirtschaftliche Frage dagegen spricht, und dann, weil ein solcher losgetrennter Staat mit seinen weit ausgreifenden Armen nach Osten (Galizien) und Süden (Dalmatien) an sich ein Unding wäre. Auch für Ungarn hat die Trennung ihre Schwierigkeiten. Beispiele aus der Vergangenheit zeigen uns dies. Wenn sich ein Gebiet von einem anderen losreißen will, so geht der Zug nach der entgegengesetzten Seite. Als das großmährische Reich die Trennung vom deutschen Reiche anstrebte, mußte es den Anschluß an den Osten suchen und holte sich seine Glaubensboten aus Byzanz. Das äußere Zeichen der Abtrennung Böhmens von diesem Reiche zeigt sich in der Anlehnung an Deutschland und der Berufung von Predigern aus dem Westen (Wenzel der Heilige). In Ungarn geriet Peter, der sich dem Westen näherte, unter die Herrschaft des deutschen Reiches, während jeder Versuch der Abtrennung vom deutschen Reiche Bündnisse mit dem Osten zur Folge hatte, im Mittelalter mit Byzanz, in der Neuzeit mit den Türken. Wenn nun heute die Losreißung angestrebt wird, so geht wieder der Zug nach dem Osten. An Rußland

* Vgl. die Ausführungen bei Schwemer: „Restauration und Revolution". „Aus Natur und Geisteswelt", 37. Bd., S. 28 ff.



kann die Anlehnung nicht erfolgen, einmal weil die nationalen Unterschiede zu groß sind, ferner weil Rußland sich zu seinen unsicheren Randprovinzen Finnland, Polen, Bessarabien nicht noch eine neue wird hinzufügen wollen. Auch sind, wie schon bemerkt, die Verbindungen über das Gebirge weit schwieriger und auf weniger Linien beschränkt als gegen Westen. Natürlicher wäre der Anschluß an die Nordbalkanstaaten, wie er schon unter Ludwig dem Großen und Sigismund angestrebt worden war. Aber abgesehen von der großen Gefahr einer neuen orientalischen Frage, kann Ungarn auch diesen Schritt nicht unternehmen, da es bei den hochgespannten nationalen Bewegungen unter den Serben und Kroaten sich einer so großen südslawischen Masse nicht preisgeben darf. Hat also die Lösung geographische Schwierigkeiten, so sprechen auch die politischen Verbindungen dagegen. Ob innere Verwicklungen eine Lösung nicht doch notwendig machen werden, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Man wird sie aber mit allen Kräften zu vermeiden haben.

Anders liegen die Dinge in Schweden und Norwegen. Der Stamm der Nordgermanen, der dieses rauhe Land bewohnte, das aber bei tüchtiger Arbeit und reger Industrie zu leben gestattet, hat einen nationalen Zusammenhalt gesucht in der Kalmarer Union. Auch heute ist wieder davon die Rede. Die Trennung der beiden Reiche, die auf einer von den Nachbarländern abgeschlossenen Halbinsel zusammengespannt sind, erregt heute großes Aufsehen, ist aber auch zum Teil, das sei ausdrücklich betont, aus dem geographischen Charakter des Landes abzuleiten. Zum Teil, sage ich, denn es hat sich gelegentlich ein Hin- und Herströmen ergeben, in dem geschichtliche und kulturgeographische Verhältnisse mitspielten. Wir dürfen nämlich nicht nur die auf der Karte oberflächlich zutage tretende Halbinsel betrachten, denn „die skandinavische Natur setzt sich über den Isthmus im Norden weit nach Südosten und Osten fort, die wahre orographisch-geologische Ostgrenze Skandinaviens liegt am Weißen Meere und an den großen Seen des Newagebietes.“ Diese ganze Landschaft bezeichnet man als „Fennoskandia“.* Ein Teil der Beziehungen Schwedens zum Ostrande des Baltischen Meeres mögen trotz der Staats- und Volksverschiedenheiten darin ihren Grund haben. Innerhalb dieses ganzen Gebietes haben wir wieder zu unterscheiden: Finnland, die Halbinsel Skandinavien, einen flachen Teil im Süden, der seiner Natur nach mit Dänemark übereinstimmt und auch eine lange Zeit zu Dänemark gehört hat. (Schonen, Götland, Kerp.) Aber auch innerhalb der Halbinsel tritt dadurch eine Spaltung ein, daß sich schon in sehr früher Zeit (Cambrium-Silur) eine mächtige Faltung im Westen herausgebildet hat.**

Der Gebirgswall des Kölen, rauh und der Besiedlung sehr feindlich, trennt die beiden Länder, und wenn auch Kjellén auf die Möglichkeit des Vordringens

* Hahn: Skandinavien, in Kirchhoffs „Länderkunde“, II., 1, S. 309. Kerp: „Landeskunde von Skandinavien“. Sammlung Göschen: 202, S. 9. Reusch: S. 425. Kjellén: S. 660.

** Reusch: S. 426. Daß hier nicht eine einfache Auffaltung vorliege, sondern die Umformung sehr verwickelt war, hat Hahn, a. a. O., S. 313, betont.

einer künftigen Besiedlung hingewiesen hat, sowie auf die Linien, die sie einhalten sollen, so beweist die Vergangenheit, als sich um 1600 Finnen ansiedelten, „daß in diesen Gegenden Platz genug gewesen ist zwischen Schweden und Norwegen." Auch heute zeigt die Verteilung der Bevölkerung einen sehr dünn besiedelten Streifen zwischen beiden Staaten. Dieser Höhenrücken ist aber nicht nur eine Trennung der Völker, sondern auch eine Klimascheide und damit zum Teil eine Grenze der Bodenausnützung.

So liegen die beiden Staaten auf den entgegengesetzten Abhängen des Gebirges, sie schauen nach verschiedenen Weltgegenden und kehren einander sozusagen den Rücken zu. Die Schweden sind hauptsächlich ein Ackerbau treibendes Binnenlandvolk; das Land hat sein Antlitz nach Osten gewendet.* Die Beschäftigung mit dem Feldbau und der Waldwirtschaft macht die Bevölkerung „schwerfällig und aristokratisch gesinnt". In Norwegen blühen Seefahrt, Fischfang, Handel und Industrie; das Land hat nur wenig anbaufähigen Boden.** Das Leben zur See entwickelt „schnelle Energie, rasche wirtschaftliche Abwechslung und eine demokratische Anschauungsweise."*** Es ist bezeichnend, wie gering selbst die Handelszusammengehörigkeit der beiden Staaten ist: die Einfuhr Schwedens nach Norwegen beträgt (1902) nur 4·8 Prozent, die Norwegens nach Schweden 6 Prozent.

Auch Kjellén weist auf die Analogie mit Spanien-Portugal hin und zeigt, wie geringe geographische Unterschiede schon genügen, in dem räumlich abgeschlossenen Lande große Ungleichheiten des Staates und der Bevölkerung zu erzeugen. Wenn jemals „Gott zwei Reiche fest zusammengefügt hat", wenn jemals „die Natur zwei Staaten zur Union mit einander bestimmt hat," so müßte das hier der Fall sein. Trotzdem sehen wir Spanien und Portugal als selbständige Staaten, und in keinem der beiden Länder gibt es eine Partei, die eine Art politischer Verbindung wünscht. Er betont ferner, daß „diese Faktoren in Skandinavien eine unverhältnismäßig größere Spaltung zur Folge haben müßten;" ja es werden als Beispiele sogar Chile und Argentinien herangezogen, denen wir noch das Verhältnis zwischen der dalmatinischen Küste und seinem Karsthinterlande anfügen können.

Der südliche Teil Schwedens, südlich des Wener- und Melarsees „ist ein fremdes Land, mit Dänemark verwandt", das auch mit ihm in seiner geringeren mittleren Höhe übereinstimmt. Von den Dänen waren die hier ansäßigen Goten durch den Sund getrennt. Aber diese Trennung war keine so wirksame wie die durch das Waldgebiet im Nordosten gegen Schweden hin. So hat denn auch dieser Teil bis zum Frieden von Röskilde (1658) zu Dänemark gehört.

* Reusch: S. 433. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt vom Ackerbau: im Norden 12 Prozent, im Süden 45 Prozent und 79 Prozent bebaubarer Boden; 50 Prozent des Landes sind mit Wald bestanden, Holznutzung, Bergbau (Falun!)

** Nur 3 Prozent des Landes entfallen auf den Ackerbau, 75 Prozent Kieferwaldungen.

*** Reusch: S. 434. Vergl. die damit übereinstimmende Schilderung Kjelléns von dem aristokratischen Spanien und der bürgerlichen Bevölkerung Portugals. (S. 660.) In gleicher Weise äußert sich Kirchhoff („Das Meer im Leben der Völker. Mensch und Erde", S. 25).

Es ist daher kein Wunder, wenn Schweden nach einer Ausdehnung seiner Herrschaft nach Osten und Südosten strebte. Während die Wikinger sich nach dem Westen wandten, nach Frankreich, England, Island und Grönland, zogen die Waräger nach Rußland. In der Neuzeit suchte Schweden seine Besitzungen auszudehnen, zunächst über Finnland, dann Esthland (1561), Ingermanland (1614). Palnatoko setzte sich auf Rügen fest. Denselben Gedanken hatte Gustav Adolf. „Pommern als Bastion für Schweden" zu gewinnen, war „die vornehmste Ursache, welche seine selige Majestät in die Waffen brachte", schreibt Oxenstjerna 1644. In dieser Richtung bewegte sich die Unternehmung Karls XII.

Wenn also Schweden heute eine Annäherung an Finnland sucht, so ist nicht zu vergessen, daß auch Polen, zum Teil aus verwandtschaftlichen Rücksichten, zum Teil aus Interessengemeinschaft mit Schweden gegangen ist. So vereinigten sich diese Länder gegen den gemeinschaftlichen Feind Rußland und sicherten sich die Beherrschung der Ostsee. Dann muß natürlich Norwegen den Anschluß an Dänemark und England suchen, einmal um die Ausfahrt aus der Ostsee zu sperren und sich dagegen die Herrschaft über die Nordsee zu sichern.

Mit Recht sagt Reusch: „Norwegen wird ein Nordseereich, in dem Bergen eine günstige, ziemlich zentrale Lage hat, Schweden ein Ostseereich, Dänemark war ein Öresundreich." Sollte es verwunderlich scheinen, daß solche Staaten nicht nach einem festländischen Zusammenschlusse trachten, sondern sich um ein Meer gruppieren, so kann, mit Kjellén, auf das Beispiel der Römerherrschaft um das Mittelmeer, der Griechen um das Ägäische Meer verwiesen werden. Ja, in dem letzten russisch-japanischen Kriege spielt die Frage nach dem Besitze „ihres" Meeres für die Japaner mit. — Heute ist aber auch durch die Trennung dieser beiden Staaten ein geschichtliches Recht zur Geltung gekommen, indem sich geschieden hat, was „in der Union von 1814 von Menschen geeint wurde, was Gott und die Natur getrennt haben."* Hier ist es ja ohnehin spät genug eingetreten, während andere ähnliche Fälle schon viel früher (1830) zum Versuch (Polen) oder zur wirklichen Lösung geführt haben. (Belgien.)

Es sind also geographische Besonderheiten, die in dem einen Falle die Trennung erleichtern, in dem anderen erschweren. Daß es nicht die einzigen Momente sind, ist klar. Wie überall in der geschichtlichen Entwicklung ist neben der Kraft der Bodengestaltung auch der Nationalcharakter von Bedeutung gewesen. Wie in demselben Lande andere Völker auch eine andere Geschichte haben (Römer und Germanen in Italien, Griechen und Slawen in Griechenland), so sehen wir hier dieselbe Frage des Konfliktes sich verschieden im Charakter der Völker widerspiegeln. Schon die ganz andere Art und Weise, wie die erregteren Magyaren mit dem Gedanken der Revolution spielen, und wie ruhig und sicher sich die „Revolution" in Norwegen vollzogen hat, lehrt uns, wie von Fall zu Fall die nationalen Eigentümlichkeiten und vielleicht auch manche Zufälligkeiten den Gang der Ereignisse verändern können.

* Kjellén, S. 662.

Die Schiffahrtspolitik in Volks- und Staatswirtschaft.

Von Dr. Walter Bardas.

(Schluß.)

Schiffahrts- und Schiffbau-Prämien.

Die vertragsmäßige Schiffahrt ist wohl die hervorragendste, aber keineswegs die einzige Repräsentantin des Seeverkehrs. Es ist klar, daß nicht der ganze Verkehr, der den Weg über die Meere nimmt, sich im Rahmen der ständigen Linien abspielen kann; das Verkehrsfeld der Schiffahrt ist ein viel zu ausgedehntes, die Transportbedürfnisse sind viel zu mannigfaltig und differenziert, als daß es möglich wäre, in allen Relationen, für welche Waren zur Versendung gelangen, einen regelmäßigen Verkehr einzurichten. Auch ist in manchen dieser Relationen das Frachtangebot nicht groß genug oder auch nicht fortwährend vorhanden, sondern nur fallweise wiederkehrend, so daß eine ständige Schiffahrtslinie sich nicht mit Aussicht auf Erfolg und Gewinn betätigen könnte. Anderseits sind die regelmäßigen Schiffahrtslinien oft auch wieder außer stande, die ganze in ihrem Verkehrsgebiet sich vollziehende Warenbewegung abzuwickeln, da sie nur über einen bestimmten Laderaum, der das Maximum ihrer Leistungsfähigkeit darstellt, verfügen. In allen den erwähnten Fällen ist das Vorhandensein einer Handelsflotte außerhalb des regulären Schiffahrtsdienstes nicht nur zulässig und wünschenswert, sondern notwendig und von größter Wichtigkeit für Handel und Volkswirtschaft. Die staatliche Schiffahrtspolitik darf daher nicht dabei stehen bleiben, durch Verträge und Subventionierung einen präzise funktionierenden Schiffahrtsdienst in den Hauptrichtungen des Seeverkehrs sicherzustellen, sie muß vielmehr — wenngleich in anderer Weise — auch dem Bestehen und Gedeihen der Handelsmarine freier Schiffahrt wohlwollende Förderung angedeihen lassen.

In jenen Staaten, in welchen das Schiffahrtsleben kräftig pulsiert und sich unter günstigen Bedingungen ins Werk setzt, mag eine mittelbare Förderung zu dem angedeuteten Zweck ausreichen; wo es aber der Reederei und dem Kapital an Initiative und virtueller Kraft gebricht, muß durch unmittelbares Eingreifen der fehlende Impuls gegeben werden. Dies geschieht durch Gewährung von Schiffahrtsprämien, welche dem Anlagekapital eine mäßige Verzinsung sicherstellen und dadurch, daß sie die investierten Kapitalien vor der Gefahr völliger Ertragslosigkeit von vornherein bewahren, den Anreiz zur Kapitalsanlage in diesem Zweig kommerzieller Betätigung zu erhöhen geeignet sind.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob in Staaten mit minder ententwickelten maritimen Interessen — wie in Österreich — die Verwendung großer Summen zur künstlichen Schaffung einer Handelsmarine gerechtfertigt sei, für welche die natürlichen Vorbedingungen fehlen oder nur mangelhaft entwickelt sind und ob diese Summen nicht auf andere Weise nutzbringender der Volkswirtschaft zugeführt werden könnten. Bei Beantwortung dieser Frage ist vor allem im Auge zu behalten,

daß hier nicht allgemein-wissenschaftliche oder praktisch-politische Grundsätze allein der Beurteilung zu grunde gelegt werden dürfen, sondern daß in erster Linie die besonderen Verhältnisse jedes Staates ausschlaggebend sein müssen und nur aus ihnen heraus die Berechtigung oder Nichtberechtigung materieller Fürsorge für Zwecke der Seeschiffahrt, beziehungsweise im engeren Sinne der freien Handelsmarine, abgeleitet werden kann. Übrigens sind neben wirtschaftlichen auch politische und militärische Faktoren von Einfluß auf die Stellungnahme des Staates zu diesen Problemen. Wenn Österreich auch gewiß im großen und ganzen ein Binnenstaat ist und seine Stellung als Seemacht der geringen Ausdehnung seiner Küste, sowie der ungünstigen Bodenbeschaffenheit und kulturellen Rückständigkeit in den Küstenprovinzen und des Mangels kolonialer Interessen wegen nur eine beschränkte sein kann, hat es doch allen Grund, seine maritime Entwicklung mit allen Kräften zu fördern. Aus der Bevölkerung unseres Küstengebietes, welche seit Jahrhunderten ihren Haupterwerb zur See zu suchen gezwungen war, gehen Seeleute von anerkannter Tüchtigkeit hervor, welche auch der Kriegsmarine ein brauchbares und verläßliches Mannschaftsmaterial liefern. Diese Seeleute können aber nur dann ihrem Berufe nachgehen, wenn ihnen eine nationale Handelsflotte Gelegenheit zum Broterwerb bietet; ist dies aber nicht oder nicht in genügendem Maße der Fall, dann wird diese Bevölkerung gezwungen, die Heimat, die ihr keine Möglichkeit anderer Verwertung der Arbeitskraft bietet, zu verlassen, wie es ja leider auch tatsächlich geschieht. Dadurch wird sowohl die Ergänzung der Kriegsmarine gefährdet als auch der Staat, den Auswanderungen in großem Maße immer vor bedenkliche Eventualitäten stellen, geschädigt. Schon die militärischen und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkte erweisen die Wichtigkeit der Schaffung und Erhaltung einer Handelsmarine für Österreich. In noch höherem Maße aber lassen es wirtschaftspolitische Erwägungen als ein Gebot der Selbsterhaltung erscheinen, die nationale Volkswirtschaft nicht in Abhängigkeit von ausländischen Verkehrsunternehmungen geraten zu lassen, welche weder die erforderliche Stabilität der Verfrachtungsgelegenheiten gewährleisten, noch jenes Interesse und Verständnis für die Bedürfnisse des nationalen Handels erwarten lassen, das bei einer heimischen Verkehrsgesellschaft als selbstverständlich und natürlich gegeben betrachtet werden kann. Wenn demnach die Existenz nationaler Handelsschiffahrtsunternehmungen für notwendig gehalten wird, Industrie und Handel das Verkehrsleben aber nicht genügend befruchten, um ein wenigstens bescheidenes Prosperieren desselben zu ermöglichen, bleibt dem Staate nichts anders übrig, als den Reedereien die Differenz zwischen dem zur Verzinsung notwendigen Minimalerträgnis und den wirklichen Frachteinnahmen durch Suventionierung zuzuwenden.

Es sind also zwei verschiedene Momente, welche die Unterstützung der Handelsmarine bedingen: das Streben, die Kapitalsanlage im Schiffahrtsbetriebe zu erleichtern, und die Notwendigkeit, das Gleichgewicht zwischen den Betriebsspesen und Frachteinnahmen in einer Weise herzustellen, welche einen normalen Kapitalzins sicherstellt. Diesen zweifachen Gesichtspunkten hat das österreichische Gesetz

vom 27. Dezember 1893, R. G. Bl. Nr. 189, durch welches zum ersten Male der Weg der Subventionierung der Handelsmarine freier Schiffahrt betreten wurde, Rechnung getragen, indem es zwei Arten von Unterstützungen vorsieht, welche kumulativ gebühren, nämlich Betriebs- und Reisezuschüsse. Die Betriebszuschüsse entsprechen dem Gedanken der Beitragsleistung zu den Anschaffungskosten, was der entsprechende Ausdruck des französischen Gesetzes »compensation d'armement« (Ausrüstungsentschädigung) und der des ungarischen Gesetzes „Unterstützung für Investitionen" noch deutlicher und klarer hervorhebt. Der Reisezuschuß soll die durch die internationale Konkurrenz herabgedrückten Frachtraten auf jene Höhe bringen, wo eine aktive Betriebsgebarung ermöglicht ist. Das erwähnte österreichische Gesetz war ursprünglich für die Dauer eines Dezenniums geschaffen worden, wurde jedoch für die nächstfolgenden Jahre durch kaiserliche Verordnungen und zuletzt mit Gesetz vom 21. Dezember 1905, R. G. Bl. Nr. 201, für die Dauer des gegenwärtigen „Lloyd"-Vertrages" verlängert. Daß die Geltungsdauer dieses Gesetzes nicht an einen kalendermäßigen Termin geknüpft, sondern mit dem Ablauf des „Lloyd"-Vertrages in Verbindung gebracht wurde, ist ein Hinweis auf den engen Zusammenhang, welcher zwischen diesen zwei Hauptproblemen der österreichischen Schiffahrtspolitik besteht und auf die Notwendigkeit, dieselben gleichzeitig nach einheitlichen Gesichtspunkten zu behandeln und zu lösen. Die einzelnen Bestimmungen des geltenden Subventionsgesetzes und die Änderungen, welche für das neu zu schaffende Gesetz wünschenswert erscheinen, sollen hier nicht detailliert ausgeführt werden, zumal ich vor kurzem an anderer Stelle in dieser Frage das Wort ergriffen habe.*

Die unzweifelhafte Folge dieses ersten österreichischen Prämiengesetzes war eine Vermehrung der Handelsflotte freier Fahrt, vor allem ein namhaftes Anwachsen ihres Tonnengehaltes. Soweit also das Gesetz eine Vergrößerung der freien Handelsmarine herbeiführen wollte, hat es seine Absicht erreicht; dieser Aufschwung konnte jedoch nur dann Aussicht auf Erfolg und dauernden Bestand bieten, wenn mit ihm eine erhöhte Regsamkeit der Industrietätigkeit und des überseeischen Handels stattfand. Gerade in dieser Hinsicht ist aber der Erfolg hinter den Erwartungen zurückgeblieben und daran sind nicht nur die innerpolitischen und nationalen Zwistigkeiten, welche so viele kostbare Kraft in nutzlosem Kampfe verbrauchen, schuld, sondern auch andere Ursachen. Vorerst gilt der Erfahrungssatz, daß überall dort, wo die Gelegenheit zum Verkehr geschaffen wird, dieser sich — wenn auch langsam — von selbst entwickelt, hauptsächlich nur für den ständigen Linienverkehr, nicht aber in gleichem Umfange für eine Vermehrung freier Verkehrsmittel. Wenn z. B. das Straßenbahnnetz einer Stadt durch Eröffnung neuer Linien ausgedehnt und verdichtet wird, ist mit Recht eine sich von selbst einstellende Verkehrssteigerung und Frequenzerhöhung zu erwarten. Würde aber statt dessen eine Vermehrung der Mietfuhrwerke durch Errichtung neuer Standplätze oder Zuweisung einer größeren

* Vgl. „Österreichisches Verwaltungsarchiv", Jahrgang 1905/06, Heft 9 u. 10: „Die Reform des österreichischen Marine-Unterstützungsgesetzes".



Anzahl von Fuhrwerken an die einzelnen Standplätze eintreten, so wird die Verkehrszunahme entweder ganz ausbleiben oder doch weit geringfügiger sein. Was das angeführte Beispiel in kleinem Rahmen darlegt, gilt im vergrößerten Maßstabe auch für das Gebiet des Seeverkehrs. Das Anwachsen der Handelsflotte kann nur dann die erhoffte Intensitätszunahme der Ein- und Ausfuhr und eine wechselseitige Befruchtung und Förderung von Schiffahrt und Handel im Gefolge haben, wenn ein einiges Zusammenwirken und Ineinandergreifen beider Faktoren stattfindet, welches jedem derselben eine rasche und rationelle Ausnützung günstiger Konjunkturen ermöglicht. Dieser notwendige Kontakt zwischen den Reederkreisen und der Handelswelt des Binnenlandes fehlt aber in Österreich größtenteils; inwieweit die Tatsache, daß in der österreichischen Handelsmarine das italienische Element ausschließlich vorherrscht, welches dem Binnenlande durch seine Sprache fremd ist und teilweise als von zentrifugalen Bestrebungen erfüllt gilt, die Mitschuld an diesem Zustande trägt, ist hier nicht näher zu erörtern. — Um dem Prämiensystem zu vollem Erfolg zu verhelfen, bedarf es nicht nur der Erneuerung und Verbesserung des Subventionsgesetzes, sondern auch einer vermittelnden, organisatorischen Tätigkeit, einer verständnisvollen Zusammenfassung aller Kräfte.

In Ungarn war gleichfalls im Jahre 1893 mit dem XXII. Gesetzesartikel die Subventionierung der freien Handelsmarine begonnen worden; das ungarische Gesetz weist dem österreichischen gegenüber keine wesentlichen Verschiedenheiten auf, nur war in Ungarn der Höchstbetrag der für Schiffahrtsprämien jährlich zu verausgabenden Gelder mit 200.000 Kronen limitiert worden, einem Betrag, dessen Geringfügigkeit erhellt, wenn man dagegen hält, daß in Österreich in den letzten Jahren durchschnittlich etwa drei Millionen Kronen verwendet wurden. Der im Jahre 1901 dem Abgeordnetenhause vorgelegte Regierungsentwurf eines Gesetzes über die staatliche Unterstützung und Begünstigung der die freie Seeschiffahrt betreibenden ungarischen Handelsschiffe hatte im § 6 diese Summe auf eine halbe Million Kronen erhöht, während die bisher auch nicht Gesetz gewordene Regierungsvorlage von 1902 (§ 14), von einer allgemeinen, für eine längere Periode geltenden Limitierung absieht und die Feststellung des in jedem Jahre zu verwendenden Betrages dem Staatsvoranschlage vorbehält; nur die Subventionen für Anschaffung von Schiffen (Betriebszuschüsse) sollen keinesfalls mehr als 350.000 Kronen in Anspruch nehmen. Der Gedanke, die zu Subventionszwecken zu verausgabenden Beträge nach oben zu begrenzen, ist ganz berechtigt und zweckmäßig, soferne natürlich diese Grenze nicht so niedrig gesteckt ist, daß der gewollte Erfolg der Prämien dadurch wieder in Frage gestellt wird. Sonst ist aber die Festsetzung einer Maximalsumme ganz dienlich, weil sie den beabsichtigten Aufschwung in ruhige Bahnen lenkt und ein überhastetes, ungesundes Emporschnellen verhindert, welchem der unvermeidliche Rückschlag um so empfindlicher folgen müßte.

In beiden Hälften der österreichisch-ungarischen Monarchie werden nur Schiffe langer Fahrt oder großer Küstenfahrt der Prämien teilhaftig, während die Fahr-

zeuge der kleinen Küstenfahrt, also nur zu Reisen im Adriatischen Meere bestimmt, grundsätzlich davon ausgeschlossen sind. Seither sind in Österreich vielfach von den beteiligten Kreisen Versuche gemacht worden, eine Subventionierung auch der kleinen Küstenschiffahrt zu erreichen, aber bisher ohne Erfolg. Doch ist zu hoffen, daß die Zukunft hier Wandel schaffen werde, denn Österreichs Politik erheischt gebieterisch, unsere Schiffahrtsinteressen in der Adria kräftig zu wahren und dadurch zu verhindern, daß der Nachbar an der Westküste weitere Vorstöße wage, um die Vorherrschaft im Adriatischen Meere an sich zu reißen.

Wechselreicher ist die Geschichte der Marinesubventionen in Frankreich, wo seit 1881 Schiffahrtsprämien bestehen, die den Staatsschatz in ungleich höherem Maße belasten, als dies in Österreich der Fall ist. Artikel 9 des Gesetzes vom 29. Jänner 1881 bezeichnet die Schiffahrtsprämien als „Entschädigung für die der Handelsmarine aus der Rekrutierung und Dienstleistung bei der Kriegsmarine erwachsenden Lasten" und diese wohl niemals geglaubte und zur Verhüllung der wahren Motive schlecht geeignete Begründung ging auch in die späteren Gesetze über. (Artikel 5 des Gesetzes vom 30. Jänner 1893 und Artikel 9 des neuen Gesetzes vom 7. April 1902.) Während aber zuerst nur den Schiffen langer Fahrt Prämien zuerkannt wurden, wird seit 1893 auch die internationale Küstenschiffahrt zu ihrem Bezuge zugelassen, erhält jedoch nur zwei Drittel der Prämie. Das Gesetz von 1881 reduzierte ferner für Schiffe ausländischer Konstruktion die gebührende Prämie auf die Hälfte (in Österreich erhalten im Inland gebaute Schiffe einen 25prozentigen Zuschlag zu den Betriebszuschüssen); das Gesetz von 1893 geht in dieser Unterscheidung noch weiter, indem es (Artikel 6) verkündet: „Die Prämie für im Ausland gebaute Schiffe ist und bleibt aufgehoben." Einen ganz anderen Standpunkt nimmt das nach vielen Abänderungen an dem ursprünglichen Entwurf zu stande gekommene Gesetz von 1902 ein; es spricht jedem Dampfer ausländischer Konstruktion aus Eisen oder Stahl eine „Ausrüstungsentschädigung" nach Maßgabe des Tonnengehaltes und der jährlichen Ausrüstungstage zu, beschränkt sie aber auf höchstens 300 Ausrüstungstage im Jahre. Seeschiffe inländischer Konstruktion erhalten dagegen die — nach dem Tonnengehalt und den zurückgelegten Seemeilen bemessene — „Schiffahrtsprämie"; außerdem haben im Inland gebaute Dampfer das Recht, für jede Fahrt zwischen der einen oder anderen Subvention zu optieren. Wichtig ist auch der Unterschied, daß nur den im Auslande gebauten Dampfern die Subvention gebührt, während sie alle Seeschiffe französischer Konstruktion — also auch Segler — erhalten. Die verschiedenartige Behandlung der Segelschiffahrt in den einzelnen Perioden ist überhaupt charakteristisch für die französische Marinesubvention. In der ersten Periode (1881—1893) wurden Segel- und Dampfschiffe gleich behandelt, in der zweiten (1893—1902), welche — vorzugsweise aus Gründen politischer Natur — der Segelschiffahrt besonders günstig war, erhielten Segler eine höhere Prämie (1 Franc, 70 Centimes pro Bruttotonne und 1000 Seemeilen) als Dampfer (1 Franc, 10 Centimes

pro Bruttotonne und 1000 Seemeilen); seit 1902 ist zwar der Prämiensatz für beide Kategorien gleich, die jährliche Abnahme ist jedoch bei Segelschiffen geringer als bei Dampfern. Eine Limitierung der Gesamtsubventionssumme im Sinne der ungarischen Vorschrift kennt die französische Gesetzgebung nicht, aber sie bestimmt ein Maximum des zum Genusse der Subventionen zugelassenen Tonnengehaltes, der auf 500.000 Bruttotonnen bei Dampfschiffen und 100.000 Tonnen Bruttogehalt bei Segelschiffen festgesetzt ist. Gegenwärtig steht im französischen Parlament ein neues Subventionsgesetz in Verhandlung, welches der „ungünstigen Lage" der Seeschiffahrt Rechnung tragen und die Subventionierung auf noch breitere Grundlagen stellen soll.

Eine wichtige Stelle nehmen die Prämien der freien Handelsmarine auch im Schiffahrtsleben Italiens ein. Das Gesetz vom 6. Dezember 1885 bedeutet den Beginn der Subventionsära in Italien, welche durch das Gesetz vom 23. Juli 1896, Nr. 318, weiter ausgebaut wurde. Die italienischen Gesetzesbestimmungen sind in mancher Hinsicht weiter gefaßt; so sind in Italien alle Fahrtenkategorien subventionsberechtigt, auch die unter den Begriff der kleinen Küstenschifffahrt gehören, sowie auch Fahrten zwischen fremden Häfen, die sich also zur Gänze im Auslande vollziehen. Das österreichische Gesetz dagegen verlangt, daß die Fahrt im Interesse des heimischen Handels unternommen werden müsse, d. h. in einem österreichischen Hafen beginne oder endige. Es mag sein, daß bei dieser weitherzigen Subventionszuerkennung die Hoffnung mitgespielt hat, die italienische Handelsmarine werde auch die Kabotage und Staffelfahrt an der Ostküste der Adria an sich ziehen, was ihr aber vorläufig doch noch nicht gelungen ist. Der Erfolg der Subventionsgesetze war ein bedeutender, allzu bedeutend aber auch die Inanspruchnahme des Staatssäckels; mit königlichem Dekrete vom 16. November 1900 ward denn auch das System teilweise geändert. Die Prämie von 80 Centesimi pro Bruttotonne und 1000 Seemeilen wurde auf 40 Centesimi für Dampfer und 20 Centesimi für Segler herabgesetzt, dafür aber allerdings die sukzessive jährliche Verminderung der Prämiensätze aufgehoben. Desgleichen sollte für Dampfer mit einer Schnelligkeit von weniger als 12 Seemeilen die zu prämiierende jährliche Meilenzahl 3200 Seemeilen, für Dampfschiffe mit Geschwindigkeiten von 12 bis 15 Knoten 40.000 jährliche Meilen und für solche mit größeren Geschwindigkeiten 50.000 Meilen, für Segler aber jährlich 10.000 Meilen nicht übersteigen, auch wurde der Gesamtbetrag — einschließlich der später zu besprechenden Bauprämien — mit höchstens 10 Millionen Lire jährlich begrenzt. Noch weiter in der Herabsetzung der Gesamtsumme ging das Gesetz vom 16. Mai 1901, welches ein Maximum von 8 Millionen im Jahre festsetzte und die Prämiensätze pro 1000 Bruttotonnenmeilen für Dampfschiffe mit 45 Centesimi bis zum Jahre ihre Bestehens, für Segler mit 20 Centesimi bis zum 21. Jahre ihres Bestandes bemaß. Schiffen ausländischer Konstruktion wird eine Schiffahrtsprämie nicht zuerkannt.

Wenn auch die Folge der Subventionsgesetzgebung ein mächtiges Anwachsen der italienischen Handelsflotte war, ist doch dieser Zuwachs selbst nach Ansicht des italienischen Parlaments — wie Inama * mitteilt — nicht im Einklang mit den vom Staate aufgewendeten Mitteln. In einem Bericht der parlamentarischen Kommission von 1900 heißt es: „Nur von dem Gedeihen der freien Schiffahrt, die nicht obligaten und passiven Linien unterworfen und nicht aufgehalten ist in ihrer Fortschrittsbewegung durch Hindernisse und Subsidien des Staates, sondern die stets nach den besten kommerziellen Konjunkturen sucht, können wir hoffen, eines Tages so weit zu kommen, daß wir auf dem unbeschränkten Ozean den Platz einnehmen, der uns gebührt." Es scheint sich also ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Italiens über den Wert der Schiffahrtsprämien vorzubereiten; eine Abkehr vom Subventionsprinzipe ist aber bei einer künftigen gesetzlichen Neuregelung der Verhältnisse der Handelsmarine trotzdem nicht zu erwarten, denn solange Frankreich und auch Österreich ihre freie Handelsmarine durch Schiffahrtsprämien direkt unterstützen, wird wohl auch Italien kaum den Mut und die Kraft finden, seine Schiffahrtspolitik in ein neues Fahrwasser zu lenken.

Ein Subventionsgesetz im Sinne der bisher besprochenen europäischen Gesetze besitzt nur noch Japan. (Gesetz Nr. 15 vom 23. März 1896.) Die japanischen Prämien verfolgen den Zweck, auch die freie Handelsmarine mit einem möglichst modernen und leistungsfähigen Schiffspark auszustatten. Darum sind alle Segelschiffe und Dampfer von weniger als 1000 Tonnen Bruttogehalt und 10 Seemeilen Geschwindigkeit von jeder Begünstigung ausgeschlossen. Die normalen Prämiensätze werden für je 500 Bruttotonnen Mehrgehalt um 10 Prozent und für jede Seemeile größerer Fahrtgeschwindigkeit um 20 Prozent erhöht bis zum Maximum von 6000 Bruttotonnen und 17 Knoten Geschwindigkeit. Parallelfahrten zu subventionierten Linien sind, wie in Österreich und Ungarn, nicht prämienberechtigt.

Die übrigen Staaten kennen eine Unterstützung der freien Handelsmarine nicht, doch bewegt sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die neueste Gesetzgebung in der Richtung weitestgehenden Schutzes für die heimische Handelsschiffahrt. England hatte bis 1854 seine Handelsmarine zwar nicht materiell unterstützt, aber sonst in jeder Weise gefördert und die Einfuhr von Waren nur auf englischen Schiffen gestattet. Durch dieses rücksichtslose Protektionssystem hat die englische Handelsmarine jenen unbestrittenen Vorrang vor allen übrigen Handelsmarinen erobern können, den sie noch heute behauptet. Durch den ungeahnten Aufschwung, welchen in neuester Zeit die deutsche Handelsflotte nahm, dem in den letzten Jahren auch ein mächtiges Aufblühen der japanischen Seeschiffahrt folgte, wurde die fast monopolistische Vorherrschaft Englands im Seehandel etwas erschüttert. Das englische Parlament setzte im Jahre 1901 ein Select-Committee zur Untersuchung des Einflusses der fremdländischen Schiffahrtssubventionen auf den britischen Seehandel ein.

* Dr. J. P. von Inama, „Die Schiffahrtssubventionen in Italien". „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung". 14. Band.



Diese Kommission hat einen umfangreichen Bericht erstattet und spricht sich bei Resumierung der Enqueteergebnisse gegen die Einführung von Prämien aus: „Die Konkurrenz der britischen Reeder mit ihren kommerziellen Rivalen ist unter angemessenen Bedingungen und ohne Regierungseinmischung durch Subsidien oder durch Kontrollierung der Frachten eine gesündere und aller Voraussicht nach vorteilhaftere für die Nation und das Reich als ein staatsunterstütztes und durch den Staat kontrolliertes System, unter dem der Reeder weniger von seiner persönlichen Energie und Geschicklichkeit, als vielmehr von der Gunst und Hilfe der Regierung abhängig erscheint. Ein allgemeines System von Subventionen, das sich auf anderer Basis als auf geleistete Dienste aufbaut, ist kostspielig und nicht zweckentsprechend." Damit ist wohl für eine absehbare Zukunft der Frage von Subventionen für die freie englische Handelsmarine das Urteil gesprochen und das System der freien unbeeinflußten Konkurrenz, an dem auch Deutschland unentwegt festhält, energisch aufrechterhalten.

* * *

Die Anstrengungen, welche besonders in den Mittelmeerstaaten zur Hebung der freien Seeschiffahrt gemacht wurden, hatten — wie erwähnt — eine gewaltige Vergrößerung der Handelsflotten und den Ersatz alter, unökonomischer Fahrzeuge mit kleinem Tonnengehalt durch neue, den Verkehrsbedürfnissen besser entsprechende Schiffe mit größerem Fassungsraum und erhöhten Geschwindigkeiten zur Folge. Angesichts dieses Regenerationsprozesses war es für den Staat naheliegend, das in Angriff genommene Werk dadurch zu ergänzen, daß er Vorkehrungen traf, welche die für Neuanschaffungen zu investierenden bedeutenden Summen dem Inland zu erhalten und der nationalen Schiffbauindustrie zuzuführen geeignet waren, und auf diese Weise durch seine Seeverkehrspolitik eine Förderung der heimischen Industrien zu verbinden. Um diesen Erfolg herbeizuführen, gab es mehrere Wege: man konnte entweder die im Inlande gebauten Schiffe hinsichtlich der Schiffahrtsprämien vor solchen ausländischer Konstruktion bevorzugen oder unabhängig davon durch direkte Prämiierung des Baues die Inanspruchnahme der nationalen Werften als vorteilhaft erscheinen lassen. Im ersten Falle hätten die Schiffahrtsprämien gleichzeitig auch die Funktion der Schiffsbauprämien zu erfüllen, während im letzteren Fall beide Arten von Prämien nebeneinander bestehen sollten. Eine Beschränkung der Schiffahrtsprämien auf Schiffe, die in nationalen Werften vom Stapel gegangen waren, erwies sich aber von vornherein als undurchführbar, wollte man nicht mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben hatte und dadurch den ganzen Erfolg der Begünstigung der Handelsmarine in Frage stellen. In Frankreich hatte das Gesetz von 1893 in dem schon früher besprochenen Artikel 6 diesen Grundsatz enthalten, die neuere französische Gesetzgebung hat ihn aber wieder fallen gelassen und auch Auslandskonstruktionen für unterstützungsberechtigt erklärt. Als wirksamste Lösung hat sich die Gewährung direkter Schiffsbauprämien erwiesen,

mit welchen auch eine Bevorzugung der im Inlande gebauten Schiffe hinsichtlich der Schiffahrtssubventionen vereinigt werden kann, indem solchen Schiffen höhere als die normalen Schiffahrtsprämien zuerkannt werden. Dieser Grundsatz ist in allen Staaten, welche die freie Handelsmarine unterstützen, zum Durchbruch gelangt, mit einziger Ausnahme von Österreich. In Frankreich galten für die Schiffbauprämien noch die Bestimmungen des sonst außer Wirksamkeit getretenen Gesetzes von 1893; dieses spricht, „als Entschädigung für die Lasten, welche der Zolltarif den Seeschiffbauern auferlegt", denselben für Dampfer und Segler aus Eisen oder Stahl eine Vergütung von 65 Francs pro Tonne des Bruttogehaltes zu, Schiffen aus Holz eine Vergütung von 30—40 Francs pro Tonne. Ferner werden für Maschinen und Kessel einheimischer Provenienz Prämien von 15 Francs pro 100 Kilogramm bezahlt. Das Gesetz von 1902 hat den Betrag für Bauprämien mit 50 Millionen Francs für die ganze Geltungsdauer des Gesetzes begrenzt; davon sollen jährlich höchstens 50.000 Tonnen Dampfer und 15.000 Tonnen Segler und im ganzen nicht mehr als 300.000 Tonnen Dampfer und 100.000 Tonnen Segler prämiiert werden. In Italien beträgt die Bauvergütung 77 Lire pro Bruttotonne bei eisernen und stählernen, 17 Lire 50 Cent. bei hölzernen Schiffskörpern; die Maschinenprämie ist mit 12 Lire 50 Cent., die Kesselprämie mit 9 Lire 50 Cent. pro 100 Kilogramm bemessen, wogegen die Zollfreiheit für Schiffbaumaterialien aufgehoben erscheint. Der ungarische XXXIV. Gesetzesartikel vom Jahre 1895 bewilligt eine staatliche Unterstützung von 30 bis 60 Kronen für Schiffe aus Eisen oder Stahl und von 10 bis 25 Kronen für Schiffe aus Holz. Für Maschinen nationaler Provenienz wird eine Unterstützung von 10 bis 15 Kronen, für Kessel 6 bis 10 Kronen bezahlt. Auch in Japan wurden Schiffbauprämien nach ähnlichen Grundsätzen eingeführt. Nur Österreich hat derselben entraten zu können geglaubt und sich darauf beschränkt, den Betriebszuschuß für die auf inländischen Werften erbauten Schiffe aus Eisen oder Stahl um 10 Prozent, und wenn sie wenigstens zur Hälfte aus inländischem Material hergestellt sind, um 25 Prozent zu erhöhen. Diese Maßnahmen haben denn auch gänzlich versagt und der österreichischen Schiffbauindustrie nicht den bescheidensten Aufschwung gebracht. Dieser Mißerfolg mußte aber notwendig eintreten, denn er ergibt sich schon aus dem Zweck der Bauprämien, die doch dazu dienen sollen, die Differenz auszugleichen, welche zwischen dem Inlandspreise und dem Weltmarktpreise zu ungunsten des ersteren besteht. Wenn sie also ihre Bestimmung erfüllen sollen, muß der Betrag der Prämie mindestens in der Höhe der erwähnten Differenz sein, welche der 10prozentige Zuschlag natürlich auch nicht annähernd erreicht. Ungünstig ist desgleichen auch der Umstand, daß in der Form des Zuschlages zum Betriebszuschuß die Prämie erst in fünfzehn Jahren voll ausbezahlt ist, so daß der Reeder den Mehrbetrag seiner Investition, welchen er sogleich bei Übernahme des Schiffes zahlen muß, erst in fünfzehn Jahresraten teilweise ersetzt erhält; verkauft er in der Zwischenzeit das Schiff, so geht er überdies eines beträchtlichen Teiles der Bauprämie verlustig, während in den übrigen

Staaten die ganze Bauprämie sogleich nach Ablieferung des Schiffes fällig wird. Diese Mängel sind so schwerwiegender Natur, daß das österreichische Gesetz die Gewißheit des Mißerfolges in sich barg und zur Belebung der österreichischen Schiffbau- und Maschinenindustrien nicht beizutragen vermochte. Darin wird das neue Subventionsgesetz Wandel schaffen und die Unterstützung des Schiffbaues auf ganz andere Prinzipien basieren müssen. Die Notwendigkeit solcher Vorkehrungen betont auch Schweiger in seiner Schrift „Schiffahrtssubventionen und ihr Einfluß auf Post, Admiralität, Schiffbau und Volkswirtschaft:"* „Im Jahre 1900 kaufte Österreich in England 25 Dampfer, das ist 80.426 Bruttotonnen, während das Ergebnis der eigenen Bautätigkeit Österreichs im selben Jahre nur 14.269 Tonnen betrug .... Wir genießen die Ehre, in diesem Jahre die stärksten Käufer in England gewesen zu sein und förmlich unser Geld dorthin exportiert zu haben; statt dessen täten wir wohl besser daran, nach dem Vorbilde anderer Staaten den Werften reichliche Bauprämien zuzuwenden ...., womit wir ja, im Grund genommen, keineswegs ein Experiment wagen, sondern einfach nachahmen würden, was andere Staaten schon längst getan haben und was sich bei diesen in jeder Beziehung glänzend bewährt."

Daß bei Schiffbauprämien auch einheimisches Material berücksichtigt werden soll, ist einleuchtend und diesem Zweck würden besondere Vergütungen für Maschinen und Kessel nationaler Konstruktion am besten entsprechen. Keinesfalls darf jedoch das Bevorzugen der einheimischen Erzeugnisse so weit gehen, den Materialbezug aus dem Ausland ganz zu unterbinden, wie dies von mancher Seite vorgeschlagen wurde. Die Zollfreiheit für Schiffbaumaterial muß also — wenigstens zum Teil — aufrechterhalten bleiben, weil sonst die österreichische Stahl- und Eisenindustrie ein faktisches Monopol für den Seeschiffbau erhielte, das diese nur allzu rasch sich nutzbar zu machen verstünde, so daß die Prämien einfach den Stahl- und Eisenwerken zufließen würden, ohne ihre volkswirtschaftliche Bestimmung zu erfüllen. Diese nicht unbedenkliche Klippe zu umschiffen und die Unterstützung der freien Handelsmarine und der Schiffswerften in die ruhigen Bahnen eines gesicherten Fortschrittes zu lenken, wird nächst dem „Lloyd"-Vertrage die wichtigste und dringendste Aufgabe der Seegesetzgebung sein, um die österreichische freie Marine den Handelsflotten der fremden Staaten als qualitativ ebenbürtigen und auch quantitativ nicht zu übersehenden Konkurrenzfaktor an die Seite zu stellen.

Die Grenzen der staatlichen Wirksamkeit im Seeverkehre.

Die Untersuchung der Probleme der gebundenen, wie auch der freien Schiffahrt hat den innigen Zusammenhang zwischen diesen Verkehrsmitteln und den verschiedenen Faktoren der Volkswirtschaft beleuchtet und als Endergebnis gezeigt,

* Im Kommissionsverlag bei Oswald Möbius, Wien, 1905.

daß der Staat als Schützer und Förderer aller Glieder der Volkswirtschaft gezwungen ist, auf die Gestaltung des Seeverkehres entsprechenden Einfluß zu nehmen, um ihn den nationalen Handelsinteressen nach Möglichkeit nutzbar zu machen. Diese Erkenntnis stellt den Staat vor Probleme, deren Lösung nach den jedem Staate eigentümlichen Verhältnissen und Merkmalen eine verschiedene sein muß. Auch der Grad der staatlichen Einflußnahme auf die Verkehrsunternehmungen der Seeschiffahrt ist ein verschiedener und richtet sich nach den jeweiligen allgemeinstaatlichen Bedürfnissen und Wünschen. Während bei der freien Schiffahrt dieser Einfluß ein geringerer ist und sich hauptsächlich darauf beschränkt, die Daseinsbedingungen dieser Verkehrsart grundsätzlich zu ordnen und zu regeln, ist er bei der gebundenen regelmäßigen Schiffahrt ein weit tiefergehender und einschneidender, denn bei dieser handelt es sich um die Feststellung konkreter, klar umschriebener Leistungen und Gegenleistungen, denen ganz bestimmte Rechte und Pflichten entsprechen. Die Schiffahrtsgesellschaften, welche in einem Vertragsverhältnisse zur Staatsverwaltung stehen, übernehmen gegen ein gewisses Entgelt die Verpflichtung zu Verkehrsleistungen, welche die nationale Volkswirtschaft benötigt, und werden in ihrem Wirkungsgebiete geschützt, soweit der Staat dies bewerkstelligen kann. Sie müssen ihm ein weitgehendes Aufsichtsrecht einräumen, das ihre Aktionsfreiheit in mancher Hinsicht einschränkt, und geraten so in Abhängigkeit vom Staate, wodurch sie ihres Charakters als private Verkehrsinstitute vielfach entkleidet werden. Sie nehmen auf diese Weise die Stellung einer regulierten öffentlichen Unternehmung ein, welche nicht mehr nach rein privatwirtschaftichen Gesichtspunkten geleitet werden kann.

Der Wunsch, den Einfluß des Staates auf den Seeverkehr möglichst intensiv zu gestalten, hat sogar zu dem im österreichischen Industrierate gestellten Antrag geführt, den „Österreichischen Lloyd" in Staatsbetrieb zu übernehmen. Es wurde damit eine Möglichkeit aufgerollt, deren Durchführbarkeit niemals und nirgends vorher praktisch versucht wurde, und es ist gewiß nicht nur die Scheu vor dem Neuen, dem Unbekannten gewesen, welche verhindert hat, daß diese Eventualität ernstlich in Erwägung gezogen wurde. Eigentlich muß es wundernehmen, daß das Gebiet des Seeverkehres so allgemein und ausschließlich als Tätigkeitsfeld der privaten — wenn auch staatlich beeinflußten — Unternehmung gilt, während doch sonst das gesamte Verkehrswesen immer mehr und mehr in den Händen der Gemeinwirtschaften konzentriert wird.

Die Gründe für diese Erscheinung mögen wohl einerseits darin zu suchen sein, daß die wissenschaftliche Theorie, welche doch den Eisenbahnen und dem Probleme „Privatbahn oder Staatsbahn" so viel Beachtung geschenkt, die Fragen des Seeverkehres stark vernachlässigt und nur unter die Beurteilung praktisch-kaufmännischer Gesichtspunkte gestellt hat. Anderseits hat auch die Stellung der großen Seemächte zu dem Prinzip der staatlichen Verkehrstätigkeit ihren Anteil an dieser Erscheinung. England und Frankreich haben bis auf den heutigen Tag den Grund-

satz des Privatbetriebes auch im Eisenbahnwesen nicht aufgegeben und Italien hat erst in allerjüngster Zeit den Staatsbetrieb seiner Eisenbahnen wiederhergestellt. In diesen Staaten konnte also die Idee, Schiffahrtslinien in staatlicher Regie zu führen, nicht Wurzel fassen, weil nicht einmal im Landverkehr der Staat als Verkehrssubjekt auftrat. Deutschland, welches allerdings die Frage der Betriebsart im Eisenbahnverkehr längst zu gunsten des Staatsbetriebes entschieden hat, blickt auf eine Epoche gewaltigsten Aufblühens seines Seehandels zurück und verfügt über eine so gut organisierte, aus eigener Kraft mächtig fortschreitende Handelsflotte, daß die Notwendigkeit staatlicher Einwirkung fast gänzlich fehlte. Nur Rußland hat — wie schon in dem der regelmäßigen Schiffahrt gewidmeten Abschnitt erwähnt wurde — einen Versuch auf diesem Gebiete gemacht, der aber gerade in die Zeit vor Beginn des Krieges mit Japan fällt. Über die Durchführung und Wirkung desselben ist nichts Näheres bekannt geworden. Sieht man von diesem Versuche, der nicht geeignet ist Anhaltspunkte zur Lösung des Problems zu bieten, ab, so ist nirgends noch die Frage nach der Möglichkeit des Staatsbetriebes im Seeverkehr ernstlich aufgeworfen worden.

Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens hatte das Problem „Staatsbetrieb oder Privatbetrieb“ eine schier unerschöpfliche Quelle des Streites gebildet, der freilich nicht immer nur auf dem Boden wissenschaftlicher Argumentation geführt wurde. Wenn er heute in Theorie und Praxis fast durchwegs zu gunsten der Staatsbahnen entschieden ist, so haben hiezu vornehmlich die praktischen Erfahrungen beigetragen, welche die Vorteile des Staatsbetriebes als überwiegend erscheinen ließen. Mag es auch noch immer einzelne Vertreter der Meinung geben, daß die private Unternehmung auch im Eisenbahnwesen die geeignetere sei, handelt es sich doch stets nur um die Frage: „Staatsbahn oder Privatbahn“, während die dritte Eventualität: „Staatsbahn und Privatbahn“ entschieden verworfen ist. Gerade in Österreich, das sich ja noch des „gemischten Systems“ zu erfreuen hat, ist hinreichend Gelegenheit geboten, die Mängel und Nachteile dieser Betriebsart zu beobachten; auch hier dringt das — von nationalen Sonderinteressen nicht eben günstig beeinflußte — Streben nach Vereinheitlichung des Bahnnetzes in der Hand des Staates langsam durch. Höchstens in dem von Stein * abgegrenzten Umfange kann ein Nebeneinander beider Arten gutgeheißen werden: „Diese Grenze liegt nicht in der Natur der Bahn an sich, sondern in dem Verhältnis des Verkehres, welchen sie vermittelt, zur gesamten Volkswirtschaft. Demgemäß gibt es Bahnen für den Gesamtverkehr und Bahnen für den örtlichen Verkehr. Diesem Unterschiede gegenüber ist es Aufgabe der Verwaltung, die Bahnen des Gesamtverkehres selbst zu bauen und sie im Geiste des Gesamtinteresses auch selbst zu betreiben. Ebenso werden umgekehrt die Bahnen für örtliche und besondere Interessen von diesen Interessen selbst hergestellt und verwaltet werden müssen.“

* Stein, a. a. O., S. 407.

Da über den Staatsbetrieb im Seeverkehr praktische Erfahrungen, um sich ein Urteil bilden zu können, nicht zu Gebote stehen, kann nur eine theoretische Untersuchung die verschiedenen Momente, welche für dieses Problem in Betracht kommen, abwägen, um zu Schlüssen zu gelangen. Wie das Verkehrswesen überhaupt längst aufgehört hat, eine rein wirtschaftliche und kommerzielle Angelegenheit zu sein, kommen auch beim Seeverkehre verschiedene Gesichtspunkte in Betracht. Die wirtschaftspolitische Seite des Problems ist wohl die wichtigste und maßgebendste, neben ihr fordern aber auch allgemein-politische und sozialpolitische Momente Berücksichtigung. Politische Einflüsse machen sich deshalb geltend, weil der Staat als Leiter des Verkehrswesens die Herrschaft über das Heer von Angestellten erlangt und seine Macht auf diese Weise ausdehnt und erweitert. Auch bietet die Verfügung über die Verkehrslinien dem Staate Gelegenheit, mit seiner Tarifpolitik nach Bedarf hemmend oder fördernd sein handelspolitisches System zu ergänzen. Die Gewalt, welche die Gemeinwirtschaft über die Tausende von Beamten und Bediensteten erlangt, legt ihr diesen gegenüber auch wieder besondere Verpflichtungen auf, und darin liegt die sozialpolitische Seite der Frage. Die Fürsorge für das Wohl der Angestellten fordert vom Staate viel größere Opfer als von dem privaten Unternehmer, denn der Staat muß hier vorbildlich wirken und kann sich den an ihn herantretenden Aufgaben nicht entziehen. In sozialpolitischer Richtung muß also dem Staatsbetrieb im Intersse der Arbeiterfürsorge entschieden der Vorzug gegeben werden.

Über die wirtschaftliche Befähigung des Staates zur Darbietung von Transportleistungen besteht kein Zweifel mehr, auch Sax, Wagner und Kaizl* stimmen darin überein, daß der Staat hinsichtlich der Ökonomik des Betriebes privater Verkehrsunternehmungen wenig nachstehe und die Gestehungskosten des Verkehres bei beiden nicht wesentlich differieren. Ein entschiedener Vorzug des staatlichen Verkehres könnte sich bei der Auswahl der Schiffahrtslinien ergeben. Eine private Reederei (ob Einzelreeder oder Aktiengesellschaft macht dabei keinen Unterschied) sucht natürlich nur jene Verkehrswege auf, welche Aussicht auf geschäftlichen Gewinn bieten, während sie die minder aussichtsreichen Relationen meidet. Es ergibt sich nicht selten der Fall, daß der Staat an der Existenz von Schiffsverbindungen ein Interesse hat, welche von den Privatunternehmern aus dem eben angeführten Grunde nicht eingerichtet werden. Dieses Interesse hat meistens darin seinen Grund, daß die betreffende Linie für gewisse Industriezweige wichtig ist, welche lebensfähig erhalten werden sollen, aber nicht im stande sind, mit ihrem Export- oder Importbedürfnis die Linie so zu befruchten, daß sie genügenden Gewinn abwirft. In solchen Fällen ist der Staat gezwungen, die Linie zu subventionieren, um ihren Betrieb zu gewährleisten. Die Subvention dafür wird sich in solcher Höhe bewegen müssen, daß nicht nur die Betriebskosten gedeckt sind, sondern für die Unternehmung noch ein mäßiger Gewinn erübrigt. Der Staat als Verkehrsunternehmer wird bei Be-

* Dr. Josef Kaizl, „Finanzwissenschaft", 2. Teil. Wien, Manz, 1901.

friedigung eines volkswirtschaftlichen Bedürfnisses auf die Rentabilität der Linie verzichten; in diesem Falle ist ein Zuschuß aus öffentlichen Mitteln nur bis zur Höhe der Selbstkosten notwendig, die finanzielle Inanspruchnahme des Staates also jedenfalls eine geringere.

Während der Staat im technischen Betrieb der privaten Unternehmung nicht erheblich nachsteht und hinsichtlich der Ausgestaltung des Verkehrsnetzes derselben sogar überlegen ist, hätte der staatliche Schiffahrtsbetrieb auch in allen jenen Beziehungen Vorteile für sich, wo die Wirtschaftsinteressen der Gesamtheit in Frage kommen, für welche der Staat natürlich größere Gewißheit bietet als eine private Erwerbsunternehmung. Dieser Gegensatz wird außerdem gerade dann am deutlichsten erkennbar sein, wenn die allgemeinen Verkehrsinteressen besonderen Schutzes bedürftig sind, nämlich zu Zeiten ungünstiger Konjunkturen auf dem Weltmarkte. Daß die Privatunternehmungen in schwierigen Zeiten ohne Rücksicht auf die öffentlichen Interessen nur ihren eigenen Vorteil verfolgen, war schon bezüglich der Eisenbahnen im österreichischen Parlamente ausgesprochen worden. Der Bericht des Eisenbahnausschusses über den Gesetzentwurf, betreffend die garantierten Eisenbahnen (1877), sagt über die Tätigkeit der Privatbahnen in ungünstigen Zeiten, daß sie „nur zu häufig zum Nachteile der Sicherheit, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit des Verkehres die Betriebsausgaben zu jenen Zeiten und in jener Art einschränken, wodurch nur das Erwerbsinteresse der Unternehmung und gar nicht mehr das öffentliche Interesse des Verkehres seine Befriedigung findet". — Wenn die Entwicklung des Eisenbahnwesens seit jener Zeit auch den Beweis erbracht hat, daß diese Besorgnisse nur zu einem geringen Teile berechtigt sind und für die Gegenwart kaum mehr irgendwelchen Belang haben, muß ihnen doch für das Gebiet der Seeschiffahrt eine gewisse Relevanz zuerkannt werden. Gerade im Seeverkehre werden ungünstige Konjunkturen sofort fühlbar und üben einen Druck auf den Verkehr aus, welcher bei den Eisenbahnen und überhaupt im Landverkehre niemals in solchem Maße hervortritt. Die Ursache davon liegt in dem schon an früherer Stelle betonten internationalen Charakter des Schiffahrtsverkehres, der im Gegensatze zu den Eisenbahnen den Gesetzen der internationalen Konkurrenz unterworfen ist und alle Schwankungen der Weltmarktlage zum Ausdruck bringt. Dieser Unterschied zeigt sich im Tarifwesen am deutlichsten in den häufigen Veränderungen der Seefrachtraten im Vergleiche zu den stabileren Bahntarifen. Da diese Tarifänderungen aber in internationalen Konjunkturen ihre Ursache haben, könnte auch der Staat als Verkehrsunternehmer sich ihren Einwirkungen nicht vollkommen entziehen. In Zeiten niedriger allgemeiner Frachtraten müßte er in der Tarifverbilligung jedenfalls folgen; wollte er nun, um der Handelswelt eine gewisse Stabilität zu verbürgen, die niedrigen Tarifsätze auch bei schlechter Marktlage beibehalten, dann wäre von vornherein ein Defizit sicher, das bald solche Dimensionen annehmen müßte, daß an eine Aufrechterhaltung des staatlichen Betriebes nicht zu denken wäre. Darin liegt besonders

die wirtschaftliche Schwäche des Staates im Seeschiffahrtsbetriebe, daß er mit seinem notwendigerweise komplizierten Verwaltungsapparat und seiner — wenn auch nicht im schlechten Sinne — bureaukratischen Organisation jener raschen Anpassungsfähigkeit entbehrt, die zur Ausnützung gegebener Verkehrskonstellationen gerade in der Seeschiffahrt unerläßlich ist. Es zeigt sich daher, daß vom wirtschaftspolitischen Standpunkte gewisse Bedenken gegen den Staatsbetrieb im Seeverkehr bestehen, die beim Eisenbahnverkehr nicht vorhanden sind oder wenigstens nicht den Ausschlag geben. Die Vorteile, welche ein staatlicher Schiffahrtsverkehr in anderer Hinsicht mit sich brächte, müssen den geäußerten Bedenken gegenüber zurücktreten; diese beschränken sich jedoch auf jene Gebiete, wo die erwähnten internationalen Beziehungen der Seeschiffahrt maßgebend sind, das ist auf den Linien des Weltverkehres. Es bleibt somit noch die Frage zu erörtern, ob der Staat nicht wenigstens zur Übernahme der Schiffahrt in engeren Grenzen, vornehmlich an den eigenen Küsten befähigt ist. Diese Frage muß entschieden bejaht werden. In der Küstenschiffahrt entfällt das Moment der internationalen Tarifbildung, es treten vielmehr all die Eigenschaften hervor, welche den Staatsbetrieb auf Eisenbahnen wirtschaftlich richtig und wünschenswert machen. Daß diese Verhältnisse für alle Staaten und Küsten in gleichem Maße vorhanden seien, wage ich nicht zu behaupten; festzustehen scheint mir nur, daß für die österreichische Küste der Staatsbetrieb nicht nur möglich ist, sondern sogar geeignet wäre, zahlreichen Übelständen abzuhelfen, welche gegenwärtig bitter empfunden werden und großen politischen und wirtschaftlichen Schaden gestiftet haben.

Viele Jahre hindurch sind zu ungezählten Malen berechtigte Klagen über die mangelhaften Schiffsverbindungen Dalmatiens mit dem übrigen Österreich erhoben worden; erst in jüngster Zeit wird mit Unterstützung der Regierung an der Reorganisation des Dienstes nach Dalmatien gearbeitet. Die Fusion der interessierten Reedereien zu einer neuen größeren Gesellschaft wird zweifellos Verbesserungen im Gefolge haben und den am schwersten empfundenen Übelständen abhelfen; ob aber durch diese Neugestaltung ein so dichtes Verkehrsnetz geschaffen wird, daß der vollständige wirtschaftliche Anschluß Dalmatiens an die übrigen österreichischen Kronländer als wirklich vollzogen gelten kann, mag füglich bezweifelt werden. Tatsache ist, daß Dalmatien heute zahlreichere und bessere Verbindungen mit Fiume als mit Triest besitzt und ein großer Teil des österreichischen Verkehres nach der dalmatinischen Küste von einer ungarischen Gesellschaft vermittelt wird, somit in wirtschaftlicher Hinsicht der Einfluß Ungarns in stetem, zielbewußt gefördertem Wachsen begriffen ist. Diese Tatsache verdient ernst genommen zu werden, denn die staatsrechtliche Stellung Dalmatiens ist bekanntlich keine vollständig klare. Jenseits der Leitha versäumt man keine Gelegenheit die Erinnerung an die „vereinigten Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien“ wach zu erhalten, und niemand vermag zu wissen, ob der Tag fern ist, da der magyarische Heißhunger Dalmatien — etwa als Kompensation für

andere unerreichbare Wünsche — an sich zu reißen versuchen wird. Wird Österreich in einem solchen — gewiß nicht unmöglichen — Falle hinreichend starken Widerstand zu leisten vermögen, wenn es das Land nicht so eng an sich gezogen hat, daß es in diesem selbst den Rückhalt zur Verteidigung findet? Die heutige politische Haltung der Parteien des Landes und ihre Beziehungen zur ungarischen Opposition lassen nicht darauf schließen, daß von Dalmatien ein hartnäckiges Widerstreben gegen eine etwaige Veränderung seiner staatsrechtlichen Zugehörigkeit zu erhoffen wäre. Was nützt uns aber die Stärkung unserer Stellung auf dem Balkan, wenn uns im eigenen Hause der Boden unter den Füßen in Brand zu geraten droht? — — Die finanziellen Opfer, welche die angedeutete Verkehrsgestaltung an der dalmatinischen Küste im Zusammenhange mit der notwendigen wirtschaftlichen Förderung und Hebung dieses Landes erheischen würde, wären gewiß nicht umsonst gebracht. Und da eine Eisenbahnverbindung Österreichs mit Dalmatien politisch unmöglich ist, kann die geforderte enge Angliederung nur im Wege des Seeverkehres erfolgen. Wenn hier der Staat den Schiffahrtsverkehr in die Hand nehmen und ohne engherzige finanzielle Rücksichten die ungarischen und italienischen Konkurrenten aus dem Felde schlagen würde, könnte er dem Lande unermeßlichen wirtschaftlichen Nutzen bringen und seine eigene politische Stellung stärken und festigen. In der Beschränkung auf die Küstenschiffahrt, wäre der Staatsbetrieb der privaten Schiffahrtsunternehmung gegenüber wirtschaftlich nicht im Nachteile und würde ein hervorragendes Interesse der Allgemeinheit in geeignetster Weise befriedigen.

Die Grenzen, welche der staatlichen Wirksamkeit im Seeverkehre gezogen sind, erscheinen demnach dahin abgesteckt, daß im überseeischen Schiffahrtsverkehr der Staat sich darauf beschränken muß, bei den privaten Verkehrsunternehmungen die Interessen der Allgemeinheit zu wahren und sich in seinem Aufsichtsrechte die Möglichkeit beständiger Überwachung vorzubehalten. In der Küstenschiffahrt hingegen entfallen jene Momente, welche den Staat im internationalen Seeverkehr zur Zurückhaltung zwingen; wirtschaftliche und politische Rücksichten können es sogar als wünschenswert und geboten erscheinen lassen, dem Staate in der Kabotage eine aktive Rolle zuzuteilen, welche dann aber gleichwie im Eisenbahnverkehr zu einem — rechtlichen oder faktischen — Verkehrsmonopol gestaltet werden muß. Vielleicht wird schon die nächste Zeit den Beweis der praktischen Durchführbarkeit und Richtigkeit der hier aufgeworfenen, heute noch gewiß vielen abenteuerlich oder utopistisch erscheinenden Eventualität erbringen und dem österreichischen Küstenverkehre erfreuliche Perspektiven eröffnen.

Die Jakobiner in Wien.

Ein Quellenbeitrag zu deren Geschichte von Rudolf Bartsch.

Die Akten über den Prozeß der »horribilis, pestifera conjuratio« sind verschwunden. Man kann nur mehr über die Gefährlichkeit und den Ernst der Verschwörung mutmaßen, die 1794 Österreich in Aufregung und Ungarn nahe an die Revolution brachte, und die 1795 zur Wiedereinführung der Todesstrafe in Österreich führte. * Acht Bluturteile, vier Selbstmorde und über hundert Einkerkerungen bis zu „hundert Jahren" mögen als statistische Belege für die Wichtigkeit dienen, die man jener in Wien und Ungarn gleichzeitig angezettelten Verschwörung beimaß, die — (charakteristisch!) in Wien international, in Ungarn national gefärbt war und bei welcher Wiener Schwärmer, Träumer und Idealisten, ganz wie etwas über 50 Jahre später, magyarischen Sonderbestrebungen behilflich hätten sein sollen.

Es ist bekannt, daß es dem österreichisch-ungarischen Offizier (nicht aber dem ungarischen Honved) verboten ist, Freimaurer zu sein. Auch das ist ein Überbleibsel aus jener Zeit, denn man schob jene Verschwörung auf das Schuldkonto der geheimen Verbindungen, zu welchen die Freimaurer in der österreichischen Reichshälfte noch heute gerechnet werden. Da nun aber mehrere Offiziere als Freimaurer an jener Verschwörung mitschuldig waren, so blieb uns durch die Akten des Kriegsgerichtes ein Einblick in die Geschichte des Prozesses offen, freilich nur als der keineswegs übersichtliche Blick durch ein enges Fenster in einen großen Kerker, in dem noch immer vieles im Dunkeln bleibt.

Die ungarische Bewegung ist durch die Arbeit Fraknois (im „Szaszadok") beinahe erschöpfend behandelt, und nur zum Verständnis der Verschwörung in Wien ist es unbedingt notwendig, jene in Ungarn in ganz kurzen Umrissen zu skizzieren.

Der Freimaurer und infulierte Probst von Szaszvar, Josef Ignaz Martinovics, ehemaliger Franziskaner, hochgebildet aber zerfahren, stand bei Leopold II. wegen seiner Unterstützung beim ungarischen Landtag 1791 in hoher Gunst und verlor seinen politischen Rückhalt und seine Hoffnungen auf eine glänzende Karrière durch den jähen Tod des Kaisers. Die Regierung Franz II. setzte augenblicklich mit heftiger Reaktion gegen alle „Aufklärung" französischer Provenienz ein. Der erste Regierungsakt Franz II. war die Kriegserklärung an Frankreich nach außen, an die liberalen Ideen nach innen. Alle „geheimen Gesellschaften", darunter die freimaurerischen, wurden verboten.

Martinovics sammelte Männer um sich, welche, wie er, durch den Tod Leopolds II. jede Hoffnung auf Karrière oder die Hoffnung auf Erfüllung politischer Ideale verloren hatten. Denn in Ungarn hatte sich, namentlich in den Freimaurerlogen, die ganze Intelligenz dieses Landes, Professoren, Dichter, Juristen, angesammelt, Männer, welche alle mit der ganzen Kindlichkeit der optimistischen Zeiten Rousseaus und Schillers hofften, mit einem freien Ungarn Gleichheit und Brüderlichkeit nach dem Muster Frankreichs auf diese Erde herabzuführen. Da diese Gebildeten allein, die allzu stark in der Minorität waren,** das Land nicht nach ihrem Sinne ändern konnten, begannen Martinovics und seine Freunde

* Der Grund scheint ganz vergessen zu sein. Die Todesstrafe wurde tatsächlich zum Schutz gegen politische Fährlichkeiten wieder eingeführt. Siehe „Wiener Zeitung" vom 2. Jänner 1795.

** Die reichlichen Verhaftungen „der Intelligenz Ungarns, der Ehre der Nation", wie Kazinczi ausruft, ergaben nicht viel über ein Schock Köpfe.



mit einem System langsamer Revolutionierung; das heißt, sie wollten durch Wort, Schrift und Beispiel ihre Ideen in immer weitere Volksschichten verbreiten, wobei sie freilich zu hoffen schienen, daß Ungarn in drei Jahren mit den Augen des „Moniteurs", des Organs der französischen Jakobiner, schauen gelernt haben würde.

Martinovics teilte das Land zu systemmäßiger Bearbeitung in vier Distrikte ein, über die er seine Unterdirektoren Hajnoczi, Laczkovics, Szentmariay und Sigray setzte, vier Männer, von denen drei fanatische Nationalmagyaren waren.* International waren diese Männer nur nach außen; sie brauchten den Umsturz in Wien. Denn die gefährliche Aufgabe der Bekämpfung der Krone selbst blieb den Wiener „Jakobinern" vorbehalten. Diese sollten (es klingt toll genug) die Leopoldstadt anzünden, den Kaiser auf die Brücke über den Donaukanal locken, ihn im Wirrwarr der Katastrophe gefangennehmen, ihm ein Dutzend Handbillets abzwingen und dann mit ihm wie mit Ludwig XVI. verfahren. So viel über die ungarische Bewegung in ihrem Zusammenhang zu jener in Wien.

In Wien waren, ähnlich wie in Ungarn, Männer in der Verschwörung, welche durch den Tod Leopolds II. und durch die reaktionäre Regierung seines Nachfolgers an ihren Ideen und an ihrer Stellung bankrott geworden waren. Das Haupt der Verschwörung war Andreas Freiherr v. Riedel, ehedem Professor an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt und Lehrer des jungen Thronfolgers, des nachmaligen Kaisers Franz II.

In den Akten zur kriegsgerichtlichen Untersuchung hat sich die zivilgerichtliche Zusammenfassung des Tatbestandes erhalten, welche wir, bevor auf Details eingegangen werden soll, wiedergeben müssen, um die heute allgemein gewordenen Zweifel an dem Ernst und der Gefährlichkeit jener Bewegung zu entkräften. Diese Zusammenfassung lautet: „Die Absicht der Inquisiten war: a) Die ganze politische Verfassung des Staates über den Haufen zu werfen; b) alle Staatsbeamten, die nicht zur Sekte der Illuminaten gehören, aus dem Weg zu räumen; c) aller öffentlichen und der Kassen von vermöglichen Privaten .... sich zu bemächtigen, und d) die landesfürstliche Familie mörderischer Weise zu vertilgen."

Man sieht, daß die Gerichtsbehörden die ganze Verschwörung als ein Werk der Freimaurer (Illuminaten) betrachteten, wobei sie freilich aus dem Umstande, daß die meisten Verschworenen Freimaurer waren, umgekehrt schlossen, die „Freimaurer" hätten die Bewegung hervorgerufen. Nun ist es gerade das sogenannte Zeitalter der Aufklärung bis zum Ausbruch der französischen Revolution, welches einen sittlichen Zerfall des Freimaurerordens einschließt. Die weltbürgerlichen Ideen waren etwa um 1770 modern geworden, Adelige, Offiziere und Geistliche von Macht und Rang verstärkten den Orden sehr, und so flogen denn allerlei Motten um das Licht der berühmten und erfolgreichen Organisation. Während die Zahl der Logen sich pilzartig vermehrte, wurde die

* Laczkovics, ehemals Offizier, ist geradezu der Vater der Idee des ungarischen Nationalheeres; er wurde wegen seiner Feindschaft gegen die deutschen Offiziere aus dem Heere entfernt. Nach dem Türkenkriege von 1790 nämlich, als Josef II. gestorben war und Leopold das Land in unendlicher Verwirrung übernahm, erregte unter den zahlreichen Forderungen der Ungarn namentlich eine die Unzufriedenheit des Kaisers. Die magyarischen Offiziere des Graevenschen Husarenregimentes hatten sich mit Umgehung des Dienstweges an den Landtag mit dem Verlangen gewendet, alle deutschen Offiziere aus den ungarischen Regimentern zu entfernen. Laczkovics, als der Anstifter, wurde strafweise nach der Festung Mantua versetzt, verließ aber das Heer und galt in Pest seit dieser Zeit als Malkontent.

Qualität immer schlechter. Nicht nur, daß die Freimaurer sich in allerlei Sekten (Illuminaten, Rosenkreuzer) teilten, welche gesonderte Ziele verfolgten; jede Loge hatte geradezu ihren eigenen Hausgeist. Das Ideal des Freimaurerordens war ehedem gewesen, die ganze Menschheit durch Verbreitung von gleich hoher Bildung und Gesittung zu Brüdern zu machen und hiedurch alle Unterschiede von Rang und Stand aufzuheben. Vielleicht arbeiteten sie auch auf eine Universalrepublik hinaus. Was trieben aber die Freimaurer etwa um 1785, als Kaiser Josef II. wegwerfend von ihren „Gaukeleien" sprechen durfte? Nigromantie, Tischklopfen, Magnetismus, Spiritismus, Alchimie, Schatzgraben; — das ist eins kleine Auslese der Blüten, welche das entartete Freimaurertum jener Tage zeitigte. Dieses vielgerühmte Zeitalter der Aufklärung war phantastisch, abergläubisch, leichtgläubig und allen Betrügereien zugänglich wie kein zweites. Man denke an die Erfolge eines Cagliostro, der sich ein Alter von vielen Jahrhunderten zuschrieb, und dessen Schwindeleien halb Paris zum Opfer fiel! So wimmelte denn der Freimaurerorden von Menschen, deren Phantasie sich auf Kosten ihres Verstandes entwickelt hatte; und auf diesen Boden fielen die berauschenden Nachrichten, daß in Frankreich die neue Menschheitsidee wahr zu werden beginne, Nachrichten, welche sogar einen Klopstock zu begeisterten Oden hinrissen:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
Die Morgenröte fährt dem Schauernden
Durch Mark und Bein . . . .!

Und ein paar Dutzend Träumer traten in Wien zusammen und sagten: Wir machen es wie die Franzosen!

So kommt es, daß die tatsächliche Gefahr jener Verschwörung phantastischer Naturen uns heute sehr gering, die ganze Bewegung unendlich kläglich und lächerlich vorkommen muß. Die Schuld jener Unglücklichen aber wird durch das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können nicht geringer; denn was sie wollten, war radikal genug, um ihnen den Beinamen Jakobiner zu geben.

Sehen wir, was die Akten* als Resultat der Verhöre bringen.

Andreas v. Riedel wollte alsogleich nach dem Tode des Kaisers Leopold II. eine Umwälzung in großem Maßstabe herbeiführen. Er hatte einen Aufsatz verfaßt, „worin die Völker Deutschlands auf den 1. November 1792 zu einem allgemeinen Aufstand, Abschaffung ihrer bisherigen Obrigkeiten, Regulierung von Zehentgerichten, Abnehmung neuer Eide und Abschickung von Deputierten nach Nürnberg zum Nationalkonvent aufgefordert wurden." Dieser Aufruf wurde an verschiedene Stellen Deutschlands in — vierundzwanzig Exemplaren verschickt; meist an hochgestellte, dem Freimaurerorden angehörige Personen, u. a. an den preußischen Minister Herzberg.

Da dieser kindische Erlaß selbstverständlich ohne Erfolg blieb, reiste Riedel persönlich in das Reich (Nürnberg, Stuttgart), um sich mit den allerorten verstreuten Gesinnugsgenossen in mündliches Einvernehmen zu setzen und neue Anhänger zu werben. Auch verfaßte er einen Volkskatechismus und Dekrete, welche die Landleute von der Leistung ihrer Giebigkeiten lossprachen, alles zum Gebrauch für den Fall der von ihm erwarteten Revolution.

* Es sind fast nur mehr Auszüge in den hofkriegsrätlichen Protokollen erhalten.

Auf das österreichische Landvolk war Riedel nach Aussage des mitschuldigen Hauptmanns Billeck schlecht zu sprechen. „Er hieß das hiesige Volk dumm, so nie einer derlei Handlung, wie die Hinrichtung König Ludwigs, fähig wäre". Dennoch entsandte er Billeck in die Gegend von Wiener-Neustadt, wo jener als Professor an der Militärakademie bekannt war, um dort das Landvolk aufzuwiegeln und es zu belehren, wie der Bauer sich selbst auf einfache Weise Streitäxte für einen Aufstand schmieden könne. Jeder neu geworbene Anhänger in Wien oder auf dem Lande beschwor den Gebrauch verschiedener Erkennungszeichen: das Wischen der Augenbrauen, das Einziehen der Daumen und das Schlenkern mit beiden Armen. (Bekanntlich trugen die höheren Stände den Degen, waren also gewohnt, den linken Arm unbeweglich zu halten; unter dem rechten Arme wurde bei gepuderter Perücke der Hut getragen.) Sogar ein goldenes Buch mit der Verschwörerliste wollte Riedel anlegen, wodurch freilich der Polizei sehr gedient worden wäre.

Als sich jedoch trotz der in alle Weltgegenden ausgesandten Emissäre nicht das geringste Anzeichen von Unruhen bemerkbar machte, obwohl die österreichische Armee sich am Rhein schlug und das Land von Truppen gänzlich entblößt war, gerieten Riedel und seine Anhänger in fieberhafte Ungeduld: „Wird denn hier nichts werden? Tarda mihi fluunt, ingrata que tempora!« rief Riedel ein über das anderemal aus; er und sein engster Gesinnungsgenosse, Hebenstreit, wurden unvorsichtig; dieser hielt in Wien sogar öffentliche Reden, und so verrieten sie sich selbst der Polizei.

Der Platzoberleutnant Franz Hebenstreit v. Streitenfels, eine phantastische, hitzige Natur, welcher das Schicksal der Verschwörung beschleunigte, war einer der tollköpfigsten unter den Jakobinern; über seine Intentionen sind wir durch die kriegsgerichtliche Untersuchung fast vollkommen im klaren und von ihm kann auf jene seiner Mitverschworenen leicht geschlossen werden. Schon der Lebenslauf Hebenstreits offenbart den unruhigen, leidenschaftlichen und unzuverlässigen Mann. Ein gebürtiger Prager, trat er 1768 im Alter von 20 Jahren in das Chevaulegerregiment ein, welches später den Namen Kaiser Franz II. führte (jetzt Ulanenregiment Nr. 6), und desertierte fünf Jahre später zur Armee des großen Friedrich, in welcher er sich bessere Aussichten zu erhoffen schien, als in österreichischen Diensten, wo er sich nicht über die Charge eines Korporals zu erheben vermocht hatte. Er nahm im Regiment Fouquet Dienste, benützte jedoch abermals, fünf Jahre später, 1778, einen Generalpardon, um in österreichische Dienste zurückzukehren. Wirklich brachte es Hebenstreit, der eine gute, humanistische Bildung genossen hatte, in den unruhigen Zeitläuften, welche die Regierung Josefs II. mit sich brachte, zum Regimentsadjutanten in seinem alten Regimente und zum Oberleutnant. Dann strebte er nach der Residenz und kam an das Platzkommando in Wien. Hier wurde er durch den Aktuar Gilovsky* in das Haus Riedels eingeführt. Hebenstreit war längst im geheimen Kommunist. So fanden sich verwandte Geister; er und Riedel wurden vertraute Freunde, und bald betätigte sich Hebenstreit als praktischer Jakobiner.**

* Einer der Mitverschworenen, welche sich der Verhaftung durch Selbstmord entzogen.

** Riedel schätzte Hebenstreit sehr hoch. Dieser mußte sich auf Kosten Riedels porträtieren lassen, und in dessen Arbeitszimmer hingen drei Bilder: sein eigenes mit der Unterschrift »nemo«, das Hebenstreits mit dem Ehrentitel »homo« und das Konterfei des bekannten Doktors Mesmer: »Prometheus«.

In der ersten Zeit der Revolutionskriege erwies sich die gut geschulte und ausgerüstete österreichische Kavallerie nicht nur der feindlichen überlegen, sondern nützte die zerstreute Gefechtsweise der französischen Revolutionstruppen vortrefflich zu überraschenden Attacken aus. Diese Erfolge verursachten Hebenstreit viel Kopfzerbrechen, und da 1791 in Breslau aufständisches Volk sich durch rasch aufgefahrene Wagen erfolgreich gegen anreitende Kavallerie geschützt hatte, so verfiel er auf die Idee, einen Streitwagen zu konstruieren. Wirklich verfertigte er das Modell eines solchen und betraute den evangelischen Geistlichen Held, welcher mit Botschaften der Wiener Jakobiner an den Nationalkonvent abging, mit der Aufgabe, einen Entwurf des Wagens nebst einer Skizze, auf welcher der taktische Gebrauch dargestellt war, dem französischen Kriegsdepartement zur Annahme vorzulegen. Held und ein anderer Gesinnungsverwandter, der Arzt Denkmann, reisten nach Paris ab, von wo sie den Wiener Freunden Nachrichten über ihre Erfolge durch Briefe gaben, in welchen, um eine Entdeckung zu vermeiden, alle verfänglichen Begriffe durch harmlose Namen ersetzt wurden; so hieß der Konvent »mon oncle«.

Hebenstreit hatte nicht bedacht, daß er der französischen Taktik, deren ganzes Geheimnis und beste Kraft in der selbständigen, leichten Beweglichkeit ihrer Schwarmlinien bestand, mit seinem Streitwagen ein Danaergeschenk gemacht hätte; das französische Kriegsdepartement scheint denn auch die Idee des Wiener Platzoffiziers vollkommen ignoriert zu haben; Hebenstreit erfuhr nichts mehr von dem Erfolge seines Angebots. Indessen beschäftigte er sich mit der Verwirklichung seiner kommunistischen Theorien, welche er in einem Werke, »Homo hominibus«, niedergelegt hatte: lateinische Hexameter, welche Held ebenfalls dem Nationalkonvent überbrachte. Dieses Buch, welches 1793 in Steinamanger ohne Angabe des Ortes und des Verlags in 500 oder 1000 Exemplaren hätte gedruckt werden sollen, scheint verloren gegangen zu sein. Die Originalhandschrift hatte Graf Lecchi in Brescia erhalten, von den zahlreichen Abschriften kam ein Exemplar dem französischen Nationalkonvent und eines dem bekannten Entdecker des tierischen Magnetismus, Doktor Mesmer, zu; auch Riedel scheint eines besessen zu haben, da bei ihm ein Vers aus Hebenstreits Werk mehr gegolten haben soll als eine Bibelstelle. Es wäre interessant, wenn dieses Werk als eines der ersten kommunistischen Bekenntnisse wieder aufgefunden werden könnte. Zum Inhalt des fraglichen Buches bekannte Hebenstreit nur, daß ihm die Tatsache, wie selbst das französische Volk nach errungener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht glücklicher geworden sei, zu tiefem Nachdenken über die Wurzel der menschlichen Unzufriedenheit veranlaßt habe. In Frankreich existierten Verbrechen und Laster fort; wie waren diese aus der Welt zu schaffen? Da habe nun Hebenstreit in dem Neid, welcher an dem Mein und Dein ewig neue Nahrung erhielt, eine Hauptquelle aller Verbrechen erblickt. Ebenso sei die Absicht, den Menschen gegen den Willen der Natur durch beschränkte Gesetzgebung bessern zu wollen, unmoralisch. Da es dem Menschen nun aber unmöglich sei, sich von seiner unveränderlichen Natur zu entfernen, müsse man dem Neid, als menschlichem Hauptlaster, den Boden entziehen durch Gründung eines Gesellschaftszustandes „wo alle Natur- und Kunstprodukte nach eines jeden Bedürfnis gemeinnützig und Erwerb und Genuß gemeinschaftlich sind".

Außer »Homo hominibus« verfaßte Hebenstreit* ein Manifest an die französische Nation und mehrere Revolutionslieder, unter welchen ihn besonders das sogenannte „Eipel-

* Auch Riedel war Schriftsteller. Er hatte eine Broschüre, „Das undankbare Wien", verfaßt, welche gleichfalls verloren gegangen zu sein scheint. Sie enthielt Satiren gegen den Hof und den

dauerlied" kompromittierte, von welchem die Akten nur sagen, daß es „außer anderen schändlichen und verderblichen Grundsätzen die frechste Betastung des Landesfürsten und offenbare Aufforderungen des Volkes zu Aufruhr und Empörung" enthielt. Hebenstreit gestand für mehrere Strophen dieses Liedes, dessen bekannt gewordener Teil volkstümlich sein sollte, aber mindestens geschmacklos war, seine Autorschaft zu; der erste Teil des Liedes sollte ebenfalls von einem Offizier, dem Deutschmeisterhauptmann Beck, herrühren, der um 1793 schon verstorben war. Interessant und bezeichnend für den Ton dieser Revolutionslyrik sind einige in Ofen und Preßburg verbreitete Lieder, welche hier auszugsweise Platz finden sollen. Die Unvorsichtigkeit dieser Menschen war nämlich im Sommer 1793 so weit gediehen, daß sie revolutionäre Gedichte, zur Unkenntlichmachung der Schrift in Kapitalschrift geschrieben, auf den belebtesten Plätzen ausstreuten.** Die Mängel der Orthographie, welche hier festgehalten werden sollen, deuten auf den magyarischen Schreiber:

„O Panonen, o Ihr Hunen
Ich ersuche euch czusamen!
Folget ihr nur meinem Rath,
So ist das die beste Tat!

Suchet Ihr nur die Gleichheit
So haben wir unsre Freiheit,
Denn ist besser Anarchie,
Als ferfluchte Monarchie.

Stets unterworfen dem Monarchen,
Als den Kutser die Cavallen,
Es ist ein abseuliches Ding
So als wir alle alda sind.

Folget ihr nur Gebothe Gottes
Und seinem Willen fertrauet alles,
Dann Geseçze der Natur –
So seid ihr Hunen in schonsten Flur.

O Panonen, o ihr Hunen
Ich ersuche euch czusamen;
Nemt die Waffen in die Hand
Und machet alles czum gleichen Stand."

m. p. Jakobiner Club.

Die in ungarischer Sprache geschriebenen und als fliegende Blätter gedruckten Gedichte scheinen literarisch etwas höher gestanden zu sein; eines derselben ist in sehr regelmäßiger Form mit dem Refrain abgefaßt:

„Zur Waffe Ungarn!
Zernichtet,
Vertilget
Und häuft Berge von Leichen."

Adel. Riedel, welcher bei Leopold II. hoch in Gunst stand, soll nach seiner Aussage bei seinen Ideen den Beifall des Kaisers gehabt haben. Das Werk selbst soll ziemlich trocken geschrieben gewesen sein. – Der Bruder Riedels diente für die Aufrufe und sonstigen Schriften Riedels als Adressenschreiber und Kopist.



Aber auch dieses Lied kennt in seinen Ausdrücken nicht Maß, noch Ziel. „Saufet das Blut des Tyrannen. — Ermordet den Despoten, der sich im menschlichen Blute badet, und durch Diebstahl unserer Vorrechte vom Golde glänzt. — Zittere, du mörderischer Tyrann; es wird ein Ungar sein, der deinen Glanz auf ewig vertilgen wird." — Das sind einige Proben daraus; jedoch nimmt der Schluß des Liedes einen solchen kühnen Aufschwung selbst in der Übersetzung, daß die Vermutung schwer von der Hand zu weisen ist, einer der besseren Dichter jener Zeit, vielleicht Bacsanyi oder gar Kazinczi könnte seine Kunst mißbraucht haben:

„Du geheiligte Liebe des Vaterlandes, segne die Waffen deiner Helden, und der Gott unserer Freiheit sprenge die Fesseln unseres bedrückten Vaterlandes. Schicke deine Siegesengel über unser Schlachtfeld, damit er den verblendeten Despoten bis an die düstere Pforte der Hölle jage!"

Wo solche Flugblätter am Tage in den belebtesten Straßen lagen, dort hätte die Polizei blind und taub sein müssen, um dem Treiben nicht ein Ende zu bereiten. Ihr wurde die Arbeit leicht gemacht, denn die Wiener Jakobiner gebärdeten sich noch unvorsichtiger als ihre ungarischen Genossen.

Hebenstreit vor allen. Wie ein Fiebernder durchschritt er mit seinen Freunden die Straßen Wiens. So oft er einen starken Burschen sah, rief er aus: „Mit solchen Kerlen ließen sich Zeughäuser stürmen und Soldaten verjagen!" Am 14. Juli 1793 machte eine kleine Gesellschaft von Wiener Jakobinern einen Ausflug in die Brühl, wo sie zur Feier des französischen Revolutionsfestes ein Freiheitsbäumchen pflanzten, aus dessen Gedeihen sie auf den Fortgang des Unternehmens zu prophezeien hofften. Es waren dies der Professor der Tierarzneikunde Gottlieb Wohlstein mit seiner Frau, Magistratsrat Prandstetter, ein Doktor Juß, der Dichter Friedrich und ein Seifensieder Franzl — alle nur theoretische Jakobiner. Die ganze Gesellschaft half mit, das Reis zu setzen, das schon in der Hitze des nächsten Tages verdorrte!

Dieser Tag besiegelte denn auch das Schicksal der Wiener Jakobiner. Hebenstreit hatte mit einem Freunde, Heinrich Gellinée (oder Jellinek?) und dem Wiener Buchhändler Degen einen Spaziergang in die Brigittenau unternommen, wo ihm der Alkohol, der alte Verbündete der Polizei, derartige Äußerungen über eine nahe bevorstehende Revolution, über die Pläne Riedels und anderer Freunde entlockte, daß die Polizei, deren Vertrauter Degen nach Angaben der Akten gewesen war, noch in derselben Nacht den längstgeplanten Griff nach den Häuptern der Verschwörung tun konnte, wobei sie mit Riedel in Wien zugleich Martinovics aufhob, der sogleich, um sich zu entlasten, seine ungarischen Freunde angab.

Hebenstreit hatte in seiner Brigittenauer Rede einen detaillierten Handstreich auf Wien entworfen und dabei sehr unzweideutig über die Notwendigkeit, etwa dreihundert Aristokraten und den Kaiser zu ermorden, gesprochen.

Von einer ernsthaften Vorbereitung zu diesen wahnwitzigen Ideen war nun freilich keine Rede; aber die unglaubliche Nervosität, welche die Behörden bei der Entdeckung des Anschlages dieser unglückseligen Verblendeten ergriff, wird erklärlicher, wenn man bedenkt, daß der Staat von Truppen fast entblößt war, daß dagegen Tausende von französischen Kriegsgefangenen im Lande weilten, von deren Mitwirkung sich die „Jakobiner" alles versprachen; eine Befreiung derselben hätte tatsächlich große Verlegenheiten

heraufbeschworen. Mit dem Landfeinde, mit welchem man eben im Kriege begriffen war, hatten sich die Verschwörer tatsächlich eingelassen, und es war nicht ihr Verdienst, daß die wirkliche Gefahr ihres Unternehmens, wenigstens in Wien, nie sehr groß wurde.

Das Urteil lautete denn auch hart genug. Hebenstreit wurde nebst Degradation und Verlust des Adels für seine Familie* zum Tode durch den Strang verurteilt und das Urteil mit Anwendung verdoppelter Vorsichtsmaßregeln, welche die Besorgnis der Behörde vor Unruhen deutlich illustriert,** am 5. Jänner 1795 am Glacis vor dem Schottentor vollzogen. Von den Urteilen gegen die übrigen Wiener Jakobiner (März 1795) finden sich in den Akten erwähnt jenes gegen Andreas Freiherrn v. Riedel mit 60 Jahren schwersten Kerkers in Ketten zu Kufstein (später in Munkacs), gegen Konzertmeister Georg Ruzicska*** und den pensionierten Regierungsrat Gotthardi mit 35 Jahren, gegen den Rechnungsoffizial Leopold v. Billeck, den Magistratsrat Martin Prandstetter, gegen Johann Hackl und Heinrich Jellinek mit 30 Jahren schwerstem Gefängnis, gegen den Hauptmann Wasgottwill v. Billeck mit zehnjährigem Festungsarrest in Eisen, gegen den pensionierten Oberleutnant Leopold Riedel (Bruder Andreas Riedels) mit vier Jahren Festung und gegen Wohlstein mit Landesverweisung.† Das Vermögen der Verurteilten wurde, ohne Rücksicht auf deren Familien, konfisziert.

Die Verurteilten waren noch nach den Paragraphen 41 bis 48 des Josephinischen Gesetzes gerichtet worden, das neue Hochverratsgesetz vom 2. Jänner 1795 hatte inzwischen die Todesstrafe wieder eingeführt.††

Die Liste der Wiener Jakobiner ist hiemit keineswegs erschöpft, da die Akten des Kriegsgerichtes nur zufällig und gelegentlich aus dem Bereiche der Militärjudikatur hinausgreifen; als ein Beitrag zur Geschichte jener noch ganz dunklen Epoche jedoch dürfte diese Veröffentlichung immerhin erwünscht sein.

* Er war verheiratet und hatte Kinder. Der Zufall fügte es, daß Verfasser bei den Nachkommen Hebenstreits zu Miete wohnte.

** Es wurde um den Schnellgalgen ein doppelter Kordon gezogen, ebenso war das begleitende „Exekutionsquantum“ verdoppelt worden. Für den Fall, „daß er an das Volk schreien sollte“, sollten die Trommeln seine Stimme übertönen. Der Degen wurde ihm durch den Scharfrichter zerbrochen vor die Füße geworfen und die Degradation unter dem Galgen vollzogen. An seiner Brust hing eine Tafel mit der Inschrift: „Franz Hebenstreit wegen Staats- und Landesverrätherey.“

*** Von anderer Seite wird Ruzicska als Kanzleibote genannt. In den Akten gilt er als „Klaviermeister“, „Konzertmeister“ ꝛc.

† Diese hatte der Kaiser persönlich verfügt. Der Hofkriegsrat hatte selbst für den kaum in der Theorie schuldigen, verdienstvollen Mann, der als Begründer des Wiener Tierarzneiinstitutes Frankreich studienhalber bereist und schätzen gelernt hatte, um Gnade gebeten, aber einen Verweis des erzürnten Monarchen geerntet.

†† Es ist bekannt, daß eine unendliche Zahl Kompromittierter aus dem Prozeß hervorging, da man alle Freimaurer für mitschuldig ansah. Zu letzteren gehörte auch Alois Blumauer, der Dichter der „Äneide“, der beim Verhör auf den Vorwurf, er sei der Freund Hebenstreits gewesen, mit trockenem Humor zur Antwort gab: „O nein, nur der seiner Frau.“

Der rauchende Stein.

Von Paul Busson.

Im kurzen, gelbgewordenen Berggras liegend, erwachte ich, schauernd im kühlen Hauch, der dem Jochwind voranging. — Perlmutterglanz lag im Westen und leichter Frühherbstnebel begann sich zu heben aus schieferblauen Schluchten und über dunkeln Wäldern.

Ich sah noch einmal hinauf gegen den „rauchenden Stein", unter dessen wilden, zerrissenen Hängen ich geruht hatte und stieg abwärts nach St. Georgen im Gstättental. — Ein Bussard, der von einer dürren, blitzgetroffenen Fichte abstrich, stieg in weiter Spirale mit hellem Schrei, da ich die klingende Spitze des Grießbeils ins Geröll setzte.

Als ich endlich ins Tal kam und neben der brausenden Ache den Lichtern des Dorfes zuschritt, quälte mich unaufhörlich der Name des Berges. Und was immer ich dachte, stets drängte sich die Vorstellung einer dünnen Rauchsäule in die Erinnerungsbilder, die blau und kerzengerade in den Morgenhimmel stieg — von dem zackigen Kopf des Berges sich erhebend. Es mochte wohl eine Ermüdungserscheinung sein, daß ich immerfort dasselbe Bild sah, denn ich war sehr erschöpft; seit vielen Jahren lebte ich fern der Heimat und war ganz und gar ungewohnt der stundenlangen, anstrengenden Bewegung in der scharfen Gebirgsluft. Und ich war recht froh, daß ich schließlich im getäfelten Extrazimmer der „Goldenen Traube" auf harter Bank saß und die Beine unter den Tisch strecken konnte.]

Sebastian Niedermoser, der Wirt, betrachtete nach altem Brauch den Fremden als lebende Zeitung uud setzte sich zu mir; er hatte mir eigenhändig Roten vom Kalterer-See gebracht. Die schweigenden Trinker an den Nebentischen hörten uns zu.

Nachdem ich genügend Rede und Antwort gestanden, tauchte jene Vorstellung wieder in mir auf und ich fragte nach der Ursache des seltsamen Bergnamens.

Das wisse man nicht, erwiderte Niedermoser.

„Wissen tät man's schon," murmelte ein alter Bauer mit scharfer Hakennase und straffem Schwarzhaar, „aber sagen nit".

Ich wiederholte meine Frage noch einmal. Der Wirt trank aus dem dargebotenen Glase und meinte lächelnd, es gäbe da so allerhand Geschichten. Genaues könne niemand sagen. Der Berg habe immer so geheißen, seit die alten Leute sich erinnern können. Weiter sei da nichts zu erzählen.

Während er sprach, hafteten meine Blicke auf den schwachen Hirschgeweihen und verstaubten Gamskrickeln, die unter dem Christus hingen. Die waren gewiß auch schon alt, denn die Jagd im Gstättental war längst dahin. — Sie gehörte von jeher der Gemeinde und Bauern sind keine Heger.

Plötzlich erschrak ich fast vor Überraschung. Mitten unter den bekannten Trophäen hing ein seltsames, lichtes Gehörn; ich ging ohneweiters hin, hob es aus dem Haken, der das Holzbrettchen hielt und betrachtete es genau — —; ich glaube, meine Hände zitterten vor Aufregung.

Es war ganz gewöhnlich auf einem wurmstichigen Eichenbrett befestigt wie die andern Beutestücke bäuerlicher Jäger. Ein kreisrundes Stück Schädelknochen, ziemlich groß, mit einem dichten Pelz oder Fell weißlichgelber, langer Haare bedeckt, aus denen sich

zwei stumpfe, kurze Hörner in leichter Rückwärtsbiegung erhoben. Die beiden Hörner waren glatt, von der Farbe hellen Schildkrots, glänzend und durchscheinend, das Haar war — Menschenhaar.

Ich starrte sprachlos den Wirt an.

„Das is nix", sagte er. Und seelenruhig nahm er mir das Ding aus der Hand und brachte es an seinen Platz — einen lichten Fleck an der verräucherten Mauer. Es schien ihm unangenehm, daß ich das Gehörn betastete.

„A junger Steinbock", sagte er verlegen, „oder so was".

Ich wußte sogleich, woran ich mit ihm war. Er wollte mir nichts sagen und dachte, mich nach Bauernart zum besten zu halten.

Und ich mußte doch wissen, was es war mit diesem Teil vom Leibe eines geheimnisvollen Wesens, das keinem der uns bekannten gleichen konnte. — Im ersten Augenblick hatte ich alle nur möglichen Auswege gesucht, hatte an fremde, in diese Gegend versprengte Wildziegen gedacht, an Steinbockbastarde, an Albinos der Hochgebirgsfauna. — Aber das war ja alles ganz umsonst. Der runde Schädel, diese große, feste Platte konnte keinem der Tiere angehört haben. Und diese seidenweichen, feinen Haare — die Haare eines Greises. — !

Sebastian Niedermoser wich allen weiteren Fragen mit einem unwilligen „Weiß nix"! aus. Die Bauern lachten mich heimlich aus.

Nach einiger Zeit aber stand ein uraltes Männlein, das in einer dunkeln Ecke gesessen hatte, auf und kam torkelnd an meinen Tisch.

„Grüß Gott", murmelte er und setzte sich zu mir.

Ich schenkte ihm ein. Er aß zuerst ein Stückchen Schwarzbrot, bevor er trank, um „den rechten Geschmack" zu haben. Die richtige Art wohl kennend, ließ ich ihn gewähren, bis er durch umständliches Anzünden seiner Pfeife und ein gähnendes „ja — ja —" ankündigte, daß er nun bereit sei zu sprechen.

Er sprach auch. Zusammenhangloses, närrisches Zeug — verwirrte Geschichten vom „Grünhütl" (Teufel), der im Gebirg „umgehe". Sein Vater hätte es gewußt; der sei schon lang hin. Auch Geister, „Feuerpütze" und die „Habergeiß" wären im Gebirg.

Er war fast blind und dabei schwerhörig, so daß ich sehr laut sprechen mußte. Die Bauern schwiegen und horchten auf jedes Wort. Mit wachsendem Mißvergnügen erkannte ich das Nutzlose meiner Fragen. In diesem alten, schwachen Kopf war alles durcheinander geraten. Nur das Verlangen, irgendwie Geld von dem neugierigen Fremden zu ergattern, glimmerte in den halberloschenen Augen.

Aber auf einmal fiel mir in dem Unsinn, den der Alte schwätzte, ein Satz auf, der mich im Nu anders stimmte.

‚Eine G'schrift sei da, von einem alten Schullehrer.' Ich hatte es ganz deutlich gehört.

Gerade in diesem Augenblick war der Wirt an unseren Tisch getreten und lachte ärgerlich auf, als er die letzten Worte des Männleins gehört hatte.

„Tu's der Herr jetzt gut sein lassen," sagte er ziemlich unwirsch, „dasselb' kann ja wahr sein, das mit der G'schrift. Aber wenn's so ist und von demselben alten Lehrer — besser nit lesen! Und du halt' jetzt dein Maul, Hoisele!"

Der Alte duckte sich und brach in ein albernes, kicherndes Gelächter aus.

„Die G'schrift ist da," gurgelte er, „die g'hert mein — die G'schrift — —"; das übrige war ein unverständliches Gemümmel.

Achselzuckend nahm Niedermoser die leere Flasche und ging, um neuen Wein zu holen.

Die Schrift mußte ich in meine Hände bekommen. — Denn daß sie existierte, war zweifellos und daß sie Ungewöhnliches enthielt, war aus dem Benehmen des Wirtes zu erkennen. Er und mit ihm auch andere hätten ganz gut Auskunft über das seltsame Gehörn geben können. Irgend etwas hielt die Leute davon ab. Ich sah deutlich, welches Mißfallen mein Interesse an der Sache erregt hatte. Die Bauern stießen sich mit den Ellbogen an und schauten nicht gar freundlich auf mich. Diese finsteren Tiroler Kelten, anders geartet als der bajuvarische Teil der Bevölkerung, lieben es nicht, wenn Fremde in ihren Geheimnissen herumsuchen. Und wenn ich auch den Dialekt beherrschte, ich wurde von ihnen nicht als ihresgleichen betrachtet.

Ich erinnerte mich, wie ich als ganz junger Mensch in den Wäldern eines weltentlegenen Örtchens einen kesselartig gehöhlten Stein mit eingemeißelten Runen entdeckte. Er stand auf einem Felszahn, die höchsten Bäume überragend. Ich sprach davon mit den Leuten; sie lachten mich aus — aber sie waren sichtlich unangenehm berührt. Am nächsten Nachmittag, als ich wieder hinaufstieg, war der Stein fort — frische Erde, ausgerissene Wurzeln zeigten den Platz an, auf dem er gelegen. — Unten floß der Wildbach, vielleicht war er im schäumenden Wasser verschwunden.

In jenem Dorf war ein uraltes Mütterchen, das das Hildebrandslied bruchstückweise sang. In einer Nacht des Jahres goß man Milch und Wein auf die Erde — — für jemanden, der nicht genannt wurde.

Ich hatte auch hier das Gefühl, daß die Sache mit der „G'schrift" eilig genug sei und folgte dem Alten unbemerkt, als er nach Hause wandelte. Ich holte ihn mit leichter Mühe ein und ging mit ihm.

Nach langem, stundenlangem Zureden, nach scheinbar vergeblichem Suchen und verblümten Geldforderungen, die ich befriedigte, erschien endlich ein dünnes Päckchen graublauer, schlechter Papierbogen, an den vergilbten Rändern zerfasert und moderfleckig. Zum Teil war die bräunliche Schrift so klein und verblaßt, daß es fast unmöglich schien, sie zu lesen.

Ich nahm das Paket mit nach Hause, war aber viel zu müde, um bei der schlechten Beleuchtung lesen zu können. So steckte ich es unter mein Kopfpolster und schlief fest ein.

Um Mitternacht machte mich ein furchtbarer Lärm auffahren. Ein großer Stein flog klirrend durch mein Fenster, dem sofort ein zweiter folgte, der polternd auf den Bretterboden fiel. Ich sprang auf — — stille, tiefe Nacht draußen — — kein Ton, als das dumpfe Rauschen der Ache und von den Wiesen her das schrille Konzert der Zikaden. Ein Reh schreckte — immer entfernter. Ich schloß den Holzladen und kroch fröstelnd ins Bett. Lange dauerte es, bis ich wieder Schlaf fand. Die Steine hatten mich nachdenklich gemacht.

Ich erhob mich sehr früh. Die Schrift des Lehrers trug ich bei mir, in der inneren Rocktasche. — Im Gastzimmer, wo ich mein Frühstück einnahm, war es leer. Die Fliegen kreisten summend um die Zuckerstücke, die zur Versüßung des schlechten Kaffees dienen sollten.



Kein Mensch kam, um nach mir zu sehen; es roch intensiv nach erkaltetem Pfeifenrauch und nach sauer gewordenem Wein. Das Gehörn, das ich gestern kurze Zeit in der Hand gehalten hatte, war verschwunden; deutlich war der hellere Fleck Mauerbewurf zu erkennen, den das kleine Brett vor Schmutz und Ruß geschützt hatte.

Ich ging sehr bald ins Freie. Es fiel mir auf, wie neugierig mich heute die Menschen, denen ich in der Dorfstraße begegnete, betrachteten. — Ein halbwüchsiger Bub' rief mir „Stadttrottel!" nach; und pfiff gellend auf zwei Fingern. Seine Mutter, ein abgearbeitetes, armes Bauernweib mit gutmütigem Gesicht stand dabei und lachte dazu.

Gegen Mittag begann es leicht zu regnen und ich ging vor dem Essen in mein Zimmer, entschlossen, abzureisen — oder vielmehr, die nächste Poststation zu erreichen. — Trotz der vorgerückten Stunde war weder das Bett gemacht noch im Zimmer aufgeräumt. In wilder Unordnung lagen meine Sachen auf Tischen und Stühlen — ich sah ganz deutlich, daß sich hier jemand zu schaffen gemacht hatte.

Es war ganz klar, daß irgendwelche böswillige Gerüchte über mich und meine Absichten verbreitet worden waren. Vielleicht hatte allein der Umstand, daß ich die geheimnisvolle Schrift in meinen Besitz zu bringen gewußt hatte, diese einfachen und starrsinnigen Menschen gegen mich aufgebracht. Jedenfalls war an der unbehaglichen Situation nichts mehr zu ändern.

Nach langem Rufen erschien eine mürrische, unendlich schmutzige Person, die auf den Namen „Burgele" (Walpurga) hörte, und brachte auf einem Stück Papier die Rechnung. Ich bezahlte schweigend; die Preise waren unverschämt.

Ärgerlich über alle diese kleinen Widerwärtigkeiten ging ich fort, um jemand zu suchen, der mir einen Teil meines kleinen Gepäcks tragen würde. Ein paar Buben, die ich fragte, starrten mich an, lachten mir dumm ins Gesicht und liefen davon. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf eine so allgemeine Feindseligkeit stieß; dabei war ich in demselben Lande, in der gleichen Sprache und Religion wie sie aufgewachsen.

Vor den letzten Häusern des Dorfes begegnete mir ein Bub von etwa fünfzehn Jahren, der so freundlich grüßte, daß ich ihn trotz meiner üblen Erfahrungen fragte, ob er meine Sachen nach St. Marein tragen wolle. Er war sofort dazu bereit, schlug mir jedoch eifrig vor, nicht, wie ich wollte, die Straße, sondern den Jägersteig zu benützen; dadurch würde ich gewiß eine Stunde gewinnen.

Unschlüssig schritt ich mit ihm der „goldenen Traube" zu. Jemand kam hinter uns her — ein Priester, wie ich sah. Ich grüßte.

„Guten Morgen," sagte der alte Geistliche, „der Bub hat schon recht. Gehen Sie nur über den Jägersteig — über die Mähder — es ist das Beste für Sie, glauben Sie mir!"

„Wie meinen Sie das, Hochwürden?" fragte ich erstaunt.

„Ich mein's Ihnen gut, lieber Herr!" erwiderte der Pfarrer, „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit Amen!" klang die Stimme des Buben. Der alte Mann hatte noch einmal freundlich genickt und war fortgegangen, im geöffneten Brevier lesend.

Ich fühlte nur allzugut, daß etwas Bedrohliches in der Luft lag und folgte seinem Rat. Bald schritten wir den steilen Pfad zwischen Schwarzdorn und Haselstauden dahin

Ein steiniger und mühevoller Weg. Und als wir endlich die Höhe, zu der die neue Straße in unzähligen Serpentinen sich emporwindet, erreicht hatten, mußte ich mich ein wenig niedersetzen.

Tief unten lag St. Georgen mit den steinbeschwerten Dächern und dem spitzen, grünen Kirchturm. Und wahrhaftig — bei einem kleinen Föhrendickicht, etwa zweihundert Schritte vor dem Dorfe, lagen wohl fünfzig Bauern im Grase und schienen auf jemanden zu warten.

Ich nahm meinen Feldstecher und sah hinunter. Sie hatten Stöcke bei sich — ein Gewehr blinkte auf.

Eine brennende Lust, umzukehren, erfaßte mich. Ich wollte doch sehen, ob diese Burschen es wagen würden, mich auf der Landstraße zu überfallen. Dann fiel mir der Steinwurf der vergangenen Nacht ein, die Warnung des alten Pfarrers, der gewiß seine Gemeinde genau kannte und offenbar aus Menschenfreundlichkeit meinen Weg gekreuzt hatte. — Auch kannte ich meine Landsleute zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich den Teufel um die Konsequenzen einer bäuerlichen Unterhaltung, deren Objekt zu sein ich keine Lust hatte, scheren würden. Das Wahrscheinlichste war, daß man mir einfach die Schrift wieder abnehmen wollte und mir im Falle der gutmütigen Übergabe gar nichts tun würde. Setzte ich mich aber zur Wehre und geriet unter die hornigen Bauernfäuste, die ein blinder Haß in Bewegung setzte, dann konnte die Sache übel ablaufen. Was half es mir, wenn nachträglich einige davon ins Loch wanderten. Und die kostbare Schrift war dann auch verloren.

Ich stand auf, um meinen Weg fortzusetzen. Da bemerkten sie mich. Ein Dutzend Arme hob sich, ganz schwach klang ein zorniges Geschrei herauf. Und zwei leichte Detonationen, die aufsteigenden Rauchwölkchen folgten, verrieten ihre Wut.

Der Bub, der sich hinter einer Staude geduckt hatte, um nicht gesehen zu werden, lachte und sagte, die Leut' seien gar zu dumm. Wegen der Sommerfrischler wär's. Wenn die wüßten, daß in St. Georgen der Teufel umgehe, kämen sie nimmer. Und das stünde in der alten Schrift.

An diesen albernen Grund der Abneigung gegen mich glaubte ich nicht. Was die Leute so erregte, weiß ich nicht und werde es wohl kaum je erfahren. Niemand weiß, was in solchen Menschen vorgeht und entsteht. Sie selbst sprechen sich niemals aus.

— In St. Marein bekam ich ohne weiteren Zwischenfall einen Platz im Postwagen. Meinen kleinen, braven Führer entließ ich reich beschenkt.

— Die Schrift des Schullehrers, die ich so mühsam eroberte, gebe ich im folgenden wieder, so gut es eben geht. Man mag dem längst Verstorbenen glauben oder nicht; dort in dem einsamen Hochtal, in unzugänglichen Schluchten und in der Nacht tausendjähriger Wälder mag wohl mancherlei geschehen sein, davon wir nie erfahren werden.

* * *

Die Begebnisse auf dem räuchenden Steyn.

Geschrieben anno 1691 im Winter.

Dem günstigen Leser / dem diese sorgsame Aufzeichnung und Historie in die Händ kommt! — Ich / Johann Georg Riedhofer / Schulmeister und Organist zu St. Georgen

im Gſtettenthal / habe dieſes Scriptum ſelbſten verfaßt und ausgearbeitet zur Urkund einiger gar verwunderlichen Geſchehniſſe / die ſich in unſerm Birg zugetragen haben. Und habe ich das unternommen mit Verlaub des wohledlen Herrn und hochgelahrten Magister Jodocus Friedericus Sänfftle / der mir alle Wahrheit in dieſer Sach entdeckt hat und mir hinwiederum gebotten / bey ſeinen Lebzeiten kein Sterbenswörtl nit darüber zuſchreiben. Iſt nun vor etlicher Zeit / wie mir aus Tübingen vermeldet wird / am Anna-Tag 1690 ſelig im HERRN entſchlaffen und hinfort von meinen Lippen das Sigillum genommen. GOTT in ſeiner unendlichen Gnad wölle dem guten Herrn eine fröhliche Urſtänd verleihen. Amen.

Denen bauernſchädleten Mannern dahier / die abergläubiſcher Weis alles mit Teufeley und hölliſchem Unflath ausdeuten / war mir nit werth / davon zu reden. In denen ihre Bretterköpf gehet nichts ein denn Ammenmärlein / — ich hab mich genugſam bemüht / ihnen die Sach beyläufigerweis zu teutſchen. Hab aber nichts nit verrichtet / als daß ſie ſich noch mehrer in ihre dumme / boshaffte und widerharige Verſtocktheit verbohrt haben. Der hochwürdige Herr Pfarrer meynet / man ſoll die Leut nur laſſen wie ſie ſeyn / ſo ſie nur rechte Chriſten ſeyen / wär anderes nit vonnöthen. Iſt mir auch recht. Hab aber zu meiner Freud vermerkt / wie ſich unſer hochwürdiger Herr Pfarrer mit studiis und gelahrten Schriften hat abgeben / um dem Ding beyzukommen. Er und der Herr Sänfftle haben aber einander nit ſchmecken können / dieweil ſie ſich einmal über die Schriften des hochberühmten Paracelsus von Hohenheim ſchauderlich zerkriegt haben und ohne ihre würdige Figura gewißlich rauffend geworden wären vor Hitz und Gall. So kommts denn auch / daß der hochwürdige Herr Pfarrer die Wahrheit nit hat mögen dertappen. Denn die hat auf der weiten Welt nur der Herr Sänfftle in dieſer Sach mittheilen können. Iſt nun auch verſtorben / der Herr Pfarrer / mit der himmliſchen Wegzehrung wohl verſehen. (Der Caplan von Obergſtetten iſt kommen.)

Anheben muß ich von Anfang. Seit die alten Leut ſich erinnern mögen / iſts oft und oft geſchehen / daß man auf dem Stein ein fein / mager / blaulichtes Rauchwölkgen hat ſehen auffſteigen. Diemal im Sommer / diemal in Winterszeiten — grad als wie von einem klein Feuerlein rechter Hand ein bißl unter dem Spitz. Deſſentwegen hat mans beym räuchenden Steyn geheißen.

Im Spätherbeſt und im Winter hats ſchon ärger geräucht / gleichſam als ob eins anfeuern thät gegen die Kälten. Auf denſelben Fleck / auf dem der Rauch fürkommen iſt / hat man nit mögen gelangen. Alles zu ſteil und ſchieche Wänd. Anſonſt war weiters nix. Die Leut haben ausgedeutet / es ſey der Nebel / den es in einer Schluft oder in ein Spalt thät behalten. So könnt er nur langſam auffſteigen. Dabey hat mans gut ſeyn laſſen.

Ferners aber iſt es an ſchönen / klaren Tägen immereinmal geweſen / wie wenn eins auf einer Schalmeyen thät Liedlen blaſen / traurichte und kurzweilige untermiſcht. Oberhalb der Plattneralm hat mans gar ſchön mögen hören.

Zu der Zeit iſt ein jedes Jahr im Mayen der Herr Jodocus Sänfftle / Magister und Professor Philosophiae und der andern Wiſſenſchaften aus Tübingen in unſer Thal kommen. Derſelb hat immer viel Guts den Armen gethan / Breſthafte und Sieche mit ſeiner hohen Kunſt zur Geneſung gebracht und hat ihn um ſeiner Gutheit willen ein jeds von Herzen gern gehabt. Er iſt aber nur immer acht Täg im Thal ver-

blieben. Darnach hat er sich alle Wochen eine wackere Kraxen mit Eier / Schmalz / Mehl Brot / dürr Fleisch und solcher Leibesnahrung mehr auf die Oberalm tragen lassen / die schon viel Jahre vermuhrt gwesen und nit befahrn worden ist / und hat dort alleinig den langen Sommer gehauset / ist allfort im Birg umgestiegen / wie man ihn denn häuftig mit dem Wurzner-Jaggele / einem znichten Mandel / gesehen hat. Von selbigem Jaggele ist nit viel Gutes zu erhorchen gwest und er ist auch keinem Menschen zugangen. Hat gar gute Würzlein für Mensch und Vieh gewußt / sind aber die Leut nit grad gern zu ihm / wasmassen er ein widerlich Gelachter und spöttlich Reden gegen die Bauern gethan. Muß hierbei gestehen / daß ich ad personam ihm nit feind war. Hat ein gscheidtes Köpfl gehabt / der Jaggele / ich mein / er hat mehr können / denn Brot bachen. Wie man ihn toter in seiner Hütten gefunden hat / hat ihm der Herr Sänfftle ein schön christlich Begräbnuß spendieret und ganz aufrichtig um den Jaggele getrauret.

Itzo kommts anders / günstiger Leser. — Am Laurenzitag im Jahr 1649 sind dem Geltner Roman seine zwei Kinderlen / ein Bub und ein Dirndl / 7 und 5 Jahr alt / heimkommen von der Unteralm / zittrend an alle ihre Gliederlein und zu Tod verschrocken / als wenn ihnen ein böser Geist wär fürkommen. Sind auch gleich allbeed in ein hitzigs Fieber verfallen / daran das Maidlin elendig zu Grund gangen. Der Bub hat sich nach langem Siechthum wieder halb und halb dergrapplet / bis er hat von der Sach erzählen können.

Da hat er mit noch nachhaltendem Schreck gesagt / wie ihnen / dem Dirndl und ihm / im Schelchengraben der + Leibhafftige + begegnet ist / gehürnt und bocksfusset / und mit / ihnen hätt wollen seyn / Edelweiße geschenkt und Walderdbeer und hätten sie solches aus Angsten und ohnmächtig zu reden / genommen. Allerlei Gethier / als Eichkatzl / Waldmäus / Hasen / Federwild sei aus dem Gedax gekommen und ihm gar freundlich gethan / den Kindern auch / bis sie in Todesangst entloffen / was den Bocksfusseten baß ergrimmt und er eine Weil nachgesprungen / dann Steyner ablassen auf sie und gräulich Lärmen gemacht. Der Schreck ist von dem Buben nit früher gewichen / bis nit der hochwürdige Herr Pfarrer ihn ausgesegnet und befreyt von den bösen Phanthastereyen. Ist aber ein bißl schlecht von Gedechtnuß und schwechlich von Verstand blieben / der Geltnerbub.

Die obbemeldte Sach hat aber doch viel Unruh gemacht in der Gmein und haben die Mannerleut fleyßig den Wald abgestreift und nach dem Unhold gefahndet. Haben aber niemand angetroffen / denn den Herrn Jodocus Sänfftle / der Kräuter suchend herumgestiegen ist und den aufgebottenen Landsturm weidlich ausgelacht hat. So hat mans seyn lassen. Etliche haben den Kindern wohl geglaubt / die mehrsten aber alles für ein Nonsens geschatzt.

Ist noch nit alles. Ein paar Wochen hernach ist der Klauber Jörgl der auf Gams pirschen hat wollen / hefftig verstört heimkommen und hat erzählt / oberhalb des kleinen Kees / mitten im Eis / sey derselbige Waldteufel oder was es seye / gewest / über und über haaricht / gaisfußig und mit Hörndlein. Zuerst hab er / der Jörgl / nit gewußt was thun / dann aber nach Anruffung der hh. Dreyfaltigkeit keck eins auffgebrennt. Muß aber gefehlt haben oder der Schuß dem Wesen nit geschadet / da freilich die Kuglen nit geweiht waren. Hätt auf dashin der wilde Mann (oder das noch schlimmere Wesen) ein furchtbar Gedöß erhoben / ganze Felsblöck hernieder gewalzt / so daß der Klauber mit schwerer Müh sein Leben hat davonbringen mögen ... Jetzt hat die Sach doch anders hergeschaut / denn der Jörgl war ein nüchterns / rechtschaffens Mandl. Seynd wieder viele

ausgezogen / aber halt ganz umsunst und war nichts zu verspüren. Und haben auch viele gedacht / wenn das Unwesen weiters kein Schaden an Mensch oder Viech thut / ists leichtlich besser / ihm auch Ruh zu geben.

Des Schellenbergers Sohn jedoch hat nit nachlassen mit simulieren und nachsinnen / wie er in diesem Ding auf ein End und Grund kommen möcht. Habn ihm alle nach Kräften davon abgeredet / leider Gottes unnützer Weis / indem daß er grad so ein Steynschädl war / wie alle von seiner Sippschaft. In der Schul hab ich an ihm und seine Brüdern genugsam zu zügeln gehabt. Aber sonst saubere und brave Burschen.

Alle Täg / so GOTT werden hat lassen / ist er mit dem Stutzen hinaufzu / dorthin / wo man des öffteren Flötenblasen gehört hat. Der Bursch hat aber nichts nit angetroffen.

Einmal aber doch. Ist oben gelegen im Steynriegel / der arm Häuter / den Kugelstutzen abgefeurt und auf einem Felsblock abgeschlagen / das Schaftholz ganz zersplittert. Und das junge Blut selber maustot / mit abgedrehtem Genack / die Augäpffel erschrecklich herfürgetreten / und auf beeden Halsseiten fünf Finger oder Klauen grausam eingedruckt. Ist ein Jammer gewest im Schellenbergerhof schier zum Erbarmen.

Jetzo hat man in größter Eil hinuntergesendet mit Botschaft zum kayserl. Pfleger / dem hochedeln Herrn auf Liechtenegg / um eine Salva Guardia und gewaffnete Hülff. Der hat aber gelacht / daß die Fenster haben gescheppert und gesagt / gegen den bösen Feind wär kein weltliche Hülff / sey nur Rettung vom Pfaffen mit dem Weihbrunnkessel zu erlangen und wölle er solches recht und billig dem frommen Hirten der Gstettner Schaf überlassen. Wenn aber noch einer komet von wegen desselbigen Teuffels und Unruh unter die Leut bringet / wollt er ihm gewiß und gern ein frei Quartier anweisen auf etliche Wochen / wohlverschlossen / daß der Erbfeind nit dazu könnt und bey Wasser / Brot und einem Willkommen von 25 Stockprügel könnt derselbige Bot dann reichlich Buß thun vor seine und seiner Genossen Sünden. Da seynd die Leut mit langer Nasn abgezogen und ist aus dem Gstettner Teuffel nit mehr viel Wesens gemacht worden.

Und wahrhafft seltsamer Weis war von dem Begebniß mit dem Schellenberger Buben / der ein so kläglich End gefunden / gar nix mehr zu verspüren. Kein Schalmeyengetön / kein Rauchwölkgen in der Höh / wiewohl schon der dicke Schnee war und eine Kältn / daß die Reh für die Häuser seyn bitten kommen.

Will dem günstigen Leser gestehen / daß ich auch vielmals und vielmals probiert hab / die Wahrheit zu finden / Tag und Nacht im Birg bin gelegen und zu öffteren Malen jene mysterieuse / gar artige musica hab vernommen. Dieselbige war so außdermaßen schön und gleichsam rührend / daß man nur immerfort hätt mögen losen. Ist man ein bißl nahender hingangen / noch so leis und fürsichtig / ist alsbald alls verstummt und kein Laut mehr zu hören gewest.

Im Mayen darauf / ist wie alle Jahr her / wiederum der Herr Magister Sänfftle eingetroffen und gen Almen gefahren / Würzlein und heilsame Kräuter suchen / wie er den Leuten immer gesagt hat. Der Traubenwirth hat schon früher mit alle geredet / daß ihm keiner ein Sterbenswörtl sollt verrathen von dem / was sich zugetragen / ansonst der hochgelahrte Herr etwan nimmer möcht kommen und wär das ein Schaden nit nur vor ihn / sondern vor die andern nit minder. Hat auch keiner was gesagt / wie denn unsere Leut überhaupt nit gern was austrätschen / vielmehr schweigsamer Natur seyn.

Jetzo aber kommt der Schlüssel und die Auffklärung vor den günstigen Leser / der mir bis daher treulich gefolget ist. Zwar weiß nur der HERR allein / wann und ob diese Niederschrift einem von etlicher Bildung in die Hand kommt und nicht etwan gar die Schwefelfäden beym Kramer dreingewickelt werden. Mag geschehen / was seyn soll. Ich / Johann Georg Riedhofer / hab das Beschriebene alles selbsten erlebt in meinem einundfufzigsten Lebensjahr und mit vieler Sorgfalt aufgezeichnet.

Das war so. In der zweyten Nacht / daß der Herr Sänfftle zur Alm ist aufgefahren / beyleuffig eine Stund vor Hahnenkrat / hebts auf meiner Thür ein Klopfen und Pumpern an. Hab nit anders gedacht / als daß einer nach den hh. Sterbsacramenten verlangt in seiner letzten Noth. Hab die Thür aufthan / steht herausd der Herr Sänfftle / ganz elendig und gestört / sein schöner Habit vom Gedörn zerrissen und waschlnaß / und lehnet an der Wand. Bin nit übel erschrocken / hab vermeynt / jetzt und jetzt wird er hinfallen. Hab ihn gleich hinein in die Stuben / niedersitzen heißen / ein Glüthwein mit Nägelein und Zimmet und fest eingfeuert / denn es ein kalter Regentag gewesen zu Anfang May.

Die längste Zeit ist er mir dagesessen / wie wenn eins betäubt und nicht bey Sinnen ist / und wie ich fein behutsam zum Fragen angehebt hab: Wie es denn sey? Was ihm zugestoßen? / hat er die bittern Zähren nit mehr halten können und hat gottsjämmerlich für sich hingeweynet.

Auf die Letzt ist er aber doch ruhig geworden und hat mich allfort angeschaut / endlich hefftig gefragt: Kann Er schweigen / Schulmeister? Da ich herzlich bejahet / hat er einen güldenen Ring vom Finger gezogen und mir zum Anschaun gegeben. Darein war ein köstlicher Karfunkelsteyn / roth wie Blut / im Stein meisterlich über die Massen zart eingegraben förmlich als Sigillum oder Wapen ein klein Männlein / gehürnt / statt der Füß Klauen als die Gais. Da hab ich / mit Respect zu sagen / das Maul aufgerißen! Der Herr Sänfftle hat mich aber bey der Hand genommen und eins über andermal in Schmerzen geruffen: Wo ist er? Was ist ihm widerfahren? Wo ist er? — Ich hingegen: Wen er meyne? Er wiederum: Ich wüßt schon. Wer ihm ein Leid gethan habe? — Da hab ich gesehen / daß der Herr Sänfftle wohl mehr wußt als wir alle / um unsern Waldgeist / und so hab ich ihm eylig alles und jedes erzählt / was der günstige Leser eh schon weiß und hat mir der hochgelahrte Herr mit größtem Staunen und völlig mit Schreck zugehört. Wie ich der Sach fertig war / hat er mich heißen wiederum von Vornen anheben und sagen. Immerfort hat er dazwischen hineingerufen: O rusticale Tölpel! Was für Barbaren!

In dieser Nacht hab ich die seltsam und merckwürdige Wahrheit vernommen / und danke GOTT dafor / daß er mich in eines seiner Wunder und Geheymnuß in der Natur ein wenig hineinschauen hat lassen. Ob nun Du / günstiger Leser / gläubst oder nit / ist alles eins. Eins bedenk / daß ich in Ehrn bin ergraut und hab mein Lebtag keinem Menschen eine Lug gesagt und sag auch Dir keine. Nun merck auf / ist ein jedes Wort sorgsam überlegt und in Wahrhafftigkeit niedergeschrieben.

Einer Sag nach / die von denen Sänfftle aufs strengste geheym gehalten / stammet ihre ganze Familia von einem Faunen oder Satyrn ab / wie solche in heidnischen Zeiten verehrt und ihnen geopfert wurde / was in alten Schriften zu lesen. Der Siegelring mit dem Conterfey ihres Stammvaters würde auch als ein köstlich Stück

seyt vielen Jahrhunderten aufbewahrt. Zu meinem höchsten Staunen hieß mich der Herr Sänfftle sein Haupt betasten / und siehe oberhalb der Stirn / schon im Haar / waren unter der Haut vornen ganz deutlich zwey kleine Knöpfflin zu fühlen / gleich als die fürbrechende Hörndlein von einem jungen Böcklein. Und sagte / daß alle Mannsbilder jenes Namens dies Zeichen trügen.

Er hat in Wittenberg als auch in Jena und Tübingen die Philosophiam und die andern Wissenschaften studieret und viel Bücher gelesen. Da ist ihm einmal ein Buch des großen Agrippa in die Händ kommen mit magischen Unterweisungen und Siegeln. Vornen auf der ersten Seiten war ein Bildnuß / das denselbigen Satyrn als Zeichen trug als der Ring. Darunter stund die Inschrift: Ex Libris Augusti Francisci Mituli / was sich ganz wohl mit Sänfftle ins Teutsche übertragen läßt. Dabey stund mit einer schwachen und vergilbten Dinten: Vall. Oestettens. Lapis fumans in Rhätia 1598. Ein fein Räucherwerk Veni Sylvane! Veni Sylvane! Veni Sylvane! (zu teutsch: Ostettenthal / räuchender Steyn in Tyrol / 1598 / ꝛc. Komm Sylvanus! ꝛc.)

Nach langem Suchen und Fragen ist er draufkommen / daß der räuchend Steyn wirklich in Tyrol existiret / hat sich alsbald aufgemacht und nach mühseliger Umfrag nach St. Georgen gekommen. Das war vor sechs Jahren.

Ein förmlichen Riß hat es ihm schon gegeben / wie er jäh das Rauchwölkgen hat aufsteigen sehen und die Leut ihm gesagt haben / da heiße es beym räuchenden Steyn. Und gleich in der nächsten Früh ist er ganz alleinig hinauf. Hat aber freilich nit hinzukönnen / wär ehender bald über einen Schrofen hinuntergestürtzet.

Da hat er nun / auf gut Glück / ein Feuerl entzunden / viererlei Species / als Weyhrauch / Amber / rothe Myrrhen und Engelswurtz darauf gestreut / also daß dieser magische Rauch hinaufgezogen ist / und nach einer kleinen Weil angehebt zu rufen: Veni Sylvane! — Veni Sylvane! — Veni Sylvane!

Hat gar nit lang gedauret / da hats angehebt zu steindln / wie von einem Gams und ist im Geschröf das uns bewußte Wesen gar behend und gleichsam aus Freud lächlend dahergesprungen. Der Magister hat wohl ein bißl Furcht verspürt / war ihm alles aber doch mehrer wie ein Traumspiel oder Vision. Der selbige Satyr hat ihm aber gar schön gethan / bei der Hand genommen und ihn durch schreckliche Schlüft und Klammen in ein großes Felsloch geführt / darinnen er gehaust. Hat allfort in Lingua latina geredet / auch Lingua graeca wohl verstanden. In derselben Höhlen war alles schön vermacht mit Moos und Flechtwerk / hat genugsam Pelze und Rauchwerk / sowie künstliches Geweb bey ihm gehabt / Schüßlen und Schalen aus Erz und Thon / wundersam Krüg aus Silber und Glas / das alle Farben gezeigt habe wie Perlenmutter.

Und immerfort hat der Faunus den Herrn Sänfftle an seine Brust gedruckt / ihm seinen Sohn genennet und ist dem alten Manndl / ganz ausgedürrt vom Studieren und Spintisieren / warm genug ums alte Hertz geworden und hat zärtliche Lieb gefaßt zu seinem gehürnten Sippen und Urahndl.

Weiter hat mir der Herr nit viel davon erzählt / außer daß der beschriebene Sylvanus steynalt und von tieffer / unergründlicher Weisheit gewesen seye / alle verborgene Zauberkräfte der Natur wohl gekennet und sich ihrer bedient / und von rechtswegen bey unseren Voreltern als ein Halbgott hat gelten mögen. Sodann hätt er wundersüß auf der Syrinx oder Rohrschalmeyen geflötet / man möchte sagen / Liedlein aus den Kindertägen der

Menschheit. Der Sylvanus hat aber auch bitterlich geklagt / wie garstig-bös das Geschlecht der Menschen geworden seye und wie man ihm früherzeit venerirt und ihm Opfer dargebracht habe / hinwieder davor Viech und Almen gediehen seyen / wie sichs die Leut jetzo gar nit können gedenken. Zu den Kindern hat er eine gar besondere Lieb gezeiget / seynd ihm aber immer schreyend entloffen / wie wir ja schlimmen Angedenkens erlebt haben. Sagte oftmals / daß er alle Lieb und Neigung zu dem jetzigen Geschlecht verloren hab und sich nit mehr möge zeigen seyt längster Zeit. Und inwährend solcher Reden sey er zornig geworden / hab mit den Augen gefunkelt / daß es wahrhafft erschrecklich ausgesehen. Seine körperliche Kräfft und Behendigkeiten seyen über alle Maßen groß gewesen. (Wovon der arme Schellenbergerbub leichtlich erfahren hat. Gnad ihm GOTT.)

Was alles Wundersames und Geheimnusvolles der Herr Sänfftle von seinem verehrten Sylvanus erfahren / hat er mir nit mitgeteilt / doch steht zu vermuthen / daß erklecklich viel mehr daran war / als auf denen hohen Schulen zu erlernen ist / wie denn der Herr Magister von Büchern / die ihm früher theuer waren / nur mehr spöttlicherweis geredet hat.

Und so ist er 6 Jahr immerfort herkommen und mit dem Sylvanus im Birg umgestiegen und mit dem alten Wurzner-Jaggele / der als letzter noch den Waldgott verehrt und ihm von Jugend auf gekannt und seine Ehrfurcht bezeuget / wovor der Faunus ihn sehr geliebt und offtmals in seiner Wurznerhütten zugekehrt. Der Sänfftle und er haben tausenderley Künst und Practiken von ihrem Meister erlernt und gesehen / bey ihm in der Höhlen gehockt / sich an der Schalmey delectirt / und von uralten Zeiten sich erzählen lassen. Und war dem Herrn Sänfftle all die Jahr her der Winter wie ein schwerer Schlaf hats kaum mögen aushalten unter den Menschen und nit können erwarten / daß es Frühjahr und er hinauf mag zum räuchenden Steyn.

Wie die Sonn heraufgestiegen über dem räuchenden Steyn / ist der Herr Jodocus Sänfftle fort / hat mir noch die Hand gedruckt und b'hüt Gott gesagt. Er käm nimmer / da der Sylvanus fort sey / die Höhlen leer und der Eingang mit Spinnweben übermacht / so daß man leichtlich sehen könnt / daß der Alte nimmer dort gewesen sey. Der ganze Theil / wo Liegerstatt und Feuerherd waren / sey von einem Steynschlag / wie sie in unserm verwetterten Birg häufftig sind und vorigen Winter ein starker niedergangen war / zertrümmert. Unter den Steynen war aber nichts nit zu sehen und sey der Sylvanus / so GOTT wolle / dennoch entronnen. Schüttelte aber gleich drauf traurig den Kopf und sagte / daß ihm der Faunus dann / wie beredet unter ihnen / gewißlich ein Zeichen getan hätte. Und sterblich war er halt auch wie alle andern körperliche Wesen / die der HERR erschaffen / habe solches auch stets gesagt. Und sei gewißlich tot. Dem Magister stunden die Augen voll Wasser und mir auch und hab ihm geschworen / wenn ich doch noch ein Zeichen fänd / daß der Sylvanus lebend sey / ihm auf der Stell und kost es Venezien eiligst Botschaft zu tun nach Tübingen in das Wallgäßle beim Pfister Lindenschmidt. Und so sind wir mit vielen herzlichen und guten Worten geschieden.

Mit dem kleinen Geltner bin ich am Tag darnach / wie der gute Herr fort war / hinauf und noch des öffteren / aber wir haben der Höhlen oder Schluft nit mögen zukommen trotz Beschreibung und sorgsamer Erklärung des Herrn Sänfftle. Das letztmal wär mir bald ein jähes End beschieden gewest / indem durch unsere Tritt oder lautes Reden wiederum eine feste Steynlahn abgegangen / mit gräulichem Dunner und Gerumpel. Habs

hinfort seyn lassen / da mich am linken Fuß ein Brocken erwischt / so daß ich hinkend worden bin.

Viele Wochen ist mir die Sach nit aus dem Sinn gangen / bin endlich zum venerabl. Herrn Pfarrer. Freilich — wer nit gläubt / der gläubt nit. Hab derowegen die Sach allhier niedergelegt und beschrieben.

Im Hochsommer / zwei Jahr drauf / hat des Niedermosers Sohn / der Scheibenhans / im Gries unterhalb des räuchenden Steyn ein Plattl mit weiße Haar und zween Hörndln angefunden und hat kein Mensch mögen deuten / wessen das war. Hats bey ihm behalten und habs ihm trotz aller Müh nit abjagen können.

So wußt ich denn / daß der alt Sylvanus / den ich ein einzigsmal hätt mögen sehen und nach dem ich mich mehrer gesehnet als je nach einem Menschen / tot war. Derselb Steynschlag dürft den Vielhundertjährigen überrascht haben und mit dem leblosen Körper thalab gefahren seyn. Da bleibt nit viel übrig vom hinfälligen Leib des Menschen und Seinesgleichen. Und ists Wunder genug / daß die Hörndlen beysamm blieben seyn.

In mir aber lebt ein Verlangen / nit zu sagen / — ein Verlangen nach der Zeit / da die Menschheit / unschuldvoll und gut in inniger Lieb zu ihrer Mutter / der Natur / und in Eintracht mit anderen Wesen / so gleich ihnen auf Erden leben / die Früchte des Tages genossen.

Dem Herrn Sänfftle hab ich nit geschrieben. Warum ihm den Schmertz bereiten? — Heut ist er ja auch schon in der kühlen Erden.

Dir und mir / günstiger Leser / der Du mich treulich begleit hast / ein leichter Tod und eine selige Auferstehung im HERRN / des schwache Creatur wir sind. Amen.

Aus dem Tagebuch des Freiherrn von Poche

(1862—1864).

Mitgeteilt von Ferdinand Menčik.

(Schluß.)

1. Jänner 1864.

Das Jahr hat trüb und verworren abgeschlossen, das Gefühl der Unsicherheit der Zukunft ist vorherrschend. In den Herzogtümern wurde, so weit die Exekutionstruppen des Bundes Holstein okkupierten, der Herzog von Augustenburg durch improvisierte Volksversammlungen als Landesfürst proklamiert. Die Bundeskommissäre warnen vor Ausschreitungen, hüten sich aber, mit der Strömung in Kollision zu geraten. Vorderhand ist die ganze Sache für Österreich nur kostspielig. Der österreichische Beitrag zu den Bundeskosten soll über fünf Millionen Gulden betragen, aber es können ernste Dinge daraus entstehen, und Österreich braucht vor allem des Friedens und der Erholung. Schmerling ist auf acht Tage nach Venedig zu seiner Tochter gegangen und kehrt in der nächsten Woche zurück.

5. Februar.

Am 14. Jänner hatten Österreich und Preußen bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag gestellt, das Herzogtum Schleswig durch Truppen des Deutschen Bundes militärisch zu besetzen, um für die Erfüllung der von Dänemark eingegangenen, jedoch fortwährend verletzten Verbindlichkeiten gegenüber den Elbeherzogtümern ein Pfand zu erlangen. Dieser Antrag wurde von der Majorität der Bundesversammlung abgelehnt. Dagegen brachte Hessen-Darmstadt einen Antrag ein, zur Wahrung aller Rechte des Deutschen Bundes mit der Okkupation Schleswigs vorzugehen, womit eventuell die Geltendmachung der Sukzessionsansprüche des Herzogs von Augustenburg mit Waffengewalt und ohne Rücksicht auf das zu gunsten des Königs von Dänemark vereinbarte Londoner Protokoll beabsichtigt wurde.

Österreich und Preußen erklärten nunmehr, als europäische Mächte selbständig vorgehen, aber der vom Bunde über Holstein bereits im Zuge befindlichen Exekution nicht entgegentreten zu wollen. Seither sind 20.000 Mann österreichischer Truppen an die Eider gerückt, welche dort die zur Exekution bestimmt gewesene Brigade Gondrecourt an sich zogen und seit dem 1. d. M. die Kriegsoperationen gegen den Dannewirk im Verein mit den Preußen begonnen haben.

Am 2. machten die Preußen einen Angriff auf den rechten Flügel gegen Missunde; am 3. erstürmte General Graf Gondrecourt, nachdem er mit seiner Brigade die Dänen zurückgeworfen hatte, den Königsberg. Diese glänzende Waffentat der Österreicher hat allgemeine Freude hervorgerufen.

Im Abgeordnetenhause hatte die Opposition gegen den Krieg versucht ein Tadelsvotum gegen das Ministerium durchzusetzen; es wurde aber nach vierstündiger Debatte der Übergang zur Tagesordnung mit großer Majorität beschlossen. Heute wurde in den beiden Häusern des Reichsrats der Bewunderung und Anerkennung über die Tapferkeit der kaiserlichen Truppen enthusiastisch Ausdruck gegeben.

17. Februar.

Die Dänen haben die befestigte Schley-Linie und das sogenannte Danewerk geräumt; die von den österreichischen Truppen am 3. errungenen Erfolge waren die erste, der Übergang der Preußen bei Cappeln über die Schley die zweite Ursache, welche die dänische Armee zum Rückzuge zwangen, um nicht umgangen und zur Waffenstreckung gezwungen zu werden. Bei Oversee ereilte das Regiment König von Belgien mit dem 9. Jägerbataillon und einer Abteilung Liechtenstein-Husaren die dänische Nachhut, und warf dieselbe nach einem hartnäckigen Gefechte, wobei die Österreicher über 600 Mann an Toten und Verwundeten verloren, zurück. Das Regiment König der Belgier hat sich unter seinem Obersten Herzog von Württemberg, welcher selbst verwundet wurde, mit Ruhm bedeckt.

Seither hatten die Dänen bloß noch die Düppler Schanzen und Alsen von Schleswig besetzt. Ob es noch zu weiteren Kämpfen kommt oder ob die Diplomatie den Streit schlichtet, läßt sich noch nicht voraussehen.

Am 14. d. M. war Cercle bei Hofe für beide Häuser des Reichsrates. Se. Majestät sprach mit den meisten Abgeordneten sehr freundlich und überging bloß die bekannten Intriganten und Feinde des Ministeriums. Am Tage darauf wurde die zweite Reichsrats-

session mit einer Thronrede im großen Zeremoniensaale der Hofburg von Sr. Majestät feierlich geschlossen. Der Kaiser sprach seine Freude über die heldenmütigen Waffentaten der kaiserlichen Truppen in Schleswig, zugleich aber die Hoffnung aus, daß der Kampf seinen vereinzelten Charakter zur Geltendmachung der Rechte des Deutschen Bundes bewahren und der europäische Friede keine Störung erleiden werde.

Indessen dauert die Spannung zwischen den deutschen Großmächten und den Mittelstaaten fort und erhält besonders durch das verletzende Benehmen Preußens, welches ohne vorläufige Verständigung, Kiel, Neumünster und Altona in Holstein durch preußische Truppen besetzen ließ, immer neue Nahrung.

23. Februar.

Die Überschreitung der Grenze Jütlands bei Kolbing durch preußische Truppen hat Erklärungen der französischen und englischen Regierung hervorgerufen, welche auf eine drohende Haltung dieser Mächte hindeuten und die politische Lage ernster gestalten. Man glaubt, daß ein österreichisches Geschwader auslaufen werde, um österreichischen und deutschen Handelsschiffen gegen dänische Kaper Schutz zu gewähren.

3. März.

Seit mehreren Tagen glaubte man, daß infolge der Bemühungen Englands, Konferenzen zur Schlichtung des dänisch-deutschen Streites stattfinden und diese ein Aufhören der militärischen Operationen herbeiführen werden. Der hartnäckige Widerstand Dänemarks hat dieses Projekt der Diplomatie vorderhand vereitelt; möglich, daß Frankreich insgeheim tätig war, um Dänemark aufzuhetzen. L. Napoleon scheint auf die Uneinigkeit der deutschen Mächte, auf allfällige Meinungsverschiedenheiten zwischen Österreich und Preußen zu bauen. Unter solchen Verhältnissen gewinnt die Fortsetzung des Krieges und der Einmarsch der österreichisch-preußischen Truppen nach Jütland an Wahrscheinlichkeit.

Die Erfolge unserer Truppen erregten großen Enthusiasmus, an vielen Orten bildeten sich Komitees zur Unterstützung der Verwundeten. Der Adel geht mit patriotischem Beispiel voran. Fürst Schwarzenberg führte am 28. v. M. einen Transport von 97 Verwundeten hier durch, welche von einzelnen Herren auf ihren Schlössern in Verpflegung genommen werden.

13. März.

Ich bin heute von Wien zurückgekehrt, wo ich Schmerling wegen baldiger Allerhöchster Sanktion der mährischen Gemeindeordnung ersuchte, da der Landtag die Regierungsvorlage unverändert angenommen hat, und eine schleunige Behandlung im Lande gut aufgenommen würde. Schmerling versprach dies, aber raisonnierte später, wie man mir sagte, über die Zumutung, jedem Landtage zu Diensten stehen zu müssen.

Auf dem Kriegsschauplatz hat der Einmarsch der Verbündeten nach Jütland wirklich stattgefunden. Die Brigaden Nostiz und Gondrecourt hatten abermals einen hitzigen und blutigen Kampf zu bestehen, in welchem die Dänen zurückgeworfen wurden. Die Brigaden Dormus und Turmas konnten wegen Elementarhindernisse (eine Brücke war durch Hochwasser fortgerissen) nicht rechtzeitig auf dem Kampfplatze eintreffen.



In England hat das weitere Vorgehen der Alliierten viel Aufregung erzeugt, doch bleibt es bei den drohenden Worten. Der Tod des Königs von Bayern nach 20stündiger Erkrankung an Rotlauf, kann auf die deutschen Verhältnisse sehr nachteilig wirken; auch der König von Württemberg ist bedenklich erkrankt.

27. März.

Heute (am Ostersonntag) empfängt Erzherzog Max in Miramar die mexikanische Deputation, und erklärt die Annahme der mexikanischen Kaiserwürde. Mit diesem Akte verwirklicht sich alles, was seit einigen Jahren über den Plan des Erzherzogs und Louis Napoleons in betreff Mexikos zuerst in flüchtigen, kaum glaublichen Andeutungen, später schon in näheren Enthüllungen in das Publikum drang. Es ist ein kühner, in der Geschichte ohne Beispiel dastehender Entschluß, der jetzt zur Ausführung gelangt. Ein österreichischer Prinz gründet, auf französische Hilfe gestützt, einen Kaiserthron in einem durch 50jährige Revolution zerrütteten Reiche. Die Demoralisation der Bevölkerung kann nur in einer tüchtigen und streng disziplinierten Armee das unentbehrliche Gegengewicht finden; gelingt es, eine solche Armee zu schaffen und aus den Hilfsquellen des Landes die Mittel zu ihrer Erhaltung zu schöpfen, so kann das Wagnis Erfolg haben; im gegenteiligen Falle würde die Reihe der Staatsumwälzungen in Mexiko nur um eine vermehrt und die Welt mit einer traurigen Erfahrung bereichert werden. Ob der bisher energische und geistvolle Erzherzog die Menschenkenntnis, Klugheit und Selbstverleugnung besitzt, welche ein solches Riesenunternehmen erheischt? Seine Regierung wird hierauf antworten.

3. April.

Die feierliche Übernahme der Kaiserwürde durch Erzherzog Max ist am Ostersonntag unterblieben; in der letzten Stunde ergaben sich wegen des Verzichtes auf die Agnatenrechte Schwierigkeiten, die bis zu einer ernsten Verstimmung im Schoße der kaiserlichen Familie geführt und die plötzliche Abreise des Erzherzogs nach Miramar veranlaßt haben sollen. Erzherzog Leopold, Unterstaatssekretär B. Meysenburg und Staatsratspräsident B. Lichtenfels reisten nach Miramar, wo sie mit dem Erzherzog unterhandeln. Ein Ausgleich soll damit gefunden sein, daß dem Erzherzog die Agnatenrechte noch durch sechs Jahre vorbehalten werden.

10. April.

Die Schwierigkeiten, welche Erzherzog Max gegen die Verzichtleistung auf die Agnatenrechte erhob, sollen pekuniärer Natur sein. In Wien wird versichert, daß der Erzherzog fünf Millionen Gulden verlangt. Doch scheinen die Verhandlungen endlich zum Abschluß gelangt zu sein, denn, wie die „Wiener Zeitung" meldet, ist Se. Majestät Freitag den 8. in Begleitung einiger Erzherzoge, des Grafen Rechberg, des Staatsministers und der Vertreter der Hofkanzlei nach Miramar abgereist, um die Akte über die staatsrechtlichen Bestimmungen aus Anlaß der Annahme der mexikanischen Krone durch Erzherzog Max zu vollziehen.

14. April.

In Miramar hat die Unterfertigung der Verzichturkunde über das eventuelle Recht des Erzherzogs Max zur Sukzession auf den österreichischen Kaiserthron stattgefunden.

Am anderen Tage (10. April) empfing der Erzherzog Max die mexikanische Deputation und erklärte in Beantwortung der Rede des Präsidenten Gutierrez d'Estrada die Kaiserkrone anzunehmen. Seine Abreise mußte wegen einer nicht unbedeutenden Unpäßlichkeit, die sich der neue Kaiser infolge der Aufregung der letzten Tage und wohl auch einer Verkühlung zugezogen hat, verschoben werden. Man bemerkte es allgemein, daß Kaiser Max, welcher in seiner Ansprache an die Deputation, die Großmut und Aufrichtigkeit Napoleons rühmte, nicht ein Wort des Abschieds und der Erinnerung für sein Vaterland hatte.

8. Mai.

Die Winkelzüge, an denen die Versuche zur Zustandebringung des Waffenstillstandes zwischen den Kriegführenden bisher scheiterten, scheinen nun aufhören zu wollen, nachdem die Preußen durch Erstürmung der Düppler Schanzen ihrem Tatendurst Genüge getan und die Dänen ihre Unverschämtheit bei den Vorschlägen herabstimmen dürften. Die Konferenz in London hat bisher leeres Stroh gedroschen. Ein bedenkliches Symptom sind die in Preußen auftauchenden Annexionsgelüste, mit denen die Reise des Königs zur Armee und seine Ansprachen in Rendsburg ꝛc. im Zusammenhange stehen. Die Blätter des Nationalvereines beginnen schon auf die Zulässigkeit einer Kompensation für Frankreich bei Saarlouis anzuspielen. Österreich hätte mit seinem Blut und geborgtem Geld die Kastanien aus dem Feuer geholt.

In Wien ist Graf Forgách endlich fortgeschickt worden, wie man sagt, wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle. Graf Hermann Zichy wurde zum ersten, Priviger zum zweiten ungarischen Hofkanzler ernannt. Vorderhand hat diese Veränderung nur größere Verstimmung der ungarischen Nationalpartei zur Folge gehabt.

13. Mai.

Die österreichische Flottenabteilung unter Linienschiffskapitän Tegetthoff (zwei Fregatten) lieferte den Dänen bei Helgoland ein Seegefecht. Die österreichische Fregatte „Schwarzenberg" verlor hundert Mann und das Gefecht wurde wegen Brand eines Mastes abgebrochen. Nähere Details fehlen noch, doch ist das unentschiedene Gefecht für die österreichische Marine sehr ehrenvoll gewesen.

Zwei Tage nach diesem Gefecht wurde von der Londoner Konferenz die Einstellung der Feindseligkeiten mit dem Status quo der Kriegführenden beschlossen.

Die preußischen Vergrößerungsgelüste machen sich in einer Adresse der „Kreuzzeitungs"-partei an den König Luft.

18. Mai.

Der offizielle Bericht des Konteradmirals Tegetthoff über das Seegefecht vom 9. Mai zeigt, daß die österreichischen Seeleute mit großem Mut und Geschick den Kampf bestanden, nur das Brandunglück der Fregatte „Schwarzenberg" verhinderte einen entscheidenden Sieg.

16. Juni.

Ich war in Wien, aber da Seine Majestät schon am 14. die Reise nach Kissingen und Karlsbad antrat, so konnte ich keine Audienz erhalten. Die äußere Lage ist kritisch und Gott gebe, daß die Zusammenkunft Sr. Majestät mit dem Kaiser von Rußland und

König von Preußen gute Früchte trägt. Die bisherigen ähnlichen Zusammenkünfte waren entweder resultatlos oder gar nachteilig.

Ungeachtet Sektionschef Baron Kalchberg ernstlich erkrankte und beurlaubt wurde, scheint doch die Besetzung des Handelsministeriums nicht unmittelbar zu erfolgen.

25. Juni.

Heute kam Seine Majestät auf der Rückreise von Kissingen und Karlsbad hier durch und verweilte einige Minuten im Bahnhofe, während welcher Zeit er mit mir, Feldmarschalleutnant Baron Urban und dem Bürgermeister sprach. In Kissingen kam Seine Majestät mit dem Kaiser von Rußland zusammen, und in Karlsbad fanden Konferenzen zwischen Seiner Majestät und dem König von Preußen, dann zwischen Graf Rechberg und Bismarck statt, um das weitere Vorgehen in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit festzustellen. Es scheint keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der Krieg am 27. von neuem beginnt, da der Zusammentritt der Londoner Konferenz am 22. erfolglos war und auch die heute stattfindende Sitzung keine Einigung herbeiführen wird.

1. Juli 1864.

Ich kam heute von Wien zurück, wo ich Seiner Majestät für die Übertragung des Namens und Freiherrnstandes auf die Stiefkinder meine Danksagung zu Füßen gelegt habe. Seine Majestät fragten über den Ausgang der Gemeindewahlen und kamen auf die politische Lage zu sprechen. Ich meinte, daß Klarheit, Kraft und Konsequenz not tue. Dermal werde die Regierung von zwei Seiten angeklagt, weil man ihre Intentionen nicht verstehe. Dem einen gehe sie im Konstitutionalismus zu weit, die andern fordern mehr durch den sogenannten Ausbau der Verfassung. Keine Regierung, am allerwenigsten aber die österreichische, dürfe eine Parteiregierung sein; in Österreich wolle man sich nicht von wechselnden Majoritäten abhängig sehen, deshalb müsse die Regierung hoch über den Parteien stehen. Wenn anfangs die Schwierigkeiten ein entschiedenes Auftreten hinderten, so sei der Augenblick dazu längst gekommen und es gebiete die Klugheit, eine solche Position jetzt einzunehmen, um eine gefährliche Krisis zu vermeiden. Der Kaiser billigte meine Anschauungen, bemerkte, daß man endlich aufhören müsse, nach Popularität zu haschen, daß viele achtungswerte Elemente sich auf Unklarheit der Ziele verrannt haben. Er meinte, Preußens Beispiel zeige, daß Festigkeit auch bei mehr gelockerten Zuständen durchdringe, ungeachtet die dort gebrauchten Formen nicht zu billigen seien.

14. Juli 1864.

Alle Journale sind voll von Gerüchten und Besorgnissen über die angeblich zwischen den Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland zu stande gekommene Verständigung oder wohl gar Alliance. Man fühlt, daß eine solche Politik gegen die von Frankreich unterstützte und ausgebeutete Revolution natürlich unklug wäre, daher das große Geschrei, als ob es sich um die Unterdrückung jeder Meinungsäußerung, um die Wiederherstellung der Despotie handelte.

Mir scheint die Frage einen höheren Standpunkt zu erheischen; alles kommt darauf an, ob es gelingt, den Verfassungsformen den rechten Geist einzuhauchen. Das Laisser

faire kann hier nur Übel erzeugen. Die Regierungen müssen leiten, aber die alten Formen der Disziplin reichen allerdings nicht mehr aus. Die Autorität muß auch die Diskussion vertragen können.

19. August 1864.

Ich habe eine Reise gemacht, mich in Leipzig, Berlin, Brüssel, Paris, Karlsruhe, Stuttgart und München aufgehalten und den Rückweg über Wien genommen. Die Eindrücke des Gesehenen und Wahrgenommenen waren, insbesondere während des vierzehntägigen Aufenthaltes in Paris, sehr lehrreich und anregend. Ich bin mit der Überzeugung zurückgekommen, daß wir in Österreich weiter zurückgeblieben sind, als ich dachte; namentlich in bezug auf den Geist der Bevölkerung. Die Führerschaft in Deutschland ist nicht erreichbar, das Mißtrauen zu groß. Doch kann eine energische und kluge Tätigkeit der österreichischen Regierung uns allmählich die Achtung erringen.

27. August.

In Wien hat der Besuch des Königs von Preußen bei unserem Hofe stattgefunden, die beiden Monarchen sollen mit einander sympathisieren und auch der König von Preußen war, wie versichert wird, von dem ihm in Wien zu teil gewordenen Empfang recht zufriedengestellt.

Die Friedensunterhandlungen mit Dänemark haben begonnen und die Ansprüche der Thronbewerber unterliegen noch der Prüfung und Entscheidung. Im übrigen herrscht in der Politik Stagnation.

24. September.

Seit zwei Tagen bringen die Zeitungen die Nachricht, Napoleon habe mit der piemontesischen Regierung ein Übereinkommen wegen Räumung Roms binnen zwei Jahren abgeschlossen. Die italienische Regierung soll ihren Sitz von Turin nach Florenz verlegen. In Turin fand eine Emeute statt, bei welcher es zu einem blutigen Konflikte mit dem Militär kam; zehn Personen sollen getötet worden sein. Dies ist zwar kein Beweis für die Festigkeit der Einheit Italiens; bedenklich ist aber die Hindeutung französischer Blätter auf Venetien, das gewissermaßen als nächstes Ziel der italienischen Unifikation bezeichnet wird. Die Rückwirkung ist an dem Fallen der Staatspapiere und dem Steigen des Silberagios zu merken.

30. September.

In Wien ist Lord Clarendon erschienen, wie man behauptet, um Eröffnungen in bezug auf eine Annäherung zwischen England und Österreich zu machen. Möglich, daß England für gewisse Fälle das Zusammengehen mit Österreich wünscht, aber in die italienische Einheitspolitik ist es zu sehr verrannt, um den österreichischen Interessen zu nützen. Wir aber sind zu plump und von der Legitimitätspassion zu sehr erfüllt, um den französisch-italienischen Intrigen gegenüber den rechten Weg zu finden. Das Jahr 1854* hat Österreich aus dem gewohnten Fahrwasser gebracht, und seit dieser Zeit treibt es zwischen den Klippen.

* Der Krimkrieg.

8. November 1864.

Die Konvention zwischen Frankreich und Italien rief in der österreichischen Presse eine Diskussion über die Möglichkeit der Annäherung an Frankreich, über den Wert und Erfolg des österreichisch-preußischen Bündnisses, endlich über den Gang der österreichischen auswärtigen Politik hervor. Es fehlte nicht an Stimmen, die Österreich als den leidenden, Preußen als den gewinnenden Teil in der zur Schlichtung der schleswig-holsteinschen Angelegenheit geschlossenen Allianz ansehen. In der Tat zeigten sich die preußischen Annexionsgelüste immer deutlicher, während Österreich seine Stellung gegenüber Deutschland, und namentlich sein gutes Verhältnis zu den deutschen Mittelstaaten getrübt hatte. Bald tauchten Gerüchte über eine Krise im Schoße des kaiserlichen Ministeriums auf; Graf Rechberg sollte unhaltbar geworden sein, uud man nannte Fürst Metternich als präsumtiven Minister. Das Schweigen der offiziösen Presse ließ vermuten, daß etwas an der Sache sei. Plötzlich verkündete die „Wiener Zeitung", daß Seine Majestät den Grafen Rechberg über seine Bitte von seinem Amte enthoben und den Grafen Mensdorff-Pouilly zum Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses ernannt habe.

Der Antagonismus zwischen Rechberg und Schmerling ist damit zum Durchbruche gelangt. Es ist anzunehmen, daß Fragen der inneren Politik und namentlich abweichende Ansichten über die Tragweite des Konstitutionalismus den Anstoß zu Rechbergs Austritt gegeben haben. Schmerling hat nun freie Hand und bald wird es sich zeigen, wie weit er der Aufgabe gewachsen ist. Es fehlt offenbar an dem Verständnis der Elemente, mit denen Österreich nach innen und außen zu tun hat. Man glaubt, alles getan zu haben, wenn man ein Repräsentativsystem geschaffen hat, und übersieht, daß die Regierungen nur nach den reellen Diensten, die sie dem Lande leisten, beurteilt werden. Um Anerkennenswertes zu vollbringen, muß eine produktive Tätigkeit entwickelt werden; aber man begnügte sich bisher mit der matten Rolle des Zusehens und des Abwartens. Daher fehlt der rechte Geist in den Organen der Regierung ebenso wie in der Bevölkerung.

Durch kaiserliches Patent wurde der Reichsrat auf den 12. November einberufen. Da die Einberufung speziell für den weiteren Reichsrat lautete, so wird die Regierung beschuldigt, daß sie die Diskussion vieler unbequemen Fragen (galizischer Belagerungszustand, Religionsedikt ꝛc.) vermeiden wolle.

11. November.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß die Regierung den ungarischen Landtag im Februar kommenden Jahres einzuberufen und zu diesem Behufe eine Neuwahl der Abgeordneten auszuschreiben beabsichtigt. Wenn sich diese Nachricht bestätigt, so rechnet man in Wien auf eine geänderte Stimmung, vergißt aber vielleicht, daß in Ungarn der Augenblick alles entscheidet, und daß nicht die Stimmung der Mehrzahl, sondern die Agitation der extremen Partei den Ausschlag gibt. Da morgen die erste Sitzung des Abgeordnetenhauses und Montag den 14. die Thronrede Seiner Majestät stattfinden soll, so gehe ich morgen nach Wien.

19. November.

In Wien fand am 12. die erste Zusammentretung des Abgeordnetenhauses statt, und am 14. war die feierliche Eröffnung mit der Thronrede Seiner Majestät. Die Rede ging in vielen Beziehungen sehr ins Detail und enthält auch mehr Andeutungen über die aus-

wärtige Politik als die früheren Thronreden. Ich wohnte nur noch der Sitzung vom 16. an, in welcher die Adreßkommission gewählt wurde, wobei ein ungewöhnliches Zusammenhalten der gemäßigten Mitglieder an den Tag trat, so daß die Ultras nur zum Teile durchdrangen.

25. November.

Ich war vom 22. bis 24. in Wien; im Abgeordnetenhause wurden die Wahlen für den Finanzausschuß und die sonstigen Ausschüsse vorgenommen. Eine ernste Differenz scheint wegen Verhängung des Belagerungszustandes bevorzustehen. Die Regierung will ihn als eine Exekutivmaßregel, die Majorität des Abgeordnetenhauses als Abänderung bestehender Gesetze ansehen. Die letztere Meinung ist die formell richtige, bei der ersteren sind aber Eingriffe in die Regierungsrechte von Seite des Abgeordnetenhauses und Schwächung der Exekutivgewalt zu besorgen.

4. Dezember.

Die Verhandlung über den Adreßentwurf im Abgeordnetenhause hat eine Flut von Vorwürfen gegen das Ministerium hervorgerufen. Es wurde der Untätigkeit, Unfähigkeit, der Unentschlossenheit, der Reaktion und Verschlimmerung des öffentlichen Geistes beschuldigt, und Berger, Kaiserfeld, Kuranda, Mühlfeld, insbesondere aber der Berichterstatter Giskra, sowie Schindler gaben den Beschwerden der Opposition den kräftigsten, leidenschaftlichsten Ausdruck.

Das größte Interesse erregte die gestern stattgefundene Debatte über den in Galizien verhängten Belagerungszustand. Die Adresse verlangte Mitteilung als Pflicht der Regierung infolge § 13 der Verfassung, während das Ministerium diese Maßregel als in den Bereich der Verwaltung gehörig bezeichnete. Schmerling und Lasser sprachen, nachdem der Polizeiminister eine Darstellung der galizischen Zustände und der dortigen revolutionären Bewegung gegeben hatte. Aber die Minister waren in ihrer Auffassung unklar, selbst wiedersprechend, und als der Justizminister eine ungeschickte und taktlose Widerlegung Pratobeveras*, der für den Ausschußantrag gesprochen, versucht und die Sache der Regierung vollständig verdorben hatte, fiel die Abstimmung mit großer Majorität gegen das Ministerium aus.

Ich beabsichtigte zu sprechen, da mir aber der Standpuukt des Ministeriums als ganz unhaltbar erschien, gab ich mein Vorhaben auf. Schmerling versteht nichts von dem Vorbereiten eines Erfolges, von kluger Paralisierung der Hindernisse und glaubt in seinem Optimismus alles im letzten Augenblicke durchsetzen zu können.

11. Dezember 1864.

In der auswärtigen Politik bilden die Annexionsbestrebungen Preußens die Achse, um welche sich jetzt schon die deutsche Entwicklung dreht, und möglicherweise auch den Hebel, der eine europäische Aktion in Bewegung setzen kann. Über die Adreßdebatte im österreichischen Abgeordnetenhause sagt die „Kreuzzeitung", daß der Konstitutionalismus weit ernsthafter genommen wurde, als die Erfinder der Februar-Verfassung voraussichtlich erwartet und gewünscht. Man habe eine Adresse zu stande gebracht, welche an die glück-

* Adolf Freiherr von Pratobevera-Wiesborn.

lichen Zeiten des Bürgerkönigtums erinnert. Auch wird Schmerling von der „Kreuzzeitung" des Zusammengehens mit Herrn von Beust beschuldigt, um das russische Bündnis mit dem der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu vertauschen.

24. Dezember 1864.

Eine Broschüre unter dem Titel „Drei Jahre Verfassungsstreit" gibt die Geschichte vom Beginne des verstärkten Reichsrats 1860 bis zum Rücktritt des Grafen Forgách, vom ungarischen Standpunkte. Sie ist nicht ohne Geschick geschrieben, um die Tendenzen und die Haltung der ungarischen Adelspartei in ein möglichst günstiges Licht zu setzen, und nebenbei dem Bachschen Absolutismus und der sogenannten Bureaukratie Fußtritte zu geben. Was die Herren Vay, Szécsen, Forgách bloßstellen könnte, wird von dem Verfasser (vermutlich der Journalist Gans oder Ludassi) weislich verschwiegen und von der Durchführung der Grundsätze des Diploms alles Heil für Österreich erwartet. Schade nur, daß sich die Herren unfähig gezeigt haben, das, was am Diplom Wahres ist, durchzuführen, und daß ihre Politik gerade zum Gegenteil der gesetzten Absichten führte.

26. Dezember 1865.

Nach einjähriger Unterbrechung dieser Notizen habe ich eine tiefgreifende Veränderung der inneren Politik zu verzeichnen. Der Anfang der letzten Reichsratssession hatte das Ministerium gewaltig erschüttert. Es konnte sich der Angriffe seiner zahlreichen Gegner nicht mehr erwehren und vegetierte nur noch in passiver Resignation. Schmerling hatte die Unvorsichtigkeit, die sogenannten Altkonservativen öffentlich als unversöhnliche Gegner des konstitutionellen Systems anzuklagen; er sagte, daß er nur mit der liberalen, nie aber mit der altkonservativen Partei Ungarns den Ausgleich hoffen könne. Es war dies zur Zeit, als das Gerücht umlief, was auch von Schmerling in öffentlicher Rede erwähnt wurde, daß sich Graf Szécsen an Schindler wegen einer Verständigung gewendet haben soll.

Diese an sich minder bedeutenden gegenseitigen Anklagen und Verdächtigungen scheinen die Altkonservativen zum raschen Handeln bestimmt zu haben. Graf Esterházy scheint bei Seiner Majestät Gehör gefunden zu haben. Bald darauf wurde ein Besuch Sr. Majestät bei den Preßburger Pferderennen improvisiert. Der Eindruck scheint keineswegs befriedigt zu haben. Gleichwohl ging der Kaiser im Mai dieses Jahres nach Pest; dort war von den ungarischen Führern für einen besseren Empfang gesorgt worden. Schmerling ahnte nicht, daß es sich um einen vollständigen Systemwechsel handle, daß die Änderung des Ministeriums eine beschlossene Sache sei. Der Kaiser soll nach der Pester Reise Schmerling gegenüber geäußert haben, es werde sich zeigen, ob die gute Stimmung in Ungarn von Dauer sei. Schmerling war noch immer blind und erfuhr erst durch die Demission des Hofkanzlers Grafen Hermann Zichy und durch die Ernennung Mailaths, was im Werke sei. Dann gab erst Erzherzog Rainer als Ministerpräsident und sofort das ganze Ministerium, mit Ausnahme des Kriegsministers Frank und des Marineministers Baron Burger, seine Demission. Diese Nachricht verbreitete sich am 27. Juni mit solcher Bestimmtheit, daß niemand mehr an dem Ministerwechsel zweifelte. Auch wurde bekannt, daß Graf Belcredi, bisher Statthalter in Böhmen, zum Staatsminister designiert sei.

Begreiflich frohlockten die nationalen und föderalistischen Parteien und ihre Organe in allen Ländern. Noch war aber die Richtung, welche das neue Ministerium einschlagen

werde, ein Rätsel, und der Schleier über seine Absichten konnte nicht gelüftet werden, weil Schmerling und seine Kollegen noch im Amte blieben und in den Reichsratssitzungen die Regierung vertraten.

Als die Vereinbarung über das Finanzgesetz für das Jahr 1865 erfolgt war, erfuhr man, daß die Reichsratssession geschlossen werden soll, und dieses Gerücht erhielt die Bestätigung, als offiziell angekündigt wurde, daß die Session durch eine vom Erzherzog Ludwig Viktor zu haltende Thronrede am 26. Juli geschlossen werden soll.

Diese Zeremonie fand auch in der herkömmlichen Ordnung statt, und am 27. erfolgte die Enthebung von Schmerling, Lasser, Plener und Hein, sowie die Ernennung Graf Belcredis zum Staatsminister und des Grafen Larisch zum Finanzminister.

Das neue Ministerium veröffentlichte ein Programm über seine Politik und verhielt sich gegenüber den zahlreichen Interpellationen, welche in den Organen der Presse an dasselbe gerichtet wurden, beharrlich schweigsam. Bald fiel es aber auf, daß von Seite des Ministeriums weder in den offiziellen Journalen noch in sonstigen Kundgebungen des Reichsrats Erwähnung geschah und man sich bloß auf die allgemeine Versicherung konstitutioneller Grundsätze beschränkte.

Der Staatsminister erließ an sämtliche Länderchefs ein Rundschreiben, in welchem er nebst Andeutungen über die Vereinfachung, Beschleunigung und praktische Auffassung der Verwaltungsgeschäfte die Absicht einer weitergehenden Übertragung administrativer Funktionen an autonome Organe aussprach.

Endlich erschien am 20. September ein kaiserliches Manifest und Patent, worin unter Festhaltung der im kaiserlichen Diplome vom 20. Oktober 1860 enthaltenen Prinzipien die Tatsache anerkannt wurde, daß, während ein Teil des Reiches seine Vertreter in den Reichsrat gesandt hatte, ein anderer Teil sich beharrlich fernhielt, Rechtsbedenken über die Verletzung verfassungsmäßiger Institutionen vorschützend. Hiedurch sei die Reichsverfassung nicht zur vollen Wirksamkeit gelangt und dieser Zustand bedrohe alle Rechte, da auch das Verfassungsrecht der vertretenen Länder nur in dem gemeinsamen Boden begründet sei.

Um die freie Übereinstimmung aller Völker zu erzielen und das Wort zu lösen, betrete Seine Majestät den Weg der Vereinbarung mit den östlichen Ländern der Monarchie, und wenn ein annehmbares Ergebnis vorliege, so werde der gleichgewichtige Ausspruch der legalen Vertreter der westlichen Länder vernommen werden. Das Recht der Völker, durch ihre Vertretung an der Gesetzgebung und Finanzgebarung beschließend mitzuwirken, sei unwiderruflich festgestellt und feierlich gewährleistet.

Einstweilen werde die Regierung die unaufschieblichen Maßregeln, insbesondere solche treffen, welche durch das finanzielle und volkswirtschaftliche Interesse des Reiches gegeben sind. Noch vor der Publizierung des Manifestes und Patentes wurden die Landtage der westlichen Länder auf den 23. November und der ungarische Landtag auf den 10. Dezember einberufen. Der Eindruck der Sistierung der Wirksamkeit des Reichsrates war nach den Parteistandpunkten verschieden. Die Anhänger der Verfassung, welche in dem Reichsratsstatut den Boden für eine gedeihliche Entwicklung des Staatslebens, für die Konsolidierung der staatsrechtlichen Zustände sahen, waren bestürzt und entmutigt. Die Aufgaben einer rechtlichen Grundlage der verfassungsmäßigen Staatsordnung schien ihnen gleichbedeutend mit der Verwirrung des öffentlichen Rechtes, mit der Erschütterung des Vertrauens und mit dem Betreten einer unsicheren Bahn neuer Experimente. Man sagte sich,

daß alles wieder in Frage gestellt und die Anstrengung von Jahren mit einem Federzug vernichtet sei; dies müsse notwendig auch auf die materiellen Verhältnisse und auf die Staatsfinanzen nachteilig zurückwirken und unvermeidlich eine Lähmung der volkswirtschaftlichen Tätigkeit herbeiführen. Man besorgte endlich ein Vorwalten reaktionärer Tendenzen in national-feudaler Richtung.

Ohne daß Proteste oder sonstige Demonstrationen vorgekommen wären, gab die Verfassungspartei ihren festen Entschluß kund, an der Rechtsbeständigkeit der Verfassung festzuhalten und Änderungen derselben nur unter Zustimmung des Reichsrates für rechtlich ausführbar zu erklären.

In den nationalen und oppositionellen Lagern herrschte Jubel über den angeblichen Sturz der Zentralisation und des bureaukratischen Systems. Man stimmte den Maßregeln der Regierung zu in der Hoffnung, daß die weiteren Konsequenzen den eigenen Parteibestrebungen förderlich sein müssen. Auch in Ungarn wurde eine Art Befriedigung über die Sistierung der Februarverfassung und über Wiederherstellung der früheren, den Unionstendenzen der Ungarn günstigen staatsrechtlichen Zustände in Siebenbürgen ausgesprochen. Man fing an, von Gemeinsamkeit gewisser Reichsangelegenheiten, von der Notwendigkeit, die gemeinsame Machtstellung zu befestigen, zu sprechen und zu schreiben, hielt sich dabei aber mit vorsichtiger Zurückhaltung an die allgemeinsten Ausdrücke, ohne sich durch eine bestimmte Formulierung, was man unter den gemeinsamen Angelegenheiten verstehe und wie dieselben zu behandeln sind, in irgend einer Weise zu binden.

Wesen und Bedeutung der Kunst.

Von Prof. K. C. Schneider, Wien.

Kunst ist eine besondere Art der Weltbetrachtung. Diese Definition enthält auch das Programm des vorliegenden Artikels. Ich will nicht über die künstlerische Darstellung, sondern nur über die künstlerische Anschauung aussagen. Nur diese macht den Künstler, jene ist Handwerk. Die Hauptsache ist, daß der Künstler etwas sieht; könnte er das Gesehene durch ein mechanisches Verfahren, eine Photographie des Geistes, oder etwa durch Vorstellungsübertragung andern Menschen vermitteln, so wäre er darum nicht weniger Künstler. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß die Reproduktion des Gesehenen auch auf das Sehen zurückwirkt und dieses schärft, doch gibt es auch Fälle, in denen keine noch so vorzügliche Darstellung dem momentan klar Geschauten ganz gerecht wird. Aber wie gesagt, dieser Punkt interessiert uns hier nicht; wir haben nur zu fragen, was und wie der Künstler anschaut.

Zu bedenken wäre noch, ob alle Kunst Anschauung ist. Daran kann, wie ich glaube, kaum gezweifelt werden. Auch der Komponist schaut seine Komposition, die ja ein einheitliches Gebilde ist, im Geiste an. Melodien haben ihre Gestalt, Sonaten und Sinfoniesätze auch. Fehlte diese Gestalt, so wären sie für uns gar nicht einheitlich erfaßbar. Mit Gestalten, also mit Anschauung, haben wir uns im folgenden zu beschäftigen.

Wenn ich die Welt als Bild anschaue, so daß ich sie bei einiger Routine abzumalen vermöchte, nehme ich den Dingen die Eigenheit. Ich wandle eine Landschaft in ein

Ganzes um, d. h. sie existiert für mich nicht mehr als starre Vielheit, sondern als geistige Einheit. Der Grund, weshalb nicht alle Menschen Künstler sind, liegt darin, daß sie zu viel Respekt vor den Dingen haben. Hier stehen mehrere Bäume oder eine Herde Rinder beisammen. Wie? sagt der Nichtkünstler: diese Dinge sollten mir nicht imponieren? Ich sollte vergessen, daß der Baum einen gewaltigen Widerstand bietet, sich hoch zum Himmel erhebt und mich im Falle spielend erschlagen kann; daß seine Früchte mir schmecken, sein Alter ein ansehnliches und sein Holz von großem Werte ist? Ja, ich kann doch mit solch gewaltiger Realie nicht nach Belieben umspringen und wenn ich ihn fällen lasse, so kostet's Arbeit und Geld. Von der Rinderherde und allen andern Dingen würde der Nichtkünstler ähnlich reden; sie sind ihm imponierende Stoffmassen, die seine Psyche tyrannisieren, da er nur ein trugvolles Mittel, ihrer Herr zu werden, kennt: den körperlichen Besitz.

Der Künstler ist da ganz anders. Ohne es meist überhaupt klar zu wissen, beachtet er die physische Realität der Dinge blutwenig und sieht in Farben, Licht, Schatten und Tönen nur Ausdrucksmittel, die in erster Linie dazu dienen, den formalen Gehalt des Kunstwerkes zu enthüllen. Das Stoffliche für sich allein interessiert ihn gar nicht. Man beachte vor allem die Abhängigkeit des Räumlichen von der Farbe. Der Künstler sieht viel besser räumlich als der Nichtkünstler, aber trotzdem drängt er den Raum in eine Fläche zusammen, indem er eben ein Bild sieht. Er überwindet die Tiefe durch geistige Beziehung der fernen Dinge auf die nahen, was dem Nichtkünstler ganz unmöglich erscheint, da er immer nur ein Ding auf einmal sieht und vor jedem Schritt Abstand Ehrfurcht empfindet. Man überlege sich nur recht, was eigentlich das bildartige Sehen bedeutet. Schließlich sieht ja jeder Mensch einigermaßen bildartig, aber das folgt eben nur daraus, daß geistige Anschauung ein Charakteristikum der Menschen im allgemeinen ist. Derjenige, bei dem dies Merkmal sich besonders scharf ausprägt, ist ein Künstler. Er sucht sofort nach der Einheit im Ganzen, der sich die Einzelheiten unterordnen, die Stimmung erfaßt er, die nichts anderes ist als einfache geistige Gestalt im Mannigfaltigen, der gemeinsame Ausdruck, der die Formenfülle bändigt. Kaum bei einem andern Maler kam dies Erfassen des Ausdruckes so zur Geltung wie bei Rembrandt. Ein besonders drastisches Beispiel sehe ich in seiner Predigt Johannes des Täufers in der Wüste. Alle Qualitäten der Landschaft und Menschenmenge sind hier auf die eine Person abgestimmt, in der der Ausdruck kulminiert, die das Zentrum aller geistigen Fäden darstellt, welche das Bild durchschießen. Je mehr man ihnen folgt, um so klarer tritt die geistige Form hervor, die als Idee des Bildes bezeichnet werden kann.

Nun wird man sagen: das klingt ganz gut und schön, ist aber doch nicht viel wert. Was nützt die geistige Herrschaft dem Künstler, da die Welt trotzdem so real bleibt als sie ist? Da haben wir nun in erster Linie zu fragen, ob denn die Welt überhaupt real ist? Das heißt real im Sinne des Naturwissenschaftlers, der meint, wir kennten den Baum überhaupt nicht, wie er in Wirklichkeit dasteht, sondern nur wie unser Bewußtsein von ihm Notiz zu nehmen vermag. Ein Bildchen des Baumes kennten wir, das unser Auge photographisch aufgenommen und dem Gehirn zugesandt hat; dies Bildchen sähe nun der Künstler besonders klar und deutlich, damit aber habe es seine Bewandtnis. Vom Baume selbst habe allenfalls die Naturwissenschaft eine Ahnung, der Künstler jedoch nicht; von einer Herrschaft über den Baum wäre aber auch für die Wissenschaft keine Rede

und somit die hier mitgeteilte Ansicht — wie schon gesagt — ohne Bedeutung für unsere Existenz.

Aber der Naturwissenschaftler irrt sich. Er möge uns zunächst den realen Baum in der Welt und das Bildchen vom Baum in unserm Gehirne zeigen. Beides kann ihm nicht gelingen, weil es unmöglich ist. Man bedenke doch: alles, was wir vom Baume wissen, ist in unserm Bewußtsein gegeben. Ein Baum außerhalb des Bewußtseins könnte, selbst wenn er existierte, für uns gar nicht vorhanden sein, denn wie sollte er sich dem Bewußtsein bemerkbar machen? Über dieses Wie fehlt uns ja jede Vorstellung, da alles, was wir uns vorstellen, Bewußtseinsinhalt ist und demnach mit einem Baum an sich und seiner Wirkung nichts zu tun hat. Aber der Baum an sich könnte auch gar kein individualisiertes Wesen im Raume sein. Räumlichkeit und Individualität sind Eigenschaften von Bewußtseinsinhalten, die wir nicht das geringste Recht haben, Dingen, die nicht im Bewußtsein sind, beizulegen. Das wäre hinsichtlich des einen Einwandes zu sagen. Betreffs des zweiten liegt der Sachverhalt für den Naturwissenschaftler nicht günstiger. Schon seit langem hat man einsehen gelernt, daß im Gehirn nur Nervenvorgänge, d. h. Vorgänge materieller Art, vorkommen, aber keine Bewußtseinsinhalte. Die Nervenvorgänge sind Molekülbewegungen, chemische Umsetzungen oder etwas Ähnliches, aber sie sind nicht blau, sauer, duftend, laut, hart oder warm. In dieser Tatsache wurzelt ja die Lehre vom psychophysischen Parallelismus, gemäß welchem mit jedem physischen Nervenvorgang ein besonderer psychischer Vorgang im Bewußtsein verbunden ist. Wie die zusammenkommen, das geht uns hier nichts an; jedenfalls ist keiner der Erzeuger des andern. (Ein ausführlicher Artikel über den psychophysischen Parallelismus ist von mir in der Wiener klinischen Rundschau erschienen, 1905, Nr. 24, 26—29. Siehe ferner im biolog. Zentralblatt den Artikel über das Wesen des Psychischen, 1906.)

Also: draußen ist nichts Reales und drinnen entsteht nichts Psychisches. Ein interessantes Fazit der erkenntnistheoretischen Überlegung, das geeignet ist, der Naturwissenschaft ein wenig auf die Finger zu klopfen. Welcher Gedanke wird durch dieses Fazit gewissermaßen ganz von selbst geboren? Daß das, was wir draußen sehen, nicht als Bildchen in unserm Gehirn existiert, wohin es nur die Naturwissenschaft verlegte, sondern sich wirklich draußen befindet, wo ja kein Ding an sich vorhanden sein kann. Indem wir Draußen und Drinnen aufheben, gelangt das Psychische dorthin, wo es von Rechts wegen immer hingehört hat, nämlich in die Welt und wir wissen nun, daß die Inhalte unsres Bewußtseins nichts anderes sind als die Dinge selbst. Es gibt nur psychische Dinge, die existentiell mit dem Gehirn gar nichts zu schaffen haben. Die Nervenvorgänge, an die sie in gewisser Hinsicht gebunden erscheinen, haben eine ganz andre Bedeutung als Psychisches zu bilden, was sie ja gar nicht können. Darüber ein paar Worte.

Daß das Psychische vom Gehirn gebildet wird, folgern wir vor allem aus der Tatsache, daß die Wahrnehmungen differenter Individuen sich nicht genau zu entsprechen brauchen, also die wahrgenommenen Dinge durch die Individuen variiert erscheinen. Das gab Anlaß zur Introjektion (Avenarius), d. h. zu der Ansicht, die Wahrnehmung entstehe überhaupt im Gehirn. Aber die Individualisierung des Geschauten läßt sich auch ohne diese Annahme erklären. Bin ich, wie es hier geschieht, der Überzeugung, daß Psychisches die Welt selbst aufbaut, also nicht vom Gehirn gebildet wird, und der Nervenvorgang nur Bedingung für den Eintritt eines psychischen Dinges in meine individuelle Psyche ist

(Wahrnehmung), so habe ich zu berücksichtigen, daß der Reiz, der den Nervenvorgang auslöst, ja nicht unmittelbar der nervösen Substanz meines Körpers begegnet, sondern auch die Haut, die Kornea und Linse des Auges, den äußern und innern Hörapparat rc. passiert und hier Beeinflussungen unterliegt, die bei verschiedenen Individuen verschieden sein können. Damit aber nicht genug: die Nervensubstanz selbst kann nicht jeden beliebigen Reiz perzipieren — mit andern Worten: in meine Psyche kann nicht jedes Ding oder nicht jede Qualität eines Dinges eintreten — sie ist vielmehr in differenten Sinnesorganen auf differente Reize abgestimmt. Wenn nun die Qualität meiner Nervensubstanz von der eines andern Menschen abweicht, so sind unsere Wahrnehmungen notwendigerweise qualitativ different; ich perzipiere, was der andere nicht perzipieren kann und umgekehrt. Und noch mehr! Wird z. B. durch Gift (Alkohol oder andere Rauschmittel) die Beschaffenheit der Nervensubstanz in mir abgeändert, so kann das nicht allein die Perzeption erschweren oder unmöglich machen, es kann vielmehr auch die Beschaffenheit des Reizes selbst abgeändert werden, woraus dann ohneweiters Modifikation der Wahrnehmung folgt. Der Körperzustand des den Reiz perzipierenden Individuums ist mitbestimmend für den Reiz und stellt den subjektiven Anteil an diesem dar, während alles übrige am Reize den objektiven Reizkern, wie wir sagen können, repräsentiert. Der Wahrnehmungsinhalt ist aber weiter nichts als der Reiz selbst in der uns allein gegebenen psychischen Anschauungsweise. So beteiligt sich das Individuum am Wahrnehmen, es kann aber nicht im geringsten davon die Rede sein, daß die Wahrnehmung selbst oder eventuell besondere Qualitäten derselben (die sogenannten Sinnesqualitäten) vom Individuum produziert würden.

Das scheint mir die einzig berechtigte Art und Weise, über das Verhältnis von Psyche und Physis (Bewußtsein und Körper) abzuurteilen. Wer eine existenzielle Abhängigkeit der Psyche vom Nervensystem behauptet, überschreitet die Befugnis der Physiologie und verwirrt das ganze Thema. Was folgt nun aber aus der hier angestellten Betrachtung? Daß jede psychische Beherrschung des Weltbildes tatsächlich eine Herrschaft über die Welt bedeutet. Denn es gibt eben nur eine psychische Welt, deren geistige Gesetze uns teilweise bekannt und unserer Psyche unterworfen sind. Je entwickelter unsere eigene Psyche, umsomehr meistert sie den Widerstand der Dinge und überwindet ihre trotzige Individualität. Je unvollkommener wir, um so imponierender die Einzelheit; der Künstler läßt sich nicht imponieren, da er die geistige Abhängigkeit der Dinge weitgehend erfaßt. Ihm werden die Dinge Material für seine höhere Arbeit. Und solch höhere Arbeit ist nun in dreifachem Sinne möglich.

Erstens handelt es sich um eine dichte Zusammendrängung des gleichzeitig Gegebenen, wie sie sich in der Erfassung eines beliebigen Dingkomplexes als Bild kundgibt. Bilder in der Welt sehen, das ist die erste Stufe des Künstlertums. Die zweite basiert auf der ersten. Sie offenbart sich in der Zusammendrängung des nicht gleichzeitig Gegebenen, des aufeinander Folgenden zur momentan erfaßten Einheit. Jede Erfassung einer Bewegung oder einer Melodie als Einheit gehört hieher; die Geistgestalt eines Dramas ergibt sich allein aus solcher Zusammendrängung. Damit ist aber dem Künstlertum noch nicht die letzte Schranke gezogen. Es gibt auch eine Umschmelzung des geistig Geschauten zu ausdrucksvolleren Gestalten, in denen die Vielheit ganz zur Einheit wird. Wir finden in der Natur zahllose Akzente nebeneinander verstreut, die an höheren Gebilden gewissermaßen ineinander verschmolzen sind. Der höchstbegabte Künstler stellt den Sturm nicht allein in

seinen Wolkenformen und Meereswellen, in Blitz und Regenguß, Beugung des Waldes, Sturz der Felsen und furchtsam sich versteckendem Getier dar, sondern er bildet eine menschenähnliche Gestalt, in deren Zügen, Haltung und Bewegung jene untergeordneten Charaktere eine gewaltige Steigerung erfahren. Er personifiziert den Sturm und sammelt derart die auf viele Elemente verteilte Naturkraft in eine Einheit, in der sie weit eindringlicher zu uns spricht als in ihrer Zersplitterung.

Nun wird man sofort wieder einen Einwand erheben. Zugegeben, wird man sagen, daß das Bildersehen eine Herrschaft über die Dinge andeutet, die den Künstler wohl zu froher Empfindung berechtigt. Wie aber soll denn Zusammendrängung des nicht gleichzeitig Gegebenen auch Beweis von Herrschaft sein, da ja doch nur wirklich existiert, was in der Gegenwart gegeben ist? Was war, nun das war eben, und was sein wird, das ist eben noch nicht. Wie soll gar die Formung symbolischer Gestalten mit der Realität der Dinge in Einklang gebracht werden können, da, so ausdrucksvoll solche Symbole auch sein mögen, sie doch in der Natur selbst nicht vorkommen, also nur Abstraktionen repräsentieren, mit denen man niemand imponieren kann, die höchstens als Vogelscheuchen auf phantasievolle Gemüter Eindruck machen? Hier aber liegt gerade der Punkt, der über Wert und Unwert der Kunst entscheidet. Wert kann für den nüchternen Menschen nur das haben, was er als real in der Welt gegeben anerkennen muß. Die Darstellung von Erinnerungsbildern und phantastischen Allgemeinvorstellungen stützt sich aber nicht auf Realitäten, und da ohne Erinnerung und Phantasie die höhere Kunst unmöglich ist, so ist eben die Kunst für uns im Grunde bedeutungslos. Man kann nur sagen, daß sie zweideutige Werte erfindet, nicht aber echte Werte wirklich schafft. Und kurz und gut: man lasse uns endlich ungeschoren mit der Bedeutung der Kunst; sie taugt nur für überspannte Köpfe, für nüchterne Praktiker ist sie vollkommen entbehrlich.

Ich glaube wohl, daß das der Gedankengang des Durchschnittsmenschen im allgemeinen ist, dem der Stoff alles bedeutet, weil er es dabei doch mit solider Realität, nicht mit windigen Phantasien, zu tun hat. Und solange dieser Gedankengang der allgemeine ist, solange wird die Kunst darben und bestenfalls als Zeitvertreib, als Spiel, gelten. Aber die Epoche steht vor der Tür, in der unsere Kunstanschauung einen vollkommenen Umstoß erfahren und auf einmal aus dem wenig geschätzten Aschenbrödel eine angebetete Königin werden wird. Ich meine natürlich die höhere Kunst, die unsern geistigen Horizont erweitert. Nur in solcher Kunst ist Wiedergeburt der Religion möglich. Diese Zeilen sollen den Weg andeuten, der in die neue Epoche hinüberführen wird.

Die Welt ist extensiv nichts als Vorstellung. Das erkannten die alten Inder schon und, radikaler als Kant und Schopenhauer, stellten sie ein außerpsychisches Ding an sich in Abrede (was auch Berkeley tat). Aber die Sprache der Inder genügt uns nicht, da sie nicht wissenschaftlich exakt ist und auch nicht alle psychischen Faktoren berücksichtigt. In der Umwertung der alten uns geläufigen Weltanschauung repräsentiert das, was oben dargelegt ward, einen ersten Schritt, der wissenschaftlich gut begründet erscheint. Er besagt: die Welt ist Psyche und unsere Wahrnehmungsinhalte sind die Dinge selbst. Sie sind die Dinge im Raume; wie aber steht es nun um das Sein der Dinge in der Zeit? Was ist die Zeit? Wenn wir dem räumlichen Sein Realität zugestehen müssen, so folgt gleiches nicht ohne weiteres für das Sein in der Zeit. Und doch werden wir auch

zu dieser Anschauung gedrängt. Die Welt besteht real auch in der Zeit. Diese Erkenntnis ist geradezu das Fundament aller geistigen Weiterentwicklung des Menschengeschlechts.

Wir wissen, daß jede Wahrnehmung, unmittelbar nachdem sie in unserem Bewußtsein aufgetaucht ist, zur Vorstellung wird. Unter Vorstellung versteht man das Erinnerungsbild, das in unserer Psyche zurückbleibt und uns immer zur Verfügung steht. Nur scheinbar gehen uns Erinnerungen verloren; in Wahrheit gibt es keine einzige ehemalige Wahrnehmung, der wir uns nicht unter günstigen Umständen wieder entsinnen könnten. Das Gedächtnis ist jener Teil unseres Bewußtseins, der den nichtgegenwärtigen Erfahrungsinhalt umschließt. Wo befindet sich aber dieser Erfahrungsinhalt? Hat das Gedächtnis seinen Sitz im Hirn, wo die Wahrnehmungen nicht enthalten sind? Das kann nicht wohl möglich sein, denn eine Erinnerung ist doch auch etwas Psychisches und im Gehirn gibts nur Nervenvorgänge. Im Raum um uns her sind aber die Erinnerungen gewiß nicht. Sie sind ja selbst räumlich, würden daher den Wahrnehmungen den Platz wegnehmen. Somit bleibt nur die Annahme übrig, daß sie zwar doch im Raume, aber nicht im gegenwärtigen enthalten sind. Daß, indem sie in die Vergangenheit versinken, auch der Raum, der sie barg, mit ihnen versank; daß also in der Zeit zahllose Räume aufeinanderfolgen, die unmerklich ineinander übergehen und von denen immer nur einer, und zwar in jedem Moment ein neuer, uns als Gegenwartsraum gegeben ist. Die Dinge bestehen direkt in den Erinnerungen fort, kurzum: die Welt ist in der Zeit real.

Keine Erkenntnis wirkt wohl verblüffender als diese, keine ist aber im Grund selbstverständlicher. Es gibt nichts Tristeres als die Art und Weise wie die physiologisierende Psychologie mit den Erinnerungen umspringt, die sie in bestimmte Hirnzellen oder Hirnstrukturen einmietet, ganz außer acht lassend, daß für das Zustandekommen einer Wahrnehmung — wenn man diese im Nervensystem entstehen läßt — wenigstens ein sensorischer Apparat Voraussetzung ist, die Erinnerung aber, die im Traum volle Lebenswahrheit annimmt, allein durch eine molekulare Hirnstruktur bedingt sein soll. Doch würde es mich viel zu weit führen, wollte ich die Unhaltbarkeit dieser Anschauung darlegen; wer sich dafür interessiert, sei auf meinen Artikel in der „Wiener Klinischen Rundschau": „Das Wesen der Zeit", 1905, Nr. 11 und 12, verwiesen.

Unabweisbar drängt sich die Folgerung auf, daß Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder identische Dinge, nur in verschiednen Räumen gelegen sind. Wer möchte nun, wenn er die Realität der Welt in der Zeit zugeben muß — und ich wüßte nicht, mit welchem Recht sie geleugnet werden könnte — bestreiten, daß der Künstler, der eine Bewegung oder Tonfolge als Einheit erfaßt, über die zeitliche Welt der Dinge eine Herrschaft ausübt, die andern Menschen nicht gegeben ist? In gewissem Grade ist solche Herrschaft allen Menschen eigen, sonst wüßten wir überhaupt nichts vom Ausdruck einer Bewegung oder von einer Melodie; sukzessiv assoziative Verknüpfung der Folgezustände genügt nicht zu solcher Erfassung. Aber daß die weitaus meisten Menschen nicht zur Ausübung der Künstlertätigkeit befähigt sind, das erweist doch die weit stärkere Anschauungskraft des Künstlers, die nicht anders denn als ein besonders hohes Maß von Herrschaft bezeichnet werden kann. Wer aus dem Schatz seiner Erfahrung heraus ein Drama oder Epos zu gestalten, also die mannigfachen Schicksale verschiedener Menschen in ein einheitliches Bild zusammenzudrängen vermag, der beherrscht doch ganz gewiß seine Erfahrung und weil diese eben nichts anderes als die zeitliche Welt selbst ist, somit auch diese. Obgleich nun

auch die Darstellung des geistig erfaßten Bildes in einem Drama oder Epos die Einheit natürlich wieder in eine Sukzession von Worten auflöst, so muß dem Dichter die Einheit doch notwendigerweise vorgeschwebt haben, da auch die Zuschauer und Leser diese Einheit nachzuempfinden vermögen. Durch das Kunstwerk erleichtert der Künstler uns die geistige Anschauung, und da möglichst vollkommne geistige Anschauung für uns das Wichtigste ist, so fördert uns ein Künstler ungemein.

Mancher denkt vielleicht, Wissenschaft sei wichtiger als Kunst, weil Erforschung des Wesens der Natur der Lebenspraxis zu gute kommt, viel weniger aber vervollkommnete Anschauung. Gewiß hat Erkenntnis innerer Zusammenhänge, die energetische Erfassung der Welt, für uns die allergrößte Bedeutung und ich als Wissenschaftler bin der letzte, das zu bestreiten. Aber Kunst ist direkt als Atmosphäre zu bezeichnen, in der wir leben, da unsre ganze Existenz von Vorstellungen beherrscht wird und Kunst die Bildung der ausdrucksvollsten Vorstellungen vermittelt. Unsre Welt ist geistiger Art, Ideen umlagern uns von allen Seiten, ihnen gemäß erbauen wir Staat, Heimat, Sitte, Religion und alle Regenten unsrer Handlungen, und wer sie klar und deutlich erbaut, ist ein Künstler. Wie will man das allgemeine stetig wachsende Bildungsbedürfnis der Menschen anders erklären als aus dem Bestreben, alle individuellen Bewußtseinsschranken niederzureißen und die ungeheure geistige Welt zur allgemeinen zu machen? Offen soll Gegenwart, Vergangenheit und womöglich gar die Zukunft vor uns liegen, denn unser geistiges Tun ist ein unzeitliches; die gesamte Zeit umschließt nur die Materialien für Bildung der Ideen, die unser Leitstern im Leben sind. Je breitere Zeiträume wir übersehen, zu um so höheren Ideen können wir uns aufschwingen. Und unser Mitteilungsbedürfnis entspringt aus demselben Grund wie das Bildungsbedürfnis. Was wir Neues erschauen, teilen wir mit, nicht aus eitler Ruhmsucht, sondern aus Pflichtgefühl; denn auch wir selbst lechzen ja nach den Anschauungen der anderen, die unsern Horizont erweitern können. *Kunst ist ihrer praktischen Seite nach Ausfluß des tiefen Strebens im Menschen, mit andern dieselbe Welt zu bewohnen, in die hinein leider nur so wenige und enge Fenster Einblick gewähren.* Wir rissen am liebsten ganz die Mauern ein und sähen dann unmittelbar gemeinsam, was jeder jetzt gesondert sieht. Dann wäre Kunst überflüssig — soweit sie Mitteilung ist; ohneweiteres würde uns die Kunst eines andern — soweit sie Anschauung ist — mitgeteilt.

Um die Umschmelzung der Dinge in symbolische Gestalten würdigen zu können, muß zunächst den Phantasievorstellungen ein Wort gewidmet werden. Die Wahrnehmungen befinden sich im gegenwärtigen Raume, die Erinnerungsbilder in vergangenen Räumen; wo aber sind die Phantasiebilder? Sie waren ja niemals Wahrnehmungen, also auch nie in einem Gegenwartraume; so können sie, sollte man folgern, auch nicht in Räumen der Vergangenheit sein. Aber diese Folgerung ist nicht berechtigt. Zunächst müssen wir fragen, was eine Phantasievorstellung ist. Sie baut sich aus demselben Fleisch und Blut auf, wie jede andere Vorstellung, da sie der Erfahrung entstammt und, wenn auch nicht identisch mit einer ehemaligen Wahrnehmung, doch aus Wahrnehmungen hervorgegangen ist. Sie ist umgeformte oder erweiterte Wahrnehmung und die Umformung oder Erweiterung ist nur durch die Existenz anderer Wahrnehmungen (und Vorstellungen) möglich. Wir stellen uns etwas vor, nicht so wie es war, sondern wie es doch möglicherweise hätte sein können. Selbst wenn ich mir das unglaublichste Ungeheuer vorstelle, zusammen-

gewürfelt aus den widersprechendsten Eigenschaften, die niemals in dieser Vereinigung als Wahrnehmung realisiert angetroffen werden, so heißt das doch nicht, daß dies Ungeheuer wirklich ein ganz unmögliches Gebilde ist. Wäre es ganz unmöglich, dann könnte ich's mir nicht vorstellen; weil ich's mir vorstellen kann — also z. B. die Chimäre, die vorn Löwe, mitten Ziege und hinten Drache ist — so muß es möglich sein. Aber wie? fragt man. Auf diese Frage sei die Antwort versucht.

Man bedenke doch, daß Realisierung des Zeitinhalts die Zerstückelung des Zeitbewußtseins aufhebt und eine Geistwelt schafft, in der alles, was wird und war, schon und noch ist. Materielle Gesetze, die in der Körperwelt des Raumes herrschen, gelten für diese Geistwelt nicht; hier herrschen nur Assoziationsgesetze. Da gibt's keine Entfernungen — weder räumliche noch zeitliche — denn ich kann alles assoziieren, wenn nur eine innere verwandtschaftliche Beziehung vorliegt. Die Palme im Warmhaus steht neben der Palme in der Wüste und neben der Palme des Tertiärs. Es entscheiden also die Eigenschaften der Dinge, nicht ihre Räumlichkeit und Zeitlichkeit, d. h. ihre Einordnung in eine Raumesbreite und in eine Zeitfolge. Wir können das Qualitativgleiche oder -verwandte in ein Bild zusammendrängen, mag es auch noch so weit voneinander distanziert sein. Ist das nun etwas wesentlich anderes, als es weiter oben für das Verhalten des Künstlers der Wahrnehmungswelt gegenüber, in der er ein Bild sieht, als charakteristisch geschildert wurde? Bei jeder Bilderfassung in der Körperwelt wird der Raum überwunden; bei der höheren Bilderfassung in der Geistwelt wird die Zeit überwunden. Dieser Vorgang ist uns geläufig, denn wenn wir uns erinnern, tun wir nichts anderes. Aber die Phantasie ist stärker als die Erinnerung. Sie reißt auch zusammen, was in der Erfahrung gesondert ist, wenn sie nur einen Gesichtspunkt findet, unter dem es sich zusammenschmieden läßt. Sie findet Beziehungen, die der gewöhnlichen Betrachtung ganz entgehen. Sie herrscht, wo diese stümpert. Sie macht aus der Erfahrungswelt eine ganz neue.

Also: das Material der Phantasie ist in der Erfahrung und demgemäß in der räumlich-zeitlichen Welt enthalten, aber eine starke geistige Veranlagung beherrscht das Erfahrungsmaterial und schmilzt es in Phantasievorstellungen um, indem sie an einen beliebigen Kern ankristallisieren läßt, was sich mit dem Kern zu bestimmtem Ausdruck vereint. Für die Phantasie gibt es nur Charaktere, nicht Raum und nicht Zeit und die Charaktere werden nach Gesetzen geordnet, die in Raum und Zeit nicht wirksam sind. Der innere Gehalt, die Beziehung des Willens zur Form, ist allein maßgebend; die Phantasie strebt danach, für jede Willensregung die ausdrucksvollste Form zu finden und da sie das Material dazu der real existierenden Welt, nicht bloß einem subjektiven und abstraktiven Vorstellungsschatze entnimmt, so sind auch ihre Gestalten Realitäten. Im Grunde genommen kann uns das gar nicht wundernehmen, da wir in Wahrheit Phantasievorstellungen einen überaus bedeutsamen Wert einräumen. Ehre, Staat, Vaterland, Tugend, Wahrheit, Schönheit, Gott, Teufel: das sind Phantasievorstellungen, deren Einfluß wir uns nicht entziehen können; es bliebe ganz unerfindlich, wie sie für uns wichtiger als unser körperliches Wohlbefinden sein sollten, wenn sie nichts als leere Abstraktionen wären. Der Gott oder Engel, den unsere Phantasie schaut, existiert in Wirklichkeit so gut wie der Erfahrungsinhalt, dem wir das Material zur Gottformung entnehmen. Gott ist, wie Feuerbach mit Recht sagte, das Produkt der Menschen, aber darum ist er doch ebenso wirklich als alles übrige in der Welt. Denn unsere Produzierung ist ja in Wahrheit

gar keine, sondern nur Anschauung dessen, was in der Welt realiter gegeben ist. Nur von der Art der Anschauung hängt es ab, ob wir die Welt als ganz gewöhnliche Empfindungswelt oder als Welt der Bilder oder als Welt der symbolischen Phantasiegestalten sehen.

* * *

Eingangs sagte ich: Kunst ist eine besondere Art der Weltbetrachtung. Jetzt sage ich: Kunst ist eine besondere Art des Lebens. Kunst ist Vorstufe eines höheren Lebens. Es ist ein freies, rein geistiges Leben, dem meiner Ansicht nach die Menschheit mehr und mehr zusteuert. Wir befinden uns jetzt in einer Gärung, wir sind krank geworden durch den Gegensatz von Psyche und Physis, der uns unüberbrückbar erscheint. Aber, wie ich glaube, steht die Krisis vor der Tür, ein allgemeines Besinnen wird erfolgen und, indem die Bedeutung des Geistigen ganz zum Bewußtsein kommt, wird eine Umschätzung aller Werte eintreten; die Menschheit wird wieder religiös, zugleich innerlich stark, gesammelt und zu neuer epochemachender Tätigkeit befähigt werden. Während die Kunst jetzt nur Surrogat ist, wird sie dann das wichtigste Lebensmittel sein. Bis jetzt kämpfte die Menschheit in erster Linie um die stofflichen Nahrungsmittel; die künftige Menschheit wird diese Kraftvergeudung ausschalten und nur mehr ein Ringen um geistige Nahrungsmittel kennen; zur Ausgestaltung des geistigen Lebens werden alle, auch die jetzt noch nicht assimilierten Nationen, ihren Anteil beitragen. Soll ich zum Schluß das Gesagte in ein knappes Bild zusammendrängen, so sei folgendes ausgesprochen: Die Menschheit hat bis jetzt teils gewacht, teils geträumt. Im Wachen wurde sie von stofflichen Interessen beherrscht, die einzig als wirklich reale galten und denen die ganze Kraft des Wollens zugewendet wurde. Im Traume lebte sie dagegen nur im Geistigen, war aber unvermögend, die Fülle lebendiger Gesichte dem Willen unterzuordnen, und nannte diese Lebenshälfte deshalb den Traum, was einen verächtlichen Beigeschmack hat. Dieser Zwiespalt muß überwunden werden, der Traum muß zum organischen Bestandteil unseres Willenslebens werden, d. h. unsere geistige Anschauung muß lebensvoll werden, ohne daß dabei der Wille aufgehoben erscheint. Mit kurzem Wort: die Menschheit muß genial werden! Genialität ist klare, bildartige Anschauung im Banne des Willens. Was jetzt dem Künstler nur zukommt, muß allen Menschen einst zukommen, weil nur in dieser Vervollkommnung der Zwiespalt unseres Seins überwindbar erscheint. Und ist ein Streben nach Genialität nicht bereits allgemein nachweisbar? Noch nie hat der Dilettantismus so geblüht wie jetzt; ein Dilettant ist aber nichts anderes als ein Mensch, der gern ein Genie sein möchte, es aber nicht zu stande bringt. In solchen Wünschen offenbart sich ein Entwicklungsziel. Es würde mich gar nicht wundern, wenn über kurz oder lang ein genialer Stamm aufträte, der unsere ganze heutige Kultur über den Haufen wirft. Möchte dieser Stamm, dessen Mitglieder sämtlich Künstler wären, doch recht bald kommen!

Ein nachgelassener Roman von Karl Emil Franzos.

Von Eduard Engel (Berlin).

Karl Emil Franzos, dessen viel zu frühen Tod liebende Freunde und eine dankbare Leserwelt noch immer beklagen, hat zu den Erzählern gehört, die nie so recht in den starken Schwung der Mode gekommen sind, jener Mode, die seit fast einem Menschenalter in Deutschland herrscht und von der doch so wenig zurückbleiben wird: des philosophierenden Romans. Er war „nur" ein Erzähler, und die künstlerische Bedeutung des gut erzählenden Romanes, bei uns nie nach ihrem vollen Wert geschätzt, leidet zur Zeit unter der falschen Wertung einer Mischgattung: des Romanes, in dem nicht die Menschengestalten die Hauptsache sind, auch nicht sein sollen, sondern die angeblich tiefen Weisheiten, die sie oder der Verfasser durch sie ausspricht. Unsere besten Erzähler, so z. B. auch Rudolf Lindau, haben niemals denselben Erfolg geerntet wie die mittelmäßigen Erzähler und unkünstlerischen Menschenschilderer, die in erzählender Form alle möglichen Zeitfragen behandeln: Sozialpolitik, den Gleichheitskampf der Frau, den Gegensatz zwischen alter und neuer Religion und dergleichen. Weit weniger als in Frankreich haben selbst die gebildetsten Leser Verständnis für die Reize vollendeter Erzählungskunst, und wenn in einem Roman nicht mindestens irgend eine „Frage" aufgeworfen und mehr oder minder gelöst wird, so glaubt der Leser, seine Zeit damit verloren zu haben. Diese Betrachtungsweise erzählender Kunstwerke ist schon sehr alt, und nur als ein ganz besonders merkwürdiges und spaßhaftes Beispiel führe ich ein Urteil von Novalis über Goethes Wilhelm Meister an: „Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind gänzlich vergessen", weil nämlich für Novalis und die Romantiker überhaupt nicht genug Philosophie in Wilhelm Meister steckte. Das aber lehrt die ganze Literaturgeschichte, daß in der erzählenden Dichtung alle Mischgattungen von Übel sind, daß alle philosophischen Romane auch die berühmtesten, untergehen und nur solche über der ungeheuren Flut der Romanliteratur schwimmen bleiben, die ganz einfach Menschenschicksale erzählen oder „von gewöhnlichen menschlichen Dingen" handeln.

„Der Pojaz", die Nachlaßdichtung von Franzos ist schon 1893 entstanden, aber aus mir unbekannten Gründen von dem Dichter zurückgehalten worden. Pojaz bedeutet in der halbasiatischen Judensprache Galiziens einen Schauspieler — jedenfalls von Bajazzo abgeleitet. Der Roman erzählt das ergreifende Schicksal eines armseligen Judenknaben aus jenen Gefilden, deren grauenvolle Barbarei uns Franzos in so vielen Novellen seiner sechs Bände „Land und Leute des östlichen Europa" und in dem Roman „Moschko von Parma" unvergeßlich geschildert hat. Die Zeit wird kommen, wo auch in Halbasien, auch in seinen Judendörfern, das Licht rein menschlicher Bildung leuchten wird; alsdann werden Franzos' Dichtungen, abgesehen von ihrem Wert als Erzählungen, für kulturgeschichtliche Urkunden ersten Ranges gelten. Eine solche ist auch der Roman vom jüdischen Pojaz, in dem noch mehr als in Franzos' älteren Dichtungen der Kampf einer aus der Finsternis zum Licht strebenden Seele Inhalt und Ziel dieses dichtenden Kulturgeschichtschreibers bildet. Eine unheimliche Welt voll Aberglauben, Unwissenheit, sittlicher Blindheit tut sich vor uns auf, eine Welt, so seltsam, als läsen wir von wildfremden Völkerschaften, von den Ainos in Japan, von den Feuerländern oder den Papuas.

Und die Menschen, in deren Mitte sich diese Dinge begeben haben, ja noch heute begeben, sind ein Volk von eifrig studierenden Bücherlesern, ein Volk von frühreifen Gelehrten: müssen doch die jüdischen Knaben im österreichischen und im russischen Riesenghetto schon mit zehn Jahren nicht nur die Schriften des Alten Testamentes lesen und verstehen, sondern an der Hand des Talmuds philologisch und religionsphilosophisch erklären. Das Lesen aber eines deutschen Buches setzt jeden dieser jungen Menschen der Gefahr aus, in den Bann getan und mit vernichtendem Fluche belegt zu werden. Und in dieser uns einen Schauder einflößenden Welt läßt Franzos einen Knaben groß werden, wie wir deren aus der Geschichte des letzten halben Jahrhunderts einige kennen: hochbegabt, nach menschlicher, deutscher Bildung verlangend, die sie doch nur nach den furchtbarsten Kämpfen mit ihrer Umgebung erobern können. Ein jüdischer Knabe im österreichischen Galizien, um 1850, der Schauspieler werden will, ist eine durch und durch tragische Erscheinung, und tragisch ist auch seine Entwicklung, wie sie uns Franzos mit ergreifender Kraft und aus genauester Kenntnis jenes unbekannten Weltteils miterleben läßt. Der Pojaz ist ein Bildungsroman wie nur irgend einer in unserer reichen Literatur seit dem Wilhelm Meister. Seine Aufgabe war noch viel schwieriger, denn im Wilhelm Meister, wie in dessen zahlreichen Nachschöpfungen handelte es sich um den Lebensgang eines Menschen in einer gegebenen höheren Bildungswelt; der Held des Franzosschen Romans haftet in der grauenvollsten Unbildung durch Geburt und Erziehung und will in eine ganz andere Bildungswelt emporbringen, ja in die höchste von allen: in die der Kunst. Bevor er ans Ziel gelangt, das er sonst wohl erreicht haben würde, zerbricht sein schwacher Körper, und hiemit ist der Roman zu Ende. Wertvoller noch wäre eine Erzählungsdichtung geworden, die den dornenvollen Bildungsweg bis an sein Ende gezeigt hätte. Dennoch stehe ich nicht an, den „Pojaz" für Franzos bedeutendstes Werk nach seinem „Ein Kampf ums Recht" zu erklären. Es gibt Stellen darin von vollendeter Kunst und unwiderstehlicher Wirkung, so die Schilderung der ersten Bekanntschaft des bildungslosen jüdischen Knaben mit Shakespeares „Kaufmann von Venedig" und Lessings „Nathan". Auch sprachlich steht der „Pojaz" sehr hoch: manche österreichische Eigenheiten älterer Dichtungen von Franzos sind hierin glücklich abgestreift, und es wird für seine Freunde immerdar eine Quelle des kummervollen Bedauerns sein, daß dieser große Erzähler und wahrhaft edle Mensch sich nicht an dem Erfolge seines aus tiefster mitempfindender Seele geflossenen Werkes hat erfreuen können.

Chronik.

Städtebau.

III.

Der Garten im Stadtbild.

Die großangelegte baulustige Epoche der Fischer v. Erlach, welche die Glanzzeit der Wiener Monumentalbaukunst bildete, hat auch mit Gartenanlagen ihre charakteristischen Züge in das Wiener Stadtbild eingetragen. Und was damals als Lustschloß, Favorita, Sommerpalast weit außerhalb des befestigten Stadtkerns lag, ist heute so tief in das Häusermeer eingebettet oder von seinen steigenden Fluten so eng umschlossen, daß es bestimmend auf Planbildung und Stadtphysiognomie einwirkt. Wir danken dieser Zeit die wertvollsten grünen Flecken, die heute den Stadtplan zieren, und so viel auch schon von diesem kostbaren Erbe vergeudet wurde, es ist noch reich genug, um einen stolzen Besitz zu bilden.

Zerstört sind namentlich viele kleinere Anlagen in den Vorstädten und Vororten, die einst zu ländlichem Aufenthalt dienten und später lange Zeit von Häusern umschlossen, grüne Oasen bildeten, in deren alten Kastanienalleen und streng geschnittenen Laubwänden der architektonische Geist barocker Gartenkunst weiterlebte. Ein liebenswürdiges Vermächtnis dieser Zeit wurde von unseren Großvätern weitergepflegt. Der kleine Hausgarten des Vorstadthauses in seiner engen Verbindung mit offenen Hofanlagen ist glücklicherweise noch häufiger anzutreffen, obwohl auch er von den vielstöckigen Neubauten bedroht, nur mehr eine kurze Lebensdauer vor sich hat.

In der Blumenfreude der Biedermeierzeit, die das Kunstgewerbe beherrschte und auch von der Literatur vielfach widergespiegelt wird, lag ein starker Hebel, der zur Gartenpflege führte. Sie lebte bei hoch und niedrig und verschaffte auch dem Kaiser Franz seinen populären Titel: „Blumenkaiser". Wie der Monarch in seinem Kaisergarten mit den sorgfältig gepflegten Treibhäusern eine Art Privatheiligtum besaß, zu dem er sich von den Mühen des Regierungsgeschäftes zurückzog, um seine Pflanzenliebe zu betätigen, so strebte auch der Bürger auf dem engsten Grundstück noch seinen Gartenfleck zu retten, dem er viele Freuden verdankte.

Dieses persönliche Verhältnis zur Natur, ebenso wie das großzügige Bedürfnis der älteren Baukünstler, weite Terrainflächen ihren Ideen dienstbar zu machen, wurden durch das Anwachsen der Großstadt vernichtet. Die einst von höfischer Prunkentfaltung belebten terrassenförmigen Parkanlagen, welche zumeist an den ansteigenden Hängen der unser Wien umschließenden Bodenerhebungen disponiert und in strenger Abhängigkeit von großartigen Bauwerken errichtet wurden, sind heute, statt von Karossen und aristokratischem Lebensluxus von den Bewohnern der sie umgebenden Stadtteile erfüllt, deren Erholungsstätten und wichtigste Luftreservoirs sie nun bilden.

Denn die Gartenanlagen zwischen den Häusergruppen, die oft zusammengereiht ganz beträchtliche Flächen einnahmen, sind von den neuen Straßenzügen aufgezehrt worden und der Luxus des eigenen Gartens ist nur dem Einzelwohnhaus an der Stadtperipherie möglich geworden.

Dafür ist eine öffentliche Gartenpflege entstanden, welcher die schwierige Aufgabe zufällt, gegen die steinerne Gefahr ein grünes oder farbiges Bollwerk zu errichten. Wenn die Entstehung dieser öffentlichen Fürsorge auch ziemlich weit zurückreicht — war doch schon der Hofstatuarius Beyer, der den Schönbrunner Park mit figuralem Schmuck versah, als „Verschönerungsarchitekt" vom Hofe bestimmt und bemüht, die öffentlichen Anlagen Wiens zu verbessern — die wichtigste Periode für dieses Tätigkeitsgebiet fällt leider erst in die Zeit der ersten großen Stadterweiterung und damit in die Periode der sogenannten englischen Gartenmode.

So enorme Summen diese Epoche aber den Monumentalbauten widmete, so geringe Beträge wurden in öffentlichen Gartenanlagen investiert und die breiten Zonen unverbauter Flächen, welche den Stadtkern umschlossen, sind ohne erheblichen Gewinn an grünen Anlagen, zuerst in Straßenzüge verwandelt und schließlich noch teilweise von der Stadtbahnanlage absorbiert worden. Kleinere Städte sind glücklicher gewesen. Die Plantationen Krakaus haben einer ähnlichen Gefahr gut vorgebeugt; Wien dagegen muß heute seinen Schutzwall an der äußersten Peripherie suchen, es muß sich seine Grenzen vorausbestimmen, um die letzten großen Wald- und Wiesengebiete für die Zukunft zu retten. In dem vorhandenen Raum aber muß eine besondere Sorgfalt walten, um alle verfügbaren größeren Flächen zur Bepflanzung heranzuziehen.

Diese Erkenntnis ist seit einiger Zeit wieder zum Bewußtsein der maßgebenden Personen gelangt, ja, man ist bestrebt, Wien zu einer gartenreichen Stadt zu machen. Der alte Bestand privater Anlagen ist zum größten Teil öffentlich zugänglich gemacht und es ist der Gemeinde Wien auch mehrmals gelungen, größere alte Parkanlagen der Stadt zu er-

halten; wo es sich nur um eine Konservierung bestehender, fertiger Anlagen handelt, ist der Fall einfach, die rein gärtnerische Seite der Aufgabe ruht zweifellos in guten Händen. Anders steht es mit der künstlerischen Seite der Frage, wo neue Wegführungen, Einfriedungen und Niveauregulierungen in Frage kommen; diese im engsten Zusammenhang mit dem städtischen Baucharakter stehenden Dispositionen sind früher mit künstlerischem Empfinden gelöst worden. Die Zeit der sogenannten englischen Gärten mit ihren naturalistischen Imitationen großer Zufälligkeiten in engem Rahmen, hat den Baukünstler zum Schaden der Sache bei den Gartenanlagen umgangen. Erst in jüngster Zeit beginnt die Erkenntnis lebendig zu werden, wie eng der durch Menschenhand künstlich geordnete Pflanzenwuchs, die Wegeführung und Niveauregulierung mit den Bauwerken zusammenhängt, in deren Nähe die Neuanlagen vor sich gehen. Das sind Aufgaben, die nur von gewiegtem Geschmack und sicherem Empfinden gut gelöst werden können. Wenn wir z. B. sehen, wie unbefriedigend die unmittelbare Umgebung der Heiligenstädter Kirche kürzlich gestaltet wurde, als eine prächtige alte Parkanlage in verdienstvollster Weise in ihrer Nähe öffentlichen Zwecken nutzbar gemacht wurde, so fühlen wir die Entfremdung, die zwischen dem Gärtner und dem Baukünstler eingetreten ist, recht deutlich. So gut die einfachen alten Bauwerke, Wohnhäuser und Lusthäuser die, aus der Biedermeierzeit stammend, noch in der Nähe dieser Kirche erhalten sind, in ihre grüne Umgebung gestimmt sind — selbst bei großen Terrainschwierigkeiten — so schlecht ist dieselbe Aufgabe bei den meisten modernen Neuanlagen gelöst.

So weist auch die Wiener Cottageanlage eine Mustersammlung von Beispielen dafür auf, wie die Vorschrift der Vorgärtenbildung ohne Vorteil für das Straßenbild geblieben ist; wie die Bildung der Hausgärten ganz ohne künstlerisches Empfinden gehandhabt zu werden pflegt. Und doch hat gerade Wien eine Fülle prächtiger Anregungen für den Hausgarten erhalten — in jenen leider zu wenig beachteten und nicht genügend geschätzten Gärten der Biedermeierzeit und eine Reihe vortrefflicher Lösungen für den Zusammenhang monumentaler Werke mit ihren Umgebungen in den zahlreichen barocken Schloßbauten.

In Deutschland hat die Bewegung zur Hebung der Gartenpflege erfolgreich eingesetzt, welche das Studium alter heimischer Anlagen und die künstlerische Belebung neuer öffentlicher und privater Garten-, Straßen- und Platzbildungen fördert. Die Gartenausstellung in Darmstadt, in der von dem Wiener J. Olbrich vortreffliche Versuche mit Gartenbildungen von einheitlicher Farbengebung zu sehen waren, bot viele Beweise für diese Tendenz. Olbrich hat die Nachbarschaft alter barocker Gartenkunst zu schätzen gewußt und doch in modernem Sinne weitergebaut. Andere Architekten haben Versuche mit Hausgärten ausgestellt. Peter Behrens hat in Düsseldorf und Oldenburg bei Kunstausstellungen interessante Anlagen geschaffen. In öffentlichen Diskussionen wurden die Streitfragen lebhaft erörtert und auch die Kreise der sogenannten Gartenfachmänner wurden aufgerüttelt. Leider kennt Wien, außer einigen privaten Bemühungen, derartige Versuche noch nicht. Wohl ist durch Publikationen über englische und deutsche Bestrebungen, sowie durch einzelne Künstler der Boden vorbereitet worden. Es fehlt aber noch an öffentlichen Gelegenheiten zur Betätigung; die Werbekraft der Ausstellungen ist noch nicht in Aktion getreten. Bei größeren öffentlichen Aufgaben ist der künstlerischen Betätigung noch kein Spielraum gelassen worden.

Es wäre unendlich wertvoll für das Gelingen und Gedeihen der privaten und öffentlichen Gartenpflege, wenn bei dem erwachenden Interesse für die Bedeutung dieser Angelegenheit, wenn bei den wachsenden Mitteln, die ihrer Lösung zur Verfügung gestellt werden, nicht bloß der Sanitätsreferent und der Gärtner sondern auch die Baukünstler eine gebührende Rolle zugewiesen erhielten.

Hartwig Fischel.

Besprechungen.

Dr. Gustav Seidler: „Das juristische Kriterium des Staates". Tübingen (Mohr).

Es klingt paradox, daß die Wissenschaft vom Staate, deren Pflege so weit zurückreicht wie das Staatsleben selbst, noch nicht zu einer voll befriedigenden Bestimmung des Staatsbegriffes gelangt ist. Natürlich kann bei einem Wissensgebiete, das zu seinen Ahnherren Aristoteles zählt, der Grund nicht in der Mangelhaftigkeit des wissenschaftlichen Apparates gelegen sein; er liegt vor allem in der Vielseitigkeit der zu erforschenden Erscheinung, welcher auch die Vielseitigkeit der Betrachtungsweise entspricht. Die antike Staatslehre beschäftigt vorzüglich die Frage des Staatsideals, das christliche Mittelalter das Verhältnis der staatlichen zur kirchlichen Gewalt. Erst die naturrechtliche Staatslehre wendete, allerdings dem wirklichen Leben vollkommen entrückt, die Formen des Rechtes auf die Erscheinungen des Staates an, und nachdem durch Machiavelli und Bodin die Rückkehr zur Wirklichkeit, wenn auch in parteipolitischer Richtung vollzogen worden war, erschien die Grundlage für die Auffassung des Staates als einer rechtlichen Ordnung ge-

geben. Der politische und wissenschaftliche Umschwung am Ende des XVIII. Jahrhunderts läßt in dem Bestreben, das innerste Wesen des Staates zu erforschen, neben dem Staatsrechte eine Naturlehre des Staates entstehen; Namen wie Schleiermacher, Mohl, Stahl, Bluntschli, Spencer, Jellinek kennzeichnen die Etappen und verschiedenen Richtungen dieser Lehre.

Der Erforschung der juristischen Kriterien des Staates ist auch die vorliegende Arbeit des Wiener Universitätsprofessors Gustav Seidler gewidmet. In der richtigen Erwägung, daß erst dann die juristischen Merkmale des Staates erkannt werden können, wenn über das reale Wesen desselben Klarheit herrscht, behandelt der Verfasser im ersten Teile den Staat als soziale Erscheinung. Die Gesetze der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, vor allem die psychologische Wechselwirkung der Individuen und sozialen Kreise aufeinander führen zur Entstehung sozialer Lebensformen. Im Staate haben dieselben nun eine spezifische Entwicklungsstufe erlangt; sie verdichten sich hier zu bestimmten, von der Rechtsordnung ergreifbaren Beziehungen, welche eben die juristischen Kriterien des Staates bilden. Die Darstellung der Bildung verschiedener sozialer Lebenskreise bietet dem Verfasser die Gelegenheit zu sehr anregenden Ausführungen, namentlich über das Verhältnis zwischen Recht und Sitte, die Beziehungen zwischen Staat und Recht. Etwas unvermittelt erscheint dagegen der Übergang zur Darstellung des Staates als der höchsten Stufe sozialer Lebensformen. Wenn auch beim sozialen Organismus die letzten Gründe des Entstehens neuer Lebensformen ebenso in mystisches Dunkel gehüllt sind wie beim biologischen, so findet sich hier doch eine so reiche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vor- und Zwischenstufen der Entwicklung, daß das unmittelbare Eingehen auf die Analyse der spezifischen Merkmale des bereits fertig vor uns stehenden Staates nicht ganz gerechtfertigt scheint. Hier hätten wohl die Forschungen Ratzels, Bastians, Kohlers u. a. manchen Fingerzeig für die schließliche Entwicklung geboten.

Die Erkenntnis des Staates als jener Entwicklungsstufe sozialer Lebensformen, auf welcher ein seßhaft gewordenes Volk gemäß einer durch psychische Wechselwirkung der einzelnen im Verlaufe der Generationen ausgebildeten Lebensordnung unter einer zentralen, regulierenden Willensmacht sein Dasein erfüllt, bildet die Grundlage für die rechtliche Erscheinung des Staates, deren Darstellung der zweite Teil der Arbeit Seidlers gewidmet ist. Eine Analyse der wichtigsten hier in Betracht kommenden Beziehungen des Staates, als der Rechtssubjektivität desselben, seines Verhältnisses zum Gebiete, den Bewohnern und insbesondere den Organen führt zur juristischen Definition des Staates als eines mit Personal-, Gebiets- und Organhoheit ausgestatteten Hoheitssubjektes. Während hinsichtlich der beiden erstgenannten Merkmale in der heutigen Staatsrechtsliteratur im wesentlichen Übereinstimmung herrscht, bedeutet die Feststellung des dritten Kriteriums des Staates, des Vorhandenseins konstitutiver Organe, welche ihre Rechtsstellung in originärer Weise innehaben, gegenüber der herrschenden Lehre, welche hier das unbestimmte Merkmal der Staatsgewalt setzt, einen dialektischen Fortschritt, welcher namentlich für die Beurteilung des Staatscharakters der nichtsouveränen Staaten und der verschiedenen Zwischenbildungen zwischen Staat und Kommunalverband von Wert ist. Die letzten Abschnitte der Seidlerschen Arbeit ziehen nun die Probe auf die Richtigkeit der gefundenen Kriterien des Staates durch deren Anwendung auf die verschiedenen nichtsouveränen Staaten und staatenähnlichen Gebilde. Für uns von besonderem Interesse ist u. a. die Vergleichung des staatsrechtlichen Charakters Kroatiens mit demjenigen der österreichischen Kronländer; jenes wird als Staat, diese werden als bloße Kommunalverbände gekennzeichnet. Bei den Kronländern sind allerdings außer der vom Verfasser hervorgehobenen Gegenzeichnung der Landesgesetze durch die Staatsminister wohl auch noch andere Momente maßgebend, insbesondere die mangelnder Personalhoheit.

Der Hauptwert der Seidlerschen Arbeit, die namentlich durch ihren steten Blick auf die realen Verhältnisse überaus anregend wirkt, liegt somit nicht so sehr in der Feststellung neuer juristischer Gesichtspunkte als in der Klärung und Vertiefung der bisher von der Wissenschaft gewonnenen Ergebnisse auf dem Wege zur Erkenntnis der rechtlichen Natur des Staates. Eine erschöpfende Lösung dieses Problems wird allerdings kaum jemals gelingen. Denn im Gegensatze zu den Naturerscheinungen befinden sich die sozialen Erscheinungen schon vermöge des Eingreifens individueller Willensmächte in beständiger wechselvoller Entwicklung, die namentlich im Leben der Staaten in verschiedener Art und Raschheit verläuft und die Feststellung allgemein gültiger Gesetze erschwert. Es wird sich denn auch die Forschung nach der Natur des Staates der Wahrheit nur asymptotisch nähern, ohne diese jemals gänzlich ergründen zu können. Dr. v. Herrnritt.

„Serbien unter König Peter I." Von Konsul Heinr. Bothmer. Berlin-Charlottenburg, 1906.

Der in Berlin bestehende „Deutsch-österreichische Orientklub" hat den 7. Jahrgang seines

Jahrbuches der Beschreibung von Serbien gewidmet. Es ist eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des Landes und seiner Einrichtungen, die immerhin zu loben ist, wenn auch einige Irrtümer unterlaufen sind, die Schattenseiten der Verwaltung nicht genügend betont werden und der Gegenstand überhaupt etwas zu wohlwollend behandelt erscheint. Durch die Herausgabe dieses Buches hat der Berliner Orientklub sicherlich etwas Nützlicheres getan als unser „Orientverein", der in Wien seinen Sitz hat. Dieser begnügt sich damit, langweilige Vortragsabende zu veranstalten, an denen zumeist Dinge besprochen werden, die dem Vereinszweck ziemlich ferne liegen. Dabei hat aber gerade Österreich das nächste und stärkste Interesse am europäischen Orient und insbesondere an Serbien. Aus der Handelsstatistik geht hervor, daß von der Gesamtausfuhr Serbiens im Jahre 1903, die einen Wert von zirka 60 Millionen Dinar hatte, Waren im Betrage von 51·3 Millionen nach unserer Monarchie gingen. Sie nimmt auch in der Einfuhr des Landes die erste Stelle ein; von den eingeführten Waren, im Werte von 58·2 Millionen, stammten für 35·3 Millionen Dinar aus Österreich-Ungarn. —nk—

Eduard Engels Geschichte der englischen Literatur. (6. Auflage, Leipzig, Julius Baedeker, 1906.)

Läse das kaufende Publikum jemals fachliche Kritik, so hätte Engels Werk vielleicht niemals, sicherlich nicht in verhältnismäßig kurzer Zeit sechs Auflagen erlebt. Erst wurde das Buch von Kölbing in den „Englischen Studien" erschlagen; dann kam Wülker und schlug es in der „Anglia" noch einmal tot; und als Engel sich (als wissenschaftliche Leiche!) seiner Haut zu wehren versuchte, wurde er zum dritten Male endgültig, definitiv umgebracht und unter mancherlei falschen Daten sowie anderen zentnerschweren Verbrechen begraben. Die Philologen Kölbing und Wülker übten gerechte Wiedervergeltung, als sie dermaßen über den Berliner Schriftsteller herfielen, denn er hatte in seiner Literaturgeschichte den ganzen Stand der Philologen gröblich herausgefordert. Man höre nur, was der Goliath unter anderem den braven Gelehrten zurief: „Ihr habt in eurem Stumpfsinn keine Ahnung von der Größe Shakespeares, denn ihr habt nie seine Dichtungen studiert sondern nach Nebendingen geforscht."

Nein, so was! Wurde er da nicht mit Recht von den so gehöhnten Philologen dreimal erschlagen?

Also das Buch Engels ist wissenschaftlich tot und ist insoferne für mich nicht auf der Welt, umsoweniger als er in der Probe aus Beowulf nicht eine einzige Textverbesserung der neuesten Ausgaben aufgenommen hat. So ein verstockter Sünder! Wenn ich trotzdem das Werk hier anzeige, so hat das seinen ganz besonderen Grund: ich möchte dem toten Buche eine kleine Nachrede halten zu Nutz und Frommen der kleinen Gemeinde, die sich gelegentlich für englische Literatur und Literaturgeschichte erwärmt.

Der Erschlagene hatte sehr viele Fehler; gewiß. Abgesehen von den kleineren und größeren Versehen, die ihm Kölbing und Wülker nachgewiesen haben, muß ich ihm nachsagen, daß er zu viel Schale und wenig Kern bot; daß er maßlos übertrieb; daß er engherzig ein Kunstideal anbetete, das weit mehr ein Kunstidol ist; daß er gegen ganze Perioden und Menschenklassen ungerecht war, weil er sich nicht die Mühe nahm, sie zu verstehen. Wenn er uns sagte, daß Spensers gläubige Hingabe an die Gebilde seiner Phantasie den Leser mit einer gewissen Rührung erfüllen; daß man beim Lesen der „Pilgerfahrt" von Bunyan den Eindruck einer stilistischen Knochenerweichung bekommt; daß Tennyson von seinen Lesern keine große Anstrengung verlange — so sind das leere Worte, die sich übrigens leicht widerlegen lassen. So ist z. B. die Auffassung einer Anzahl von Stellen in Tennysons „In Memoriam" noch nicht sicher und einige der kräftigsten Redensarten in der englischen Sprache stammen aus der „Pilgerfahrt". Die Schwärmerei für Spensers Hochzeitslied wird den meisten Menschen ebenso unbegreiflich erscheinen wie der Ausspruch, daß Shelleys „Cenci" vielleicht die letzte große Tragödie seit Schillers Tod sei. Und nun gar die gußeiserne „Kunst" Engels!

Zwei Drittel der englischen Dichtung fallen ins Wasser, wenn man diesen Maßstab anlegen wollte. Natürlich fällt es ihm gar nicht ein, immer die Kunsttheorie hervorzuholen, so daß der Leser eigentlich keine rechte Vorstellung davon bekommt, was nach Engel Kunst ist, was nicht. Am meisten stieß er ab, wo er aus Mangel an Verständnis — im Sinne des englischen sympathy! — ohne viel Bedenken den Stab brach. Die ganze Darstellung des puritanischen Zeitalters ist ein Mord am Geist jener gewaltigen, wenn auch einseitig-enthusiastischen Zeit und es ist mir unverständlich, wie der Mann, der so über Puritaner schrieb, so schwärmerische Anerkennung für den Verfasser des „Cromwell" finden konnte. Und vollends die Urteile über Wordsworth und Coleridge — ein schreckliches Kapitel.

Und trotz alledem ist die Wiederauferstehung des dreimal Erschlagenen, ist die sechste Auflage der Literaturgeschichte vollkommen begreiflich. Engel hat, was die zünftigen Vertreter der englischen Literaturgeschichte als etwas vom † † † Kommendes gewaltsam unterdrücken: Selbständigkeit, Kühnheit, Temperament. Wo er liebt, spricht er seine Empfindung frei und stark aus;

er lehnt entschieden ab, wo er nicht mag. Wo der „vom Staat bezahlte Philolog“ siebt und siebt, bis sich die Wahrheit zu unsichtbarem Staube verdünnt, da spricht Engel sein Urteil frischweg — grobkörnig, kantig, ein derbes Gemisch, aber man kann's greifen, fühlen, sehen, mitnehmen: es bleibt was. Er regt immer an, zur Bewunderung oder zur Geringschätzung, der Leser lebt bei der Lektüre nicht nur mit dem Verstande sondern auch mit dem Herzen. Das ist's.

L. Kellner.

„Grazer Tourist.“ Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben vom k. u. k. Generalstabs-Hauptmann a. D. W. Ritter Gründorf v. Zebegény, Eisenbahn-Generalinspektor i. P. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Graz, 1906, „Leykam“. Kleinoktav, 280 S.

Es wurde vielseitig freudig begrüßt, daß auf der eben jetzt stattfindenden österreichischen Ausstellung in London eine eigene Abteilung dem Reisen in Österreich gewidmet ist. Denn leider, etwa mit Ausnahme von Tirol, kommen noch immer viel zu wenig Vergnügungsreisende und Sommerfrischler in unsere Lande. Und welch Nutzen erwächst nicht jedem Gebiete durch den Fremdenverkehr! Ein glänzendes Beispiel hiefür ist die Schweiz. Daher muß jedes Mittel, den Fremdenverkehr zu heben, gutgeheißen und gefördert werden. Gute Reisehandbücher dienen sicherlich diesem Zwecke. Ein solcher Führer, allerdings nur die Umgebungen von Graz beschreibend, aber diese ausführlich schildernd, liegt nun in dem Buche Gründorfs vor. Diese Schrift ist jedoch kein gewöhnlicher Fremdenführer mit trockener Aufzeichnung der Wege, Berge, Orte, sie ist eine anmutige Schilderung der Landschaften rund um die Landeshauptstadt der Steiermark; der Verfasser selbst betrachtet sich als den kundigen Führer, der eine Gesellschaft mit Bahn, Wagen und zu Fuße durch die reizenden Täler und auf die prächtigen Berge geleitet, sie in anmutigem Plaudertone auf all die Schönheiten der Natur, die sich ihren Augen darbieten, aufmerksam macht, interessante topographische, geschichtliche und naturhistorische Daten einfügt und so nicht nur den Wandernden, auch dem, der in seiner Stube das Buch liest, Belehrung und Genuß bereitet. Besonders hervorzuheben ist die absolute Zuverlässigkeit aller Einzelheiten, man merkt in allem und jedem, daß der Verfasser ein im Terrain vollkommen versierter Generalstäbler ist.

Fünfzig Touren sind ausführlich beschrieben, weitere hundert skizziert. Zwei gut entworfene Übersichtskarten erleichtern ungemein die Lektüre und die Orientierung; ein hübsches Bild: der Kesselfallsteig im Rötschgraben steht dem Titel gegenüber; ein Namens- und Sachregister, 3000 Namen enthaltend, erleichtert ungemein die Benützung.

Für Fremde, welche Graz besuchen und dessen Umgebungen kennen lernen wollen, kann es kein empfehlenswerteres Hilfsbuch geben, als Gründorfs Tourist, aber auch den Einheimischen, welche freie Tage zu Ausflügen verwenden wollen, kann nichts Besseres empfohlen werden, als dieses Werk.

Franz Ilwof.

Kleine Mitteilungen.

Zur Reform des Seekriegsrechtes. Das internationale Seekriegsrecht ist trotz der Fortschritte unserer Kultur und der friedlichen Verständigung der Staaten untereinander heute noch sehr schwankend und selbst in seinen wichtigsten Grundsätzen nicht genügend festgelegt. Viele Erscheinungen und Begebenheiten des russisch-japanischen Kriegs haben dies neuerlich und in einer Weise bewiesen, daß dadurch das Interesse an bindenden internationalen Abmachungen in dieser Hinsicht auch in weiteren Kreisen rege geworden ist, weil insbesondere der Handel und das Privateigentum Neutraler überhaupt wiederholt gefährdet und sogar verletzt wurden. In einer sehr interessanten, im jüngsten Heft der Grünhutschen Zeitschrift veröffentlichten Studie: „Der Krieg in Ostasien und die Reform des Seekriegsrechtes auf der künftigen Haager Konferenz“ macht Leopold Freiherr v. Chlumecky auf diese Tatsachen aufmerksam. Er weist nach, wie gefährlich es sei, daß gerade über die wichtigen Fragen, welche Fahrzeuge als Kriegsschiffe anzusehen seien und was man unter Konterbande zu verstehen habe, noch keine allgemein anerkannten völkerrechtlichen Bestimmungen bestehen, und erörtert mit großer Sachkenntnis die verschiedenen Fälle aus dem ostasiatischen Krieg.

In diesem haben Rußland und Japan dem Begriffe der Konterbande einen Umfang gegeben, wie er in der Praxis noch nicht bestanden und wie ihn auch die Wissenschaft bisher nicht gekannt hat. Mit Recht zeigt der Verfasser den Widersinn, der darin liegt, die Zufuhr von Lebensmitteln für unstatthaft zu erklären, weil es ein Gebot der Humanität sei, daß alles geschähe, um die Leiden des Krieges abzukürzen, dagegen aber nichts einzuwenden, wenn neutrale Märkte unter Mitwirkung oder wohlwollender Förderung neutraler Regierungen den kriegführenden Millionen und Milliarden zur Verfügung stellen. Wenn auch die Aussichten einer baldigen gründlichen Regelung der Konterbandefrage nicht sehr günstig sind, so ist doch zu hoffen, daß sich die nächste Haager Konferenz mit ihr beschäftige. Mindestens sollte sie einzelne Objekte ein- für allemal aus dem Begriff der Konterbande ausscheiden. Am Ende seiner Studie macht der Verfasser noch eine Reihe sehr

beachtenswerter Vorschläge für eine durchgreifende Reform des Seekriegsrechtes und schließt mit den Worten: „An Stelle der Willkür soll eine feste Norm treten, durch welche geregelt wird, wie weit die Kriegführenden mit ihren Verboten und Behelligungen und Repressivmaßregeln gegen den neutralen Verkehr gehen dürfen. Und ebenso wird man sich über die Abstellung von Kriegsmitteln zur See einigen müssen, welche so beschaffen sind, daß sie im Landkriege schon längst als inhuman verboten wären. Solchen Grundsätzen internationale Anerkennung zu sichern, das wäre eine Tat weltgeschichtlicher Bedeutung, durch welche der kommende Haager Kongreß sich ein unvergängliches Denkmal setzen würde." —r.

Zeitschriftenschau. Das Maiheft der „Preußischen Jahrbücher" enthält zwei wichtige politische Korrespondenzen. In der einen bespricht Professor Delbrück die Marokkokonferenz und insbesondere das Verhalten Italiens und Österreich-Ungarns zum Deutschen Reich, in der andern beurteilt Lutz Korodi den neuen Kurs in Ungarn und seine Rückwirkung auf Österreich. Er sieht die wichtigste Aufgabe des neuen ungarischen Reichstags in der Durchführung der Wahlreform, befürchtet aber, daß diese eine beschränkte sein könnte. Er meint zwar, „wenn die Krone das zu schaffende Wahlgesetz nicht in jeder beliebigen Form akzeptiert, ist noch nichts verloren; durch die Erfahrungen, die sie nach der militärischen Auflösung des Reichstages gemacht hat, ist sie darüber belehrt, daß sie alles mögliche riskieren kann, um ihren Willen unbedingt durchzusetzen und daß eine Wiederholung des Jahres 1848 heute kaum mehr denkbar ist, so lange sie über die Armee verfügt und die Nichtmagyaren noch einigermaßen bei Laune erhält." Den Nationalitäten rät er, ihre tüchtigsten Männer in das Parlament zu entsenden, um durch die Qualität ihrer Vertreter zu ersetzen, was ihnen vorläufig an Quantität abgeht und der Krone zu zeigen, „daß sie beachtet werden wollen, daß sie gewillt sind, von dem erweiterten Wahlrecht ausgiebigsten Gebrauch zu machen, das doch grundsätzlich berufen ist, neue Kräfte in den parlamentarischen Kampf einzuführen." Die Entwirrung in Ungarn muß, schließt Korodi, stimulierend auf Österreich wirken. — Auch in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland" wird die Wendung in Ungarn eingehend erörtert. Der anonyme Verfasser glaubt, „daß nach einer kurzen Pause relativer Ruhe die Sorgen der Dynastie in gesteigertem Maße wiederkehren werden." — In einem aus „Wien im März" datierten Brief der »North American Review« werden die internen Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie, dieses „unerläßlichen Elementes der internationalen Ruhe" besprochen und für weniger verzweifelt erklärt, als man sich einbilde. Im übrigen enthält der Artikel mehrere Unrichtigkeiten und sehr gewagte Behauptungen, insbesondere in Hinsicht der auswärtigen Politik. — Des Artikels „Italien und Österreich" im ersten Maiheft der „Nuova Antologia" wurde schon an anderer Stelle ausführlich gedacht. Im selben Hefte empfiehlt der Abgeordnete Maggiorino Ferraris neuerlich die Einführung eines Fahrscheines für große Entfernungen zu einem Einheitspreis, wie er in Ungarn besteht, auch für Italien. — In der „Zukunft" bespricht Harden die Depesche Wilhelms II. an den Grafen Goluchowski, und meint, daß „der deutsche Kaiser über die internationale Politik des in eine Lebenskrise gelangten Habsburgerreiches öffentlich ein Urteil gefällt" habe, das lang und schlimm nachwirken werde. — Bei Besprechung der Rolle Italiens im Dreibund bemerken die „Grenzboten", daß jede Verlängerung dieses Bundes hauptsächlich davon abhängig sei, daß die Abmachung „Österreich eine loyale Deckung für die Intregität seiner welschen Landesteile bietet." Der Artikel warnt Italien vor allzu übertriebenen Projekten und meint, es werde gut tun, „sich vorzusehen, daß es gelegentlich nicht zwischen zwei oder gar drei Stühlen zu Boden kommt". In einem andern Heft der „Grenzboten" berichtet Julius Patzelt über die ungarische Krise. Er schreibt die Entwirrung lediglich dem Einfluß der ungarischen Hochfinanz zu, die durchaus eine liberale Wirtschaftspolitik haben wolle. Ihre Drohung, den Kredit abzuschneiden, wirkte je nach der von ihr verwendeten Form bei der Koalition und bei der Regierung. Zwei frühere Hefte dieser Zeitschrift brachten einen längeren Aufsatz über „Bosnien und die Hercegovina", in welchem Max Reihlen seine Reiseeindrücke in diesen beiden Ländern, die „Österreich-Ungarn der europäischen Kultur gewonnen", schildert. Der Bericht schließt mit der beachtenswerten Bemerkung: „Die Reise durch dieses Kolonialland, mitten im alten Europa, hat mich manches, was wir zu Hause haben, mit kritischen Augen zu betrachten gelehrt, und einen alten Skrupel hat sie mir gründlich genommen: nach den materiellen und den ideellen Vorteilen, die durch die Okkupation den Bosniern wie den Österreichern in demselben Maß erwachsen sind, ist mir jeder Zweifel darüber vergangen, ob zivilisierte Nationen das moralische Recht haben, in Ländern niederer Kultur ungerufen einzugreifen und zugleich kolonisierend und zivilisierend vorzugehn." — In einem sehr interessanten Artikel „Über Staatsformen" in der „Deutschen Rundschau" streift Professor E. Fitger auch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in Österreich

und Ungarn. — Adelheid Popp stellt in den „Sozialistischen Monatsheften“ Betrachtungen über die österreichische Wahlreform und das Frauenwahlrecht an. Sie behauptet daß dem Auftreten der Arbeiterbataillone allein die Vorlage zu danken sei und betont, daß auch die Arbeiterinnen an der Demonstration vor dem Parlament „in nie gesehener Zahl“ teilgenommen haben. Trotzdem die Vorlage „der einen Hälfte der Bevölkerung, den Frauen, das Wahlrecht gänzlich vorenthält“, werden, wie die Verfasserin sagt, die Sozialdemokraten doch jedem Versuch, die Reform zu gefährden oder zu verschleppen, mit Nachdruck entgegentreten und aus taktischen Gründen haben sich auch die Arbeiterinnen damit ganz einverstanden erklärt. Dagegen haben die bürgerlichen Frauen gegen die Zurücksetzung der Frauen bei der Reform eine Bewegung eingeleitet, der selbst Abgeordnete das Wort gesprochen haben. — Der interessante Vortrag, den Prof. August Ehrhard vor kurzem über die Tanzkunst und das Debut der Fanny Elßler an der Pariser Oper gehalten, ist im »Bulletin de la Société des amis de l'université de Lyon« abgedruckt. Prof. Ehrhard, ein warmer Verehrer österreichischer Kunst und Poesie und ein feiner Kenner des alten Wien, schildert darin in liebevoller Weise die Triumphe der überall gefeierten Elßler, die sich beruhigt mit der von ganz Europa verhimmelten Marie Taglioni messen konnte.

Gasteiner Wasser. Als Kaiser Franz in seinen letzten Lebensjahren von heftigen rheumatischen Schmerzen befallen wurde, rieten ihm die Ärzte wiederholt, die Gasteiner Heilquellen zu gebrauchen. Da aber der Kaiser die weite Reise scheute, schlug ihm der Dichter Ladislaus Pyrker, Patriarch von Venedig und später Erzbischof von Erlau, vor, Gasteiner Wasser nach Salzburg befördern zu lassen und sich daselbst der Kur zu unterziehen. Pyrker hielt es für möglich und ausführbar, das Wasser noch mit dem erforderlichen Wärmegrad zum Baden nach Salzburg zu bringen. Auf Befehl des Kaisers wurde am 26. Mai 1827 frühmorgens in Gastein ein Faß mit 6 Eimern an der Quelle gefüllt und hierauf durch Brauer Moser in Hof-Gastein mittels drei Postpferden in 12 Stunden nach Salzburg gebracht. Die Füllung erfolgte um ¼4 Uhr morgens, die Abfahrt nach Salzburg um ½5 Uhr, die Ankunft daselbst um 5 Uhr nachmittags. Bei der Abfahrt hatte das Wasser 36° Wärme und ungeachtet es Tags vorher und am Morgen schneite, langte es doch mit 30° Wärme in Salzburg an, wo daß Faß im Chiemseerhof abgeladen, das Wasser in eine Wanne gegossen und mit mehreren Thermometern untersucht wurde, die alle eine Wärme von 30° zeigten. Erst nach einer halben Stunde kühlte sich das Wasser nicht ganz um einen Grad ab und abends gegen 7 Uhr zeigte das Thermometer noch 27°. Der Versuch, das heilkräftige Wasser nach einem entfernten Orte zu befördern, war also geglückt. Bei der Entwicklung des Verkehrs seit dieser Zeit wäre es also mit demselben Erfolge ganz gut möglich, Wasser aus Gastein nach entfernten Gegenden zu senden.

Feuilleton.

Das Panorama Wiens von den Stadthügeln.

Von all den Gipfeln zwischen Leopoldsberg und Anninger, die in flachem Bogen die eigentliche Wienerbucht umgeben, strahlen Ausläufer stadtwärts, die, ehe sie zur Donau abdachen, unter das Häusermeer tauchen. Diese behäbigen Hügelrücken, zwischen welchen die Stadt mit Polypenarmen in den Tälern gebirgswärts greift, sind zumeist selbst nahe ihrer Abzweigung nur mehr teilweise bewaldet, im allgemeinen überwiegt auf den Kammhöhen freies Wiesengelände, durchsetzt von Büschen und Äckern, während an den Flanken von den Häuserzeilen der Talorte aus ausgedehnte Weinriede hoch hinaufreichen. Gemeinsam ist allen diesen Höhenrücken, daß sie zwar im allgemeinen nur Dioramen gegen die Stadtseite darbieten, in welchen das Häusermeer einen verhältnismäßig sehr großen Raum einnimmt, daß man aber anderseits der Stadt schon sehr nahe ist und sie weit besser als von den höheren Hauptgipfeln in ihren Details einsehen kann. Die Verschiedenheiten der Aussicht von Rücken zu Rücken ergeben sich naturgemäß daraus, daß immer andere Stadtteile in den Vordergrund treten und daß die Höhenrücken selbst eine große Mannigfaltigkeit der Terrainformen, der Kulturen und der Besiedlung zeigen.

So könnte man sich z. B. auf der Höhe des Nußbergs, in dem wenig begangenen, von Wiesen, Feldern und Obstbäumen erfüllten Muldengraben, der vom eigentlichen Nußbergrücken den gegen das Kahlenbergerdorf abdachenden Burgstall absondert, in einer ländlichen, weit von der Stadt entfernten Idylle wähnen, grüßten nicht Kahlenberg und Leopoldsberg in das agrikole Gelände nieder, das an Sommertagen wie eine stille Oase inmitten großstädtischen Ausflüglerlebens daliegt. Denn unten auf der letzten Strecke des Berges geht es lustig

zu im Bockkeller, oben am Fuß des Kahlenberggipfels drängen sich die Gäste im Garten des Wirtshäuschens „zur eisernen Hand“ und seitwärts ziehen auf der Kahlenbergerstraße Prozessionen Menschen, sich des Rückblickes auf Wien freuend, der sich hier in jener Face zeigt, die Hlawaczeks Gemälde von Wien darstellt. Charakteristisch für das Nußbergpanorama ist auch die Donauschau speziell gegen das von steinernen Löwen flankierte Sperrtor bei der Abzweigung des Donaukanals.

Im Gegensatz zum breiten behäbigen Nußberg ist der Krapfenwaldlrücken, der die Trasse der Zahnradbahn trägt, nur schmal und die berühmten Grinzinger Weinriede reichen längs der aussichtsreichen Krapfenwaldlstraße bis zu dem als Nadelwaldoase inmitten weiter Laubwälder gelegenen Krapfenwaldl empor. Hier biegt die Straße ins Gebiet des Sieveringer Rückens ab, der vom Kobenzl und Pfaffenberg in der behäbigen Breite von $1^1/_2$ *km* niederstreicht und nachdem er in mehreren Zungen zur Grinzinger Allee abgedacht hat, nochmals in der Hohen Warte nicht unbeträchtlich ansteigt. Drei von Parks umgebene Schlösser — Kobenzl, Himmel und Bellevue — schauen von der Sieveringer Höhe ins Land hinaus, aber auch weite Wiesen unterbrechen den Wald und hier stehen noch zwei jener „Meiereien“, die früher im Wienerwald allenthalben so zahlreich waren. Ihnen gesellt sich ferner, unweit der an einem herrlichen Aussichtsplätzchen erbauten Elisabethkapelle, das Restaurant „Himmel“, und so erscheint das ganze obere Gelände der Sieveringer Höhe belebt von verschiedenartigen Bauten und tritt in Gegensatz zur westlich folgenden Salmansdorfer Höhe, die im ganzen oberen Teile ohne Siedlung ist. Auch eine Mulde, ähnlich jener am Nußberg, hat die Sieveringer Höhe aufzuweisen, sie erscheint aber besiedelt von der kleinen Kotbauer-Kolonie, die ihr hübsches Kirchlein der Munifizenz des gleichnamigen, auf einem Heurigenschank reich gewordenen Wirtes verdankt. Vordergründe sehr verschiedener Art sind es also besonders, welche die zahlreichen Aussichten von der Sieveringer Höhe kennzeichnen; letzteren aber reiht sich als vollkommene Rundensicht jene von der Meteorologischen Zentralanstalt auf der Hohen Warte an, deren Turm das Stadt-, Marchfeld- und Gebirgspanorama um die Villen- und Parkszenerien der Hohen Warte gruppiert zeigt, die sonst von wenigen Punkten genauer einzusehen sind.

Die schon erwähnte Salmannsdorfer Höhe zweigt am Dreimarkstein vom Kahlengebirgskamm ab und wird nordöstlich vom Sieveringer-, südwestlich vom Krotenbachtale begrenzt. Gepriesene Weingärten reichen hier noch über den von der Sievering—Neustifter Straße überschrittenen Sattel und über die Schloßvilla am Haseleck empor, höher aber zieht der Kammweg über Wiesen und zwischen Gebüschen hin, in welchen sich eine reiche, zum Teil subalpine Flora besser als auf allen Nachbarrücken erhalten hat. Da die Wiesen bis zum Dreimarkstein emporreichen (454 *m*) ist die Fernsicht die ausgedehnteste unter den Hügelrücken; man hat nordöstlich, jenseits des Sieveringer Tales, den Hermannskogel mit der ganz nahegerückten Habsburgwarte und das Elisabeth-Kirchlein am „Himmel“, im Vordergrund des Stadtbildes fällt besonders das mächtige Gebäude der Hochschule für Bodenkultur auf, neben welchem man das Cottage, den Turm des Türkenschanzparkes und die Kuppeln der Sternwarte bemerkt; im Süden beherrscht der Michaelerberg mit dem an seinen Fuß geschmiegten Neustift die Aussicht.

Die nächsten Rücken — des Michaelerbergs und Schafbergs — zeigen die Eigentümlichkeit, daß sie durch die Salmannsdorf—Neuwaldegger Straße schon bei ihrem Ursprung von Kahlengebirgshauptrücken abgeschnürt sind. Der Michaelerbergrücken erhebt sich zunächst im eigentlichen Michaelerberg (386 *m*), dessen bewaldeter Westteil nur von einzelnen Punkten, wie bei der Geroldsbank, Veduten gegen Wien bietet, und wird dann in einer Senke von der ganz mit Häusern besetzten, Neustift und Pötzleinsdorf verbindenden Khevenhüllergasse überschritten. Darauf erhebt sich der Rücken wieder in der von mehreren kleinen Straßen übersetzten Pötzleinsdorfer Höhe, die bei der Josefshöhe eine sehr hübsche Aussicht über Wien und das Kahlengebirge bietet, und geht schließlich in das Plateau der Türkenschanze über, wo jetzt die Warte im Türkenschanzpark den Hauptaussichtspunkt bildet. Charakteristisch für die Rundschau hier ist vor allem der Blick über die riesigen gelben Schottergruben im Westen, in deren Mitte die schwarze Öffnung eines Tunnels der Vorortelinie gähnt, während am jenseitigen Rande die ziegelrote Kirche von Gersthof von den weißen Häusern dieser im Laufe der letzten zwanzig Jahre riesig angewachsenen Cottage absticht, die den ganzen Auslauf des grünen Schafbergrückens bedeckt. Über dem Schafberg bemerken wir den Heuberg und den Galizinberg mit dem Schloß Wilhelminenberg, weiter rechts grüßen von einem Absatz des Michaelerberges die hochgelegenen Häuser von Pötzleinsdorf und Neustift und anschließend baut sich hinter weitem grünen Vorterrain der ganze Kahlengebirgszug auf. Wo er im Nußberg rechts absinkt, fällt der Blick auf die nahe Hochschule für Bodenkultur, um den Türkenschanzpark zu Füßen gruppieren sich

Cottage und Sternwarte und dann erstreckt sich in enormer Ausdehnung zwichen Riesenrad und Rotunde einerseits und Schönbrunn anderseits das Häusermeer, dessen Westteile in das mit dem Anninger beginnende Gebirgspanorama eingreifen.

Die Waldstraße von Pötzleinsdorf nach Neuwaldegg trennt den Michaelerberg vom Schafberg, der in seiner allmählichen, von keinen Straßen übersetzten Abdachung mehr der Salmannsdorfer Höhe als dem Michaelerbergrücken gleicht, der wie kein anderer von Straßen und Wegen übersetzt wird. Der Nordhang ist auf eine beträchtliche Strecke bewaldet, der Wald schneidet aber auf der Kammlinie ab und man hat von der, nahe der Kulmination (388 *m*) gelegenen Ladenburgerhöhe eine prächtige Schau über das in großer Ausdehnung und gerade gegen seine zentralen Teile hin erschlossene Stadtbild. Etwas abwärts tritt auch über der Türkenschanze, auf der sich sehr hübsch die Sternwarte präsentiert, das Kahlengebirge in Erscheinung. Der breite Rücken des Schafberges ist mehrfach eingemuldet und trägt außer dem „Schafberg-Hotel“, die Restaurants Stahlener und „Zur Himmelmutter“, letztere am Rande gegen das Dornbacher Tal, an dessen jenseitigem Gehänge die Villenkolonie von Dornbach zum Galtzinberg und Heuberg ansteigt. Auch Gärtnereien, ein Wasserreservoir der Hochquellenleitung und — wie auf den anderen Rücken ebenfalls — mehrere Friedhöfe finden sich: zwei inmitten der Weingärten, welche als Reste der berühmten Alsecker Riede noch jetzt die Dornbacher Seite auf 2 *km* Erstreckung bedecken (der Hernalser und der Dornbacher Friedhof) und der Gersthofer Friedhof auf dem Südostabhange, wo ihn die ausgreifenden Häuser von Gersthof schon fast erreicht haben.

Zwischen dem Dornbacher- oder Alsbachtal und dem Wiental dachen die Ausläufer des vom Heuberg zum Satzberg ziehenden Waldkammes gegen Wien ab, und zwar zunächst — unter den großen Wiesen, denen der Heuberg seinen Namen verdankt — der Kleine Heuberg, auf welchem ober den Dornbacher Villen das von tanzlustiger Jugend gern aufgesuchte Restaurant „Gräserhüte“ liegt. Es bietet eine hübsche Perspektive gegen Wien, und zwar besonders auf die vor der Mündung des Dornbacher Tales erschlossenen Stadtteile. Zwischen dem Graben, in welchem die Bieglerhütte liegt, und der Fuchslücke geht dann ein weiterer aussichtsreicher Rücken nieder, welcher die weithin sichtbare Villa „Sängerwarte“ trägt, die Hauptabdachung aber bildet der vom Galizinberg niedersteigende Wilhelminenbergrücken, dessen Höhe das vom Erzherzog Rainer eben neu erbaute und zu einem der auffälligsten Fixpunkte im Umgebungsgelände der Stadt ausgestaltete Schloß trägt. Zu einem letzten, zwischen Liebhartstal und Ameisberg abdachenden Rücken führen vom Ottakringer Friedhof die Galizin- und Steinhofstraße empor und bieten schöne Abblicke über die weiten, „Spiegel“ genannten Wiesenhänge gegen die Mündung des Wientales in das Wiener Becken. Am diesseitigen Gehänge, wo sich schon der große Komplex der neuen Wiener Irrenanstalt erhebt, bilden zurzeit die Kuffnersche Sternwarte, das Wilhelminen-Spital und die großen Gebäudeblocks der Kaiser-Jubiläumsstiftung für Volkswohnungen die vorstechendsten Punkte, über das im Tal gelegene Baumgarten aber sieht man gegen die malerischen Höhen von St. Veit, zum Lainzer Schlößchen des Tiergartens, auf Schönbrunn und bis zum Wasserturm.

Wenden wir uns nun den Hügelaussichten südlich des Wientals zu, so haben wir zunächst des Gemeindeberges zu gedenken, jener Vorhöhe der Tiergartenberge, welche das Restaurant „Einsiedelei“ trägt. Hier erschließt sich nämlich ein sehr charakteristisches Diorama, das besonders St. Veit mit der erzbischöflichen Sommerresidenz und die St. Veiter „Klippen“ (aus dem Sandstein des Wiener Waldes sich auflagernde bewaldete Kalkgupfe), sowie Teile von Hietzing und Lainz mit der Lainzer Versorgungshauskolonie umfaßt. Auch von den St. Veiter Klippen selbst (Girzenberg und Roter Berg) trägt eine einen Aussichtspavillon und bildet den Gegenpart der Aussicht von der Steinhofstraße.

Den schönsten und eigenartigsten Aussichtspunkt dieses Rayons bietet jedoch die inmitten des Schönbrunner Parks aufragende Gloriette. Der unter Kaiser Josef 1775 geschaffene mächtige Hallenbau erhebt sich 35 *m* über die Glorietteanhöhe und 86 *m* über das riesige Blumenparterre des Parkes,* das im Verein mit der ausgedehnten weißen Schloßfront den schönsten aller Vordergründe bildet, hinter welchem sich das Stadtpanorama entrollt.

Geht man zur Gloriettehöhe hinauf, so sieht man schon nach den ersten Serpentinen beiderseits des Schlosses die Stadtteile jenseits des Wienflusses emporsteigen, die linksseitige von der Breitenseer, die rechtsseitige von der Rudolfsheimer Kirche dominiert und man erkennt, daß diese Stadtteile eine ganz hübsch in Terrassen aufsteigende Uferstadt bilden. Über ihre linksseitigen Teile erheben sich alsbald die Ottakringer Warte, das Schloß Wilheminenberg und der Kahlengebirgszug, und auf der ausgedehnten Plattform der Gloriette angekommen, die einst den Lieblingsaufenthalt Metastasios bildete, überrascht uns eine vollkommene Rund-

* Seehöhe des Blumenparterres 186 *m*, der Glorietteanhöhe 237 *m*, der Glorietteplattform 272 *m*.

sicht. Zunächst fesseln die Veduten im Hintergrund der vom Parkzentrum ausstrahlenden Alleen, zum Beispiel ostwärts gegen das Häusermeer der Stadt und den Stephansturm, südöstlich gegen den Wasserturm und die Ringofenschlote der Wienerberger Ziegeleien. In dieser Richtung sehen wir weit gegen Süden; gleichwohl ist viel schöner der über den hinteren Teich und den Fasangarten hin erschlossene Aspekt der Orte vor dem Anninger, und des über den Föhrenkogeln und dem Eisernen Tor sich aufbauenden Schneebergs. Im Westen fesselt der Anblick der verschlossenen Tiergartenberge, in deren Osthänge wir hier wenigstens aus der Entfernung einigen Einblick gewinnen. Die Tiergartenforste, an deren Rand das weiße Lainzer Schlößchen blinkt, schließen mit dem Schönbrunner Park die Lainzer Mulde ein, in welcher wieder am meisten der große Pavillonkomplex des neuen Wiener Versorgungshauses auffällt.

Von den zwischen Liesing- und Möblingtal gelegenen Hügelaussichten ist wohl jene des Petersdorfer Hochbergs (306 *m*), die den um die altertümliche Kirche gruppierten Ort zum Mittelpunkt hat, die interessanteste. Aber auch die hochgelegenen Orte Gießhübel und Hochleithen mit der Doppelschau gegen den Kessel der Brühl und das Wiener Becken, die restaurierte Burg Liechtenstein und der Husarentempel (484 *m*), der einerseits einen weiten Überblick über die Ebene, anderseits zwischen Waldgrün eine reizende Vedute gegen den Schneeberg, das Hocheck und die Lilienfelder Alpen gewährt, zählen zu den beliebtesten Aussichtspunkten des südlichen Wienerwaldes. Ihnen reihen sich die künstlichen Ruinen an, welche Fürst Joh. Liechtenstein zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts auf dem dolomitfelsigen Kalenderberg errichten ließ, wie der Schwarze Turm und das Amphitheater, sowie auf dem gegenüberliegenden Frauenberg die ebenfalls renovierte Ruine der Burg Mödling, der alten Wächterin der Mödlinger Klausen, deren romantische Szenerie im Verein mit dem von der Otmarkirche dominierten Stadtbilde Mödlings das Spezifische dieser Aussichtspunkte bildet. Auch der kleine vom Anninger in die Ebene vorgeschobene Eichkogl (366 *m*), von dessen Höhe Maria Theresia einst den Exerzizien der in der Ebene manövrierenden Truppen zusah, bietet eine eigenartige Aussicht, da er uns vom Kahlengebirge bis zum Pittental das ganze Wiener Becken zu übersehen ermöglicht, und zwar einerseits über die malerische Mödlinger Bucht gegen Wien hin, anderseits über die weiten Weingefilde, in welche sich idyllisch der ummauerte, dem Stift Heiligenkreuz gehörende Meierhof Thallern und der Markt Gumpoldskirchen betten.

Reinhard Petermann.

Rundschau.

1. Juli. Parteitag der österreichischen Zionisten in Krakau. — Eröffnung der Vintschgaubahn Meran—Mals.

2. Henriette Mankiewicz (geb. 1852) in Wien †. — 7. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Heeresordinarium wird angenommen. — Der volkswirtschaftliche Ausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses verhandelt über den Handelsvertrag mit der Schweiz. Bei § 1 beantragt der Handelsminister folgende Ergänzung: „Unter dem Ausdrucke „autonomer Zolltarif“, der im Vertrage vorkommt, ist der auf Grund des § 2 des Gesetzartikels 3 vom Jahre 1906 in Kraft getretene autonome Zolltarif zu verstehen, der mit dem als Grundlage der Verhandlung dienenden autonomen Zolltarif identisch ist. Unter dem „österreichisch-ungarischen Zollgebiete“, welcher Ausdruck im Vertrage ebenfalls vorkommt, ist jenes Gebiet zu verstehen, in welchem auf Grundlage des § 68 des Gesetzartikels 12 vom Jahre 1867 und des Gesetzartikels 30 vom Jahre 1899 die Reziprozität aufrechtzuerhalten ist“. Diese Ergänzung wird angenommen. — Internationale ethische Konferenz in Eisenach.

3. Maler Franz Gaul (geb. 1837) in Wien †. — Dr. Kramarz wird zum Obmann des Jungtschechenklubs gewählt. — 8. Sitzung der österreichischen Delegation. — 426. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Einem Antrag, betreffend die geplante Erhöhung der Postgebühren, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Mehrere Abgeordnete interpellieren über die Haltung der ungarischen Regierung bei der Vorlage des Handelsvertrages mit der Schweiz. Fortsetzung der Spezialdebatte über die Gewerbegesetznovelle. — Das ungarische Magnatenhaus nimmt den Adreßentwurf an.

4. Der gewesene Ministerpräsident Dr. v. Koerber und die ehemaligen Minister Freiherr v. Call und Dr. v. Böhm-Bawerk geben im Budgetausschuß Aufklärungen über die Triester Hafenbauten. — 9. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Budget des Ministeriums des Äußern wird angenommen.

5. Mit Rücksicht auf die unbefriedigende Antwort Serbiens hinsichtlich der von Österreich-Ungarn gestellten Forderungen, beschließt die Zollkonferenz in Wien die Grenzsperre für serbisches Vieh und die Anwendung des autonomen Zolltarifes für alle serbischen Produkte. — 10. Sitzung der österreichischen Delegation. — Maler Anton Schrödl (geb. 1820) in Wien †.

6. Die beiden Siebenerkomitees der Quotendeputationen halten eine gemeinsame Sitzung in Wien ab, bei welcher eine Einigung nicht erzielt wird. — 11. Sitzung der österreichischen Delegation: Der Okkupationskredit wird bewilligt und die Session hierauf geschlossen. — 427. Sitzung des Abgeordnetenhauses: In Beantwortung der diesbezüglichen Interpellationen erklärt der Ministerpräsident, daß die Anträge der ungarischen Regierung bei Inartikulierung des Handelsvertrages mit der Schweiz ohne vorheriges Einvernehmen mit der österreichischen Regierung gestellt wurden und sich demgemäß als eine Fortsetzung jenes Vorganges darstellen, den die ungarische Regierung bereits aus Anlaß der Einbringung des autonomen Zolltarifs beobachtet hat und den die österreichische Regierung wiederholt mit den für die wirtschaftlichen Beziehungen beider Staatsgebiete geltenden gesetzlichen Bestimmungen, beziehungsweise mit

dem bestehenden Reziprozitätsverhältnis als nicht im Einklang stehend bezeichnet hat. Die Regierung sei sich ihrer Verpflichtung vollkommen bewußt, jede Beeinträchtigung österreichischer Interessen hintanhalten zu müssen. Zu diesem Zweck und um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß die Regierung sich im Hinblick auf die bevorstehenden Ausgleichsverhandlungen freie Hand wahre, zieht sie die dem Abgeordnetenhause noch vorliegenden Gesetzentwürfe über den wirtschaftlichen Ausgleich mit Ungarn zurück. — Fortsetzung der Spezialdebatte über die Gewerbeordnung. — Der neue Text der Genfer Konvention wird in Genf unterzeichnet.

7. Schlußsitzung der österreichischen Quotendeputation. Schlußsitzung der ungarischen Delegation. — Im Finanzausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses erklärt der Handelsminister Kossuth mit Rücksicht auf die Zurückziehung der Ausgleichsvorlagen aus dem österreichischen Abgeordnetenhaus, daß man die Situation in Österreich unrichtig auffasse. Das Zollbündnis habe im Jahre 1897 aufgehört und 1899 sei Ungarn in den rechtlichen Zustand des unabhängigen Zollgebietes eingetreten.

9. FZM. Georg R. v. Kees (geb. 1822) in Graz †.

10. Der Städtebezirk Bruck—Leoben wählt den Bürgermeister Anton Buchmüller mit 275 von 277 Stimmen in den Reichsrat. — 428. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringlichkeitsweg wird die Regierung aufgefordert, die Verhandlungen mit Ungarn, welche der gesetzlichen Feststellung des Verhältnisses beider Staatsgebiete zueinander gelten zu beschleunigen und in diese Verhandlungen auch die Frage der Aufteilung der Einkünfte aus den Finanzzöllen Österreichs und Ungarns nach Maßgabe des Verbrauches einzubeziehen.

11. Exkaiserin Eugenie trifft zum Besuche des Kaisers in Ischl ein. — Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt die Adresse an.

13. 429. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringlichkeitsweg wird die Regierung aufgefordert die Verordnungen, betreffend die Registrierung des aus Österreich nach Ungarn eingeführten Zuckers ohne Verzug zurückzuziehen. Die Gewerbegesetznovelle (2544. Beil. d. St. Pr.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. Erste Lesung der Nordbahnvorlage (2600.).

14. FZM. Josef Freiherr von Weber (geb. 1813) in Wien †.

*

Gedanken zur Zeitgeschichte. Die fieberhaft bewegte Zeit, in der wir leben, ist unermüdlich in der Schaffung neuer Probleme. Jeden Augenblick wird das gewohnheitsmäßige Denken aus seiner Ruhe emporgeschreckt, niemals wurde die Schablone so oft und so empfindlich desavouiert, wie in unseren Tagen. Alteingewurzelte Vorstellungen müssen preisgegeben, Unerhörtes und für unmöglich Gehaltenes muß als Wirklichkeit anerkannt werden. Zu den seltsamsten Neuheiten unserer Zeit gehört wohl das Problem des Streiks der Staatsdiener und sonstigen öffentlichen Bediensteten. Daß dieses Problem überhaupt auftauchen konnte, das ist das Überraschende und Verblüffende. Noch vor zehn Jahren hätte niemand an eine solche Möglichkeit gedacht, hätte niemand an eine Verbindung der Begriffe Staatsdienst und Ausstand auch nur zu denken gewagt. Denn die Essenz und das grundlegende Element im Staats- und öffentlichen Dienste ist das Treueverhältnis in dem hohen, sittlichen Sinne des alten deutschen Wortes: „Ich dien'", und dieses Treueverhältnis schließt es vollkommen aus, daß die Durchsetzung materieller Forderungen durch Arbeitseinstellung erzwungen werde. Aber die Zeit hat uns genötigt, auch hier dem Medusenhaupt des Neuen ins Auge zu blicken. In Italien und Ungarn haben die Angestellten der Eisenbahnen, darunter die beeideten Bediensteten der Staatsbahnen gestreikt, und nicht nur die Bediensteten niederer Kategorie, auch Beamte haben sich dem Ausstand angeschlossen. Gerade jetzt steht in Italien ein Streik — man lache nicht! — des richterlichen Personals in Diskussion, denn demnächst soll in Rom eine Versammlung von mehr als 3000 Funktionären des Justizressorts stattfinden, darunter vieler Richter, die eine Anzahl von Forderungen in bezug auf das Dienstverhältnis beraten werden und entschlossen sein sollen, im äußersten Falle zum Mittel des Ausstandes zu greifen. In Frankreich hat man die Arbeitseinstellung der Postbediensteten von Paris, der staatlichen Arsenalarbeiter in Toulon erlebt. In Frankreich ist darum das Koalitions- und Streikrecht der Staatsbediensteten zu einer brennenden, alle Leidenschaften aufwühlenden Frage geworden. Mit Recht, denn der gesunde Menschenverstand des arbeitenden, schaffenden Staatsbürgers erkennt instinktiv, daß es sich hier um eine Kardinalfrage der staatlichen Existenz handelt, daß einfach alles aus den Fugen geht und der Ordnungsstaat zu einer Farce wird, wenn die Begriffe und Praktiken des Lohnkampfes der Privatbetriebe in den öffentlichen Dienst Eingang finden. Es ist ein sehr feiner Witz des vielberufenen Genius der Weltgeschichte, daß er sich gerade die demokratisch-radikale Republik als Experimentierobjekt ausersehen hat, daß er gerade dieser Republik, die heute die Blüte des fortgeschrittensten Radikalismus darstellt, die große Aufgabe zugewiesen hat, den Kampf für die konservativen Grundlagen der staatlichen Ordnung aufzunehmen und durchzuführen. Feinschmecker werden es als eine besondere Pikanterie empfinden, daß das äußerstlinke Kabinett Sarrien unerschütterlich fest bleibt in dem Entschlusse, die wegen des Streiks entlassenen Briefträger nicht wieder anzustellen. Der Arbeitsminister dieser radikalen Regierung, Herr Barthou, erklärt, man könne den Beamten und Bediensteten der öffentlichen Verwaltung ein Streikrecht nicht zuerkennen, weil es zur Anarchie führen würde, und die radikalste Kammer, die Frankreich je besessen hat, lehnt mit überwältigender Mehrheit den sozialistischen Antrag auf Amnestierung der entlassenen Briefträger ab. (10. Juli 1906.)

In Frankreich hat man eben erkannt, was auf dem Spiele steht. Man weiß, daß »la crise du fonctionnarisme« die Krise des ganzen

staatlichen Apparates bedeutet, und man ist auch darangegangen, die Frage theoretisch und gesetzgeberisch zu lösen. Mit ihrem Dekrete vom 21. Mai d. J. hat die Regierung eine aus hohen Staatsbeamten bestehende Kommission eingesetzt, die sich mit der Frage des Syndikatsrechtes der öffentlichen Beamten befassen soll. Man strebt die Schaffung eines Gesetzes an, welches das Assoziationsrecht der Staatsdiener genau regeln soll. Es ist nun sehr bezeichnend für die Stimmung in den höheren Schichten der dortigen bürgerlichen Intelligenz, daß ein angesehener französischer Rechtsgelehrter klipp und klar die Forderung aufstellt, es möge den Staatsdienern nicht nur das Streikrecht, sondern auch das Assoziationsrecht rundweg aberkannt werden. So weit ist unseres Wissens hierzulande niemand gegangen, das Recht, Vereinigungen zur Wahrnehmung ihrer Interessen zu bilden, wurde den öffentlichen Dienern niemals bestritten. In der französischen Republik aber findet sich ein Gelehrter von Rang und Ansehen, der diese Forderung ganz ungeniert erhebt. Es ist der Professor des Verwaltungsrechtes an der Pariser Universität, Herr M. H. Berthélemy. Einige radikale bürgerliche Politiker, die es nicht ganz mit den Sozialdemokraten verderben wollen, hatten Kompromißvorschläge im Sinne eines „beschränkten Syndikatismus" erstattet. Herr Pelletan, der frühere Marineminister, meinte, man könne den Staatsdienern das Koalitionsrecht gestatten, müsse ihnen aber den Streik verwehren. Andere wollten Syndikate nur in jenen öffentlichen Verwaltungszweigen (Unterricht, Krankenpflege rc.) zulassen, wo nicht die höchsten Lebensinteressen des Staates in Betracht kommen; in jenen Dienstzweigen jedoch, wo eine Störung des Betriebes unmittelbar die allerschwersten Folgen nach sich zöge (Eisenbahnen, Post- und Telegraphen rc.) soll das Assoziationsrecht aufgehoben werden. Eine dritte Gruppe von Politikern will das Koalitionsrecht jenen Staatsbediensteten einräumen, welchen die niederen, vorwiegend manuellen Leistungen zufallen, wohingegen die leitenden und anordnenden Funktionäre kein Koalitionsrecht haben sollen. Professor Berthélemy erblickt aber in allen diesen Vorschlägen nur faule Kompromißversuche. Ist einmal, sagt er, die Vorbereitung des Streiks auch in den Staatsbetrieben erleichtert, dann kommt der Streik unvermeidlich. Das einzige Mittel, ihn zu verhüten, ist, daß man einer Verabredung des Streiks vorbeugt, und hiezu gibt es wieder nur ein Mittel, das ist, die Syndikate der Staatsdiener zu verbieten. Sie sind aus jedem Gesichtspunkte unvereinbar mit der öffentlichen Ordnung. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse im öffentlichen Dienste festzustellen ist Sache der Gesetzgebung und der Regierung. Gegen Übergriffe der Regierung gibt es Gerichte, gegen Mißbräuche der Gesetzgebung gibt es die Waffe des Stimmzettels. Aber die Tätigkeit der Syndikate, welche auf Parlament und Regierung Pressionen üben will, ist antikonstitutionell. Man gebe den Staatsbediensteten alle möglichen Garantien durch Schaffung einer Dienstpragmatik, durch Maßregeln gegen Nepotismus — aber das Syndikat muß ihnen verwehrt werden, das Koalitionsrecht ist überhaupt grundsätzlich in allen Fällen auszuschließen, wo die Dienstverhältnisse und Arbeitsbedingungen nicht durch freien Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern durch Gesetz oder Verordnung der öffentlichen Gewalt festgestellt sind. Antidemokratisch kann man diese Maßregel nicht nennen, denn auch in England und Amerika gibt es kein Koalitionsrecht der Angestellten der Eisenbahnen und der großen Monopolbetriebe. „Tun wir", ruft Berthélemy, „für unsere Staatsdiener alles, was recht und billig, aber lassen wir um Himmels willen in die öffentlichen Betriebe nicht jene tödliche Krankheit einziehen, welche für sie das Syndikatswesen bedeutet."

So der Professor in der liberal-radikalen französischen Republik. Anderswo wagen die Erzreaktionäre nicht so zu sprechen. —l.

Österreichische Rundschau, Heft 90, 91. Redaktionsschluß 14. Juli 1906. Ausgegeben 19. Juli 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Wir erhalten folgenden Aufruf: Wenn nicht in zwölfter Stunde Hilfe kommt, scheint es fast, als ob ein von vielen Seiten anerkannter Schriftsteller den Weg so vieler deutscher Dichter gehen müßte. Den Weg des Elends. Seit drei Monaten liegt Franz Schamann, vom Schlag gerührt, darnieder. Und als sein Zustand sich kaum etwas gebessert zu haben schien, warf ihn ein Blutsturz wieder aufs Krankenlager. Zu all dem pocht die Not an seine Tür. So kam es, daß dieser strebsame Mann, durch seine Krankheit arbeitsunfähig, am Rande des Elends angekommen ist. Es wird gewiß viele geben, denen Schamann als Feuilletonist, Novellist, Kritiker oder Dramatiker oft angenehme Stunden bereitet hat. An alle diese und alle jene, welche an dem Streben eines ernsten Mannes Anteil nehmen, wenden sich die Unterzeichneten. Vielleicht denkt doch mancher an den Kranken und trägt dazu bei, ihm die Mittel zu beschaffen, welche er zu seiner Genesung bedarf. Im Juli 1906. Franz Adamus (Ferdinand Bronner), Dr. Ludwig Bauer, Alexander Engel, Siegfried Knapitsch, Dr. Karl Hans Strobl, Dr. Karl Schönherr, Hermann Bahr, Dr. Oskar Bendiener, Stephan Großmann, Dr. Rudolf Lothar, Dr. Artur Schnitzler, Siegfried Trebitsch.

Kürzlich ist im Verlag von Moritz Schauenburg das Lahrer Kommersbuch in der 75. Auflage erschienen. Ein schwungvolles nnd bei ernstem Grundton herzliches und frohgemutes Geleitwort hat dem Buche der bekannte Kulturhistoriker Prof. Dr. Eduard Heyck mitgegeben. Mit Recht spricht Heyck in diesem Vorwort, welches zugleich eine kurze Geschichte des berühmten „Lahrer" enthält, es aus: daß dieses akademische Liederbuch sich eine litterarische und gesellige Macht erobert habe, die es „für die Entwicklung der Nation, für den Anschauungsinhalt ihrer besten Kräfte anerkannt und unbestritten habe ausüben dürfen."

In der Zeit vom 1. bis 4. Oktober 1906 findet zu Berlin in den Räumen der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität der Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge statt. An der Spitze des vorbereitenden Ausschusses steht der Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin, Dr. W. Münch. In dem Programm der Vorträge finden wir auch zwei Österreicher: Prof. Dr. E. Martinek (Graz) und Dr. Th. Heller (Wien); jener wird über „Wesen und Aufgabe einer Schülerkunde", dieser über „psychopathische Kinder" sprechen. — Mitgliedskarten sind gegen Erlag von 5 Mark von dem Schatzmeister des Kongresses, Professor Dr. Moritz Schäfer, Berlin, NO. 23, Klopstockstraße 24, zu beziehen.

Der in den weitesten Kreisen bekannte und geschätzte A. Hartlebensche Plan von Wien liegt in kartographisch vollständig erneuerter und in jeder Hinsicht verbesserter 23. Auflage vor und ist in allen Buchhandlungen zum Preise von 50 h = 50 Pf. vorrätig.

Im Verlag von L. W. Seidel & Sohn erschien soeben „Aus bewegten Tagen. Persönliche Erinnerungen und Erlebnisse aus dem Feldzug des Jahres 1866 gegen Preußen", von Oberst Béla Kuderna. Der Verfasser gibt hier keinen trockenen Bericht, sondern entwirft in lebhaften Farben mannigfache Bilder des Soldatenlebens vor dem Feind, die jedem Leser willkommen sein werden.

Verlosungsverlust. Im Monate August finden die Ziehungen der 1860er Staatslose, I. Bodenkredit-, Italienischen Kreuz-Lose statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, bzw. Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines, dessen Expposituren sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Klagenfurt, Bielitz-Biala, Pilsen, Teplitz, Karlsbad, Konstantinopel und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

Büchereinlauf.

Haarschwund und Glatze, ihre Verhütung und Behandlung. Von Dr. M. Meyer. München, 1906. Verlag der „Ärztlichen Rundschau" (Otto Gmelin).

Die Mimik des Denkens. Von Dr. Sante de Sanctis. Autorisierte Übersetzung von Dr. Joh. Bresler. Halle a. d. S., 1906. Karl Marhold.

Der Herr Abgeordnete. Roman von Katharine Cecil Thurston. Autorisierte Übersetzung von Alfred Brieger Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Vernichter und Vernichtete. Sieben Erzählungen von Karl Ferdinands. Buchschmuck von Hans v. Volkmann. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Das Ewige. Ein Festspiel in zwei Tagen von Max Semper. Erster Tag: Das Opfer. Dramatische Handlung in drei Teilen. Berlin, 1906. Egon Fleischel & Co.

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 92, 93, 28. Juli 1906.

